This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

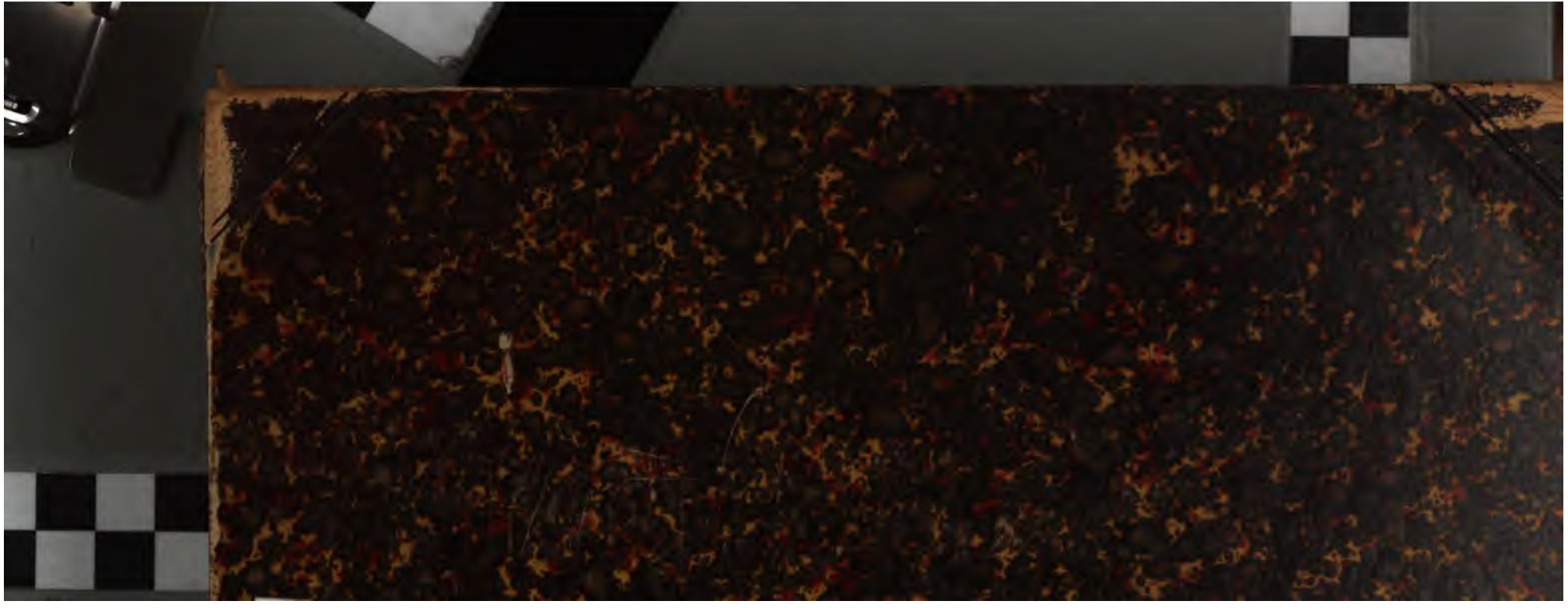
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

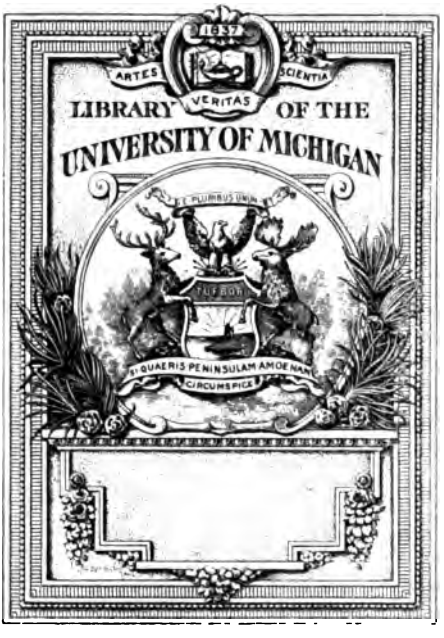
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.




1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

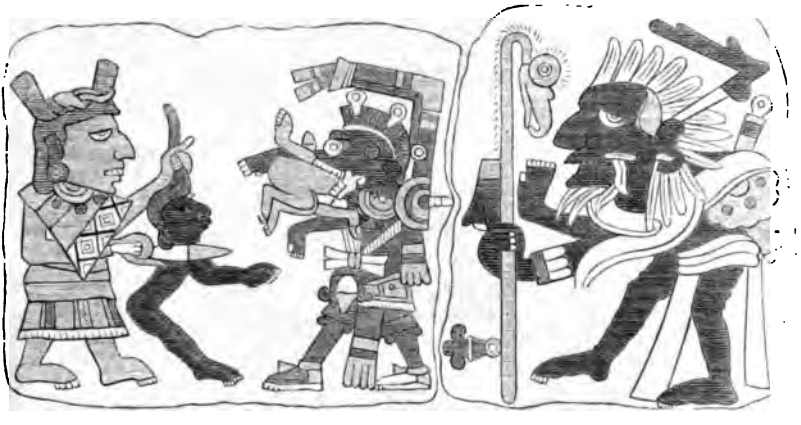
GH
.J1
.C34
1971

Die Urgeſchichte der Menſchheit.

Zweiter Band.

Mexicaniſche Göttergeſtalten.

Die mexicaniſche Schlangengottheit: Cihuacohuatl



Der Herr der Todesſtatte Mictlantecuhtli

Die Fiſch- und Waſſerſchlangengottheit Tlocipactli

Die

Urgeschichte der Menschheit

mit Rücksicht

auf die

natürliche Entwickelung des frühesten Geisteslebens.

Von

Otto Caspari,

Docent an der Universität zu Heidelberg.

Mit Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Tafeln.

Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage.

Zweiter Band.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1877.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Vorbemerkungen.

Im ersten Bande dieses Werkes wurde die früheste Entwickelungsgeschichte der Menschheit eingehender Betrachtung unterzogen. Der Mensch trat uns dort zunächst auf der rohen Stufe der Thierheit entgegen. Wir sahen, wie er von dieser niedern Stufe aus sich weiter entwickelte und sich bald im staatlichen Verbande in geistiger Hinsicht über die ihm nahe stehenden Thierarten erhob. Die Aufgabe des zweiten Bandes ist es nun, nachzuweisen, wie auf Grundlage der vollzogenen Culturanfänge der Mensch zu jener Höhe des Geistes gelangen konnte, die wir an den hervorragenden Völkern des Alterthums mit Recht bewundern.

Es wird sich uns im Verlaufe dieser psychologisch-historischen Entwickelung Gelegenheit bieten, die empirische Grundlage nachzuweisen, auf welcher das eigentliche Priesterthum im Staate entstand und allmählich zu einer bedeutenden Macht neben dem weltlichen Herrscherthume emporstieg. Unverkennbar verdankt die Menschheit ihre edelsten geistigen Güter, und namentlich auch die Anleitung zu den frühesten tiefern Culturbestrebungen im Staate, den Bemühungen des urgeschichtlichen Priesterthums. Aber so viel auch das innere und äußere Culturleben der

Menschheit dem naturkundigen Priesterthume der Urzeit verdankt und so sehr in früheſter Zeit das Gedeihen des Staates selbst durch dasselbe gefördert wurde, so dürfen wir doch nicht verkennen, daß die Anfänge zu einem Culturleben bereits mit der ersten staatlichen Gestaltung sich im Menschenthume begründet hatten, die ersten Führer des Staates daher keineswegs als verdienstlos um die Culturentwickelung angesehen werden dürfen. Im Gegentheil, die Daten lassen mit Rücksicht auf die historisch-psychologischen Untersuchungen keinen Zweifel darüber, daß sich bereits vor dem ersten geschichtlichen Auftreten des Priesterthums im engern Sinne ein primitives Religionsleben im Staate entwickelt hatte, welches vorerst in den weltlichen Herrschern und Fürsten und in der Gemeinde selbst seine Anlehnungspunkte fand. (Vgl. Bd. 1, Buch 3, Kap. 2 und 3.) Ich weiß recht wohl, wie vielen gegenwärtig noch herrschenden Meinungen und Anschauungen ich hiermit entgegentrete, aber ich bin mir bewußt, die empirischen Bedingungen historisch und psychologisch aufs genaueste geprüft zu haben, und fand, daß die Resultate in ihrer Folgerichtigkeit meine Voraussetzungen durchweg bestätigten. Will man mit Rücksicht auf das früheſte urgeschichtliche Auftreten des Priesterthums und auf die sich später mit ihm entwickelnde Kirche die letztere nicht schlechthin die Tochter des Staates, sondern, aus Pietät gegen die großen Verdienste des Priesterthums um die spätere Entwickelung des Staatslebens, die Schweſter des Staates nennen, so lehrt uns doch die Geschichte, daß diese Geschwisterschaft leider sehr früh mit dem Fluche beladen wurde, mit dem so vieles Irdische behaftet ist. Dieser Fluch ist die Unverträglichkeit. Nicht wie edle Geschwister haben sich diese beiden gleichberechtigten und durch den Rathschluß der Vorsehung berufenen

Erziehungsfactoren der Menschheit (deren einer auf Geist, Gesinnung und Gemüth einwirken, der andere aber die äußern Handlungen der Menschen richterlich beaufsichtigen und leiten soll) miteinander vertragen, sondern sie haben sich im Gegentheil zumeist einander angefeindet, und nicht selten war es priesterlicher Hochmuth, der, sich weiser dünkend als die weltliche Regierung, auf Kosten der letztern die Schicksale der Völker allein zu leiten sich anmaßte. Nicht alle Völker wußten sich vor den Folgen zu bewahren, welche eine solche ungerechte und einseitige Ueberhebung herbeiführte. Wie eine im Lapidarstil geschriebene Warnung tritt in dieser Beziehung dem Geschichtsforscher die verhältnißmäßig so bald erfolgende geistige Erstarrung und Versteinerung jener orientalischen Culturländer entgegen, in denen so früh und so hoffnungsvoll die geistigen Bestrebungen der Menschheit begonnen hatten.

Wie sehr sind wir daher allen Fürsten und Staatsmännern zu tiefem Danke verpflichtet, die in weiser Voraussicht sich nicht scheuen, tausend Vorurtheilen zum Trotz die unter schweren Kämpfen errungene abendländische freie Geistescultur vor priesterlicher Knechtschaft und vor Untergang zu bewahren.

Was auch die Zukunft bringen möge: das deutsche Volk fühlt, daß es mehr wie andere unter den großen abendländischen Nationen dazu berufen ist, ähnlich wie einst die Griechen im Orient, ein Hort der freien Forschung und des freien geistigen Strebens zu sein und zu bleiben.

Was nun die in diesem Bande behandelten Einzelheiten anlangt, so wolle man nicht vergessen, daß es hier nur darauf ankam, zum ersten mal die Grundzüge zu einer allgemeinen geistigen Urgeschichte der Menschheit zu entwerfen; eine große Reihe von untergeordneten Punkten mußte daher unberücksichtigt

bleiben. Sollte das Buch eine handliche und übersichtliche Form behalten, so war es ferner geboten, den Leser nicht durch Mittheilung des massenhaft vorliegenden Belagsmaterials zu ermüden; nur das Wichtigste und Werthvollste davon war ich daher herauszugreifen bemüht. Ueber viele der behandelten Stoffe fehlte es bisher gänzlich an Vorarbeiten, ich habe keine Mühe gescheut, um dieselben durchzuführen, und hoffe dadurch mannichfache Anregung zu weitern Untersuchungen gegeben zu haben. Diesen vor wenigen Jahren niedergeschriebenen Satz darf der Verfasser heute freudigen Muthes wiederholen und die Bestätigung hinzufügen, daß es eine Reihe von Forschern sich angelegen sein ließ, die über die Erfindung des Feuers, über die Entstehung der Metallbearbeitung durch die Zauberschmiede und über den Schlangencultus gegebenen Ausführungen weiter zu verfolgen. (Vgl. Anmerkungen zu Buch 4, Kap. 9 dieses Bandes.)

Das bei Gelegenheit der Behandlung der Frage über die Entstehung der Kunstidee gegebene Schema über die mathematische Formtheilung der Sectio divina (den goldenen Schnitt) ist aus der zweiten Auflage fortgeblieben. Die Anregungen, welche der Verfasser hiermit zugleich durch den Hinweis auf die halb vergessenen Studien Adolf Zeising's in der ersten Auflage dieses Werkes zu geben beabsichtigte, haben sich in der Literatur als hinreichend fruchtbar bewährt, und läßt man die dii minorum gentium beiseite, von denen wir gewohnt sind, daß sie vorschnell regiren, so darf man behaupten, daß die weitern Untersuchungen über Zeising's Lehren sowol von ästhetischer wie von mathematischer und philosophischer Seite einen neuen erfreulichen Aufschwung genommen haben. Von philosophischer Seite beachte man das, was Moriz Carriere hervorhob und neuerdings

G. Th. Fechner, Konrad Hermann, Theodor Wittstein und andere hierüber ausführten; von mathematischer Seite betheiligten sich neuestens an diesen Studien Schlömilch und Professor Sigmund Günther in Ansbach, und nach culturhistorischer Seite wolle man ferner in dieser Hinsicht beachten, was jüngst Professor Ernst Kapp in seiner „Philosophie der Technik" vorgetragen hat. Außerdem vergleiche man des Verfassers Schrift über die Grundprobleme der Erkenntnißthätigkeit (Bd. I, Abtheil. 1): „Die philosophische Evidenz mit Rücksicht auf die kritische Untersuchung der Natur des Intellects."

Zum Schlusse der Arbeit lag es nahe, zugleich eine Reihe von allgemeinen psychologischen Problemen, welche auf die folgerichtige Entwickelung des Geistes und auf die Lehren der Geschichte Bezug nehmen, der Betrachtung zu unterziehen. Diesen Untersuchungen durfte sich der Verfasser mit um so größerer Vorliebe hingeben, als der behandelte Stoff Veranlassung gab, diese Probleme nicht blos durch rein theoretische, der Denkweise einer bestimmten Schule entlehnte Speculationen zu lösen, sondern eine unbefangene Prüfung der Gesetze und Lehren der psychologischen Entwickelung des Geistes vorzugsweise an den Thatsachen der Geschichte überhaupt zu versuchen.

Möge denn vorliegendes Werk, das seinem Inhalte nach zum ersten male in der Literatur eine zusammenhängende Vorgeschichte des Culturlebens zu geben versucht, mit derselben Nachsicht, demselben Wohlwollen und Interesse wie die erste Auflage aufgenommen werden. Um so wohlthuender war dem Verfasser dieses Interesse, als es bekanntlich Gelehrtenkreise gibt, die sich durch einseitige Pflege einer bestimmten Denkrichtung daran gewöhnt haben, nur solchen Arbeiten wohlwollende Beachtung zu schenken, die ihrem Inhalte

gemäß bestimmte Einzelgegenstände behandeln. Wolle man dem gegenüber doch immer von neuem bedenken, wie nothwendig es bei der hiermit angebahnten und überhandnehmenden Decentralisation der Wissenschaft ist, daß nicht nur die Summe dieser Detailarbeiten zeitweise wieder gezogen werde, sondern daß auch der Sinn für eine solche Forschung zu wecken und zu erhalten ist, der dahin strebt, die Resultate verschiedener Disciplinen synthetisch zu combiniren, um neue Aussichtspunkte zu gewinnen und so der Wissenschaft weitere Ziele der Forschung zu stecken.

Heidelberg, im Juli 1877.

Der Verfasser.

Inhaltsübersicht des zweiten Bandes.

Seite

Vorbemerkungen V

Viertes Buch.

Die Feuererfindung und ihr Einfluß auf die Entwickelung von Religion und Cultur.

1. Einleitung.

Hinweis auf den Werth der Feuererfindung in innerer und äußerer Beziehung rücksichtlich der Entwickelungsgeschichte der Menschheit. — Der Begriff des Uebersinnlichen und Unsichtbaren und Hinweis auf die sich auf diesen Grundbegriff aufbauende neue Weltanschauung mit Rücksicht auf den empirischen Anstoß durch die Feuererfindung 3

2. Die Feuererfindung.

Hinweis auf das Wachsthum der Kunsttriebe während der Steinzeit. — In welcher Art und wodurch angeregt konnte der Urmensch der Steinzeit zur Feuererfindung vorschreiten? — Vorläufige Hindeutung auf die Folgen der Feuererfindung für die tiefere Entwickelung des religiösen Ideenlebens. — Die bisher geltenden Hypothesen in Bezug auf die Feuererfindung. — Zurückweisung der Ansicht, daß die Erdölquellen und Vulkane Veranlassung zur Entdeckung des Feuerzündens gegeben haben. — Abweisung der Ansicht, daß die Beobachtung der Entstehung von Waldbränden dem Urmenschen den Vorgang zur Feuerzündung ursprünglich in die Hände spielte. — Nothwendigkeit sehr häufig gemachter Beobachtungen nach einer Richtung hin in Rücksicht auf alle ursprünglichen Entdeckungen. — Aneignung bestimmter Manipulationen und durch Gewohnheit erworbener Geschicklichkeit im

Seite

Schleifen und Reiben von Holz und Steinstücken als äußere Vorbedingungen zur Erfindung des Feuerzündens. — Weshalb konnten nicht alle Stämme und Rassen ursprünglich zugleich zur Feuererfindung vorschreiten? — Hinweis auf diejenigen Glieder der in Arbeitstheilung lebenden Urgemeinden, welche zuerst dasjenige Maß von Geschicklichkeit und Combination erwarben, das zur Erfindung nothwendig war. — Das Arbeiterthum der Urzeit. — Die Lahmen und Krüppel als arbeitende Sklaven der Urgemeinden und ihre Beziehung zur Feuererfindung nach den Traditionen der Völker. — Die höchsten kaukasischen Stämme in Rücksicht auf ihre Begabung und in Hinsicht auf ihre Traditionen als die Erfinder der Feuerzündung. — Hinweis auf die Stufe der Achtung und des Erhabenen, auf die sich die ersten Feuererfinder ursprünglich stellten 9

3. Die Entstehung des Schamanenwesens und des Priesterthums der Urzeit in Rücksicht auf die Feuererfindung.

Die Religionsentwickelung ursprünglich Hand in Hand gehend mit den Culturfortschritten. — Die erste hervorragende Erfindung und deren psychologische Rückwirkungen. — Kunstbegabung, Erkenntnißtrieb und sittlich religiöse Begeisterung, deren ursprüngliche embryonale Undifferentiirtheit und Verschmolzenheit in der Erscheinung des ursprünglichen Zauberthums. — Hindeutung auf den Uebergang von der naiven, rein sinnlichen Beziehungsweise von Ursache und Wirkung auf eine übersinnliche, geheimnißvolle Betrachtung der Zusammenhangsweise der Naturkräfte durch den Anstoß der Feuererfindung. (Vgl. zugleich die Anmerkungen.) — Die Zauberer der heutigen Naturvölker und die Feuerschamanen der Urzeit. — Die magisch hervorgelockte Flamme in der naiven Phantasie des Urmenschen als Schlange und der hieran anknüpfende weitverbreitete Schlangencultus. — Die ursprüngliche Stellung der Feuerzauberer in Bezug auf das Wesen der Erhabenheit. — Die sich entwickelnde fetischistische Erhabenheit von Feuer, Wasser, Rauch, Luft und den geweihten Zaubermaterialien von Holz und Stein. — Hinweis auf die Erhabenheit, in die sich nunmehr folgerichtig und im Zusammenhange die leuchtenden Gestirne zu kleiden beginnen, und die hiermit auftauchende, auf den Makrokosmus gerichtete Weltanschauung 44

4. Die Weltanschauung der Feuerzeit und deren religiöse Gebräuche und Erscheinungen.

Der Aufschwung der Phantasie. — Die Objecte des Makrokosmus lagen ursprünglich nicht im Bereiche der dauernd interessirenden Auffassung. — Rückblick auf die ursprüngliche Entwickelung des Erhabenheits-

Seite

begriffs im Nächstenkreise. — Die Feuererfindung und die sich daran anknüpfenden religiösen Gebräuche als empirische Anstöße zur Entwickelung tiefern und dauernden Interesses an den leuchtenden Erscheinungen am Himmel. — Die sich über die leuchtenden Erscheinungen des Himmels und über bestimmte Naturobjecte, wie Stein, Holz, Feuer, Wasser, Rauch, Sturm, Wolke und Gewitter nunmehr folgerichtig ausbreitende fetischistische Anschauung. — Die Zunahme des Farbensinnes der Völker während der ersten Feuerzeit und der sich durch den Fetischismus des Lichts und der hiermit associirten Zauberfarben erweiternde Thiercultus. — Erklärung des vorzugsweise religiösen Interesses für die Vögel. — Rückwirkungen der sich jetzt auf den Makrokosmus richtenden Weltanschauung auf den Culturſinn der Völker, insbesondere auf die Entwickelung von Ackerbau und Viehzucht. — Hinweis auf die neue Begriffsbildung während der Feuerzeit. 94

5. Die Ausbildung des Seelen- und Geistesbegriffs während der Epoche der Feuerzeit und des emportauchenden Fetischismus.

Die in Rücksicht auf die Weltanschauung der frühesten Feuerzeit sich im Zusammenhange eigenthümlich aufklärenden Erscheinungen von Zeugung, Geburt, Mannbarkeit, Krankheit und Tod. — Die Seele als glimmendes Feuer und rauchender Athemdampf. — Die Zeugung als Feuerreibung und der sich entwickelnde und verbreitende Phallusdienst. — Die Leichenverbrennung. — Der blutige Opfercultus und die Menschenopfer. — Die Auffassung der Krankheit als Befleckung, Verdunkelung und Verunreinigung des lichten Seelenfeuers im Körper und der hieran sich anknüpfende medicinische Zauber der Urzeit. — Die Heilung als Reinigung 114

6. Die früheste fetischistische Betrachtung der leuchtenden Himmelserscheinungen.

Die Gestirne in der ursprünglichen Anschauung als magische Feuer, entzündet von Feuerpriestern und zauberischen Lichtherren. — Die sich allmählich ausbildenden tiefen Abhängigkeitsgefühle gegenüber den zauberhaft erscheinenden Naturgewalten. — Das Auftauchen des ästhetischen Erhabenheits- und Unendlichkeitsbegriffs in Bezug auf den Makrokosmus. — Die hiermit vor sich gehende genauere Trennung von Göttern und Priestern bei den Culturvölkern. — Die Idolatrie und deren Beeinträchtigung des Erhabenheitsbegriffs. — Die Unterdrückung der Idolatrie bei den Hebräern in Rücksicht auf die höhere Ausbildung des Erhabenheitsbegriffs der Gottheit. — Nicht alle Völker der Erde sind gleichmäßig und gleichweit in die Weltanschauung der Feuerzeit mit ihrer Begriffsbildung eingetreten 134

Seite

7. Die Religionsanschauungen der niedrigsten Völkerstämme mit Rücksicht auf die religiösen Anschauungen der Urzeit.

Der Seelen- und Gespensterbegriff bei den Australiern. — Die Leichenverbrennung der Australier. — Die sogenannten Gottheiten der Australier sind Traditionen, die sich an die Geschichte mächtiger Zauberpriester anlehnen. — Mangel des makrokosmischen Erhabenheitsbegriffs bei den Australiern. — Die Religionsanschauungen der niedrigsten Brasilianer. — Die an die thierisch-naive Weltanschauung erinnernden Religionssitten der Brasilianer, insbesondere in Bezug auf Leichencultus und Menschenfresserthum. — Unklare Seelenbegriffe bei den Brasilianern und Mangel jeglichen makrokosmischen Erhabenheits- und Gottheitsbegriffs bei allen diesen Völkern. — Untersuchung des Wortes Tupan. — Die Südafrikaner und deren Religionsanschauungen. — Mangel aller makrokosmischen Erhabenheitsvorstellungen und Gottheitsvorstellungen bei diesen Völkern. — Niedrige und thierische Sitten dieser Stämme überhaupt. — Thierische Behandlung ihrer Leichname. — Hinweis auf die höhere Durchbildung des Seelenbegriffs, des makrokosmischen Erhabenheitsbegriffs und der dem entsprechenden Gottheitsbegriffe bei den höher entwickelten Culturvölkern 157

8. Die Priesterkämpfe der Urzeit unter den begabtesten Culturvölkern.

Rückblick auf die Geistesentwickelung während der Feuerzeit. — Die Lehren des entstandenen Zauber- und Priesterthums als neue Offenbarung im Kampfe mit den herkömmlichen religiösen Sitten und Gebräuchen der frühesten Zeit. — Rückblick auf die ältesten Religionssitten. — Hinweis auf die Kämpfe der Flamines mit den weltlichen Fürsten und Oberhäuptern. — Die hierdurch entstehenden socialen Kämpfe der betheiligten Völker und die durch diese Kämpfe hervorgerufenen Spaltungen und Auswanderungen. — Die Ueberlieferungen und Sagenanklänge an die Priesterkämpfe bei den begabtesten Völkern. (Vgl. zugleich die Anmerkungen dieses Kapitels.) — Hinweis auf die anfängliche Berechtigung der Priester im Kampfe gegen ihre Widersacher bezüglich der Verbreitung ihrer neuen Lehren, Künste und Anschauungen. — Die spätern frevelhaften Uebergriffe der Priester gegen die weltlichen Machthaber und das übermüthige Streben der Priester nach größerm weltlichen Besitz und weltlicher Macht. — Die weltliche Herrschaft duldet keine Präponderanz der geistlichen Macht, sondern sie fordert durch rechtmäßige Arbeitstheilung deren Ergänzung und Mithülfe zur gemeinsamen Erziehung und Fortbildung des Volkes. — Das Uebersehen dieser Wahrheit und der daraus entspringende Despotismus in Bezug auf die geistige Fortentwickelung der Mensch-

Seite
heit von seiten der Priesterkaste. — Das Streben nach Alleinherrschaft des urgeschichtlichen und geschichtlichen Priesterthums 178

9. Die Metalle im Dienste der Magie und die Zauberschmiede.

Hinweis auf die vielen und mannichfachen metallischen Gräberfunde und den Werth der Metallcultur. — Bisherige Unklarheit über die Entdeckung der Schmiede- und Metallkunst. — Die Feuererfindung als Vorbedingung hierzu. — Steinhandwerkerthum, magische Zündekunst und priesterliches Heilwesen noch verschmolzen in den Urschmieden der Vorzeit. — Die Abzweigung des Metallhandwerks und der Feuerschmiedekunst. — Die frühesten Feuerschmiede noch keine reinen Techniker, sondern Magier. — Die Metalle in frühester Zeit als farbige, magische Steine. — Beispiele hierzu mit Hinblick auf Kupfer, Zinn und Gold, Elfenbein und besonders Bernstein. — Die Beobachtung der Schmelzbarkeit der magischen Steine am heiligen Feuer und in der magischen Opferflamme. — Die Herstellung von Amuleten, geweihten Panzern, Schildern und Schwertern. — Nur Fürsten und Herren trugen uranfänglich geweihte magische Waffen. — Rückblick auf die drei Stufen der Metallverwendung im Dienste der Magie. — Erst mit der Handhabung und Erfindung des künstlichen Luftstroms (Blasebalg) beginnt der allmähliche Uebergang der magischen Metallbehandlung in die reine Technik und weltliche Schmiedekunst 206

10. Der Mythus in Rücksicht auf die religiöse Entwickelungsgeschichte der Urzeit.

Der Aufschwung der Phantasie zur poetischen Begeisterung. — Der mythische Proceß als Bruchstück der ursprünglichen religiösen Entwickelungsgeschichte. — Die sittlich-poetische Begeisterung im Dienste der ursprünglich religiösen Weltanschauung. — Durch welche Stütze getragen geschah die allgemeinere Verbreitung der Mythen über verschiedene Völker hinaus mit verschiedenen Culten und Gottheitsanschauungen? — Die Traditionen und die tiefeingreifenden geschichtlichen Erlebnisse und ihr Werth in Bezug auf den mythischen Proceß. — Die Traditionen als ursprünglich objective Wurzeln des Mythenaufbaues. — Der mythische Proceß verglichen mit dem Sprachproceß. — Das verständliche Wort als Schmelzproduct von innerer Sprachform und Laut, die ursprüngliche Mythe als Schmelzproduct von Elementen der kosmomagischen Anschauung und geschichtlicher Tradition. — Die Feststellung von Wurzelmythen oder Stammsagen gegenüber den Fortbildungen und Verzweigungen derselben zu ausgebreiteten Sagenkreisen. — Hinweisungen auf die Anfänge einer wissenschaftlichen Behandlung der heutigen Mythologie mit Rücksicht

Seite
auf die Arbeiten von Steinthal, Spiegel, Müller und Kuhn. — Die Complicirtheit der im mythischen Proceß wirkenden Gesetze. — Der Begriff des Mythus und Hinweis auf die verschiedenen Entwickelungsphasen des mythischen Processes. — Das ursprüngliche Hervortreten des traditionellen Elements während der ersten Phase des mythischen Processes. — Die kosmisch-religiöse Symbolik und der vorherrschend physikalisch-religiöse Charakter der zweiten Phase. — Die Ausartung des Mythus nach seiten einer freien und willkürlichen poetischen Gestaltungsgabe und der Uebergang des mythischen Processes in die kosmogonische Speculation während der letzten Phase. — Die im urwüchsigen Mythus gemeinsam verschmolzenen ethisch-didaktischen (historischen) und physikalischen Elemente. Hinweis auf die gemeinsamen Ausgangspunkte des Priester- und Naturforscherthums von der Basis der im Mythus verschmolzenen religiösen und physikalischen Elemente. — Uebergang zum folgenden Abschnitt..... 225

Fünftes Buch.

Der ursprüngliche Aufschwung des intellectuellen Lebens.

1. Die Rückwirkungen der makrokosmischen Anschauung auf den Vorstellungsproceß.

Die Entwickelungsgeschichte und die Erscheinung der Katastrophe. — Rückblick auf den bisherigen Entwickelungsgang des Geistes. — Die hohe Entwickelung der ackerbautreibenden Culturvölker nach seiten ihrer Naturanschauung und Auffassung des Erhabenen und Unendlichen. (Vgl. zugleich hierzu das Ausführlichere in den Anmerkungen zum Schlusse des Kapitels.) — Die sich an der Hand der Regelmäßigkeit und Stetigkeit der makrokosmischen Erscheinungen aufschwingende Geistesentwickelung. — Die rubelose abschweifende Phantasie gegenüber der Stetigkeit des tiefern Nachdenkens. — Die Einschränkung der Phantasie, die Zunahme der geistigen Sammlung und die tiefere Ausdehnung des Nachdenkens. — Das sich in Rücksicht auf die Erscheinungen des Makrokosmus stärkende Zeit- und Raumbewußtsein, und die sich hieran von neuem aufschwingende Geistesentwickelung.. 25

2. Die ursprüngliche Entwickelung des Schriftwesens.

Rückblick auf die äußern Stützen und Behikel zur Ausbildung der tiefern Seelenthätigkeiten. — Die Schrift als neue Stütze der durch die

Seite

Sprache bereits gehobenen Gedächtnißkraft. — Die Schrift ist ebenso wenig wie die Sprache in ihren Anfängen eine Erfindung. — Die natürlichen und primitiven Anfänge des Schriftwesens. — Der Bildungsproceß der Schrift verglichen mit dem Sprachbildungsproceß. — Unterschiede zwischen beiden Vorgängen. — Das primitive Schriftwesen der Urzeit und der niedern Völker. — Die Tätowirung. — Die Schrift unter den Culturvölkern. — Die amerikanischen Culturvölker sowie die Aegypter und die Völker der Keilschriften als die vorzugsweise schriftschöpferischen Völker der Erde. — Die phonetische Schriftstufe und die Mexicaner. — Die Fortbildung der Schrift auf der phonetischen Stufe verglichen mit der Fortbildung der Sprache auf der dem entsprechenden charakterisirenden Stufe. — Die alphabetische Schriftstufe und die Aegypter. — Die Hieroglyphen und das hiermit verbundene Gemisch der Schriftweisen. — Die Hebung der intellectuellen Kräfte durch die Schrift 278

3. Die Entstehung der Zahlzeichen.

Die Steinkreise als selbstverständliche niedergezeichnete Zahlzeichen. — Das Zählen als schärfstes und bestimmtestes Merken und Erinnern. — Die Unterstützung des Zählens als schärfste knüpfende und sondernde Verstandesoperation vermöge der Zahlzeichen als dauernde Erinnerungsmerkmale. — Hinweis auf die schwächere und undeutlichere Zahlunterscheidung der Thiere. — Die Feststellung der Zahl als vergleichbare Größe in Rücksicht auf einen constanten objectiven Grundmaßstab. — Das Zählen der niedern Völker durch Körpermaße, wie Finger und Handbreiten. — Das Zahlenmerken durch den Quipu und die Verbreitung dieser Zahlenmerkweise. — Hinweis auf die Hervorbildung der Zahlzeichen aus den Bildschriften 301

4. Der Einfluß der Schrift auf Mythus und Religion.

Rückblick auf die drei großen Entwickelungsanstöße des Geisteslebens. — Der Anstoß und die Einwirkung der Schrift auf die zur Zeit noch phantastische und mythische Denkweise. — Die frühesten Aufzeichnungen noch völlig vom mythischen Processe beeinflußt. — Die Aufzeichnung der Sagenkreise durch die Priesterwelt und die schärfere Charakterisirung der Sagen unter dem Einflusse der Schrift. — Die ursprünglich nur dem Eingeweihten zugänglichen Priesterschriften und die sich an den Schriftsatzungen ausbildende Priesterlehre. — Der Aufschwung des Priesterthums durch die Schrift, der sich neu begründende Wechselverkehr der Priester in Rücksicht auf Satzungen und Lehren, und die Zusammenfassung der Localculten innerhalb eines Volkskreises zu bestimmten herrschenden Göttersystemen. — Der im polytheistischen

Seite
Götterſyſtem anerkannte und hervorgehobene Mittelpunkt eines Götterkönigs als Entwickelungskeim des Monotheismus. — Die Licht- und Schattenſeiten des Schriftweſens und die Möglichkeit dauernder Feſtlegung des Irrthums durch den Buchſtaben 315

5. Die beginnende Himmelsſpeculation in Form der Aſtrologie und die auf Maß, Eintheilung und Berechnung ſich gründende klare Erkenntniß.

Rückblick auf das bisherige Wachsthum der Anſchauungen. — Die ſich durch die Sterndeutung unwillkürlich einführende Berechnung und Wiſſenſchaft der Geſtirne und des Makrokosmus. — Die Aſtrologie als Appendix des mythiſchen Proceſſes. — Das Beſtreben zur Aufſuchung eines feſten objectiv hervorragenden Stützpunktes zur Maßnahme der Beobachtung und zur Grundlage klarer und übereinſtimmender Erkenntniß. Die Anknüpfung aller Entwickelung an einen hervorragenden Mittelpunkt zur übereinſtimmenden Sammlung der Bewegungen. — Nachweis der Gültigkeit dieſes Geſetzes in Bezug auf die Entwickelung der Außenwelt und Innenwelt. — Das Siebengeſtirn als Mittelpunkt und Orientirungspunkt der Geſtirnbewegung in den Anſchauungen der alten Völker. — Die Vorſtellung des ewigen Wechſels und die Apperception des Begriffs der Ewigkeit. — Das in der Vorſtellung Endloſe und Unerfaßbare gegenüber dem Begriff der wahren Unendlichkeit und Unvergänglichkeit. — Der klare Erkenntnißanfang und die Erkenntnißgrenzen der Vorſtellung. — Die Grenzvorſtellungen der Raumleere oder des Chaos und der Zeitleere. — Die höchſte und niedrigſte Erkenntnißgrenze und die Vorſtellung vom Weltanfange im Chaos 3

6. Der Uebergang des mythiſchen Proceſſes in die kosmogoniſche Speculation.

Die letzte Phaſe des mythiſchen Proceſſes. — Rückblick auf die Anſchauungen der Prieſterwelt in Bezug auf das heilende Licht und das unheilvolle Dunkel, ſowie auf die ſich daran knüpfenden Vorſtellungen von Zeugung, Seele, Krankheit, Tod u. ſ. w. während der Feuerzeit. — Die neuen Anſtöße der Himmelskunde in Bezug auf das Erkenntnißleben. — Unterſchied der kosmogoniſchen Lehren von der bisherigen Vorſtellungsweiſe der Dinge und von der ſpäter entſtehenden philoſophiſchen Denkweiſe. — Das Sammelweſen heiliger und mythiſcher Prieſterſchriften. — Die Entwickelung des Prieſterthums in Aegypten und die ägyptiſch-kosmogoniſche Götteranſchauung. — Die Hierarchie und Dogmatik als Hemmſchuh der weitern Entwickelung

Seite
des Geisteslebens im Orient. — Griechenland als einzige Stätte der weitern Entwickelung des Erkenntnißlebens 352

7. Fehler, Mängel und Unklarheiten der frühesten kosmogonischen Priesterspeculationen.

inweis auf den Werth der Untersuchung der ursprünglichen und frühesten Verirrungen des Erkenntnißtriebes. — Die Idee der Unvergänglichkeit und Ewigkeit und die gleichzeitige Apperception der dieser Idee widersprechenden Erscheinungen. — Die Vorstellung von der Schöpfung des Weltganzen aus dem Chaos durch die formende Hand der Götter und Hinweis auf die Gleichnisse, deren sich der kindliche Geist bediente, um diese Anschauung vorstellbar zu machen. — Der philosophische Erkenntnißtrieb verglichen mit dem Kunst- und Gestaltungstriebe. — Der Zerstörungstrieb der Kinder und das erste Gebaren des Erkenntnißtriebes. — Werth und Unwerth dieser Thätigkeit bezüglich der Einsicht in den wahren Sachverhalt. — Die Vorstellung des Chaos als Weltleere und formlose Zerstörtheit des Weltalls. — Weshalb diese Anschauung nicht als Anfang und Fundament der Entwickelung gedacht werden kann. — Werthlosigkeit der Frage nach dem Beginn und Ende des Weltalls überhaupt. — Die formlose Leere und das Chaos gegenüber dem Begriffswerthe der Substanz als unvergängliche in sich klare Weltordnung. — Die Grundregeln der Kunst und Erkenntniß in ihren gleichartigen Forderungen. — Die Construction des Weltalls als Weltordnung und die chaotischen Zustände als accidentelle Zwischenzustände. — Der Proceß der Kunst und der Erkenntnißproceß in ihrer Aehnlichkeit der Thätigkeit, und ihre Verschiedenheit der Aufgabe. — Licht und Finsterniß als Gegensatz der äußern Grundanschauung, und die Beziehungen derselben zu dem innern Gegensatze der geistigen Vorstellungsverhältnisse. — Das Licht kann nicht aus der Finsterniß stammen, ebenso wenig wie die Weltordnung aus dem Chaos. — Rückblick und nochmaliger Gesammthinweis auf die Entstehung der mangelhaften Vorstellungen und ursprünglichen Verirrungen des priesterlichen Erkenntnißlebens 371

8. Die ursprüngliche Entwickelung der Künste mit Rücksicht auf die Gesetze der Aesthetik und die Thatsachen der Geschichte.

öliger Mangel alles eigentlichen Schönheitssinnes innerhalb der ursprünglichen Auffassungsweise des Urmenschen. — Die Kunstentwickelung ursprünglich in völliger Abhängigkeit von der aufstrebenden Religion. — Das ursprüngliche Vorherrschen des Maßlosen, Unförmlichen und Häßlichen in der frühesten Naturgeschichte sowol wie in der Urgeschichte der Kunstentwickelung. — Der in der irdischen Naturgeschichte und

Seite

in der Urgeschichte des Geisteslebens unverkennbare Entwickelungsproceß zum Vollkommenern. — Ist die Idee der Entwickelung vom Unvollkommenen zum Vollkommenen an sich als objectiv umfassend und nothwendig anzunehmen und somit auf die Bewegung des Weltganzen übertragbar? — Gründe, die sich hiergegen geltend machen. — Das Weltganze als das unvergänglich Vollkommene und der Abfall vom Vollkommenen ins Unvollkommene als partiale und accidentelle Phase innerhalb des Weltganzen. — Das planetarische Leben der Erde innerhalb einer solchen Phase der Unvollkommenheit und das sich hiermit ergebende Streben zum Progreß auf allen Gebieten des Lebens und der Umgebung. -- Die Kunst in ihrer geschichtlich raschern Entwickelung in Bezug auf das Ideal gegenüber der Entwickelung der Erkenntniß und des sittlichen Willens 402

9. Die Entstehung der Kunstidee mit Hinblick auf die empirische Anschauung des Makrokosmus.

Rückblick auf die erste Ausbildung und Entwickelung der ursprünglichen Kunstfertigkeit. — Das Unförmliche in der urgeschichtlichen Kunst. — Die Leitung der Kunst durch die Religion, und die erste Ausbildung der Künste durch die Priester. — Die Kunstidee, ihre Verwandtschaft zum philosophischen Princip und ihre Entstehung und Abklärung durch die Betrachtung des Makrokosmus. — Gefühl, Erkenntniß und Handlungsweise, verglichen in ihrer verschieden raschen Entwickelung in Bezug auf das Ziel ihrer Bildung. — Die ästhetischen Proportionen und Bewegungen innerhalb der Breite des Schönen und die positiven und negativen Werthe der Dissonanzen und unästhetischen Aberrationen. — Die Harmonie und die sie bekämpfenden Störungen in Bezug auf die Aufgabe des Künstlers. — Die sittlich-ästhetischen Anforderungen an die Bewegungen der Atome im Weltall des Schönen und Hinweis auf die Entstehung der Aberration und des Uebels. — Das Kunstwerk als Sieg der Harmonie über die störenden Conflicte. — Die Gewißheit und Nothwendigkeit in der Wahrnehmung, entstehend durch den begrenzenden Gesammthinblick auf die sich empirisch ausschließenden Unwahrscheinlichkeiten. — Hinweis auf den Werth und Unwerth der kleinen und zu großen Dissonanzen in Bezug auf die sittliche Aufgabe im ästhetisch geordneten Weltall. — Spiegelung dieser sittlichen Aufgabe in dem harmonischen Verhalten der Theile und Theilchen zueinander im vollendeten Kunstwerke 413

10. Das Wesen der religiösen Idee und die Religionsstifter.

Religion, Kunstsinn und primitives Erkenntnißleben in ihrer Verwandtschaft und Wechselwirkung untereinander. — Recapitulation der ur-

Seite

geschichtlichen Religionsentwickelung. — Das Streben nach sittlicher Vollkommenheit und die psychologische Entstehung der Erlösungsidee. — Das Auftreten der Religionsstifter in den subtropischen Ländern als dem Haupttheater der religiösen Entwickelungsgeschichte. — Die Lehre Zoroaster's als ursprünglicher Brennpunkt der Entwickelung der moralischen Idee im Religionsleben der Urvölker. — Confucius, der Verkünder der Erlösungsidee in China. — Die Erlösungsidee in Indien. — Die religiösen Eigenschaften der alten Hebräer und die historischen Schicksale dieses Volkes. — Die Hebräer werden der Knotenpunkt der höhern religiösen Entwickelungsgeschichte des Orients. — Das Auftreten Christi. — Das Beispiel seines Lebens als Zielpunkt sittlicher Handlungsweise. — Die Unfähigkeit der Willenstriebe, sich zur Höhe eines reinen Handelns zu erheben, und das Zurückbleiben der sittlichen Entwickelung gegenüber der Entwickelung der Kunstanlagen. — Die Vermittelung der Erkenntniß und die Wechselwirkung aller geistigen Entwickelungsfactoren. — Das zukünftige Geistesleben 455

11. Die Pythagoreer.

Die Förderung der urgeschichtlichen Priesterbeschäftigungen, insbesondere die hervorragende Förderung von Musik, Himmelskunde und Mathematik durch die Pythagoreer. — Die Verschmelzung der Grundideen von Kunst und Wissenschaft und Religion in der pythagoreischen Weltanschauung und der Hinweis auf die Idee des Kosmos.. 479

12. Rückblicke und philosophische Ergebnisse.

Kant's Ansicht über die Natur der „Dinge an sich". — Die Veränderung der Anschauung durch den fortschreitenden Wechsel des innern Gesichtspunktes. — Rückblick auf die Thatsachen, welche diesen Wechsel in der Geschichte des Menschengeistes zu Stande gebracht haben. — Der Verlauf der äußern historischen Ereignisse zwingt die Seele zur Anknüpfung an hervorragende Stützen, welche die Körperwelt bietet, und diese werden zu Vehikeln der geistigen Entwickelung. Die äußern Stützen spielen gleichsam die Rolle einer Stufenleiter. — Der geschichtliche psychologische Entwickelungsproceß lehrt eine tiefere Wechselwirkung zwischen Innen- und Außenwelt, und Mikrokosmus und Makrokosmus. — Ist diese Wechselwirkung Zufall? — Leibniz und der Gedanke der Harmonie. — Die Thatsachen unserer nähern Umgebung widersprechen der Harmonie. — Auch Herder erblickt überall Harmonie, ohne indessen den Umfang der Uebel im naturgeschichtlichen Entwickelungsproceß genügend zu übersehen. — Die Harmonie

Seite

offenbart sich nur im Hinblick auf die Gesammterscheinung des Makrokosmus, spricht sich im reinen Gefühl und in der Kunst aus, steht indessen in zu hohem Contrast gegenüber den Unvollkommenheiten des äußern Lebens und den Uebeln der nähern Umgebung, in welche Handlung und Erkenntniß eingreifen. — Der geschichtliche Zug zur Erlösung und die sittliche Aufgabe. — Die Wechselwirkung des Zufalls herrscht nur im Chaos, die der geforderten völligen Conformität dagegen nur in der vollkommenen Harmonie der Weltordnung. — Wir stehen auf der Umgebung unsers Planeten in einem Proceß, in welchem die Causalität noch nicht frei ist vom Drucke widerspruchsvoller, hemmender Mängel, die disharmonischen, unvollkommenen und gesunkenen Zuständen angehören. — Das Problem des Kriticismus und das geschichtliche Entwickelungsleben des Geistes. — Die Entstehung des Widerspruchs ist der Aufgabe des heutigen Kriticismus gemäß geschichtlich zu erklären. — Der Widerspruch ist im Rückblick auf die geschichtlichen Thatsachen weder objectiv nothwendig (Hegel und die Idealisten), noch subjectiv illusorisch (Herbart und die Realisten). — Nur erst der geschichtliche Entwickelungsproceß des Geisteslebens gewährt eine klare Einsicht in die geheime Wechselwirkung zwischen Seele und Körperwelt, sowie zwischen Mikrokosmus und Makrokosmus. — Hinweis auf den hohen Aufschwung des Geisteslebens durch die Erkenntniß des Makrokosmus. — Schlußbetrachtung 483

Register 503

Verzeichniß der Abbildungen

im zweiten Bande.

Titelbild: Mexicanische Göttergestalten. (Zu Seite 82.)
Mexicanischer Feuerpriester 49
Mexicanischer Zauberer der Vorzeit 54
Mexicanisches Bildzeichen 57
Idol des heiligen Feuers zu Widdah 80
Ein Menschenopfer in Otaheiti 124
Aegyptisches Sonnenopfer 148
Mexicanische Bildschriften 292
Idol auf den Sandwichinseln 415

Seite

geschichtlichen Religionsentwickelung. — Das Streben nach sittlicher Vollkommenheit und die psychologische Entstehung der Erlösungsidee. — Das Auftreten der Religionsstifter in den subtropischen Ländern als dem Haupttheater der religiösen Entwickelungsgeschichte. — Die Lehre Zoroaster's als ursprünglicher Brennpunkt der Entwickelung der moralischen Idee im Religionsleben der Urvölker. — Confucius, der Verkünder der Erlösungsidee in China. — Die Erlösungsidee in Indien. — Die religiösen Eigenschaften der alten Hebräer und die historischen Schicksale dieses Volkes. — Die Hebräer werden der Knotenpunkt der höhern religiösen Entwickelungsgeschichte des Orients. — Das Auftreten Christi. — Das Beispiel seines Lebens als Zielpunkt sittlicher Handlungsweise. — Die Unfähigkeit der Willenstriebe, sich zur Höhe eines reinen Handelns zu erheben, und das Zurückbleiben der sittlichen Entwickelung gegenüber der Entwickelung der Kunstanlagen. — Die Vermittelung der Erkenntniß und die Wechselwirkung aller geistigen Entwickelungsfactoren. — Das zukünftige Geistesleben 455

11. Die Pythagoreer.

Die Förderung der urgeschichtlichen Priesterbeschäftigungen, insbesondere die hervorragende Förderung von Musik, Himmelskunde und Mathematik durch die Pythagoreer. — Die Verschmelzung der Grundideen von Kunst und Wissenschaft und Religion in der pythagoreischen Weltanschauung und der Hinweis auf die Idee des Kosmos.. 479

12. Rückblicke und philosophische Ergebnisse.

Kant's Ansicht über die Natur der „Dinge an sich". — Die Veränderung der Anschauung durch den fortschreitenden Wechsel des innern Gesichtspunktes. — Rückblick auf die Thatsachen, welche diesen Wechsel in der Geschichte des Menschengeistes zu Stande gebracht haben. — Der Verlauf der äußern historischen Ereignisse zwingt die Seele zur Anknüpfung an hervorragende Stützen, welche die Körperwelt bietet, und diese werden zu Vehikeln der geistigen Entwickelung. Die äußern Stützen spielen gleichsam die Rolle einer Stufenleiter. — Der geschichtliche psychologische Entwickelungsproceß lehrt eine tiefere Wechselwirkung zwischen Innen- und Außenwelt, und Mikrokosmus und Makrokosmus. — Ist diese Wechselwirkung Zufall? — Leibniz und der Gedanke der Harmonie. — Die Thatsachen unserer nähern Umgebung widersprechen der Harmonie. — Auch Herder erblickt überall Harmonie, ohne indessen den Umfang der Uebel im naturgeschichtlichen Entwickelungsproceß genügend zu übersehen. — Die Harmonie

Seite

offenbart sich nur im Hinblick auf die Gesammterscheinung des Makrokosmus, spricht sich im reinen Gefühl und in der Kunst aus, steht indessen in zu hohem Contrast gegenüber den Unvollkommenheiten des äußern Lebens und den Uebeln der nähern Umgebung, in welche Handlung und Erkenntniß eingreifen. — Der geschichtliche Zug zur Erlösung und die sittliche Aufgabe. — Die Wechselwirkung des Zufalls herrscht nur im Chaos, die der geforderten völligen Conformität dagegen nur in der vollkommenen Harmonie der Weltordnung. — Wir stehen auf der Umgebung unsers Planeten in einem Proceß, in welchem die Causalität noch nicht frei ist vom Drucke widerspruchsvoller, hemmender Mängel, die disharmonischen, unvollkommenen und gesunkenen Zuständen angehören. — Das Problem des Kriticismus und das geschichtliche Entwickelungsleben des Geistes. — Die Entstehung des Widerspruchs ist der Aufgabe des heutigen Kriticismus gemäß geschichtlich zu erklären. — Der Widerspruch ist im Rückblick auf die geschichtlichen Thatsachen weder objectiv nothwendig (Hegel und die Idealisten), noch subjectiv illusorisch (Herbart und die Realisten). — Nur erst der geschichtliche Entwickelungsproceß des Geisteslebens gewährt eine klare Einsicht in die geheime Wechselwirkung zwischen Seele und Körperwelt, sowie zwischen Mikrokosmus und Makrokosmus. — Hinweis auf den hohen Aufschwung des Geisteslebens durch die Erkenntniß des Makrokosmus. — Schlußbetrachtung 483

Register 503

Verzeichniß der Abbildungen

im zweiten Bande.

Titelbild: Mexicanische Göttergestalten. (Zu Seite 82.)

Mexicanischer Feuerpriester 49

Mexicanischer Zauberer der Vorzeit 54

Mexicanisches Bildzeichen 57

Idol des heiligen Feuers zu Widdah 80

Ein Menschenopfer in Otaheiti 124

Aegyptisches Sonnenopfer 148

Mexicanische Bildschriften 292

Idol auf den Sandwichinseln 415

Viertes Buch.

Die Feuererfindung und ihr Einfluß auf die Entwickelung von Religion und Cultur.

1.

Einleitung.

Hinweis auf den Werth der Feuererfindung in innerer und äußerer Beziehung rückſichtlich der Entwickelungsgeſchichte der Menſchheit. — Der Begriff des Ueberſinnlichen und Unſichtbaren und Hinweis auf die ſich auf dieſen Grundbegriff aufbauende neue Weltanſchauung mit Rückſicht auf den empiriſchen Anſtoß durch die Feuererfindung.

Die Betrachtungen im erſten Bande hatten uns gezeigt, daß das noch wild geartete Naturell des Urmenſchen urſprünglich keine ſo hohe Stufe einnahm, daß wir es nicht mit dem der ihm nahe ſtehenden thieriſchen Verwandten hätten vergleichen können. Im Gegentheil, die vergleichende Methode unſerer Unterſuchung zwang uns, nicht nur die Wurzeln der ganzen geiſtigen Bildung des Menſchen, ſondern auch die früheſten Keime der Religion bis zu den Faſern zu verfolgen, welche ſich mit denen der Thierwelt verſchlingen; denn nur dann ſind wir im Stande, den innern Bau des Menſchengeiſtes von Grund aus zu begreifen, wenn wir das Fundament ſo weit zerlegen, daß wir genau diejenigen Eckſteine zu bezeichnen im Stande ſind, die als elementare Bauſteine auch in der Entwickelung der höchſten Thierwelt von der Schöpfung verwandt wurden. — Wie auf dieſem noch thieriſch gearteten Boden der früheſte Aufſchwung des Geiſtes vor ſich gehen konnte, haben wir im einzelnen betrachtet. Blicken wir zurück auf die im Zuſammenhange ſtehenden Erſcheinungen des Leichen- und Thiercultus

und des von bestimmten Ideen geleiteten Anthropophagenthums, so gewahren wir, daß sich das Bewußtsein des Menschen unter dem noch trüben Lichte dieser Weltanschauung hier im Bereiche der rohesten sinnlichen Auffassung bewegte. Alle Erscheinungen in ihrem Zusammenhange betrachtet lehrten uns, daß hier gleich den Thieren dem Bewußtsein noch jede Ahnung mangelte, daß in und hinter den Dingen und außer ihren sinnlichen Bethätigungen noch geheime fernwirkende Kräfte verborgen lagen, die nur zum Vorschein kamen, wenn der Mensch selbst die geheime Macht besaß, dieses Verborgene und Uebersinnliche ans Licht zu ziehen. In welch einem langen Zeitraume mochte diese nur auf den Sinnenschein gerichtete thierisch-naive Betrachtungsweise der Dinge unter den Urvölkern geherrscht haben, bevor ein empirischer Anstoß kam, der den Geist anleitete, tiefer in das Naturleben einzudringen, um jene verborgenen Kräfte, die sich ihm bisher wie den Thieren völlig übersinnlich versteckten, hervorzurufen. Und andererseits von welcher Tragweite mußte die erste Entdeckung sein, welche mit ihren einzelnen Erfahrungen dazu beitrug, die bisherige thierisch-naive Betrachtungsweise der Dinge in Trümmer zu legen, um einer neuen Auffassung zur Geburt zu verhelfen, die bisher noch geschlummert hatte, da sie des empirischen Anstoßes harren mußte, um hervorbrechen zu können. — Es ist die Aufgabe des ersten Theils dieses zweiten Bandes, zu zeigen, daß die merkwürdigste, früheste und großartigste Entdeckung, welche die Menschheit je gemacht, auch die geistig tiefgreifendste insofern war, als sie den Anstoß dazu lieferte, den Schleier, der sich über das Walten scheinbar verborgener, unerkannter Naturkräfte lagerte, obwol er sich bereits früher ahnungsvoll gelüftet haben mochte, nunmehr vollends zu zerreißen. Wir werden sehen, daß der Urmensch durch diesen Anstoß in ein ganz neues Bereich übersinnlich versteckter Kräfte blicken lernte, da für ihn die Erscheinungen, wie etwa Holz, Wasser, Stein u. s. w. bisher nur Dinge waren, denen er von solchen übernatürlichen geheimen Kräften bisher sinnlich nichts

angemerkt hatte, obwol er sie täglich in Händen bewegte. Diese hervorragendste aller menschlichen Erfindungen war die Feuererfindung, sie wurde der Grundstein, wie sich zeigen wird, nicht nur aller äußern Cultur der ganzen Menschheit überhaupt, sondern sie hat, was damit im Zusammenhange steht, zugleich den Impuls geliefert, den Aufbau einer höhern und weitgreifendern Weltanschauung anzustreben, welche neben den sinnlichen sichtbaren Erscheinungen auch die mehr unsichtbaren übersinnlichen Kräfte in Betracht zu ziehen begann. Innerhalb dieser Betrachtungsweise lernte der Mensch, wie wir zeigen werden, einsehen, daß Feuer und Wärme übersinnlich verborgen im Steine und im Holze lebten, und hieran anschließend lernte er allmählich jetzt im Körper die verborgene Wärme als Seele suchen, und erst mit dieser tiefern Unterscheidung, die sich sehr bald auch auf den Umfang einer ganzen Reihe von andern Erscheinungen ausdehnte, traten im richtigen Lichte die Begriffe vom Sinnlichen und Uebersinnlichen und vom Geist und Körper folgerichtig ins Bewußtsein.

Eine Reihe von Autoren hat (wie bereits im ersten Bande erwähnt wurde, vgl. S. 350) den Begriff des Uebersinnlichen und Geistigen an die Erscheinungen der Traumbilder und der Hallucinationen anzuknüpfen versucht, indem sie folgerten, daß die Bilder des Traumes, die uns von einem Wesen im Schlafe erscheinen, bereits die Vorstellung von einer Trennung der Seele vom Körper zum Bewußtsein führen. Sobald man einen Todten ins Grab gelegt hatte und später dessen Bild im Traume seinen frühern Gefährten und Freunden erschien, so meint man war damit schon eine Trennung des Sinnlichen vom Uebersinnlichen ausgesprochen und die Unterscheidung von Körper und geistiger körperloser Erscheinung gegeben. Diese Erklärung des Uebersinnlichen aber übersieht, daß die Traumbilder selbst nur eine Reproduction des Sinnlichen und Körperlichen selbst sind, daher auch stets nur auf das Körperliche und Sinnliche zurückgedeutet werden können, ohne daß es möglich

ist, die Erscheinung der seelischen Körperlosigkeit daraus folgerichtig abzuleiten. Sobald das Traumbild eines Verstorbenen dem noch sehr sinnlich gearteten Urmenschen erschien, konnte in ihm dasselbe daher kein anderes Bewußtsein hervorrufen als das der Erinnerung an das frühere körperliche Dasein des geschiedenen Genossen, und da ihn die lebhafte Sinnlichkeit noch außerordentlich tief beherrschte, so mochte er sich einbilden, daß der Verstorbene eben nur ein Schlafender sei, dem es vergönnt war, heimlich aufzustehen, um wie in früherer Weise seinen Beschäftigungen nachzugehen und durch Handlungen den Bedürfnissen des Lebens zu genügen. So erklärten sich uns aus dem Mangel einer klaren Todesanschauung eine Reihe der verschiedensten Gebräuche, die sich nur begreifen ließen im Hinblick darauf, daß man den Todten noch nicht für völlig abgeschieden, seine Seele noch nicht in ein unerreichliches Jenseits entrückt glaubte, wie das später von vielen Völkern durch die Aufnahme eines tiefern Seelenbegriffs geschah, durch welchen sich zugleich auch die Anschauung der Todeserscheinung und der Begriff der Abscheidung tiefer abklärte. Daher in alter Zeit und unter den tiefstehenden Völkern noch heute die Sitte der Todtenspeisung, der Einbalsamirung und Aufbewahrung ihrer Leiber, ohne welche man sich den Verstorbenen eben noch nicht denken konnte. Wir müssen daher durchaus daran festhalten, daß der eigentliche Seelenbegriff im Bewußtsein der Völker nur erst da folgerichtig auftritt, wo die Möglichkeit einer völligen Nichtbezüglichkeit der Seele zum Leibe, d. h. die volle Befreiung und Abscheidung derselben vom Körper eingesehen wurde. Diese Einsicht in die völlige Befreiung der Seele vom Leibe findet sich bei den Völkern der frühesten Zeit ebenso wenig wie bei vielen sehr tief stehenden Naturvölkern. Diese Thatsache wird sich uns in der Folge erklären. Wir werden zeigen, daß die Einsicht in die völlige Loslösung der Seele vom Leibe eine Reihe von bestimmten empirischen Erfahrungen und deren Deutungen voraussetzt, welche nur erst später

von den Völkern gemacht wurden. Viele der heutigen Naturvölker können aber noch heute den Seelenbegriff, wie wir sehen werden, nicht in voller Klarheit denken, weil die Erfahrungen, welche dieser Begriffsbildung zur Stütze dienten, von ihnen entweder nicht nach dieser Seite hin genügend beachtet wurden, oder aber weil sie geistig zu ungelenk waren, die Erfahrungen in richtiger Weise zu erklären. So begreift es sich endlich, daß Völker angetroffen werden, welche in ihren Vorstellungen über die Seele wirklich schwanken, obwol andere sich zu einer völlig abgeklärten Anschauung nach dieser Seite hin erhoben haben. Unsere Naturvölker werden noch heute von einer Glut sinnlicher Anschauungen beherrscht, daß es nicht auffallen kann, daß sich die Traumvorstellungen bei ihnen greller gestalten, und dieselben somit leichter Verschmelzungen mit den Erfahrungen des wirklichen Lebens eingehen; aber eben diese Verbindungen und Uebergänge beweisen, daß der Traum nur das Wiederspiel des Lebens ist, um sich in allen seinen Formen der Sinnlichkeit völlig anzuschließen. Was wir nicht sinnlich erfahren haben, sind wir daher nicht im Stande zu träumen, wohl aber geschieht es umgekehrt, daß der von Hallucinationen Heimgesuchte sich einbildet, seine Träume sinnlich zu erfahren. Daß der todte Freund ihn besucht habe, bildet sich daher der Naturmensch in ähnlicher Weise ein, wirklich erfahren zu haben, obwol ihm diese Erfahrung doch nur als Traumbild erschien. Aehnlich verhielt es sich mit den alten Völkern, solange sie kein bestimmteres Kriterium des Uebersinnlichen und Ueberirdischen erkannt und erfahren hatten; als sich ihnen indessen später Erfahrungen an die Hand gaben, welche zeigten, daß sich das Sichtbare vor ihren Augen ähnlich wie Dampf und Rauch in der Luft völlig unsichtbar verflüchtigen könne, um unsichtbar und übersinnlich gen Himmel zu steigen, da bildete sich unter der Hand ein wirklicher Begriff des Uebersinnlichen, Ueberirdischen und körperlos Seelenhaften, ein Begriff, der völlig von allen frühern Vorstellungen und Anschauungen hierüber verschieden war. Nur an-

deutungsweise sei auf diese Wandlung der Vorstellungsweisen hier in der Einleitung hingewiesen, um darauf hinzudeuten, wie sehr neue Erfahrungen unter Umständen geeignet sind, die Anschauungen der Dinge in tiefeingreifender Weise umzugestalten. Die Feuererfindung war aber, wie wir in der Folge sehen werden, ein solches geschichtliches Ereigniß von unabsehbarer Tragweite, nicht sowol für die äußere Cultur als für den geistigen Ideenaufschwung. Wir werden in der Folge sehen, wie sich mit Rücksicht auf dieses wichtige geschichtliche Ereigniß eine Reihe der verschiedensten Erscheinungen auf geistigem und religiösem Gebiet ebenso folgerichtig und im Zusammenhange erklären, wie das unter dem Lichte der frühern Weltanschauung der Fall war, welche sich, wie wir sahen, dadurch charakterisirte, daß ihr die Begriffsbildung des Uebersinnlichen, Ueberirdischen und Geistigen bezüglich der erwähnten Merkmale mangelte.

2.

Die Feuererfindung.

Hinweis auf das Wachsthum der Kunsttriebe während der Steinzeit. — In welcher Art und wodurch angeregt konnte der Urmensch der Steinzeit zur Feuererfindung vorschreiten? — Vorläufige Hindeutung auf die Folgen der Feuererfindung für die tiefere Entwickelung des religiösen Ideenlebens. — Die bisher geltenden Hypothesen in Bezug auf die Feuererfindung. — Zurückweisung der Ansicht, daß die Erdölquellen und Vulkane Veranlassung zur Entdeckung des Feuerzündens gegeben haben. — Abweisung der Ansicht, daß die Beobachtung der Entstehung von Waldbränden dem Urmenschen den Vorgang zur Feuerzündung ursprünglich in die Hände spielte. — Nothwendigkeit sehr häufig gemachter Beobachtungen nach einer Richtung hin in Rücksicht auf alle ursprünglichen Entdeckungen. — Aneignung bestimmter Manipulationen und durch Gewohnheit erworbener Geschicklichkeit im Schleifen und Reiben von Holz und Steinstücken als äußere Vorbedingungen zur Erfindung des Feuerzündens. — Weshalb konnten nicht alle Stämme und Rassen ursprünglich zugleich zur Feuererfindung vorschreiten? — Hinweis auf diejenigen Glieder der in Arbeitstheilung lebenden Urgemeinden, welche zuerst dasjenige Maß von Geschicklichkeit und Combination erwarben, das zur Erfindung nothwendig war. — Das Arbeiterthum der Urzeit. — Die Lahmen und Krüppel als arbeitende Sklaven der Urgemeinden und ihre Beziehung zur Feuererfindung nach den Traditionen der Völker. — Die höchsten kaukasischen Stämme in Rücksicht auf ihre Begabung und in Hinsicht auf ihre Traditionen als die Erfinder der Feuerzündung. — Hinweis auf die Stufe der Achtung und des Erhabenen, auf die sich die ersten Feuererfinder ursprünglich stellten.

Der Geist des Menschen hatte sich, wie wir im ersten Bande sahen, zu einer allgemeinern Anschauungsweise emporgehoben. Getragen von einer Reihe von Entwickelungsfactoren, gestützt vorzüglich

durch das Medium der Sprache, war es ihm gelungen, die ihm ursprünglich angeborene Apperceptionsenge zu erweitern. Vergangenheit und Zukunft, für welche die Thiere nur eine sehr eng begrenzte Uebersicht, wenn überhaupt eine solche, besitzen, begannen jetzt in seiner Vorstellung einen größern Gedankenkreis zu umfassen, welcher die innere Aufmerksamkeit eingehender wie bisher zu fesseln im Stande war. Freilich hatte sich innerhalb dieser frühesten Gedankenkreise noch kein Gottheitsbegriff entwickelt; ja es war dem Urmenschen noch nicht einmal eine klare und bestimmte Todesvorstellung vors Bewußtsein getreten, und von einem Seelenbegriffe war noch viel weniger ursprünglich die Rede. In einer verhältnißmäßig sehr engen Sehweite hatte sich der religiöse Horizont des Urmenschen bisher ausgedehnt, denn nur wenige bestimmt hervorragende Thiere hatten sich auf dem Wege der Ideenassociation mit einem religiösen Interesse umkleidet und waren hiermit zusammenhangsvoll in den frühesten religiösen Betrachtungskreis gezogen worden, der anfänglich nur wenig über den engern „Nächstenkreis" hinausragte. Mit diesem ersten kurzen Schritte der Religion aus dem Bereiche des Nächstenkreises heraus war indessen zugleich, wie sich ergeben wird, der erste Impuls gegeben zu einer religiösen Auffassung auch anderer entfernter liegender Naturobjecte. Immer mehr und mehr begann die anfänglich im Bewußtsein herrschende thierisch-naive Betrachtungsweise der Objecte zu schwinden, um nun einer tiefern, wenn auch anfänglich noch abergläubischen Anschauungsart Platz zu machen. Eine völlig neue religiöse Naturbetrachtungsweise sollte nunmehr die bisher herrschende thierische Anschauungsart verdrängen. Allein wir irren, wenn wir meinen, daß diese Erweiterung der natürlichen und angeborenen Apperceptionsenge des Geistes ganz ohne äußere Anstöße, d. h. ohne von außen hinzukommenden Zwang, oder richtiger ausgedrückt, sich ganz ohne psychologische Hülfen hätte vollziehen können. Alle psychologischen Thatsachen und Erfahrungen würden dem widersprechen; denn die innere Entwickelung des Geistes

bleibt stets an die äußere Erfahrung gebunden und kann sich ohne Wechselwirkung mit derselben nicht erheben. Es wird im Folgenden daher unsere Aufgabe sein, mit Rücksicht auf den Verlauf der geschichtlichen Ereignisse der Urzeit diese äußern Hülfen, welche die Entdeckung der religiösen Ideenassociation im weitern unterstützten, nachzuweisen.

Zu jener Zeit, da sich durch die Entwickelung des religiösen Geisteslebens neben dem Häuptlingscultus ein Leichencultus, und damit im psychologisch folgerichtigen Zusammenhange stehend, wie wir sahen, auch ein gewisser Thiercultus in der Urgeschichte entfaltet hatte, war auch der Bautrieb und die kunstfertige Geschicklichkeit der Hand bereits zu einer beträchtlich höhern Stufe gestiegen. Wir erkennen das heute noch deutlich aus der Bauart aller jener Grabstätten und Dolmen, aus denen wir die Mumien oder Skelete jener Zeit an das Tageslicht fördern. Die Waffen und Geräthe, die wir in diesen uralten Gräbern auffinden, beweisen uns, daß die Fortentwickelung nach dieser Seite im Menschen ihre ersten und frühesten Phasen bereits durchlaufen hatte. War die Bearbeitung der Steine, wie uns die Grabbauten darthun, zur Zeit des Leichencultus zu einem gewissen Aufschwunge gediehen, so hatte es offenbar zu jener Zeit der Mensch in der Geschicklichkeit der Bearbeitung von Holz und Knochen schon viel weiter gebracht.

Angeregt durch die sich immer stärker regenden Kunsttriebe, aufgemuntert ferner durch die wachsende Spannkraft aller intellectuellen Kräfte, betritt nunmehr das menschliche Geistesleben die Stufe, auf der sich durch bestimmte Beobachtungen der Zunder der Erfahrungen so vielfach und so umfangreich ansammelt, daß wir aus ihm plötzlich die Flamme der eigentlichen Erfindung emporschlagen sehen. Nicht ohne jeden Erfindungsgeist freilich war schon jene Periode der Urgeschichte gewesen, aus welcher die Denkmale der alten Gräberwelt so vernehmlich zu uns sprechen; denn wie erfinderisch in seiner Art tritt uns bereits jener Urmensch entgegen, der, wie wir sahen, seine

Todten bestattete, kunstfertig Steine zu spalten und zu sprengen verstand und sich Waffen zu verschaffen wußte, mit denen er sich schützen lernte, um sein Leben im Kampf ums Dasein erhalten zu können. Aber so erfinderisch uns der Urmensch der früheſten Zeit entgegentritt, eine eigentliche Erfindung, d. h. eine auf bestimmten Gedankencombinationen beruhende großartige Neuerung von einer solchen Tragweite, daß mit ihr gleichsam wie mit Einem Schlage das Erkenntnißvermögen des Menschen sich bedeutend erweiterte, sodaß er plötzlich im Stande war, in einen bisher ihm unbekannten geheimnißvollen Zusammenhang der Naturkräfte einzudringen, eine solche Art von Entdeckung hatte er bisher noch nicht gemacht. Und dennoch, wie früh sehen wir jetzt den Menschen der Urzeit auch diesen Fund thun, und wie rasch schreitet er nun zu einer wenn auch immerhin noch primitiven Weltanschauung vor, auf welcher, wie wir im Folgenden sehen werden, noch heute viele unserer Naturvölker thatsächlich stehen geblieben sind.

Es ist wunderbar, wie in der Urgeschichte alles ineinandergreift, und von hoher Bedeutung, wie eine ursprüngliche, aber freilich großartige Erfindung, welche zugleich die Cultur anbahnen sollte, auch zum Hebel einer neuen umfassenden Natur- und Weltanschauung unter den Urvölkern werden konnte. Allein wir werden das begreiflich finden, sobald wir darauf achten, in welch eine enge und innige Beziehung ursprünglich alle menschlichen Erfahrungen und Thätigkeiten zur Entwickelung der Geistesanlagen traten. Ohne Zweifel ist jeder Aufschwung der künstlerischen Geschicklichkeit und das Eindringen des Geistes in das Gebiet der Erfahrung aufs innigste verflochten mit der Ausbildung der innern intellectuellen Fähigkeiten, und ebenso ging die Erweiterung der Intelligenz zugleich auf das innigste Hand in Hand mit dem Wachsthum der früheſten sittlichen und religiösen Natur- und Weltanschauung. Bei dieser ursprünglichen Verschmolzenheit aller menschlichen Anlagen und deren gemeinsamer Entwickelung leuchtet es daher ein, von welcher Wichtigkeit

und Tragweite die Rückwirkungen waren, welche ein solches Ereigniß wie die Erfindung des Feuerzündens auch auf den menschlichen Geist ausüben mußte. Und mit dieser Einsicht tritt uns daher die Aufgabe entgegen, vom psychologischen Gesichtspunkte nachzuforschen, wie und in welcher Weise der Urmensch diese großartigste und merkwürdigste aller Erfindungen im Erfahrungsgebiete machen konnte, eine Erfindung, durch welche, wie erwähnt, der Geist allmählich in den Tempel der früheſten Cultur eintrat. — Allein nicht nur die Frage: wie konnte der Urmensch diese Erfindung machen, sondern ebenso sehr interessirt es uns festzustellen, welche Kräfte es in der Arbeitstheilung der früheſten menschlichen Gesellschaft waren, in denen der erfinderische Geist, durch eine bestimmte Ansammlung von Erfahrungen getrieben, nach einer bestimmten Richtung hin so reichhaltige Blüten zur Reife brachte, daß zugleich diese erste großartigste Erfindung als gereifte Frucht abfiel. Doch auch damit darf sich der psychologische Historiker noch nicht begnügen, denn es liegt ihm endlich noch ob, vorzugsweise auch die Folgen eines solchen hochwichtigen Ereignisses zu untersuchen, eines Ereignisses, durch welches, wie sich ferner zeigen wird, der menschliche Geist den Schleier des geheimnißvollen Zusammenhangs der Naturkräfte zum ersten male stärker heben sollte. Und nicht uninteressant wird es sein, bei dieser Gelegenheit nachzuweisen, wie der Urmensch vor seiner eigenen entdeckenden Hand anfänglich noch ängstlich zurückbebte, und wie zugleich hiermit mehr und mehr neue, bisher nicht geahnte Gefühle und neue sittliche Vorstellungen in ihm rege wurden, durch welche er sich vor sich selbst und den Nebenmenschen gegenüber in eine zauberhaft erhabene Würde kleidete. Der weitere Verlauf der Geschichte wird uns lehren, wie er diese Würde und Erhabenheit sittlich anwandte, um sie unter dem Drange einer ihn beseligenden Begeisterung und geistigen Erhebung zu einer religiösen Macht zu gestalten, durch welche er Furcht und Achtung, d. h. wahre Erhabenheitsvorstellungen zugleich um sich her zu verbreiten suchte, und durch

dieſe Mittel die Entwickelung der Religion zu einem neuen bisher nicht gekannten Aufſchwunge zu verhelfen. Von nun an ſollte die angeborene Apperceptionsenge umfaſſender wie bisher durchbrochen und überſchritten werden, und eine große Reihe von Objecten, die dem Urmenſchen bisher indifferent und intereſſelos erſchienen, oder an denen er ſich durch die Macht der Gewohnheit getrieben nicht zu ergötzen wußte, und die er als Alltägliches nicht mehr einer tiefern Achtung unterwarf, ſollten ſich von nun an ein für allemal mit einem Intereſſe umkleiden, durch das allein eine dauernde und für immer haften bleibende Apperception derſelben im Bewußtſein des Urmenſchen ermöglicht wurde. Und jetzt, nachdem ſich ſomit dieſe gleichgültigen Betrachtungsweiſen ſo vieler einzelnen Naturobjecte zu ändern beginnen, jetzt, nachdem ſich mit Hülfe eines Netzwerks neuer Ideenaſſociationen, denen wir zu folgen haben, dieſe Objecte gleichſam magiſch und ſittlich erhaben verklären, ſteigt endlich der Urmenſch auf eine neue höhere Stufe der Weltanſchauung, in deren Lichte ſich ganz neue Begriffe zu bilden beginnen, durch welche das „tiefere Nachdenken" des Menſchen belebt werden konnte.

Doch um dieſen neuen großartigen Aufſchwung, den wir flüchtig andeuteten, um den Leſer in dieſe neubeginnende Epoche der Urgeſchichte einzuleiten, genauer verfolgen zu können, haben wir im einzelnen die oben angeführten Fragen zu beantworten, und wir faſſen vorerſt die Aufgabe ins Auge, mit Rückſicht auf die pſychologiſche Analyſe zu unterſuchen: wie und in welcher Weiſe der Urmenſch die Erfindung des Feuerzündens zu machen im Stande war.

Es tritt uns leider viel Sonderbares bezüglich der bisherigen Handhabung der Pſychologie in der Urgeſchichte entgegen, ſobald wir genauer zuſehen, mit welchen Hypotheſen ſich die Forſcher rückſichtlich der Feuererfindung bisher begnügt haben. Wir werden erkennen, wie leichtfertig man über eine Thatſache und deren Unterſuchung hinweggegangen iſt, von der es erwieſen, daß ſie bezüglich der äußern Erfahrung der Grundſtein und das Fundament aller

und jeder höhern menſchlichen Cultur überhaupt geworden iſt, und von der wir daher in jeder Hinſicht auch in pſychologiſcher Beziehung vorausſetzen können, daß ſie dem erwachenden, kindlichen Menſchengeiſte zugleich einen bedeutenden, tiefeingreifenden Anſtoß zum Nachdenken über den geheimnißvollen überſinnlichen Zuſammenhang der Dinge und Kräfte in der Natur gegeben habe. Sei es uns daher im Folgenden geſtattet, von den vielfachen, kaum berückſichtigungswerthen Anſichten zwei derſelben hier anzuführen, welche ſich wenigſtens auf ſolche Gründe ſtützen, die wir von vornherein nicht als völlig undenkbar zurückzuweiſen haben.

Iſt denn das Feuer, wie es noch heute von unſerer menſchlichen Hand beherrſcht wird, in Wahrheit einſt entdeckt und erfunden worden, ſo hört man wol noch heute hier und da fragen? Sind nicht die vielfachen Naphthaquellen und die feuerſpeienden Berge urſprünglich ſelbſtentzündliche Brandherde geweſen, an denen der Urmenſch ſehr raſch Feuer zünden konnte, ſobald er nur verſtand, durch einen beſtimmten Zunder daſſelbe weiter zu verbreiten? Dieſe Anſchauung iſt vielfach verbreitet, obwol es doch ſehr leicht zu überſehen iſt, daß ſie jeder pſychologiſchen Unterlage von vornherein entbehrt. Allein wir ſind gewohnt, uns die natürlichen Geiſtesanlagen und Auffaſſungen der früheſten Menſchen in den allerverſchwommenſten Farben vorzuſtellen, und finden es halb und halb erklärlich, wenn uns einerſeits geſagt wird, der Urmenſch habe vor allen Naturobjecten (und ſeien es ſelbſt die alltäglichſten) einen angeborenen Schauder und die Furcht des Erhabenen empfunden, obwol uns andererſeits häufig ebendieſelben Pſychologen, ohne an das Furchtgefühl zu erinnern, verſichern, der Urmenſch habe ſich wohlgemuth an den Krater feuerſpeiender Berge, oder an die Flammenſäulen lodernder Erdölquellen begeben, nicht mit dem Gedanken (den wol jedes Thier, und ſei es das niedrigſte, gehabt hätte), das Feuer, ſobald man ihm ſehr nahe komme, könne gefährlich werden, ſondern vielmehr wie ein gebildeter Naturforſcher, nämlich darauf bedacht,

den passenden Zunder zu suchen, mit dem er das Feuer fortschleppend und benutzend weiter experimentiren könne, vermuthlich um sogleich die Kochkunst zu entwickeln. Selbst nun angenommen, der Urmensch hätte an den Feuerflammen der Erdölquellen Feuer zünden lernen, so wäre die Verbreitung der Kunst des Anzündens in der Art, wie wir sie thatsächlich überall antreffen, nämlich das Zünden durch Reibung, offenbar noch zu erklären. Dabei dürfen wir zudem nicht übersehen, daß der Mensch nur das wahrhaft als erfunden betrachten kann, das er so beherrscht, daß er sich zu jeder Zeit und an jedem Orte, wo die Bedingungen vorliegen, des Fundes bemächtigen kann. Das aber hätte niemals geschehen können, wäre das Bekanntwerden des Menschen mit der Kraft des Feuers ein Zufall gewesen, durch den es einem bevorzugten Geiste gelungen wäre, ein Holzscheit an irgendeiner Naphthaquelle zum Brennen zu bringen. Denn das Brennen eines Holzscheits konnte auf diese Art dem Urmenschen wiederum nur ein neues sonderbares Phänomen sein, das sein Staunen um so mehr rege machte, als dasselbe bald verlosch und das Experiment von vorn hätte angefangen werden müssen. Offenbar also, sehen wir, hätten diese Experimente den naiven Urmenschen nur im Kreise umhergeführt. Gottlob, die Psychologen sind heute über solche Ansichten hinaus. Dennoch aber meine man nicht, daß die Variationen dieser Ansicht sich nicht mehr heute unter andern Formen noch wiederholen könnten. Erwähnen wir sogleich eine andere ähnliche Betrachtungsweise desselben Gegenstandes. Sind es nicht die feuerspeienden Berge, auch nicht die flammenden Erdölquellen gewesen, durch welche sich der Mensch in den eigenen dauernden Besitz des Feuers setzen konnte, so mögen es doch die Waldbrände gewesen sein, meint man, welche die Menschen auf das Feuer ganz besonders aufmerksam gemacht haben. Wie entstehen aber Waldbrände, so fragte man sich? Waldbrände entstehen nun vielleicht und unter Umständen dadurch, daß gegeneinandergelagerte trockene, aber frei bewegliche Aeste durch den

Sturm so lange aneinandergequetscht werden, bis durch die Reibung sich plötzlich die Aeste entzünden. Offenbar, so schließt man sogleich im Hinblick auf die erste und ursprünglichste Methode das Feuer durch Reibung zu zünden, haben die Urmenschen das beobachtet, nachgeahmt und rasch mit Erfolg sich desselben Verfahrens bemächtigt. Diese Anschauung, geistvoller in ihrer Art, wiederholt dem strengen Psychologen dennoch indessen nur, was an psychologischen Unmöglichkeiten sich bei der zuerst erwähnten Betrachtungsweise aufdrängte. Abgesehen davon, daß Waldbrände und die damit verknüpften Sturmerscheinungen dem noch in seiner Art thierischen, oder noch halb thierischen Urmenschen ebenso wenig Gelegenheit zum aufmerksamen Beobachten ihrer Entstehung wie Ruhe, Muße und Geduld gönnten, so ist es noch viel schwieriger, dem Urmenschen auch in psychologischer Beziehung neben Geduld, Aufmerksamkeit und Stimmung zugleich auch die sichere Schlußfolgerungsweise beizumessen, die in jedem Falle nothwendig gewesen wäre, um eine solche Beobachtung, wie sie die Natur unter immerhin sehr zufälligen und seltenen Verhältnissen mit Baumstämmen liefern könnte, richtig zu benutzen. Sturm und Orkan, die dem Urmenschen zwar nicht direct gefährlich waren, trugen doch nichts dazu bei, ihn in diesem Falle zum strengen aufmerksamen Beobachter zu machen. Zwar brauchte der Urmensch vor Sturm und Orkan nicht religiös zu schaudern, und sich ebenso wenig wie die Thiere vor ihnen als vor etwas Gefährlichem zu fürchten, aber diese Erscheinungen waren auch nicht danach angethan, den Beobachtungssinn des Menschen auf eine einzige Stelle concentriren zu lassen, im Gegentheil, das Knarren und Zittern der Stämme und Aeste, das von allen Seiten kam, mußte nur zu leicht diese thierisch-naive Aufmerksamkeit zerstreuen, und den Grad des hierzu nöthigen Beobachtungssinnes im Urmenschen hemmen und vernichten. Allein angenommen, es hätte sich zufällig alles vereinigt, was wider alle noch niedere Natur des Urmenschen ihn dennoch in die richtige psychologische Stimmung und

Lage gebracht hätte, die zu so seltsamen Beobachtungen nothwendig war, und angenommen, der Urmensch hätte plötzlich, während eines anhaltenden und brausenden Sturmes bei Reibung zweier trockener Aeste aus den Wipfeln eines Baumes Feuer emporlodern sehen, dürfen wir nun im Ernst folgern, daß hiermit alle Bedingungen gegeben waren, welche den noch kindlichen Menschen zu der richtigen Folgerungsweise und zu dem richtigen Schlußverfahren bezüglich der Feuerreibung gebracht hätten? Wer die einfache Schlußfolgerungsweise unserer heutigen noch kindlich erscheinenden Naturvölker psychologisch folgerichtig zu würdigen weiß, sieht leicht, daß Folgerung und Schluß bei dieser Gelegenheit ganz anders ausfallen mußten. Nicht jene beiden Aeste, sondern der für den kindlich zerstreuten Sinn viel mehr bemerkbare brausende Sturm erscheint dem noch oberflächlich beobachtenden Auffassungsvermögen nothwendig als dasjenige, das das lodernde Feuer plötzlich als Ursache in die Zweige hineinwirft. Die Reibung jener beiden Aeste aber wird in dieser Anschauung übersehen, und durch den gleichsam persönlich vorgestellten schleudernden Sturm naiverweise nicht im rechten Lichte betrachtet, somit nicht mit der eigentlichen Ursache in Verbindung gesetzt. Allein angenommen, der kindliche Urmensch habe alles das, was hier zur richtigen Folgerung dient, bereits genau erwogen, so wird man schließlich nicht doch noch vorzubringen wagen, daß der thierisch-naive Sinn auch bereits das Schlußverfahren der Analogie correct in Anwendung brachte, nach welchem der Urmensch berechnete, daß das, was im Walde vor seinen staunenden Augen zwei Bäume im Großen vollzogen, nun ferner auch fortan von ihm selbst mit zwei winzigen Stückchen Holz nachgeahmt werden könne und gelingen müsse. Wir erkennen leicht, daß wir mit der Annahme, nach welcher die Erfindung des Feuerzündens mit der zufälligen Entstehung eines Waldbrandes in Verbindung gebracht wird, nahe daran sind, dem kindlichen Bewußtsein eine Combinationsgabe zuzutrauen, wie sie etwa ein mittelmäßig aufmerksamer

Naturforscher unserer Tage besitzen würde. Dazu kommt nun, daß von seiten des Physikers mit Recht die Möglichkeit überhaupt bestritten wird, daß vom Winde zwei Aeste mit der hierzu nöthigen Beharrlichkeit in der Art gerieben werden können, daß Feuer entsteht*, und so sehen wir, daß derartige Annahmen, wie leicht zu ersehen, ohne jedes haltbare wissenschaftliche Fundament sind, und es erscheinen dem Psychologen dieselben daher wie mit Haaren herbeigezogen, d. h. als rein willkürlich. Nun gibt es freilich, wie erwähnt, eine Reihe von Annahmen über die Erfindung des Feuers, die noch viel sonderbarer erscheinen, und wenn uns beispielsweise von Philologen kurzweg versichert wird, die Feuerreibung haben die Menschen der Sonne abgesehen, die sie sich als ein Rad vorstellten, das man nachgemacht und in Drehung versetzt habe, bis es an seiner Achse Feuer sprühte, so zeigt uns solche Folgerung, wie man sich leider gewöhnt hat, in der Psychologie ohne jeden Zusammenhang zu denken. Als wenn der naturforschende Urmensch schon von der „Drehung" der Sonne etwas gewußt hätte, als wenn man der Sonne eine Reibung ansehen könne, die sie feurig glühend mache, und als ob überdies der kindliche Mensch, noch bevor er das glühende und wärmende Feuer selbst in Händen hatte, zu sagen wußte, ob jene Licht ausstrahlende Scheibe auch eine glühende Feuermasse sei, die man sich nachahmend verschaffen könne. Das heißt offenbar alle Logik auf den Kopf stellen; denn es ist freilich auf der Hand liegend, daß nur erst umgekehrt, nachdem der Mensch die lichtspendende Kraft und Wirkung des Feuers kennen gelernt hätte, auch in ihm der Gedanke aufsteigen konnte, daß jene leuchtenden und strahlenden Punkte und Scheiben brennende Feuermassen seien.** Doch wir wollen uns nicht bemühen, die Reihe ähnlicher Annahmen hier

---

* Vgl. O. Peschel, „Völkerkunde" (1. Aufl.), S. 145.

** Vgl. auch „Zeitschrift für Völkerpsychologie" (Cohen, „Mythologische Vorstellungen von Gott und Seele", V, 409).

aufzuführen, sondern uns vielmehr nach den Bedingungen umthun, die in psychologischer Beziehung jede erste Erfindung überhaupt nothwendigerweise voraussetzt.

Die Forschungen über Urgeschichte lehren uns, daß die ursprünglichste Art, das Feuer zu erzeugen, durch Reibung geschah, freilich nur durch solche Reibung, die mit einer ganz bestimmten Geschicklichkeit, und mit dem hierzu allein passenden Material vollführt wurde. Die zu lösende Frage ist die, wie der Urmensch alle passenden Momente zu dieser Erfindung zusammenfand.

Es ist in dieser Hinsicht nun einleuchtend, daß der Urmensch nicht mit Bewußtsein darauf ausgegangen sein konnte, eine Erfindung nach irgendeiner bestimmten Richtung hin à tout prix machen zu wollen. Eine Annahme, welche dem frühesten Menschen eine solche Berechnung und demgemäß Ausdauer in der Beobachtung und Schlußfolgerungsweise zuschreibt, ist, wie wir sahen, von vornherein zu verwerfen, der Urmensch war eben noch kein Forscher, sein Beobachtungstalent und seine Aufmerksamkeit wurden daher noch nicht durch die in der That seltsamen und seltenen Fälle geleitet, wie später nach weiterer Entwickelung des Geistes, sondern im Gegentheil, sollte seine ursprüngliche Beobachtungsgabe überhaupt angeregt werden, so mußte umgekehrt vielmehr die sehr große Häufigkeit von sich wiederholentlich aufdrängenden Erscheinungen und Erfahrungen ihn gewissermaßen zwingen, seine Beobachtung nach einer Richtung hin zu leiten, um seine noch ungeschulte Aufmerksamkeit in richtiger Weise in Anspruch zu nehmen. Es konnte daher eine erste Erfindung nicht durch einen benutzten und ausgebeuteten Zufall, sondern nur durch eine naturgemäße Anleitung und Hinleitung auf die Sache geschehen, durch welche alle berechnende Absicht von seiten des Menschen ausgeschlossen wurde. Es verhält sich mit der frühesten Erfindung in der Urzeit also noch in einer ähnlichen Weise wie mit der Sprache, die ja auch, wie wir sahen, nicht mit Absicht, Berechnung und Willkür erzeugt, sondern nur

durch die Gewalt und den Drang der natürlichen Umstände unter den Menschen hinsichtlich der Anlagen in Fluß gebracht wurde. Wie wir aber zugleich bei Gelegenheit der Sprachentwickelung sahen, daß nur die hervorragenden Individuen die Träger der objectiven sprachlichen Mittheilungsfähigkeit wurden, und diese daher in gewisser Hinsicht die Sprachschöpfer und Erfinder genannt werden konnten, so verhält es sich auch mit den ersten thatsächlichen Erfindern. Denn nicht alle Individuen zugleich waren zu den Bedingungen in gleich hohem Grade prädisponirt und in die Lage gebracht, jene erste Erfindung thatsächlich machen zu können, während uns andererseits schon bei der Sprachentwickelung die Bedingungen lehrten, daß von einer Ausbreitung des Gewonnenen und Entdeckten nur dann die Rede sein konnte, wenn die Erscheinung selbst sich in ein solches Interesse zu kleiden wußte, daß dauernd die Aufmerksamkeit der Uebrigen hiermit in Anspruch genommen wurde, und ferner die Entdecker selbst nicht nur dafür Sorge trugen, daß dieses Interesse rege blieb, sondern daß sie sich auch auf einem so erhöhten Standpunkte zu erhalten im Stande waren, daß sie aus der Masse hervortretend von allen Seiten mit ihrer Erfindung dauernd beachtet werden mußten. Wie und in welcher Weise sich in Bezug auf die Feuererfindung alle diese psychologischen Bedingungen zusammenfanden, wird uns der weitere Verlauf der Urgeschichte lehren. Zuvörderst bleibt uns hinsichtlich der Bedingungen die Frage zu beantworten, wer die Erfinder unter den durch natürliche Arbeitstheilung geschiedenen Kräften der Urgemeinden waren. Hier leuchtet es nun sogleich ein, daß es weder den Weibern, noch den stets auf Beute ausgehenden Urmenschen, d. h. den Jägern der Gemeinde, gelingen konnte, durch die hier in Betracht kommenden Erfahrungen nach einer gewissen Richtung hin zu so bestimmten Beobachtungen dauernd angeregt zu werden, welche diese Erfindung voraussetzt. Und da sich uns ergeben wird, daß die Summe der zu machenden Erfahrungen in dieser Hinsicht zugleich nur auf der bestimmten

Unterlage einer schon sehr hoch entwickelten Handgeschicklichkeit geschehen konnte, so waren folglich auch, wie aus dem Frühern erhellt, nicht alle Völker gleichmäßig zu dieser hervorragenden That vorbereitet, sondern nur den in dieser Beziehung hoch hervorragenden, auserwählten, d. h. den am wenigsten trägen und schwerfälligen Stämmen und Völkerschaften konnte diese Frucht naturgemäß in den Schos fallen. Es wird sich zeigen, daß die betreffende Erfindung nicht nur von geschickten, sehr beweglichen und geübten Menschenhänden gemacht werden konnte, sondern daß auch diese Geschicklichkeit fortdauernd und mit vielfacher Wiederholung durch bestimmte Beschäftigung mit gewissen Gegenständen stets nach einer Richtung hin geleitet sein mußte. Die trägen und zur Handbeweglichkeit überhaupt nicht geneigten Völker werden wir aus diesem Grunde nicht für die geeigneten halten können, denen es vergönnt war, diese erste großartige Culturthat zu vollführen, und daß auch die in intellectueller Beziehung schwerfällig angelegten Rassen (wie die Mongolen u. s. w.) nicht aus der Summe der angesammelten Erfahrungen das geschickte Facit zu ziehen wußten, wird um so mehr einleuchten, sobald wir bedenken, daß selbst das Aufsammeln von mannichfachen Erfahrungen nach einer bestimmten Richtung hin eine gewisse hohe innere intellectuelle Geistesbeweglichkeit voraussetzt, welche der äußern Geschicklichkeit innerlich zu Hülfe kommen muß, um beim Sammeln richtig trennen und sondern zu können. Sind folglich nicht alle Völkerstämme gleichmäßig im Stande alle hier geforderten psychologischen Bedingungen genügend zu erfüllen, so sind innerhalb des Stammes und der Gemeinde selbst wiederum nicht alle durch Arbeitstheilung geschiedenen Glieder in gleich hohem Grade hierzu befähigt. Weder die in ihrer intellectuellen Thätigkeit wenig befähigten, noch die durch ihre gänzlich anderweitige Beschäftigung zu ausdauernden Beobachtungen aufgemunterten Weiber, wie andererseits die dem rohen Nahrungserwerb obliegenden und durch Jagd sich zerstreuenden Männer des Stammes konnten, wie einleuchtet,

die Frucht dieſer Erfahrungen pflücken; denn allen dieſen war es nicht möglich, die Geſchicklichkeit ſo einſeitig auszubeuten, daß ihnen die zur Erfindung nöthigen Vorbedingungen ungezwungen und ungeſucht in den Schos fielen. Denn auf eben dieſe Ungezwungenheit kommt es, wie uns die Bedingungen zeigen, der Natürlichkeit der Sache wegen an. Es konnte ſich mit den erſten Entdeckungen der Urzeit, wie ſchon hervorgehoben, nicht wie mit den in ſpäterer Zeit gemachten verhalten. In der Urzeit mußte ſich durch anhaltende einſeitige und beſtimmte Beſchäftigungsweiſe allmählich erſt gleichzeitig in einer größern Anzahl von Individuen ein beſtimmtes Erfahrungsmaterial anſammeln, um zu einer Erfindung heranzureifen, während in ſpäterer Zeit, wo der Geiſt bereits ſelbſtändiger und ſozuſagen geiſtig ſpürfähiger geworden iſt, ein einzelner lange Zeit ganz im ſtillen oft ſelbſt unbewußt dieſen Entdeckungsweg geht, um dann ſcheinbar plötzlich und oft wie durch Zufall angeregt mit der Entdeckung hervorzutreten. Einen beſtimmten ſchwierigen Entdeckungsweg gehen zu können, war in der Entwickelung der ſpätern Culturgeſchichte meiſt nur dem einzelnen vergönnt, der es durch ſeine ihm eigenthümlichen Geiſtesanlagen und Talente dahin gebracht hatte, ihn aufſuchen zu können. Dieſe Vereinzelung des Talents und die hiermit hervortretende individuelle Selbſtändigkeit des Erfinders und Entdeckers kennt die Urzeit noch nicht. So hoch war die Selbſtändigkeit des einzelnen hier noch nicht erwachſen, und wir müſſen uns daher hüten, von einem einzelnen Erfinder oder Entdecker des Feuerzündens zu reden. Obwol wir aber die hohe Selbſtändigkeit der Individuen in der Urzeit nicht zugeben können, ſo müſſen wir indeſſen doch darauf zurückkommen, daß es andererſeits ebenſo wenig allen Völkern gleichartig vergönnt war, die Vorbedingungen der Erfindung und erſten Entdeckung in ſich völlig reifen zu laſſen, und zwar ebenſo wenig wie in denjenigen Völkerſtämmen, welche in ſich alle Bedingungen hierzu vereinigten, es hinwiederum nicht allen Individuen gleichzeitig er-

möglicht sein konnte, eine so edle Frucht zu pflücken. Die sich ursprünglich ausbreitende Arbeitstheilung hatte zur Genüge dafür gesorgt, daß die Aufsammlung der Vorbedingungen zur Erfindung nicht allerwärts unter den Individuen stattfand, und wie erwähnt, konnte es ungezwungen nur allen denjenigen gelingen, zu erfinden, deren Beschäftigung rücksichtlich bestimmter Materialien dauernd darauf hintrieb. Wir haben nun, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird, gewichtige Gründe anzunehmen, daß es in der Urgemeinde nur diejenigen Elemente waren, welchen die besprochene Erfindung des Feuerzündens zuerst zufiel, welche durch dauernde Uebung ihrer Aufmerksamkeit, vor allem aber durch Uebung ihrer Handgeschicklichkeit zu der reichhaltigsten Aufsammlung der hierzu nöthigen Erfahrungen kamen, und damit gibt sich uns, wie sich im Folgenden zeigen wird, die Schlußfolgerung an die Hand, daß es sonderbarerweise die durch eine dauernde Beschäftigung mit Stein und Holz allein hierzu prädisponirten Kieselund Steinwaffenarbeiter der Urzeit waren, denen diese so weittragende Erfindung ein glückliches Geschick in die Hand spielte.

Bevor wir aber genauer darauf hinweisen, in welchen Volksstämmen und in welcher Weise das geschah, müssen wir vorerst noch einige Blicke auf das nur erst in den Anfängen aufkeimende eigentliche Arbeiterthum der Urzeit werfen.

Daß in den früheſten noch uncultivirten Urgemeinden der Menschen nicht alle Individuen gleichmäßig im wahren Sinne des Worts arbeiteten, sondern schon ganz ursprünglich eine Reihe von lästigen und mühseligen Geschäften von der herrschenden Aristokratie der Gemeinde abgestreift und auf diejenigen Gemeindeglieder übertragen wurde, die hier die körperlich schwächern und unterdrückten waren, das leuchtet ein. Ein Blick auf die in Staaten lebende Thierwelt (namentlich auf die Ameisen), mehr aber noch ein Blick auf die sonderbar ungerechte Arbeitstheilung der staatlich rohen und

primitiv lebenden Naturvölker der heutigen Zeit, muß uns rasch genug die Ueberzeugung beibringen, daß der primitivste und früheste Urstaat bereits den Sklavenstand zum Ausdruck brachte. Die ursprünglich ausgeprägten Unterschiede von stark und schwach und die sich durch Arbeitstheilung daran anknüpfenden Divergenzen waren es, welche das Sklaventhum nur zu früh zur Erscheinung kommen ließen. Es ist betrübend genug, zu sehen, wie die sich in ungerechtester Weise vollziehende Arbeitstheilung auch unter unsern Naturvölkern das Sklaventhum in einer oft widerlichen Art zur Geltung bringt. Fast immer zeigt es sich hier, daß es das stärkere Geschlecht, mit Einem Worte die Kräftigen sind, welche sich der Faulheit ergeben, um den Schwachen die eigentlichen Arbeiten aufzubürden. Es liegt das ebenso sehr in der Natur der ersten Entstehung der staatlichen Unterschiede selbst, daß wir nicht zweifeln dürfen, daß das Sklaventhum schon in dieser Weise ganz ursprünglich unter den Völkern der Urzeit zur Erscheinung gekommen war. Bei unsern heutigen Naturvölkern sind es den gegebenen Bedingungen gemäß leider zumeist die Frauen, welche zum Sklaventhume verurtheilt sind, neben ihnen selbstverständlich die Schwachen und Krüppel, d. h. solche, die durch irgendwelche äußere Gebrechen nicht zur Aristokratie der Kraft und Gewalt gezählt zu werden vermögen. Es ist eben der Fluch des Menschen, daß er von der frühesten Zeit an diese Schwachen und Krüppel mit dem, was wir äußere Arbeit und mühselige, lästige Handthätigkeit nennen, belastet hat, während sich ursprünglich die Stärkern und Gesunden auf Kosten dieser Ausgebeuteten zu ernähren und doppelt zu erhöhen wußten. Sofern nun auch bezüglich der Urzeit nur im beschränktern Sinne wie heute von eigentlichen Arbeiten und von dauernden, lästigen Handthätigkeiten geredet werden konnte, die im wirklichen Sinne des Worts große Mühe machten, großen Fleiß beanspruchten und thätige Ausdauer erheischten, so irren wir doch, wenn wir meinen, daß in allerfrühester Zeit es nicht dennoch schon derartige Beschäftigungen

ſchwieriger und wahrhaft mühſeliger und läſtiger, weil einſeitiger Natur, gegeben hätte. Das Sprengen und Bearbeiten der Kieſel, die Schärfung der Waffen und Pfeile, die Holzbearbeitung, und endlich ſpäter ſogar die Ausſchmückung und Politur der früheſten Waffen und Geräthe, erforderten ohne Zweifel bereits, wie wir aus beſtimmten Gegenſtänden noch erkennen, ſehr geſchickte und kunſtgeübte Hände und äußerſt mühſelige und einſeitige Arbeit im wahren Sinne des Wortes. Daß aber zu dieſen früheſten in ihrer Art zugleich ſchwierigen und anſtrengenden Arbeiten in der Urzeit die unkräftigen Hände des weiblichen ſchwachen Geſchlechts allein hingereicht hätten, dürfen wir ſchon deshalb kaum annehmen, weil das gebärende und ihre Kinder pflegende Weib nicht die zu dieſen oft harten Arbeiten nöthigen und natürlichen Anlagen und Körperkräfte beſitzen konnte. Es waren daher vorzugsweiſe die ſchwächern Männer unter den Gemeindemitgliedern, und zwar zunächſt die von Geburt Fehlerhaften, beſonders aber die mit ungeſchickten lahmen Füßen Verſehenen (d. h. die zum Jagen und Laufen Untauglichen), welche ſich als Sklaven den mühſeligen Handthätigkeiten während der Urzeit nothwendig unterziehen mußten. Denn dieſe Invaliden beanſpruchten den Schutz der Stärkern vor Feinden und Raubthieren in gleicher Weiſe wie Weiber, obwol ſie zum Jagderwerb und andern äußern männlichen Thätigkeiten der Urzeit unbrauchbar waren. Wir können daher dieſen früheſten, ſich durch natürliche Arbeitstheilung herausbildenden Sklavenſtand, der in jedem überhaupt arbeitenden Urſtamme klein oder groß war, mit dem Geſammtausdrucke der Laborarii bezeichnen. Der Ausdruck Laborarius mag uns bei dieſer Gelegenheit nicht ſowol an das Arbeiten, ſondern auch an das ſogenannte „laboriren" erinnern, mit dem wir zuweilen den Sinn des körperlichen Stümperns und Leidens verbinden. Dieſe Laborarii waren durch die Arbeitstheilung gewiſſermaßen mit Nothwendigkeit darauf hingewieſen, gegenüber dem Mangel in der Stärke ihrer Füße, ihre Fertigkeiten der

Hand um so höher auszubilden, und wir können uns daher nicht wundern, wie im Verlauf der Urgeschichte gerade diese Volksklasse es wurde, in der sich zugleich später die Anfänge zum höhern Aufschwunge von Kunst und Erfindung sammelten. Durchgehen wir alle Traditionen der Völker, um nach Spuren zu suchen, die sich auf „die Lahmen" beziehen, so finden wir seltsamerweise, daß die Sagen ausgebreiteter Völkerkreise übereinstimmend den Feuergott als lahm bezeichnen. Diese Traditionen besitzen eine große Verbreitung unter den Völkern, denn sie werden selbst in Südafrika aufgefunden. Abgesehen von griechischen und römischen Traditionen lassen uns die germanischen Volkssagen Wieland, den Feuerschmied, bekanntlich als lahm erscheinen. Livingstone fand bei afrikanischen Völkern Gottheiten, die stets mit einem krummen Beine vorgestellt wurden, ähnlich dem ägyptischen Ptah-Sokari Osiris (vgl. Tylor, S. 463). Selbst in Australien und Südamerika finden sich noch deutliche Anklänge an lahm gedachte göttliche Wesen. Die Uebertragung der Lahmheit auf den Teufel hängt mit diesem Ideenkreise zusammen, ist aber selbstverständlich viel später entstanden. Wir sehen aus der merkwürdig weiten Verbreitung dieser sagenhaften Anschauung, daß dem etwas Traditionelles zu Grunde liegen muß, und in der That wird uns der Verlauf der urgeschichtlichen Entwickelung lehren, daß wir hier Fäden in der Hand halten, die in symbolischer Weise auf die Feuererfinder zurückdeuten. Wie dem sei, das vorläufig steht fest, daß die Misgestalteten in der Urzeit zu Sklaven ausersehen waren, um sich den lästigen und den von den übrigen gemiedenen Geschäften zu unterziehen. Allein dadurch eben blieb es ihnen andererseits auch überlassen, ihre Geschicklichkeit mehr zu üben, ihre Aufmerksamkeit besser zu schärfen, mit Einem Wort, mit Hand und Geist ihre ganze Erfindungsthätigkeit thatsächlich auszubilden. Was wunder, wenn nach Verlauf so vieler Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtausende, in denen bereits in der Urzeit die Stärkern geherrscht und gewaltet hatten, nunmehr auch

die Unterdrückten geſchichtlich durch eine eigenthümliche Leiſtung auftreten, eine Leiſtung, die ſie in ihrer Art, wie wir ſehen werden, bald hervorragend machte. Was wunder, daß die dauernde und läſtige Art ihrer einſeitigen Unterdrückung die Erfindungsgabe nicht nur rege gemacht hatte, ſondern dieſe auch ſo hoch emporſchraubte, daß endlich Kunſt und Geſchicklichkeit einen merkwürdigen Sieg feiern konnten. — So weiſen uns die pſychologiſchen Eigenſchaften, welche die früheſten Erfinder charakteriſirten, der Reihe nach mit Entſchiedenheit auf das früheſte thätige, und dadurch zu ſchärferer Beobachtung im einzelnen angehaltene ſchaffende Arbeiterthum der Urzeit, d. h. auf die ſklaviſch unterdrückten Waffenarbeiter und Geräthever fertiger des urzeitlichen Gemeindeweſens, überhaupt auf alle diejenigen einzelnen Kräfte hin, denen durch die natürliche primitive Arbeitstheilung das Los zufiel, die erſten Materialien, die der Urmenſch aufnahm, das iſt Holz und Stein, durch den Fleiß geſchickter Hände zu bearbeiten. Und weiter müſſen uns die Bedingungen lehren, daß Holz und Stein (jene in der Urzeit mit Recht ſo hochgeachteten Materialien) auch der belebende Zunder waren, aus welchem die erſten Flammen hervorloderten, ſodaß an der Bearbeitung dieſer Stoffe die großartigſte und in ihren Folgen unabſehbarſte Erfindung der Urzeit zu Stande kam. Arbeit macht erfinderiſch, dieſes bedeutungsvolle Wort ſollte ſeine tiefe Wahrheit ſchon zu einer Zeit begründen, da der Menſch nur ſoeben im Begriff war, die Pforte zum eigentlichen Tempel der Cultur zu ſprengen. An dieſer Pforte lag in der That Holz und Stein, beides dem Menſchen der Urzeit Dinge, ohne welche er den Riegel zum Culturtempel nicht zu ſprengen vermochte und ohne welche eine Cultur unter der Menſchheit überhaupt wol ebenſo wenig denkbar wäre wie ohne das Feuer, das aus Holz und Stein der Menſch hervorlocken lernte. Wie aber war das geſchehen? Das nun wollen wir im Folgenden unterſuchen.

Mehr wie alle andern Glieder der Urgemeinde konnte der ge-

übte Steinarbeiter der Urzeit seine Aufmerksamkeit auf die ihm täglich bei der Arbeit unter den Händen aus den Kieseln und Steinen hervorspritzenden und leuchtenden blitzartigen Funken lenken, sie zündeten nicht diese Kieselfunken, aber sie regten in ihrer leuchtenden Helligkeit das erste Nachdenken und die früheste Beobachtung nach einer bestimmten Richtung hin an. Sie machten den geschicktern Waffen- und Kieselschmied der Urzeit, wenn wir ihn so nennen dürfen, darauf aufmerksam, daß stets unter der Hand beim Schleifen der zusammengeriebenen Steine ein helles Leuchten entstand, das ihn, da es seine schaffenden Hände hervorzauberten, seltsam genug berühren mochte. Holz und Stein waren die beiden Materialien, welche der primitive arbeitende Künstler dauernd in seinen Händen bewegte, Geschicklichkeit und Einseitigkeit nach bestimmter Richtung hin aber andererseits die Factoren, die zugleich die geheimnißvolle Macht bildeten, welche dem aufmerksamen Künstler der Urzeit seine wunderbare, zauberhafte Entdeckung ungezwungen und absichtslos in die Hände spielte. Brechen, sprengen und reiben waren die Grundthätigkeiten der Steinarbeiter der Urzeit, und Schleifung und Reibung, obwol einer spätern Periode der Steinzeit angehörend, mußten bereits im Schwunge gewesen sein, als unsere Erfindung zur vollendeten Thatsache wurde. Reibung war das merkwürdige Losungswort, mit dem sich der Zauber vollzog. Miteinander gerieben, wissen wir, fangen Kiesel bereits an Funken zu sprühen und matt zu leuchten, und noch heute finden wir Negerstämme Westafrikas, die (nach Zuchelli) im Stande sind, aus der geschickten Reibung von Steinen auf bestimmte Holzarten das Holz zu entzünden. Allein die eigenthümliche Reibung erfordert großes Geschick und anhaltende Ausdauer, die bei der lästigen Arbeit nur der entwickelt, der unaufhörlich und ohne zu ermüden seinen Zweck verfolgt. In diesem einseitigen, aber zweckmäßigen Verfolg der angestrebten Arbeitsrichtung, mit Hinblick auf die Ahnung, hiermit eine neue Erscheinung hervorzurufen, darin lag das Wesen dieser frühesten

eigentlichen Erfindung. Nicht jede Holzart und nicht jede Steinart eigneten ſich zum Zünden, und ſo liegt denn das Talent der erſten erfinderiſchen Geiſter vorzugsweiſe darin, mit Geſchicklichkeit diejenigen Stein- und Holzarten herausgeſucht oder vielmehr gefunden zu haben, aus welchen nach ausdauernder Reibung der Funke des Prometheus zur rauchenden feurigen Flamme emporlodern konnte.

Halten wir eine pſychologiſche Rundſchau unter den großen Völkerraſſen der Urzeit, ſo erkennen wir jetzt, nachdem wir die Bedingungen der Erfindung eingeſehen haben, doppelt, daß den körperlich und geiſtig trägen Völkern nicht die Talente urſprünglich zu Gebote ſtanden, die nöthig waren, ihren Erfahrungskreis und ihre Thätigkeiten ſo unermüdlich zu ſtärken, daß ihnen dieſe Erfindung gelang.* Es traten daher urſprünglich die rohen und trägen, beſonders alſo die ſchwarzen Völkerſchaften vom Standpunkt der Erfindungsthätigkeit in den Hintergrund. Wir haben ſchon im vorigen Bande geſehen, daß wir Grund haben zu vermuthen, daß die von Natur ſehr trägen Völker nur erſt durch Nachahmung angeregt und ſozuſagen nur durch die allgemeine Concurrenz der übrigen Völker gezwungen ſich die läſtigen Gebräuche und Geſchicklichkeiten der ganzen Steinzeitperiode angeeignet haben. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir auch die Geſchicklichkeit dieſer Völker ſich nicht ſo hoch entfalten ſehen, ſodaß folglich ihr Erfindungsgeiſt gegen den der übrigen Völker urſprünglich zurückblieb. Allein auch die geiſtig ſchwerfälligen (wiewol äußerlich nicht geradezu trägen) Völkerraſſen, wie die amerikaniſche, die malaiiſche und ſelbſt die geiſtig ſo unbeholfene mongoliſche Raſſe, vereinigten, wie erwähnt, nicht die nöthige Summe von Bedingungen, welche den Erfindungsgeiſt in genügender Weiſe zuſchärften, um ihn zum richtigen Griffe zu führen. Beachten wir hingegen die Anknüpfepunkte der ſpätern

* Vgl. zugleich Bd. 1, Buch 2, Kap. 6.

Entwickelungsgeschichte des aufstrebenden Erfindungsgeistes, und blicken wir zugleich auf die uralten Traditionen der Völker über die Feuererfindung, so werden wir gezwungen, in dieser Beziehung unsere Augen auf die semitischen, hamitischen und indogermanischen Völkerstämme zu richten. Nur in ihnen war die Begabungshöhe ursprünglich von der Anlage, daß sie den richtigen Wegen zur tiefern Erfindung folgen konnten, und nur ihnen konnte daher der glückliche Griff und Fund gelingen. Wir haben genügende Gründe, in Bezug auf die genannten Völkerstämme anzunehmen, daß sie den frühesten und bedeutendsten Focus aller eigentlich religiösen Urgeschichte überhaupt bildeten; alle mit dem Aufschwunge der Religion in Verbindung stehenden Ereignisse sollten sich vorzugsweise hier entwickeln, um von hier aus langsam über die Völkerrassen und Stämme der Erde (die in jener Zeit, wie wir sahen, noch Fühlung miteinander besaßen), auszustrahlen. In der That haben wir mit Rücksicht auf Tradition und Geschichte, sowie mit Hinblick auf die zu erfüllenden Bedingungen von psychologischer Seite, nicht zu zweifeln, daß in diesen Stämmen sich zuerst das Licht der neuen, großen, welterobernden Erfindung Bahn brach. Freilich erst nachdem die ersten störenden Rückwirkungen beseitigt und ausgeglichen, und nachdem, wie sich zeigen wird, durch harte Kämpfe „die große Neuerung" mit ihren revolutionären Folgen auf allen Gebieten zum Segen durchgedrungen war, erst da konnten sich diese ersten Funken der erfinderischen Thätigkeit unter eben diesen Völkern zu einer nie mehr verlöschenden Flamme anfachen. Verhältnißmäßig sehr früh aber begannen sich dennoch alsbald die Strahlen und die Helle jenes ersten Aufleuchtens tiefer erfinderischer Thatkraft auch unter die übrigen Völker zu verbreiten, sie alle empfanden diese neuern Anstöße, und alle begabtern Völker nahmen hiermit einen Anlauf zu erneuter Größe, hinter welcher die übrigen weniger begabten weit zurückblieben. Nachdem, wie sich zeigen wird, die Kämpfe unter den indogermanischen Stämmen mit ihren Folgen vorüber waren und

ſich dieſe ſo erfinderiſch angelegten Völker zu erholen begannen, da ſammelten ſich die in den Urſitzen gebrochenen Kräfte an andern Orten der Erde von neuem, und nun erſt war es den Nachkommen dieſer urſprünglich am meiſten erfinderiſch angelegten Völker vergönnt, in der Geſchichte dauernd und tonangebend an die Spitze zu treten.* Die pſychologiſche Unterſuchung lehrte uns, welche Bedingungen nothwendig waren, den Funken des Prometheus zu entzünden, und wie der Menſch Herr über die Gewalt des Feuers werden konnte. Solange der Urmenſch nur die Flammen der Feuerquellen, die Glut der Waldbrände und die Feuererſcheinungen der Vulkane und die Lichtwirkungen der Geſtirne vor ſich ſah, waren alles das nur für ihn bunte unverſtandene Phänomene, denen er auswich oder ſich an ihre Einwirkungen dauernd gewöhnte, um ſie indifferent zu betrachten. Als aber die eigene Hand die Bedingungen erfüllt hatte, um die ähnliche Erſcheinung gleichſam zauberhaft zu erzeugen, da, als das kindliche Bewußtſein auf die Urſachen dieſes Zaubers durch die eigene Hand hingewieſen wurde und der Menſchenſinn zum erſten mal Urſache und Wirkung in neuer, tieferer Weiſe ſonderte und verknüpfte, da begann nun der Urmenſch das innigſte und weſentlichſte Intereſſe an allen feurigen Phänomenen zu nehmen. Das Feuer blieb ihm nun keine bloße Erſcheinung mehr, ſondern er ſah es unter der Hand wachſen zu einer Macht, einer Macht, die er zugleich mit ſeinem Willen frei hervorbringen konnte und deren Gewalt er jetzt aus nächſter Nähe kennen lernte. Kein Wunder, daß die erſten Erfinder vor ihrem eigenen Thun anfänglich faſt erſchreckten, kein Wunder ferner, daß der kindliche Menſchengeiſt die leckende und züngelnde, vielköpfige Flamme anfänglich ſchier als ein Thier anſah, das alles um ſich her auffraß, um ähnlich wie die Schlangen alles Lebendige zu verſchlucken und zu verzehren; kein Wunder endlich, wenn ſich eben jene Erfinder, welche mit ihren

* Vgl. Bd. 1, Buch 2, Kap. 6.

Händen dieſe ſcheinbar beſtialiſche Kraft zu entfeſſeln im Stande waren, zugleich bemühen lernten, dieſe entfeſſelten feurigen Gewalten zu bändigen. Und raſch genug erforſchten in der That die Erfinder alle Mittel, die gierige Macht durch andere Naturkräfte im Zaum zu halten. Erſt jetzt, nachdem der freie Wille und die Willkür des Menſchen die wunderbare Naturkraft beherrſchten, war das Feuer thatſächlich erfunden. Erſtaunliches hatte der Menſchengeiſt erreicht, und was uns heute ſo alltäglich, den Forſchern aber oft kindlich primitiv erſcheint, das erblickt der Pſychologe durch ſein klareres Fernglas als ein hehres Ereigniß, an das ſich die ſonderbarſten Folgen knüpfen mußten. Er ſieht, wie im Lauf der religiöſen Entwickelungsgeſchichte die ſeltſamen Feuererfinder, die ſich als die erſten Herren jenes mächtigen Naturelements fühlten, das der Menge durch ſeine Erſcheinungen in der Hand des Menſchen ein erhabener Schrecken wurde, verſucht fühlten, ſich in den Nimbus des Erhabenen zu kleiden, um hiermit ihre Macht zu erhöhen, ſich Einfluß zu verſchaffen und ſo ihre Kunſt und ihren Naturglauben zu einer Grundlage eines neuen religiöſen Cultus zu geſtalten. Und verdienten es die erſten Erfinder, welche in ihrem Glanze aus dem tiefen Dunkel einer noch völlig geiſtloſen Zeit emportauchten, nicht in der That, *erhaben gefeiert* zu werden? Waren doch in den Geiſtesanlagen dieſer erſten angeſtaunten Erfinder, wie uns die Entwickelungsgeſchichte lehren wird, die treibenden Keime von Kunſt, Religion und Intelligenz unmittelbar miteinander lebendig, und hatte daher jede dieſer Anlagen einen beſtimmten Antheil an der merkwürdigen Erfindung und deren Verbreitung. In der That, die erſten Erfinder waren in ihrer Art *Künſtler*; denn ſie bearbeiteten mit Geſchicklichkeit Steine und andere Objecte, ſie beſaßen zugleich in ihrer Art auch den übrigen gegenüber am meiſten Intelligenz; denn die Kunſtarbeit ſelbſt war es, die ſie dazu mehr wie die andern anregte, endlich aber mußten dieſe Künſtler auch einen tief *ſittlichen*, *religiöſen* Drang in ſich fühlen, ihre Kunſt zur Geltung zu brin-

gen, denn es wird ſich zeigen, daß ſich ihre Erfindung nur dadurch verbreitete, daß ſie dieſelbe urſprünglich in den ſittlichen Dienſt der Heilwirkung (wenn auch durch Zauber) ſtellten. Doch hierüber Genaueres im folgenden Kapitel.

Wir ſehen, daß die Erfindung des Feuerzündens ein Ereigniß war, das ſich eng verknüpfte mit den Arbeiten der urſprünglichen Holz- und Steinzeit. Hatte ſich die Thätigkeit der begabteſten und am wenigſten trägen Völker der Bearbeitung von Holz- und Steinmaterialien zugewandt, ſo mußte es endlich auch nothwendig den talentvollern unter den arbeitenden Steinkünſtlern gelingen, die Feuerzündung zu erfinden. Allerdings war die Zündung uranfänglich eine ſehr ſchwierige Kunſt, die ſich erſt nach und nach dadurch erleichterte, daß es den Erfindern ſpäter gelang, beſſere und leichtere Reibungsmethoden und paſſendere Materialien zu finden, durch welche Erleichterung die Nachahmung in höherm Maße ermöglicht und mit Rückſicht auf die treibenden ſittlichen und geiſtigen Urſachen die Verbreitung der Erfindung herbeigeführt werden konnte. Das Kunſtgeheimniß der Feuerzündung beſtand aber nicht nur in der Geſchicklichkeit der Reibung, ſondern zugleich in dem Hinweis auf die richtigen Holz- und Steinarten, als den allein brauchbaren Zunder, durch welche die Feuerreibung gelang. Welche Regeln zu beobachten waren, um ſtets paſſende Zündmaterialien in der Hand zu haben, erſehen wir aus Vorſchriften der alten Chineſen, die ſich im zweiten Theil im „Lyn-Yu", Kung-Fu-Aſü's Werke, aufgezeichnet finden. Wer dem Holze durch Reibung Feuer entlockt, heißt es hier, der muß der Jahreszeit gemäß mit dem Holz wechſeln. Im Frühling entlockt man ſolches aus Ulme und Weide, im Spätſommer aus Maulbeerbaum und Baum dshé, im Herbſt aus Baum dsu und yeu, im Winter aus huai und thau. So gehörte alſo zugleich eine große Sachkenntniß der Materialien und beſonders der Holzarten in ihrem Verhalten von Härte, Weichheit und Feuchtigkeit dazu, die Unterlage der Erfindung zu gewinnen, eine Sachkenntniß, die vor ihrer allgemeinen Verbreitung, wie alle ſpecifiſchen Kunſtkenntniſſe, noch etwas Geheimes und nur den Eingeweihten Zugängliches an ſich hatte. Zudem waren aber große Ausdauer und Geſchicklichkeit bezüglich des Hervorrufens und Bändigens des anfänglich gefürchteten Elements erforderlich, um die vor den Augen des kindlichen Urmenſchen in ihrer Art merkwürdige Erfindung als eine anfänglich myſteriöſe

Erscheinung weiter zu verbreiten.* Wie und in welcher Weise diese Verbreitung verhältnißmäßig rasch unter den Völkern der Urzeit sich zugleich vollzog, ohne daß hiermit ursprünglich einem Bedürfniß der Selbsterhaltung gedient wurde, das werden uns die folgenden Kapitel lehren. — Das Feuerzünden war also ursprünglich eine bestimmte Kunst, und obwol die niedrigsten Völkerschaften die Methode des Zündens nachgeahmt und erlernt haben, so gehört dennoch heute, wo diese Methoden durch die passenden Materialien, die verwendet werden, sehr erleichtert ist, immerhin noch große Geschicklichkeit dazu, das Holz in Flammen zu setzen. Darwin erzählt, daß auf Tahiti das sehr leichte Holz von Hibiscus tiliaceus zu diesem Zwecke verwendet wurde. Ein Eingeborener verstand damit Feuer zu zünden, ihm selbst dagegen war es sehr schwierig. Walter Raleigh schrieb im Jahre 1595 von Guayana: „Die Europäer können das Feuerzünden den Eingeborenen nicht nachmachen. Sie nehmen zwei Hölzer verschiedener Art, wovon das eine weicher wie das andere ist. In das weichere, welches sie Hiri-Hiri nennen, machen sie eine kleine Vertiefung, in welcher sie mit großer Geschicklichkeit Funken erzeugen." Das beste Holz zum Feuermachen im nördlichen Theil des südlichen Afrika liefert nach Livingstone der Schikaba-kadsi, ein Name, welchen der Baum von dieser Anwendung erhielt. Das Gelingen der Feuerentzündung darf man sich nicht allzu leicht vorstellen, sagt Oskar Peschel in seiner „Völkerkunde" (a. a. O., S. 143, 1. Aufl.). Die Arbeit ermüdet so stark, daß sich bei den Botocuden am Belmonte immer mehrere beim Quirlen abzulösen pflegten. (Vgl. Prinz zu Neuwied, „Reise nach Brasilien", Bd. 2, S. 18—19.) Genau das Nämliche berichtet Theophilus Hahn von den Kaffern (vgl. „Globus", Bd. 20, Nr. 10, Sept. 1871, S. 148), die doch sehr trockene Erdstriche bewohnen. Bei seinen Streifzügen im Himalaja bemerkte Hermann von Schlagintweit zuerst bei den Leptscha ein Feuerzeug, welches nur darin etwas Besonderes zeigte, daß die Unterlage aus hartem, der Quirl aus weichem Holze bestand. Auch er fügt hinzu, daß die Arbeit stark ermüde und der Erfolg bei größerer Sättigung der Luft mit Wasserdampf unsicher sei. Peschel sagt ferner: „Vergegenwärtigen wir uns, daß die Schwierigkeit, durch Reibung Feuer zu entzünden, so groß ist, daß selbst im trockenen Südafrika in die rasch ermüdende Arbeit sich mehrere theilen, so setzt die künstliche Feuerbereitung eine Verständigung zwischen den Theilnehmern voraus, und es kann gegen die Strenge des Schlusses wol nichts eingewendet werden, daß die menschliche Sprache vorhanden gewesen sein

* Vgl. das folgende Kapitel.

gen, denn es wird sich zeigen, daß sich ihre Erfindung nur dadurch verbreitete, daß sie dieselbe ursprünglich in den sittlichen Dienst der Heilwirkung (wenn auch durch Zauber) stellten. Doch hierüber Genaueres im folgenden Kapitel.

Wir sehen, daß die Erfindung des Feuerzündens ein Ereigniß war, das sich eng verknüpfte mit den Arbeiten der ursprünglichen Holz- und Steinzeit. Hatte sich die Thätigkeit der begabtesten und am wenigsten trägen Völker der Bearbeitung von Holz- und Steinmaterialien zugewandt, so mußte es endlich auch nothwendig den talentvollern unter den arbeitenden Steinkünstlern gelingen, die Feuerzündung zu erfinden. Allerdings war die Zündung uranfänglich eine sehr schwierige Kunst, die sich erst nach und nach dadurch erleichterte, daß es den Erfindern später gelang, bessere und leichtere Reibungsmethoden und passendere Materialien zu finden, durch welche Erleichterung die Nachahmung in höherm Maße ermöglicht und mit Rücksicht auf die treibenden sittlichen und geistigen Ursachen die Verbreitung der Erfindung herbeigeführt werden konnte. Das Kunstgeheimniß der Feuerzündung bestand aber nicht nur in der Geschicklichkeit der Reibung, sondern zugleich in dem Hinweis auf die richtigen Holz- und Steinarten, als den allein brauchbaren Zunder, durch welche die Feuerreibung gelang. Welche Regeln zu beobachten waren, um stets passende Zündmaterialien in der Hand zu haben, ersehen wir aus Vorschriften der alten Chinesen, die sich im zweiten Theil im „Lyn-Yu", Kung-Fu-Kfü's Werke, aufgezeichnet finden. Wer dem Holze durch Reibung Feuer entlockt, heißt es hier, der muß der Jahreszeit gemäß mit dem Holz wechseln. Im Frühling entlockt man solches aus Ulme und Weide, im Spätsommer aus Maulbeerbaum und Baum dshé, im Herbst aus Baum dsu und yeu, im Winter aus huai und thau. So gehörte also zugleich eine große Sachkenntniß der Materialien und besonders der Holzarten in ihrem Verhalten von Härte, Weichheit und Feuchtigkeit dazu, die Unterlage der Erfindung zu gewinnen, eine Sachkenntniß, die vor ihrer allgemeinen Verbreitung, wie alle specifischen Kunstkenntnisse, noch etwas Geheimes und nur den Eingeweihten Zugängliches an sich hatte. Zudem waren aber große Ausdauer und Geschicklichkeit bezüglich des Hervorrufens und Bändigens des anfänglich gefürchteten Elements erforderlich, um die vor den Augen des kindlichen Urmenschen in ihrer Art merkwürdige Erfindung als eine anfänglich mysteriöse

Erscheinung weiter zu verbreiten.* Wie und in welcher Weise diese Verbreitung verhältnißmäßig rasch unter den Völkern der Urzeit sich zugleich vollzog, ohne daß hiermit ursprünglich einem Bedürfniß der Selbsterhaltung gedient wurde, das werden uns die folgenden Kapitel lehren. — Das Feuerzünden war also ursprünglich eine bestimmte Kunst, und obwol die niedrigsten Völkerschaften die Methode des Zündens nachgeahmt und erlernt haben, so gehört dennoch heute, wo diese Methoden durch die passenden Materialien, die verwendet werden, sehr erleichtert ist, immerhin noch große Geschicklichkeit dazu, das Holz in Flammen zu setzen. Darwin erzählt, daß auf Tahiti das sehr leichte Holz von Hibiscus tiliaceus zu diesem Zwecke verwendet wurde. Ein Eingeborener verstand damit Feuer zu zünden, ihm selbst dagegen war es sehr schwierig. Walter Raleigh schrieb im Jahre 1595 von Guayana: „Die Europäer können das Feuerzünden den Eingeborenen nicht nachmachen. Sie nehmen zwei Hölzer verschiedener Art, wovon das eine weicher wie das andere ist. In das weichere, welches sie Hiri-Hiri nennen, machen sie eine kleine Vertiefung, in welcher sie mit großer Geschicklichkeit Funken erzeugen.“ Das beste Holz zum Feuermachen im nördlichen Theil des südlichen Afrika liefert nach Livingstone der Schikaba-kadsi, ein Name, welchen der Baum von dieser Anwendung erhielt. Das Gelingen der Feuerentzündung darf man sich nicht allzu leicht vorstellen, sagt Oskar Peschel in seiner „Völkerkunde“ (a. a. O., S. 143, 1. Aufl.). Die Arbeit ermüdet so stark, daß sich bei den Botocuden am Belmonte immer mehrere beim Quirlen abzulösen pflegten. (Vgl. Prinz zu Neuwied, „Reise nach Brasilien“, Bd. 2, S. 18—19.) Genau das Nämliche berichtet Theophilus Hahn von den Kaffern (vgl. „Globus“, Bd. 20, Nr. 10, Sept. 1871, S. 148), die doch sehr trockene Erdstriche bewohnen. Bei seinen Streifzügen im Himalaja bemerkte Hermann von Schlagintweit zuerst bei den Leptscha ein Feuerzeug, welches nur darin etwas Besonderes zeigte, daß die Unterlage aus hartem, der Quirl aus weichem Holze bestand. Auch er fügt hinzu, daß die Arbeit stark ermüde und der Erfolg bei größerer Sättigung der Luft mit Wasserdampf unsicher sei. Peschel sagt ferner: „Vergegenwärtigen wir uns, daß die Schwierigkeit, durch Reibung Feuer zu entzünden, so groß ist, daß selbst im trockenen Südafrika in die rasch ermüdende Arbeit sich mehrere theilen, so setzt die künstliche Feuerbereitung eine Verständigung zwischen den Theilnehmern voraus, und es kann gegen die Strenge des Schlusses wol nichts eingewendet werden, daß die menschliche Sprache vorhanden gewesen sein

* Vgl. das folgende Kapitel.

müſſe, bevor ein Feuer künſtlich bereitet werden konnte." Dies nun wollen wir Peſchel um ſo mehr glauben, als unſere frühern Betrachtungen gelehrt haben, daß die Erfindung des Feuerzündens in eine ſchon verhältnißmäßig ſpäte Culturperiode der Menſchheit zu ſetzen iſt, wo nicht nur Sprache, ſondern ſogar ſchon eine große Reihe von Sitten, Gebräuchen, Vorſtellungen und Anſchauungen das Leben der Menſchen beherrſchten. — Eine Umſchau unter den Naturvölkern bezüglich der Methode des Feuerzündens (wie ſie Tylor in ſeinem trefflichen Werke über Urgeſchichte vorgenommen) zeigt uns, daß verhältnißmäßig bei weitem nicht alle Völker von der primitiven Stufe ſich emporgehoben haben. Welches freilich die eigentlich urſprünglichſte Art war, das Feuer durch Reibung zu erzeugen, ſind wir heute nicht mehr im Stande anzugeben, nur ſo viel wiſſen wir mit Beſtimmtheit, daß Stein und Holz urſprünglich die Grundmaterialien waren, die zur Erzeugung verwendet wurden. Wir ſind heute nicht mehr in der Lage, feſtſtellen zu können, ob die Reibung durch zwei beſtimmte Holzarten gegeneinander vermittels Stab und Rinne, welche ſo viele Forſcher (ſo auch Tylor) als die erſte und urſprünglichſte Zündungsmethode anzuſehen geneigt ſind, auch zweifellos die erſte und früheſte war. Daß nicht alle Völker, unter denen ſich noch primitive Feuerreibungsarten erhalten haben, ſich zweier Holzarten bedienen, beweiſen uns viele Negerſtämme, die (wie ſchon im Text bemerkt) ſowol Holz als gleichzeitig auch Stein hierzu benutzen und mit Steinen und Quarzſand auf Holz reiben und auch auf dieſe Weiſe das Holz in Brand zu ſetzen wiſſen. „Wenn ſie (die Neger Weſtafrikas) einen Feuerſtein auf der Straße fanden, knieten ſie dabei nieder, nahmen ein Stückchen Holz in ihre Hände, ſtreuten Sand zwiſchen Stein und Holz und rieben beides ſo lange gegeneinander, bis das Holz zu brennen begann, und damit zündeten ſie alle ihre Pfeifen an und ſetzten rauchend ihre Reiſe wieder munter fort." (Zuchelli, „Merkwürdige Miſſions- und Reiſebeſchreibung nach Congo", S. 344.) Immerhin iſt es möglich, daß urſprünglich dem ähnliche Methoden von Reibung dieſer beiden Grundmaterialien beſtanden haben, welche ungleich ſchwieriger, aber mit Rückſicht auf die Art der Erfindung primitiver waren. Daß die Steinſchleifer durch ihren eigenthümlichen Umgang mit Steinen bemerken mußten, daß darin leuchtende Kräfte ſchlummerten, liegt auf der Hand; denn ſie mußten nicht nur beim Schlagen häufig genug das Funkenſprühen bemerken, ſondern ſie ſahen, wie die Quarzkieſel bei Reibung gegeneinander ſogar deutlich anfingen zu leuchten. So ſagt Tyndall in ſeinem berühmten Werke: „Die Wärme betrachtet als eine Art der Bewegung", S. 13: „Sie ſehen dieſe beiden Quarzkieſel, ich reibe ſie gegeneinander und ſie

beginnen zu leuchten." Da die Reibungsmethoden nun im spätern Steinzeitalter außerordentliche Fortschritte machten, so kann es nicht wundernehmen, daß man zugleich auch Steine auf Holzarten und endlich Holz auf Holz gegeneinander schleifen lernte und hierbei kunstgeübte Hände auf die Feuerzündung stießen. Was die eigentliche Entdeckung anlangt, so erhellt aus unserer Darstellung, daß wir die tiefere Ueberlegung und den combinatorischen Scharfsinn ebenso wenig wie den „gnädigen Zufall", auf den Peschel verweist (vgl. „Völkerkunde", S. 145), hier in Betracht ziehen können, um uns dieselbe zu erklären. Die psychologischen Vorbedingungen, die heute in Kraft treten, um eine sogenannte Erfindung im engern Sinne, im Gegensatze zur bloßen Entdeckung herbeizuführen, sind, wie im Texte bereits dargestellt, völlig andere geworden. Ueberlegen wir genau die Umstände, welche zur Entdeckung der Feuerzündung hinleiteten, so erkennen wir rasch, daß die Combination ganz von selbst in vielfacher Weise und mit Ausschluß jedes Zufalls hingeleitet werden konnte auf den einfachen Schluß, daß in den Kieseln und im Holze (wie Funken und entstehende Reibungswärme bezeugten) eine wunderbare, sich durch feuerartige Erscheinungen kundgebende Kraft leben müsse. Nun ist es ja wol möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß die Menschen an einzelnen Stellen der Erde, ja vielleicht gerade in jenen Districten, in denen die Völker wohnten, welche die Entdeckung des Zündens durch Reibung machten, die eigenthümliche Naturerscheinung des Feuers kannten. Nur muß man sich über die Art dieser Bekanntschaft eine richtige dem Urmenschen adäquate Vorstellung machen. Wenn es auch recht wohl möglich ist, daß einzelne Völker der Urzeit die Erscheinungen feuriger Lavaergüsse bei vulkanischen Eruptionen, ferner die feurigen Gasbrunnen, die entzündliches Kohlenwasserstoffgas aushauchten, und namentlich alle jene Völker in der Nähe des Kaspischen Meeres, die sogenannten ewigen Feuer auf der Halbinsel Abscheron bei Baku erfahrungsmäßig kennen gelernt hatten, so waren uranfänglich alle diese Eindrücke und Erfahrungen nichts als unerklärliche und zur gleichgültigen Gewohnheit oder wol gar zur Furcht und Flucht hintreibende Mittel. (Vgl. den Text, S. 15.) Was man aus dieser Bekanntschaft unter solchen Umständen in primitiver Weise erschloß, war nichts weiter, als daß es in jenen Gegenden furchtbare und bösartige, weil abschreckende verbrennbare Hitze ausstrahlende Erscheinungen gab, wie dort in ähnlicher Weise zugleich abschreckende und bösartige Thiere, wie Tiger, Löwen u. s. w. ebenfalls in Menge gefunden wurden. In einer gewissen Entfernung hatte man sich an diese Feuer mit Gleichgültigkeit gewöhnt, wer sich aber muthwillig in die zu große Nähe der Flammen begab, wurde

von ihnen erfaßt, ähnlich wie von reißenden Thieren, um verſchlungen und verſtümmelt zu werden. Wenn es wahr iſt, daß der Urmenſch, ähnlich wie die Thiere, alle Objecte lebendig perſonificirte, ſo konnte er recht wohl in der Feuerflamme zwar nicht ſeinesgleichen, auch urſprünglich noch nichts Anbetungswürdiges*, aber recht wohl eine Art von Thieren erkennen wollen; und daß dieſe kindliche Schlußweiſe nahe lag, werden wir aus den weiter unten folgenden Entwickelungen über die Bedeutung des Feuers noch erſehen. Nun ſchreite man mit dieſer erſten durch Erfahrung gewonnenen primitiven Schlußfolge weiter, ſo begreift es ſich, daß die Kieſelſchmiede, ſehr bald durch die Funken angeregt, ahnten, daß ſich aus dem todten Steine und Holze durch Reibung ebenfalls in lebendiger Weiſe ähnliche Thiere erzeugen und hervorzaubern ließen. Durch unermüdliche Häufung des Reibens und durch Aufſuchen von paſſenden Steinen und Hölzern gelang es endlich die thieriſchen Flammen hervorzubringen und zu entfeſſeln, und wir ſehen, wie verhältnißmäßig gering die hier anzuwendende Combinationsweiſe war, um zur eigentlichen Entdeckung zu gelangen. Sehr bald aber erfand man nun Methoden, die das uranfänglich ſehr ſchwierige und umſtändliche Werk erleichterten. Wie ſchon oben erwähnt, iſt die heute noch unter vielen Völkern vorkommende Manier, einen Stab innerhalb einer Holzvertiefung zu reiben, eine der urſprünglichern Methoden. Durch eine eigenthümliche drehende Handhabung des reibenden Stabes entſteht der ſogenannte „Feuerbohrer". Der Feuerbohrer wird in Auſtralien hauptſächlich angewandt, woſelbſt ihn Cook vorfand. Die Verbreitung des Feuerbohrers ſcheint die größte auf der Erde zu ſein. Cook fand ihn in Unalaſchka und bei den Ruſſen in Kamtſchatka, wo ihn viele Jahre hindurch Stein und Stahl nicht zu verdrängen im Stande waren. Der Feuerbohrer wird noch heute bei den wilden Veddahs auf Ceylon gebraucht und man kann annehmen, daß er in Indien herrſchte, bevor die Arianer ins Land fielen. Der Feuerbohrer wird ferner in ganz Südafrika angetroffen, in Nordamerika beſaßen ihn Eskimos und Indianerſtämme. In Mexico findet er ſich unter den Bildſchriften gemalt, er wird im ganzen Centralamerika, in Weſtindien und in Südamerika bis hinab zur Magellansſtraße gefunden.** Wir dürfen daher aus dieſer weiten Verbreitung ſchließen, daß die „Feuerbohrung", nach welcher durch Drehung

* Vergeſſen wir nicht, daß das Weſen der Anbetung vorausſetzt: daß die Eindrücke nicht natureinſeitig (gleichförmig), ſondern wandelbar und unberechenbar im Menſchenſinne erſcheinen. (Vgl. Bd. 1, Buch 3, Kap. 1.)

** Vgl. Tylor, „Forſchungen über die Urgeſchichte der Menſchheit", S. 305 fg.

innerhalb eines andern passenden Holzes das Feuer hervorgerufen wird, auch zugleich diejenige Methode war, durch welche sich diese Kunst unter den Völkerstämmen allgemein in frühester Zeit verbreitet hat und Nachahmung fand.* Allein diese Nachahmung ist verschieden schwierig, je nach den Holzarten, welche zum Gebrauch hierzu verwandt werden können, und nicht selten kommt es in manchen Gegenden vor, daß zwei Leute beim Zünden dergestalt thätig sein müssen, daß der eine am obern Ende des Stockes anfängt, wenn seines Kameraden Hände ziemlich bis zum Boden gelangt sind und so fort, bis Feuer kommt.** Es kann uns daher nicht wundern, daß später, als die Intelligenz der Völker allgemein zu wachsen begann, auch unter den begabtern Völkern sehr rasch bessere und leichtere Methoden zur Zündung erdacht wurden. In diesen spätern Verbesserungen weichen nun die meisten Völker voneinander ab und häufig findet sich, daß im Laufe der Zeit selbst sehr niedrige Völker in dieser Beziehung Nachahmungen von Nachbarvölkern vornahmen, die sie zu verbesserten Feuererzeugungsmethoden brachten, auf die sie selbständig vielleicht schwerlich gekommen wären. Mit den Fortschritten der Arbeitsfähigkeit indessen, so dürfen wir sagen, schritten im allgemeinen auch die Erfindungen in dieser Beziehung vor. Arbeitsamkeit und Material geben zu Verbesserungen stets die Veranlassung, und dort wo sich bessere Materialien vorfanden und die Thätigkeit anspornten, hat sich auch bald das Verbesserungswesen bezüglich alles Handwerkszeugs, und so auch hinsichtlich des Feuerbohrers geltend gemacht. Wo Schwefelkies und Eisenpyrit gefunden wird, hat man sich später sehr rasch dieser Stoffe bemächtigt, und als Eisen und Stahl erst in Gebrauch kamen, da begannen die verschiedensten Methoden unter verschiedenen Völkern platzzugreifen, doch ist es wunderbar genug, wie viele Völkerschaften trotzdem ihre uralten Methoden, Feuer zu zünden, mit Zähigkeit und — wie wir später erkennen werden — vorzugsweise durch Aberglauben geleitet festgehalten haben. Und selbst in unsern hochcivilisirten Staaten hat der Aberglaube hierüber bekanntlich sich in manchen Stücken

---

* In dieser Weise finden wir auch die Feuererzeugung bei den Griechen. Sie nahmen zwei Holzstücke, deren eins als Unterlage (ἔσχαρα) diente, es war zumeist von der ἄδραγενη, einer Schlingpflanze, genommen, während das andere Stück, der Bohrer genannt (τρύπανον), zumeist vom Lorber (δαφνη) genommen wurde. Es wurden aber außerdem noch Dorn (ράμρος), Linde, Epheu und eine Eichenart genannt. Besonders waren es stets Weichheit, Härte und Trockenheit der Holzarten, auf welche die Reibekunst in der Auswahl derselben zu achten hatte.

** Tylor, S. 305.

zu beherrschen, zu zügeln und zu zünden gelernt hatten. Auch Plinius erzählt uns von Feuerlosen im sogenannten Aethiopien, die erst zur Zeit des Ptolemäus Lathyrus das Feuer kennen lernten, doch setzt er diese Menschensorte zwischen die Stummen und Pygmäen. Kropf hörte von den nur vier Fuß hohen Dokos südlich von Kaffa und Susa erzählen, die sich von Kräutern und Schlangen nährten, ohne das Feuer zu kennen. Von den Guanchos in den Canarien berichtet Galvano, daß sie das Fleisch früher roh gegessen hätten aus Mangel an Feuer.* Die letzte Ansicht, glaublich in ihrer Art, besagt uns nichts von der Existenz eines wirklich feuerlosen Volkes. Wir stimmen daher Tylor bei, der in seinem Werk über Urgeschichte, S. 302, sagt: „Die Nachrichten vom Auffinden feuerloser Stämme sind von sehr zweifelhaftem Werth. Möglicherweise sind sie bis zu einem gewissen Grade wahr, doch ist dies nicht wahrscheinlich. Für die Existenz anderer Völker, welche (durch Nachbarn) Feuer besaßen, aber es nicht selbst erzeugen konnten, liegen bedeutendere Zeugnisse vor. Andererseits aber gehört beides, der Besitz des Feuers und die Kunst es zu machen, der ungeheuern Mehrheit der Menschheit an, und es ist dem so gewesen, so weit unsere Forschung zurückreicht." Was die Methode der Feuerentdeckung anlangt, so ist es sehr erfreulich, daß ich die bisher noch von keinem Forscher vertretene Ansicht, daß der Urmensch durch Schleifen und Reiben von Holz und Stein die Kunst des Feuerzündens erfunden habe, zugleich von Lubbock vermuthungsweise in dessen Werk: „Prehistoric Times" (1865), S. 473 fg., ausgesprochen finde, und wie ich ersehe, ist auch Darwin auf diese Stelle aufmerksam geworden, denn er schreibt in seinem Werke: „Ueber die Abstammung des Menschen" (übersetzt von Carus), S. 44: „Beim Zerbrechen der Feuersteine werden Funken hervorgesprungen sein, und beim Schleifen derselben wird sich Wärme entwickelt haben: hierdurch können die beiden gewöhnlichen Methoden Feuer zu erhalten entstanden sein." Die psychologische Analyse lehrt uns, daß es im Grunde sich nicht anders verhalten haben konnte. Was die Sklaven und die Krüppel anlangt, die in der Urzeit zur Arbeit verurtheilt waren, so ist es nicht uninteressant, in dieser Beziehung vergleichsweise auf unsere heutigen niedern Naturvölker zu blicken. Mit Rücksicht darauf schreibt O. Schmitz über die Apachen („Ausland", Jahrg. 1871, S. 350): „Trotz der vielen kräftigen Gestalten unter diesen Wilden findet man doch eine große Zahl verkrüppelter und verkümmerter Individuen. Gehen die Gesunden auf den Raubzug aus, so bleiben diese als Invalidencolonie zurück

* Vgl. zugleich Bastian, „Zeitschrift für Ethnologie", Jahrg. 1, Heft 5.

und sammeln sich im Gefühl ihrer Hülfslosigkeit zu größern Trupps. War die Beute nicht ergiebig und die Krieger kommen hungerig zurück, so flüchten die Invaliden meist schon von selbst. Bleiben sie und die Nahrungsmittel werden knapp, so müssen sie zurückstehen vom Mitgenuß und verhungern, oder werden mit aller Gemüthsruhe niedergemacht, in seltenen Fällen flüchten sie auch zu fremden Stämmen." Diese Beobachtung ist wichtig, denn sie weist uns darauf hin, wie weit die Verwilderung vorschreiten kann, um die regelrecht eintretende Arbeitstheilung zu verhindern. Die besser angelegten und weniger zur Verwilderung geneigten Völker mußten eben folgerichtig die Krüppel *als Sklaven* ernähren, während sich diese ursprünglich *nützlich* zu machen suchten durch anderweitige Geschicklichkeit und Arbeit, der sie sich zu unterziehen im Stande waren. Freilich wird diese naturgemäße Folge der Arbeitstheilung auch nur unter den besser und verträglicher angelegten Völkern regelrecht vor sich gegangen sein, und in dieser Hinsicht also haben wir doppelten Grund anzunehmen, daß die Vorbedingungen zur Erfindung nur auch hier unter diesen am besten begabten Völkern sämmtlich erfüllt werden konnten. Man könnte mit Rücksicht auf den Erfindungsgeist die Völker in *productive* und *reproducirende* eintheilen, und es würde sich alsdann zeigen, daß nur die höchsten kaukasischen Stämme ein ursprünglich hervorragend productives Vermögen besaßen, während alle übrigen Völker mehr oder weniger auf Nachahmung der von ihnen ausgehenden Leistungen beschränkt blieben.

3.

Die Entstehung des Schamanenwesens und des Priesterthums der Urzeit in Rücksicht auf die Feuererfindung.

Die Religionsentwickelung ursprünglich Hand in Hand gehend mit den Culturfortschritten. — Die erste hervorragende Erfindung und deren psychologische Rückwirkungen. — Kunstbegabung, Erkenntnißtrieb und sittlich religiöse Begeisterung, deren ursprüngliche embryonale Undifferentiirtheit und Verschmolzenheit in der Erscheinung des ursprünglichen Zauberthums. — Hindeutung auf den Uebergang von der naiven, rein sinnlichen Beziehungsweise von Ursache und Wirkung auf eine übersinnliche, geheimnißvolle Betrachtung der Zusammenhangsweise der Naturkräfte durch den Anstoß der Feuererfindung. (Vgl. zugleich die Anmerkungen.) — Die Zauberer der heutigen Naturvölker und die Feuerschamanen der Urzeit. — Die magisch hervorgelockte Flamme in der naiven Phantasie des Urmenschen als Schlange und der hieran anknüpfende weitverbreitete Schlangencultus. — Die ursprüngliche Stellung der Feuerzauberer in Bezug auf das Wesen der Erhabenheit. — Die sich entwickelnde fetischistische Erhabenheit von Feuer, Wasser, Rauch, Luft und den geweihten Zaubermaterialien von Holz und Stein. — Hinweis auf die Erhabenheit, in die sich nunmehr folgerichtig und im Zusammenhange die leuchtenden Gestirne zu kleiden beginnen, und die hiermit anftauchende, auf den Makrokosmus gerichtete Weltanschauung.

Bei einem geschichtlichen Ereignisse von solcher Tragweite, wie es in der Urzeit die Erfindung des Feuerzündens war, genügt es nicht, nur die Reihe der äußern Bedingungen kennen zu lernen, welche das Ereigniß hervorriefen, sondern wollen wir im rechten Lichte die mit dieser geschichtlichen That verflochtenen unabsehbaren Culturfortschritte betrachten, so ist es zugleich psychologisch von der größten Wichtigkeit, die innern Rückwirkungen zu untersuchen, welche

sich an alle diese Erscheinungen auch in geistiger Beziehung knüpfen mußten. Wir dürfen mit Recht sagen, daß angesichts dieses großen Culturfortschritts neue Strahlen der Erkenntniß aufflammten, um die herrschende, finstere und noch tief kindliche Weltanschauung jener Zeitepoche zu beleuchten. Neue und ungeahnte Geisteskräfte mußten diejenigen vorzugsweise jetzt entwickeln, deren intellectueller Horizont sich im Hinblick auf die vielfach gesammelten Erfahrungen und Beobachtungen mit dem neuentdeckten Element rasch erweitert hatte. Nicht wunder darf es daher nehmen, daß wir sehen, wie die ersten Entdecker und Erfinder durch tiefere Einsicht in den geheimnißvollen Naturzusammenhang der Kräfte und durch die ihnen hiermit gewordene Erleuchtung und Aufklärung einem gewissen Drange und einer edeln sittlichen Begeisterung unterlagen, die sie mit der Zeit zu seltsamen religiösen Handlungsweisen fortriß.

Wir haben schon mehrfach darauf hingedeutet, daß es in der Urgeschichte im Grunde kein hervorragendes Ereigniß von Bedeutung gab, das bei der noch geringen Arbeitstheilung unter den geistigen Anlagen nicht auch zugleich tief und innig mit dem Gebiet der Religion und der religiösen Entwickelungsgeschichte verflochten erscheint. Der Geist des Menschen jener noch sehr kindlich denkenden Zeit war bewegt und getragen von Ideenassociationen, die Gefühl und Handlung auch nach religiöser Seite jederzeit ganz besonders in Anspruch nahmen. Culturfortschritt, Erkenntnißerweiterung, sowie gleichzeitig die Entwickelung bestimmter sich hieran anschließender religiöser und sittlicher Handlungsweisen und Gefühle, finden wir in der Urzeit daher stets innig miteinander verwachsen. Mit dem Aufschwunge der Cultur trat daher selbstverständlich auch ein Aufschwung der Erkenntniß und der Weltanschauung ein, und damit zugleich war wieder ein Fortschritt des religiösen Processes verbunden. Wir würden das Ereigniß der Feuererfindung daher nur halb, oder im Grunde gar nicht geschichtlich begriffen haben, wenn wir nicht zugleich den Aufschwung der Weltanschauung sowie des religiösen

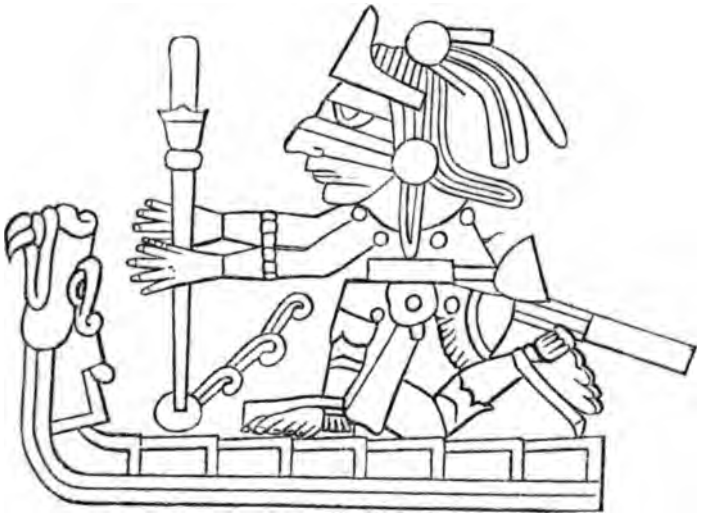
Processes, der sich hieran psychologisch knüpfte, genauer ins Auge fassen. Die merkwürdige Erfindung des Feuers, in welcher die geschichtlichen Ereignisse der Steinzeit gipfeln, führte uns vor die Schwelle der eigentlichen menschlichen Cultur. Wir treten hiermit in den Vorhof des sich großartig aufbauenden Tempels, zu welchem die frühesten Erfahrungen auf dem Gebiete der Kunst und Arbeit sowie aufmerksame Beobachtung und geistige Combination das Fundament gelegt hatten. Wir sehen die sklavisch gedrückten Laborarii der Urzeit emsig beschäftigt, Holz und Stein künstlerisch bearbeiten, schleifen, reiben, bohren und poliren. Aber obwol äußerlich geknechtet, wol auch misachtet und von den Unterdrückern in der Stammgemeinschaft eben nur ausgebeutet, sucht sich die arbeitsame menschliche Kraft unter dem Drucke dieses äußern Elends einen Ausweg zu neuer specifischer Entfaltung. Aeußere Geschicklichkeit und eine hiermit innerlich correspondirende geistige Regsamkeit begannen sich mächtig unter den Unterdrückten zu steigern. Und siehe, diese in ihrer Art einseitige (weil vom Druck äußerer Verhältnisse von allen Seiten eng eingeschränkte) Ausbildung der Anlagen sollte einen ungeahnten Triumph der Erfindung feiern. Geleitet durch die sich reichlich auffammelnden einzelnen Erfahrungen sollte der Geist den Schleier zerreißen, der vor den Augen der Erkenntniß über den geheimnißvollen Zusammenhang der Naturkräfte gebreitet lag. Fürwahr, ein geheimnißvoller Zusammenhang von Kräften, die sich dem Menschen bisher völlig verborgen hatten, war ergründet worden. Aus einer Reihe von Bedingungen hatte menschliche Kunst und Geschicklichkeit, wie wir sahen, eine in ihren Wirkungen ganz neue, bisher völlig unbekannte Kraft erzeugt. Es war zugleich eine erste, freilich anfänglich noch dunkle und unbewußte Ahnung von einem tiefern Causalzusammenhange verborgener und heimlich wirkender Naturkräfte überhaupt, die den arbeitenden Menschengeist jetzt überkam. Eine Ahnung, welche die Erfinder geistig zu erleuchten begann, um sie zu begeistern und zu sittlichen Handlungen anzu-

treiben. Innerer Drang war es, der die Erfinder ergriff und sie antrieb, den Uneingeweihten die zauberhaften und furchtbaren Wirkungen jener geheimnißvoll auftauchenden Kräfte, welche sie aufgefunden hatten, gleichsam als eine ihren Händen und ihrem Geiste gewordene Offenbarung mitzutheilen.

Es ist etwas Wunderbares um die innere Offenbarung, durch welche der begabte Menschengeist innerlich erleuchtet und hellsehend seinen geistigen Gefühls- und Erkenntnißkreis plötzlich erweitert sieht. Es ist etwas Wunderbares um die Kunst, die nach rastloser Mühe sich mit Einem Schlage durch eine glückliche Erfindung belohnt findet, und etwas nicht minder Wunderbares um den tiefsittlichen Antrieb, der die Seele auf der Höhe dieses erquickenden Gesichtspunktes ergreift. Noch heute glüht im wahren Künstlerherzen ein deutlicher Anklang an alle diese Antriebe, Antriebe, die heute abgeschliffen und gesittet in ihrer Art erscheinen, uns dennoch aber dunkel den Drang und die Handlungsweise jener früheſten künstlerischen Vorfahren ahnen lassen, deren Verdienste um die Cultur wir heute kaum noch zu schätzen im Stande sind. In der Stille geboren und großgezogen unter den mannichfachsten Kämpfen und Entbehrungen, drängt jede künstlerische und geistige Offenbarung mit unwiderstehlicher Gewalt nach außen, den Geist zur Mittheilung drängend und Herz und Gemüth zur sittlichen Thatkraft und zu einer prophetischen Begeisterung stimmend. Nicht im geheimen und im stillen vermögen die Erfinder ihr neues Wissen eingeschlossen zu verstecken, nicht verkannt und vergessen wollen sie bleiben, sondern zur Mittheilung und Aeußerung treibt es sie und gleich allen übrigen heroischen Kräften ringen sie nach Anerkennung und Verehrung. Wir stehen in der Urgeschichte der Menschheit an einem der merkwürdigsten Wendepunkte. Geist und Geschicklichkeit sind an der Stufe angekommen, auf der die Selbständigkeit des künstlerischen Schaffens und die Antriebe zu eigener Erfindung und Leistung zu einem höhern Bewußtsein und zu tieferer Klarheit sich emporzuheben suchen. Alle

phyſiſchen Kräfte ſpannen ſich an und ſpiegeln nach außen jene tiefgreifenden innern Bewegungen wider, die erkennen laſſen, daß das Gefühl des Schaffenden und des von den Geheimniſſen ſeiner Erfindung Erleuchteten von einer Begeiſterung bewegt iſt, die ſich mehr und mehr Luft macht in erhabener Rede und in ſittlich edler That. Wer es nicht kennt, das hinreißende Gefühl der Begeiſterung, das den ſchöpferiſchen Künſtler und Erfinder, den erleuchteten Propheten und den unermüdlichen Forſcher beſeelt, dem allerdings mag es ſchwierig ſein, die hier geſchilderten Gefühle pſychologiſch zuſammenzufaſſen, dem allein mag das Weſen der Ekſtaſe überhaupt befremdlich erſcheinen, noch viel ſchwieriger aber wird es ihm werden, in geſchichtlicher Beziehung jene in ihrer Art noch wildere und rohere Ekſtaſe einer urgeſchichtlichen primitiven Künſtlerſchaft zu begreifen, der ihre Kunſt und Erfindung ſelbſt noch in kindlicher Weiſe als eine Art von Zauber erſchien, der ihre Phantaſie abergläubiſch und dämoniſch belebte. Noch war der menſchliche Geiſt nicht genügend vorbereitet, um völlig klar einzudringen in das Weſen des Zuſammenhanges von Urſache und Wirkung in der Natur, noch war das unter den Händen der Erfinder hervortretende Wirken dieſer neuen Kräfte etwas ihnen ſelbſt tief Geheimnißvolles, Befremdliches und Wunderbares, noch ſtellten ſich ihre eigenen erfinderiſchen Thaten nach dieſer Richtung hin wie ein Zauber vor die Seele, der ſie einerſeits erſchreckte, andererſeits aber begeiſterte, zunächſt und vor allem aber auch mit Aberglauben, Angſt und Furcht beſeelte. Ergriffen und gewiſſermaßen ehrfurchtsvoll ſtanden die Feuererfinder vor dem Erfolge ihrer eigenen erhabenen That, von ähnlichen, aber rohern Gefühlen vielleicht eingenommen, wie weiland die nach dem Steine des Weiſen ſuchenden religiöſen und abergläubiſchen Forſcher des Mittelalters. Was jenen der brodelnde chemiſche Hexenkeſſel, waren den erſten Experimentatoren die geheimnißvollen Zündſtoffe von Holz und Stein. Der funkenſprühende Stein und das flammende Holz waren die geweihten und erhabenen Materialien

jener früheſten und erſten Weltweiſen, die als Magier in der Urgeſchichte des Menſchenthums auftreten. Nicht wie ihre erſt ſehr ſpäten Nachkommen waren dieſe Magier „Schwarzkünſtler", ſondern im Gegentheil der zauberiſche Funken des Prometheus, den ſie entflammten, ließ ſie in hehrer, lichter Geſtalt erſcheinen; denn ihr Zauber war urſprünglich der Zauber des Lichts und der magiſch leuchtenden Flamme. Durch Stein und Holz vollzogen ſie kraft



Mexicaniſcher Feuerprieſter.

ihrer Kunſt eine wunderbar erſcheinende Magie, mit der ſie naturgemäß die Menge in ein erhaben furchtvolles und abergläubiſches Erſtaunen ſetzten. So feierte die Begeiſterung und das ekſtatiſche Auftreten dieſer primitivſten Weltweiſen, dieſer früheſten Naturforſcher und kunſtbegabten Erfinder einen Triumph, der ſie in der Gemeinde und unter den Völkern als erhabene Tauſendkünſtler in ein Licht der Berühmtheit, der Furcht, Achtung und erhabenen Ehrfurcht zugleich ſtellte, eine Art von Erhabenheit, an welche nur noch dunkel heute die Traditionen der am meiſten an dieſen Vorgängen

betheiligten Völker erinnern. Kunst, Wissenschaft und Religion lagen auf merkwürdige Weise hier noch völlig undifferentiirt, gleichsam embryonal, im Thun und Treiben jener früheſten Geistesheroen (in denen wir, wie sich zeigen wird, die ersten und früheſten Flamines oder Laborarii scintillae, oder kurz gesagt die ersten Magi zu erblicken haben) verschwistert. Jene früheſten, von der ersten kindlichen Erkenntniß erleuchteten Weltweisen traten freilich noch nicht auf mit mystischen Büchern und andern gelehrten Sachen späterer Zeit, aber sie schwangen als Zauberstab das flammenerregende Bohrholz, begeisterten die Menge und rissen sie ehrfurchtsvoll fort durch ihre anfänglich als Wunder erscheinenden Fertigkeiten. Denn sie eigneten sich Fähigkeiten an, durch welche sie bald neben dem Feuer seltsame Naturkräfte überhaupt beherrschen lernten, vor allem aber lernten sie zauberhaft und geheimnißvoll aus den dunkeln geweihten Materialien von Stein und Holz, welche der Urmensch sich ursprünglich gewöhnt hatte als nützliche, aber gefahrloſe Dinge zu betrachten, die gefährliche und gefürchtete und darin verborgene Feuerschlange hervorrufen. So waren Arbeit und Kunst ursprünglich, wie es in der Natur der Sache lag, erfinderisch und schöpferisch geworden, und die Phantasie der Menge wurde hiermit tief ergriffen. Begann der Geist doch gleichzeitig jetzt das Wesen von Ursache und Wirkung übersinnlich tiefer zu erfassen, und schienen sich ihm jetzt plötzlich unsichtbare Naturkräfte vor der Seele zu entwickeln, die der thierisch-naive Menschensinn noch nicht ahnte, weil er sie ebenso wenig wie die Thiere vorher kannte, und so tauchte allmählich neben dem sinnlich erblickten Erscheinungskreis ein zweiter verborgener Zusammenhang der Kräfte auf, der unsichtbar, wie er war, zunächst nur die Phantasie des Menschen belebte. Mehr und mehr begann der Mensch im Gebiete der Naturbeobachtung durch diesen Anstoß jetzt zu ahnen und zu forschen, und allmählich sollte die aufkeimende Erkenntniß in das anfänglich noch verschleierte Gebiet hinüberwandern, in dessen Zwielicht die Phantasie jene sonder-

baren Auswüchse trieb, die uns erkennen lassen, daß der Geist seine Sehkraft zu erweitern bestrebt war, obwol ihm Phantasie und Ungeschicklichkeit geistiger Bewegung noch fast unüberwindbare Fesseln anlegten. So trat der nach dieser Seite am frühesten angeregte Trieb der Zünder der Urzeit in das Gebiet der Zauberei, eine Erscheinung, durch welche sich ursprünglich allein die Feuererfindung, die hiermit verwebt wurde, verbreiten konnte. Denn in der Verbreitung dieser Erfindung liegt eben zugleich das psychologische Räthsel, das wir zu lösen haben. Wäre die Feuererfindung etwas von vornherein Nützliches für den Menschen gewesen, und hätte sie ursprünglich zu seiner Selbsterhaltung gedient, so wäre es nicht schwierig einzusehen, weshalb sie sich verhältnißmäßig so rasch über den Erdkreis unter allen Völkern verbreitet hätte. Aber der Nutzen, den das Feuer mit seiner Anwendung zur Kochkunst schuf, datirt erst aus verhältnißmäßig sehr später Zeit, und fordert zugleich eine neue psychologische Erklärung, da die Urmenschen ja das Kochen selbst erst mit dem entdeckten Feuer wiederum erfinden mußten. War aber das Feuer in der Hand des Menschen ursprünglich der Menge nichts weiter wie eine unbekannte schreckhafte Erscheinung, so lag in dieser Schreckhaftigkeit zwar für die ersten Zünder, welche die geheimen und geweihten Materialien bestimmter Stein- und Holzarten besaßen, es zu erzeugen, zugleich ein Mittel, Furcht und im Nächstenkreise um sich her sittliche Achtung zu verbreiten und die Aufmerksamkeit der Mitmenschen im höchsten Grade eine Zeit lang auf sich zu ziehen, aber nichts mehr, denn selbst diese Schreckhaftigkeit, die das neue Phänomen anfänglich erregte, mußte sich eben allmählich durch Gewohnheit wiederum abstumpfen, endlich gänzlich verlieren, und damit wäre ohne Zweifel der Nimbus der Zauberer und des Zaubers rasch genug wieder untergegangen und an eine Verbreitung des Feuers über alle Völkerkreise wäre nicht zu denken gewesen. Und ohne Zweifel erschiene das hiermit gestellte Räthsel unlöslich, wenn wir nicht durch das

mit der Feuererfindung pſychologiſch entſtehende und nothwendig damit verſchmelzende Zauberthum (das pſychologiſch die erſten Keime zum Forſchungstrieb ebenſo wie das Weſen künſtleriſcher Begeiſterung zum Ausdruck brachte) noch auf eine dritte Wurzel folgerichtig hingewieſen wären, die, wie die Thatſachen zugleich lehren, direct zur Religion hinüberweiſt. Wir würden allerdings, wie ſich im Folgenden noch genauer zeigen wird, das entſtehende Zauberthum mit Rückſicht auf die Feuererfindung nur halb verſtehen, wenn wir die in ihren erſten Vertretern vorhandenen religiöſen Antriebe überſähen, ja es wird ſich zeigen, daß das Zauberthum in ſeiner Entſtehung ebenſowol wie die hiermit zuſammenhängende Verbreitung des Feuerzündens, ſowie die ſpäter entſtehende Kochkunſt ſich nur hinreichend erklären, wenn wir die urſprünglich zur Religion hinüberweiſenden Antriebe ins Auge faſſen. Wären die begeiſterten Erfinder des Feuers urſprünglich nichts wie bloße *Gaukler* geweſen, eine Meinung, die fälſchlicherweiſe zuweilen ſelbſt auch von den Nachkommen der Zauberer der Urzeit unter unſern heutigen Naturvölkern gehegt wird, ſo wäre es pſychologiſch nicht verſtändlich, wie ſich dieſelben beim Volke in *dauerndem* Anſehen hätten erhalten können. Allein der mit der Feuererfindung gegebene erſte und früheſte Impuls zur Zauberei mit verborgenen und herrſchenden Naturkräften hatte urſprünglich viel *tiefere* und *ſittlichere* Antriebe. Mochten die erſten Erfinder in ihrer erſten Anwandlung von Begeiſterung auch das neuerfundene Phänomen nur dazu benutzt haben, damit ſich ſelbſt und andern Schrecken zu bereiten und zu gaukeln, dieſer Antriebe mußten ſie bald müde werden, denn ſie dauerten nur ſo lange, als der Erfolg der Neuheit vorhielt. Dieſer nur kurze Zeit dauernde äußere Erfolg konnte nicht lange befriedigen. Bedenken wir doch nur, welche widerlichen und oft ekelhaft anzuſchauenden Proceduren die Zauberer unſerer heutigen Naturvölker vornehmen müſſen, um ſich das Moment der Furcht- und Schreckenerregung im Volke zu bewahren. Ganz von ſelbſt

wurde daher der in den Erfindern entflammte Ehrgeiz dahin getrieben, zugleich auch eine sittliche Nutzanwendung dieser Erscheinung zu machen, die ihren Erfolgen von anderer Seite zugleich eine unvergängliche Dauer des Interesses sicherte. Nicht die einseitige Furcht hätte dieses geforderte Interesse dauernd rege gemacht. Hätten die Erfinder dieser seltsamen Kunst nur diese einseitig in der Menge hervorgerufen, sie wären sehr bald wie wilde Thiere von allen Seiten verfolgt, bekämpft und unterdrückt worden, da sie aber mehr und mehr von echt sittlichen und religiösen Trieben einer edeln Kunst- und Erfindungsbegeisterung beseelt waren, so verschmolzen sie mit dem Moment der Furchterweckung ihres seltsamen Handwerks hauptsächlich das Moment sittlicher Güte und Liebe, indem sie bemüht waren, ihre Kunst zugleich nützlich und segensreich zu machen. Erst damit, daß die kunstbegabten Erfinder der Urzeit durch die Wirkungen des entdeckten Feuers und der Wärme und den damit sich rasch verbindenden abergläubischen und zauberischen Gaukeleien mit andern Naturkräften Krankheiten heilend und somit segensreich auftraten, stellte sich die früheste hervorragende Kunsterfindung nebst deren Verbreitern in das volle Licht des sittlich Erhabenen und wie der Ausdruck sagt „des Heiligen" und Verehrungswürdigen, um allgemeine Anerkennung zu gewinnen und Verständniß und Nachahmung für ihre neue Kunst hervorzurufen. So also wurde die Religion ursprünglich allein das treibende und verbreitende Element jener merkwürdigen ersten culturbringenden Erfindung. Und wie hätte auch ein dauernder Aufschwung jener frühesten Culturbringer unter den Völkern stattfinden können, wären sie nicht zugleich den religiösen Antrieben der Nächstenliebe gefolgt, welche danach trachtet, die neuen Kenntnisse praktisch zum Heil der Menschheit zu verwerthen, Antriebe, aus denen mit der Zeit jene vielfachen Beschäftigungen hervorgingen, die sich in Wahrsagerei, vor allem aber in jener zauberhaften Heilkünstelei, wie sie Schamanen, Priester und Propheten der

Urzeit betrieben, entfalteten. Es war dieſer Antrieb eben die der echten und edeln Begeiſterung zu Grunde liegende Nächſtenliebe, die das früheſte gewonnene Wiſſen über die neuentdeckte Naturkraft als eine Offenbarung zur Erlöſung der Menſchheit zu ver-

Mexicaniſcher Zauberer der Vorzeit.

werthen trachtete. Noch wild und ungebunden in ſeiner Art, und nur erſt von unbeſtimmten Ahnungen über den natürlichen Zuſammenhang der Kräfte beſeelt, greift das kindliche Bewußtſein vorerſt zur Naturzauberei und zu den hiermit verknüpften Gebräuchen, auf welche unvollendetes, unklares Wiſſen und Träumen durch die mit ihnen urſprünglich verflochtene Begeiſterung und Ekſtaſe hintreiben.

Wir haben nur nöthig, das noch heute so merkwürdige Treiben der unter allen Völkern der Erde verbreiteten Schamanen, Zauberer und sogenannten Medicinmänner psychologisch vergleichsweise zu betrachten, um zu erkennen, wie in ihrer noch ungeläuterten Natur der begeisterte gauklerische Künstler, der primitive Heilkünstler und der zu gleicher Zeit von Nächstenliebe und Barmherzigkeit durchdrungene Tröster, Berather, Helfer, Wahrsager und Priester noch unentwickelt verschmolzen liegen.* Aber freilich die Zauberer und Schamanen unserer heutigen Naturvölker sind nur die bereits im Laufe der Geschichte und Entwickelung der Jahrtausende verwandelten (wenn auch freilich am wenigsten verwandelten) Nachkommen der ursprünglichen Flamines, welche begeistert mit dem zauberischen Bohrholze und den frühesten geweihten Materialien von Holz und Stein unter den Völkern umherzogen, überall Anhang warben und das Feuer als frühestes eigentliches Fetischobject im Verein mit Heilkunst nach allen Seiten hin im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende als Propheten verbreiteten. Bekanntlich weisen uns die Traditionen der morgenländischen Völker in den mannichfachsten Zügen auf diese Feuerzauberei und Flamines der Urzeit zurück, und wir überlassen es ausführlichern Einzelarbeiten, die hierher gehörigen traditionellen Elemente genauer zusammenzustellen und zu behandeln. Nur darauf hinweisen möchte ich hier, daß die in den indischen Ueberlieferungen erwähnten Angiraſen und Bhrgus sowie das Geschlecht der Atharwanen, die uns ausdrücklich als die Bringer, Holer und Zünder des heiligen Feuers bezeichnet werden, zwar ganz vorzugsweise an die frühesten sich unter den morgen-

* Unter vielen Völkern hat sich im Laufe späterer Entwickelung eine Art von Arbeitstheilung unter den Functionen der Zauberer vollzogen, die deutlich erkennen läßt, wie sie alle aus Einer Wurzel hervorsprießen, zumal bei sehr vielen Völkern, unter andern auch bei den Eskimos, noch heute der Zauberer ebensowol als Priester wie als Seher und Wahrsager, als Jongleur und als Medicinmann auftritt.

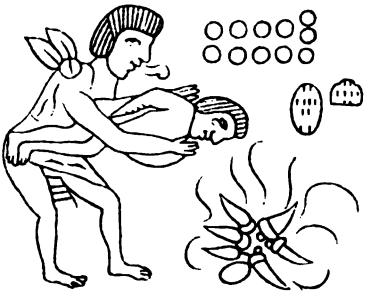
ländiſchen Völkern kaſtenartig abſondernden Feuerſchamanen erinnern, dennoch aber doch ſchon als ſpätere Nachkommen jener Urmagier anzuſehen ſind. Wie vieles mußte ſich im Ablauf der Zeiten an dieſen ſeltſamen Geſtalten verändert und verwandelt haben, bis zu der Zeit, da erſt die ſchriftliche Ueberlieferung möglich wurde und bis wohin allein unſere heutigen Kenntniſſe zurückreichen. Und doch, wie vieles Unverkennbare iſt an dem wunderthätigen Zauber- und Prieſterthum der niedern Völker, ja in vielen Stücken ſelbſt noch an dem Prieſterthum der civiliſirten Länder bis heute daran hängen geblieben! — Freilich nur hinweiſend erinnern uns noch die überall hin verbreiteten vielfachen Gebräuche der Naturvölker, in denen das Feuer bei prieſterlichen Ceremonien und zauberhaften Manipulationen in hohem Anſehen ſteht (da es nur von geweihten Händen gezündet werden darf, während es die übrigen anbetungsvoll umkreiſen), an die Flamines der Urzeit und deren Thätigkeit; aber die überaus zahlreichen Hinweiſungen dieſer Art ſind dem Pſychologen äußerſt werthvoll, zumal ſie der Reihe nach unterſtützt werden durch die Sagen und Ueberlieferungen aller Menſchenſtämme*, beſonders aber aller morgenländiſchen Völker, und durch Bildwerke, die nur durch den Ueberblick über den innigen Zuſammenhang aller dieſer Erſcheinungen gedeutet zu werden vermögen. Erſt dadurch, daß wir in der Feuererfindung und deren pſychologiſchen Folgen ein Ereigniß vor uns haben, das, richtig gedeutet, uns den Zuſammenhang beſtimmter Gebräuche und religiöſer Erſcheinungen der Urzeit erklärt, die ſich unter allen Völkern der Erde vorfinden, ohne daß wir dieſelben bisher pſychologiſch umfaſſend und zuſammenhangsvoll zu verſtehen wußten, beginnt ſich uns der Entwickelungsverlauf der Religion in der Urgeſchichte, wie ſich zeigen wird, zu erhellen.

---

* Vgl. Baſtian, „Zeitſchrift für Ethnologie", Jahrg. 1, Heft 5, und Anmerkungen des Kapitels.

Es kann vorläufig nicht unsere Aufgabe sein, alle hier zu erwähnenden Data einzeln anzuführen, das Material ist zu groß, und es muß das theilweise andern Händen überlassen bleiben. Nur das Wichtigste und Unumgänglichste sei uns erlaubt in Folgendem anzuführen.

Betrachten wir uns die Bildwerke der alten Culturvölker, die in ihren für uns meist räthselhaften Darstellungen geheimnißvolle Worte sind, die zugleich aus einem Dunkel der Zeit herübertönen, von welcher meist keine weitern Ueberlieferungen der Völker zu uns dringen, so fällt unser Blick neben den uralten Denkmalen der



Mexicanisches Bildzeichen.

Aegypter vorzugsweise auf die Bildwerke der Mexicaner. Es würde uns an dieser Stelle zu weit führen (zumal das im ganzen aus dem hervorgeht, was wir im ersten Bande bereits entwickelt haben), im einzelnen darzulegen, weshalb die Denkmale der amerikanischen Culturvölker für den Forscher, der die Sitten und Gebräuche der Steinzeit studiren will, von höherm Interesse sind wie die den verschiedensten Zeitaltern angehörenden Zeugnisse der Aegypter. Kein Volk der Erde hat den Charakter dieser merkwürdigen Epoche der Steinzeit, von der wir hier zu reden haben, so treu bewahrt, und kein Volk hat dieses Zeitalter zu so charakteristischer Spiegelung in seinen Bildwerken gebracht wie die amerikanischen Culturvölker.

Eine Fülle von seltsamen Figuren, reich überladen mit Symbolen und Bildzeichen, die zum großen Theil noch heute ihrer Deutung harren, tritt uns hier entgegen. Kaum ein charakteristischeres Bildwerk aber läßt sich unter diesen nachweisen wie das in der Figur auf S. 54 wiedergegebene, das uns einen Feuerpriester der Urzeit, umgeben von einer Reihe von Symbolen darstellt, die zu seinem Handwerk gehören. Die mexicanische Bildschrift gibt uns den priesterlichen Flaminen indessen noch charakteristischer wieder, indem sie ihn darstellt, wie er eben im Begriff ist, mit dem geweihten Bohrholz das heilige Feuer zu zünden. (Vgl. S. 49.) Auffällig ist, daß sich fast stets bei diesen charakteristischen Darstellungen das Symbol der Schlange befindet, und hier treffen wir zugleich auf einen Punkt, den wir etwas umständlicher zu erörtern gezwungen sind. — In der That, nehmen wir die Frage, was die Schlange wol mit dem Feuer zu thun haben kann, psychologisch auf, so müssen wir bekennen, daß das Bild der Flamme mit ihren flackernden, züngelnden Spitzen, die vom Winde getrieben eine verzehrende Glut erzeugen, den naiven Sinn an nichts deutlicher in der Thierwelt zu erinnern vermochte, wie an die schleichende, sich züngelnd emporrichtende, zischende Schlange, deren Hunger durch Opfernahrung bestimmter Stoffe gestillt werden mußte. So konnte der noch tief kindlichen Phantasie jener Zeit das heilige Opferfeuer der ersten Feuerpriester als ein seltsames lebendiges Geschöpf erscheinen, dessen Wärme wunderbar heilsam dem Kranken zu helfen vermochte, während es dem Priester zugleich etwas Kostbares war, das er durch seine wunderthätige Hand mit den geweihten Materialien zwar zu erzeugen, aber nur dann lebendig erhalten konnte, wenn er die geweihte Nahrung zur Hand hatte, welche das Feuer zum Unterhalt als Opfer forderte. Psychologisch zergliedert erscheint es uns daher in keiner Weise wunderbar, daß uns die Traditionen dieser Zeit so häufig an Schlangen, feuerfarbige Eidechsen und an

schlangenköpfige Drachen erinnern.* Durch eine Art kindlicher Analogie trat beim Anblick der züngelnden Flamme das nahe liegende gefürchtete Bild der sich aufrichtenden, alles Lebendige verschlingenden Schlange vor die Phantasie, und mit einer erneuten und verstärkten Lebendigkeit wurde daher dieses gefährliche giftige Thier** in das Bereich einer religiösen abergläubischen Verehrung gezogen. Erst hiermit erklärt sich uns die hohe Bedeutung, die im Thiercultus vor allem der Schlangencultus später unter fast allen Völkern gewonnen hat. Die neuesten Untersuchungen, welche wir über den Schlangencultus besitzen, rühren von Herrn James Fergusson her. Fergusson kam bei seinen Vergleichungen der Topen bei Amravati und Santschi zu der Einsicht, daß sich Baum- und Schlangendienst merkwürdig eng zusammen und fast überall verwachsen finden. Die Erklärungen, welche Fergusson indessen hierüber beibringt, tragen noch ganz das Gepräge der Schlußfolgerungsweise einer naiven Psychologie: „Die Heilighaltung von Bäumen, die namentlich den arischen Völkern eigen ist", sagt er, „kann wol nicht befremden, denn manche Baumformen hinterlassen auch auf den Hochgebildeten noch immer den Eindruck einer sinnvollen Persönlichkeit. (?) Schwieriger ist die Erklärung des Schlangendienstes, zumal die Schlange fast überall als Sinnbild von Weisheit und Macht aufgefaßt wurde." (Vgl. „Ausland", Jahrg. 1869, S. 1215.) Nur erst die Urgeschichte ist im Stande, wirkliches Licht darauf zu werfen, daß der Schlangendienst mit dem Baum- und Holzcultus sich innig verbinden konnte. Wir sahen ja, daß die schlangenartig vorgestellte Flamme aus dem Holze, das für geeignet zur heiligen zauberischen Reibung gefunden wurde, gleichsam

---

* Vgl. Figur S. 54.

** Noch heute sehen Naturvölker das Feuer als schlangenartiges Thier an. Von den Aegyptern bezeugt es ausdrücklich Herodot, III, 16. Ebenso sagt Cicero, „De nat. deor.", III, 14: „Ignis animal." Vgl. Schultze, „Fetischismus", S. 187.

hervorsprang unter den geweihten Händen der weisheitsvollen, mächtigen Flamines. Wir wollen hier sogleich hinzusetzen, daß sich mit dem Bilde der Schlange später nicht nur Macht und Weisheit, sondern auch frevelhafter Uebermuth und Ueberhebung (Schlange im Paradies als Verführer zur Sünde und Ueberhebung des Menschen) verband, eine Thatsache, die sich nur aus der weitern Geschichte der Flamines (Phlegyer) und des später nach umfassender weltlicher Herrschaft strebenden Priesterthums erklärt. (Vgl. hierüber Kapitel 7.) Ueber die Einzelheiten des Schlangen-, Holz- und Baumdienstes bei den verschiedenen Völkern vgl. „Ausland", Jahrg. 1869, S. 1215 fg. Siehe zugleich hierüber die Anmerkungen zum Schluß des Kapitels. — Wie häufig treffen wir noch heute bei den Zauberern unserer Naturvölker Schlangen an, welche sie als ein ihnen selbst nicht mehr verständliches Symbol mit sich führen, um an ihnen Zauberkünste zu vollziehen, durch welche sie einen Rest jener uralten Traditionen auf merkwürdige Weise bewahrten. Es wird uns schließlich nach alledem nicht mehr in Staunen setzen, wenn wir zugleich bemerken, daß es neben Feuer, Wärme und Licht ganz vorzugsweise die geweihten Grundmaterialien der ganzen Zeitepoche, d. h. Stein und Holz waren, welche in den verschiedensten Formen mit dem früheſten Wesen des Zaubers und der Magie überhaupt verflochten wurden, sodaß der hieran anknüpfende und sich später entwickelnde Fetischismus der Völker gerade in diesen harmlosen, dem Urmenschen jederzeit bezüglich des Erhabenen gleichgültigen und ungefährlichen Gegenständen etwas Zauberhaftes, Erhabenes und Heiliges erblicken konnte, denen man wie dem „Stein der Weisen" Verehrung zu verleihen hatte. Aber nicht nur Stein, Holz, Baum und Strauch u. s. w. wurden von der Entwickelung der religiösen auf das Erhabene gerichteten Ideenassociation ergriffen, sondern auch die Flamines selbst wurden in einer ähnlichen Weise, wie in der frühern Periode die Häuptlinge des Stammes, in das Bereich des sittlich Erhabenen und der ehrfurchtsvollen Verehrung gezogen.

Waren doch in Bezug auf diese seltsamen Feuerpriester alle Bedingungen erfüllt, die nothwendig waren für die Menge, um sie in den Nimbus des sittlich Erhabenen zu stellen. Denn nicht einseitig nur furchterregend, und auch nicht einseitig nur freundlich und also ohne jede Furchterweckung traten sie unter der Menge hervor, vielmehr war gerade in ihren Händen die Macht des Feuers und Lichts eine solche, die von ihnen den sittlichen Umständen gemäß angewendet werden konnte. Nicht ungerecht und zufällig wirkend, wie die Naturerscheinungen, sondern mit freier, gerechter Beurtheilung der Verhältnisse suchten die Flamines durch das Feuer zauberisch zu heilen oder dem Verfolgten durch geheime Naturkräfte Schaden zuzufügen. Alles vereinigte sich also hier, die von Menschenhänden gezeugte Naturmacht als eine vollkommen *erhabene* hinzustellen, und kein Wunder daher, daß diese Erhabenheit so tief sich der Menge einprägte, daß auch die Flamines selbst hiermit in das Gebiet des Erhabenen hineingezogen wurden. Allein die Art dieser den ersten Zauberpriestern gespendeten erhabenen *Verehrung* griff bereits ihrem Charakter gemäß bei weitem tiefer ein als jene den Stammältesten und Ersten der Staatsgemeinschaft auf natürliche Weise bewiesene sittliche Ehrfurcht. Die Ehrfurcht und der sklavische Respect der Menge vor den Aeltesten und Herrschern und der entwickelte religiöse Cultus, der sich an die Aufbewahrung ihrer Leichen angelehnt hatte, beruhte ursprünglich, wie wir sahen, der Entstehung gemäß auf der natürlichen sittlichen Achtung vor dem Alter und dem Respect gegen den sittlichen Vorgesetzten überhaupt. Hier aber, bei den Flamines, suchte die Menge *Hülfe, Rath, Nutzen, Beistand, Barmherzigkeit und somit Nächstenliebe* in einer andern Weise. Nicht die natürliche, mächtige, schützende Gewalt, sondern die übernatürliche Begabung war es, die man bei den Flamines anrief. Die Flamines waren ja zugleich die ersten hervorragenden Heroen des übersinnlichen, übernatürlichen Wissens. Es gesellte sich daher zu der hier von der Menge bewiesenen religiösen Hingabe

und Ehrfurcht vorzugsweise sozusagen der Glaube an diese ihre geheime Wissenschaft, oder richtiger betrachtet, der furchtvolle Aberglaube an die geübte Zauberkunst und an die zauberhaften geheimnißvollen Fähigkeiten der Priester und Schamanen. Daß sich durch diesen Hinblick auf die von den Flamines ausgeübte Herrschaft über geheime Naturkräfte, der der Menge eingeflößte sklavische Respect vor den Zauberpriestern noch erhöhte, und die nach Nächstenliebe dürstende Ehrfurcht einen noch ehrfurchtsvollern (weil zugleich abergläubischen) Charakter annahm, ist psychologisch leicht erklärlich. Es ist daher begreiflich, wenn noch heute die Herrschaft der Zauberpriester unter den meisten Naturvölkern in ihrer Art in der Gemeinde weiter reicht als die der weltlichen Herrscher. Kein Wunder, daß man diese Zauberer abergläubisch ehrt und sie mit vielen Geschenken belohnt, sie freilich aber andererseits ebenso auch leicht umbringt, wenn ihre Kunst ohne Nutzen erscheint. Im hohen Alterthum, wo die Menge noch leitsamer, noch kindlicher, furchtvoller und abergläubischer und leichter zu täuschen war, hoben sich die Magi und Feuerpriester dagegen, wie leicht zu ersehen, in einen fast unbegrenzten Respect und gelangten, wie wir sehen werden, unter einzelnen Stämmen zu einer wahrhaft bedeutenden Herrschaft, die der weltlichen Macht gegenüber zu einer Reihe von geschichtlichen Ereignissen führte. Noch war ja zugleich das Auftreten dieser Erscheinungen und Gestalten neu, und die Gewalt, durch welche sie zugleich kunstgeübt eine in der That mächtige und großartige Naturkraft beherrschten, war nothwendig in den Augen der kindlichen Urmenschen ein Phänomen, über das sie sich um so weniger beruhigen und zum Unterschiede anderer gleichförmig wiederkehrender Naturerscheinungen am Himmel um so weniger gewöhnen konnten, als sie dasselbe in den Händen ihres eigenen Nächsten sahen, der mit ihm direct strafen und lohnen konnte, je nach menschlichem Maßstab und Ermessen der sittlichen Umstände des Augenblicks. So, sehen wir, waren auf einem andern Felde als dem der physischen weltlichen Macht nun-

mehr geschichtlich neue Heroen und Herrscher aufgetaucht, welche mit andern Waffen und Kräften übersinnlicher, geistiger Art sich die Aufmerksamkeit der übrigen Mitmenschen zu erringen wußten. Und dieses Gebiet, auf welchem die ersten Lichtblicke der geistigen Combinationsgabe einen Triumph feiern sollten, war ursprünglich das der Zauberei, oder wenn wir wollen der Wunderthat. Alle geheimen Erziehungskünste der Priesterwelt, alle tiefere sittliche und religiöse Nächstenliebe, aber auch alle äußere Priesterherrschaft sollten sich auf dem Boden dieses neuentstandenen Gebiets jetzt entwickeln, mit dessen Auftauchen in der Urgeschichte eine neue Epoche anbricht. Begann doch jetzt eine völlig neue Anschauung der Dinge in dem Zeitalter des entstehenden Feuer- und Magiercultus platzzugreifen, und die menschliche Phantasie sollte einen weiten Schritt hinausthun in die vor dem Menschenauge ursprünglich noch gleichgültig und mehr oder weniger interesselos ausgebreitete entferntere Außenwelt, welche mit ihren Erscheinungen Leben und Erhaltung des Menschen nur indirect berührte. Stein, Strauch, Holz und Baum, Feuer und Wasser, Rauch und Luft und andere Objecte, die mit dem heiligen Feuer in Verbindung traten, begannen sich vor der kindlichen Phantasie durch Ideenassociation mit geheimnißvoll wirkenden erhabenen Kräften zu beseelen und mußten sich vor dem Bewußtsein jetzt gleichsam verzaubern. Eine Reihe feuerfarbiger Thiere, und, wie wir sogleich sehen werden, vorzugsweise die am Horizont flammenden und leuchtenden Gestirne sowie der feurige Blitz traten plötzlich verständnißvoll in den magisch-religiösen Gesichtskreis des Urmenschen. Denn jetzt, nachdem man das Wesen der lichtstrahlenden Wärme aus nächster Nähe schätzen und sie als heilendes und erhabenes Feuer und als lichtspendende Flammen hatte betrachten lernen, konnte der Urmensch die richtigen Prämissen zu dem Schlusse gewinnen, daß jene lichtstrahlenden Scheiben gezündetes und geriebenes Opferfeuer in sich trügen, das die leuchtende heilsame Wärme zur Erde herabsandte, deren sich der Mensch täglich

erfreute, ohne daß er bisher direct daran gedacht hätte. So tauchte nunmehr ein ganz neues, verwandeltes und erweitertes Bewußtsein vor der Seele auf, neue Sitten und Gebräuche, neue Begriffe und Anschauungen bildeten sich, und auf allen Gebieten des menschlichen Lebens brachen sich neue großartige Fortschritte Bahn, die genauer zu betrachten wir den folgenden Kapiteln überlassen wollen.

Die Entstehung der Magie und des Schamanenwesens gehört zu den wichtigsten und interessantesten Erscheinungen der ganzen Ur- und Völkergeschichte. Es leitet sich, wie uns die psychologische Analyse lehrt, zugleich hierdurch geschichtlich auf natürliche Weise der tiefere, geistige, intellectuelle Entwickelungsproceß der Menschheit ein, dessen tief in die empfindende Menschenbrust hinabragenden Wurzeln allmählich zu einem Stamm emporwachsen sollten, dessen Wuchs sich zu den großen weitgreifenden Aesten der „dogmatischen" Religion, der Heilkunst und der philosophischen Wissenschaften entfalten sollte. Die Magie und das Zauberwesen erscheinen uns in der That als der noch verhüllte und umschleierte Baum der allgemeinen Erkenntniß. Auch die sich im Urzauberthum bewegende Schlange mit ihren züngelnden Flammenzungen fehlt nicht, und die sinnreiche Sage über die Verführung der Schlange, durch welche sie den Menschen vom Baume der Erkenntniß pflücken lehrt, schwebt bezüglich ihrer Ideenverbindungen nicht so in der Luft, wie es leicht den Anschein hat. In der That leitet ja das züngelnde Licht der Feuerschlange in eine ganz neue erkenntnißreiche Zeit hinüber. Ein neues und wirkliches Reich der Cultur begann nunmehr seine Herrschaft auszubreiten. Der intellectuelle Proceß, der in der Feuererfindung einen ersten Sieg gefeiert hatte, begann nach allen Seiten hin den Gedankenkreis des Menschen zu erweitern, und nachdem das äußere Vehikel der Sprache die Fähigkeiten genügend gestärkt und erhöht hatte, thaten nunmehr Verstand und Vernunft einen großen Schritt vorwärts.

Es ist für die Entwickelungsgeschichte der tiefern Geistesanlagen, insbesondere für den Aufschwung der Erkenntniß überhaupt hierbei von eigenthümlicher Bedeutung, daß sie ursprünglich nur mit einem ahnenden unklaren Halbwissen begann. Unter dem noch unheimlichen Dämmerlichte dieser tiefern Ahnungen entfalteten sich alle die Gefühle des Aberglaubens, welche der nun folgenden Periode der Zauberreligion, als welche man

den sogenannten Fetischismus bezeichnen kann, ihren eigenthümlichen Charakter aufprägen. Jahrtausendelang sollte der Geist von nun an im magischen Zwielicht über den wirklichen Zusammenhang der Wirkungen unter den wichtigsten Naturkräften verharren, und jahrtausendelang mußten sich die Gefühle daher in dieser Hinsicht in eine Unsicherheit und Unruhe getrieben fühlen, von welcher selbst die heutigen Culturvölker nur äußerst langsam und allmählich durch die Macht der wissenschaftlichen und philosophischen Aufklärung befreit werden. Was wunder, wenn sich die Gefühle des furchtvollen Aberglaubens unter allen Völkern so tief in das menschliche Gemüth hineinlebten, daß wir trotz mannichfacher Fortschritte dennoch in den aufgeklärtesten Ländern im ganzen genommen noch heute unter dem Banne und der Folter dieser abergläubischen religiösen oder besser irreligiösen Gefühle stehen.* Die Gefühle des Aberglaubens sind nicht die echten Gefühle der Religion und der Nächstenliebe, aber ihre Entstehung stammt aus jener Zeit, da sich alle Gefühle und Handlungen noch rasch mit der wirklichen Religion verschmolzen. Während die begabtesten und civilisirtesten Völker heute nun allmählich im Begriffe sind, den Scheideproceß der wahren von den falschen Religionsgefühlen und Vorstellungen wieder zu vollziehen und hiermit echte Religion von der unechten mit all ihren Schlacken und unreinen Anhängseln zu sondern, ist die Religion der niedern Naturvölker völlig in dieser Verschmolzenheit stehen geblieben. Zauber, Aberglaube und Religion der Nächstenliebe sind bei ihnen in einer unklaren Vermischtheit geblieben, die aufzuklären uns kaum mehr gelingen kann. Haben doch selbst die höhern Culturvölker mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, die der Religion noch heute anklebenden Reste des finstern Zauberglaubens abzustreifen.

Das Wesen der natürlichen Religion und der Nächstenliebe hatte sich, wie wir sahen, längstens geschichtlich entwickelt unter den Menschen, bevor noch Zauber- und Schamanenwesen platzgriff. Wurde jetzt die natürliche

---

* Man sehe nur zu, wie sich selbst die geistvollsten Männer in manchen sonderbaren Gewohnheiten vom Aberglauben nicht ganz emancipirten. Und in diesem Sinne erscheinen die Worte Horst's als wahr, wenn er im Eingange seiner bekannten „Zauberbibliothek" sagt (II, 5): „Die Neigung zum Aberglauben ist durch die innerste Natur des Menschen bedingt." Allein man vergesse nicht, daß „die innerste Menschennatur" das, was sie geworden ist, nur erst im Laufe der Entwickelungsgeschichte wurde. Von einer sogenannten „Angeborenheit" des Aberglaubens aber kann, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird, gar keine Rede sein, und deshalb eben muß auch die Möglichkeit gegeben sein, daß wir uns gänzlich von seinen Einflüssen wieder befreien.

Religion geſchichtlich durch das aufkommende Zauberweſen und Wunderweſen überſponnen, ſo war dieſer Zuſatz eben nur ein geſchichtlicher Anwuchs, der ſich nothwendig wieder abſtreifen und im Laufe der Zeit alſo wieder mehr und mehr verlieren mußte. Wie aber keine Ausſcheidung und Differentiirung vor ſich gehen kann ohne Grund und ohne natürliche Bedingungen, die dazu treiben, ſo kann auch umgekehrt ſozuſagen kein Anwuchs und keine (noch ſo merkwürdige) Zuthat zu einer Sache hinzukommen, ohne daß die geſchichtliche Nothwendigkeit des natürlichen Entfaltungsproceſſes dazu die beſtimmteſte Veranlaſſung gibt. Die Entfaltung des höhern religiöſen Entwickelungsproceſſes mußte eben nothwendig die Stufe des Wunder- und Zauberweſens durchlaufen. War es den religiöſen Gefühlen der Nächſtenliebe, die ſich entfalteten, im Zuſammenhange des ganzen übrigen geiſtigen Entwickelungsproceſſes einmal beſchieden, neben ſich die Erkenntniß emporwachſen zu ſehen, ſo mußten ſich eben dieſe Gefühle, wie es in ihrer Natur lag, auch ſofort dieſer primitiven Erkenntniß bemächtigen, um ſie zum Nutzen, zum Heil und zum Segen der Menſchen zu verwerthen. Dieſe Verwerthung nun geſchah freilich urſprünglich in einer äußerſt kindlichen und beſchränkten Weiſe, wie es den Stufen der niedrigſten Erkenntniß und dem dämmerigen Halbwiſſen entſprach. So trat die früheſte und erſte Erkenntniß alſo ganz nothwendig anfänglich in den Dienſt der Religion (oder, wie ſchon oben im Text geſagt, beides war eigentlich noch nicht in der Entſtehung genau voneinander zu trennen). Durch dieſes urſprüngliche Wechſelverhältniß aber entſprangen ebenſowol Vortheile für die ſoeben aufblühende Erkenntniß als für das Weſen der Religion ſelbſt. Die aufblühende Erkenntniß und Wiſſenſchaft fanden in Zauberern, Magiern und Prieſtern, wie wir ſpäter genauer noch ſehen werden, einen feſten gediegenen Stamm ſtrebſamer Fortbildner, die nothwendig waren, um den intellectuellen Proceß in Fluß zu bringen. Andererſeits aber ehrte ſich die Religion auf eine natürliche Weiſe dadurch, daß ſie die früheſten und erſten eigentlichen Errungenſchaften des Wiſſens und der Combination praktiſch und ſittlich hülfreich, und wenn auch noch in ſehr kindlicher Weiſe und nur durch das Weſen des Zaubers, anwendbar zur Erlöſung der Menſchheit zu machen ſuchte. Offenbar hob ſich durch dieſe Geſinnung, zu der die ſittlich-religiöſe Begeiſterung die Magi und Flamines hintrieb, das Weſen der Nächſtenliebe und Religion bedeutend. Die Religion ſelbſt ſetzt ſich aber durch die früheſte Herrſchaft über das urſprüngliche Wiſſen und Erkennen in einen hohen ſittlichen Reſpect, denn die früheſten und erſten Errungenſchaften der auf beſtimmten Erfahrungen beruhenden Combination waren der Menge

noch etwas Neues und Hinreißendes, gleichsam Bezauberndes im wahren Sinne des Worts, sie fühlte sich hiermit ergriffen und ihre Aufmerksamkeit vor allem wurde so aufs höchste auf die religiös aufstrebenden Kräfte der vom Wissensdrange begeisterten Zauberer und Propheten gerichtet. So verschafften sich die Religion und ihre Diener mit der Verwerthung des früheſten Wissens eine hohe Achtung und Aufmerksamkeit, die sie nicht zu ihrer weitern Verbreitung und Entwickelung entbehren konnten. Was hätte auch jede tiefere religiöse Offenbarung genützt, wenn sie sich nicht äußerlich hätte stützen können auf sinnliche Mittel, welche die Aufmerksamkeit zuerst sammelte, sodaß die Augen aller sich auf den Mund des Propheten richten konnten. So strebt jeder religiöse Fortschritt dahin, zuerst die Aufmerksamkeit der Menge äußerlich auf sich zu ziehen und die schwerfällige Gleichgültigkeit oder die ihm entgegenstehende Feindschaft der Masse durch diesen aufmerksamen Anhängerkreis zu überwinden. Auf diese Weise kann es uns in der Geschichte der Religion nicht wundern, wenn wir selbst in verhältnißmäßig noch später Zeit große Religionsstifter halb instinctiv ihre Zuflucht zum Wunder- und Zauberthum nehmen sehen. Es galt eben die Menge zu gewinnen und zu begeistern sowie gläubige Anhänger zu sammeln. Die ursprünglichen Traditionen des religiösen Entwickelungsprocesses brachten es zugleich mit sich, die Zuflucht zum Wunderthum nahe zu legen, ja fast in noch früheſter Zeit verzeihlich und nothwendig zu machen. So erklären sich die Wunder und alle hierher gehörigen vielfältigen ähnlichen Erscheinungen allein aus der ganzen Geschichte der Religion und des Menschengeistes. Während in hochcultivirten Ländern alle derartigen Erscheinungen sich als Anachronismen darstellen, hat es eine Zeit gegeben und gibt es noch heute unter den Naturvölkern eine Zeit, in welcher der Geist instinctiv und nothwendig sich getrieben fühlt, das Wunderthum mit der lebendigen Religion zu ihrer beſſern Wirksamkeit zu verschmelzen. Heute, wo die civilisirten Völker die geheimnißvollen Wirkungen der verborgenen Naturkräfte beſſer kennen gelernt haben wie ehedem, haben auch die Wunder an Macht verloren, und obwol wir den feinern, tiefern und geheimnißvollen Zusammenhang der mannichfachſten Kräfte noch immer nicht ganz und vollkommen klar durchschauen, steht das Wesen der Religion dennoch zu hoch, als daß das Priesterthum nöthig hätte, der Wissenschaft die Kraft und das Streben zu entziehen, alles Geheimnißvolle in den Naturkräften völlig klar zu legen.

Bevor wir in den Anmerkungen noch einiges über die Verbreitung und geschichtliche Entwickelung des Zaubers überhaupt und besonders in den Culturländern hinzufügen, sei es uns noch gestattet, die Frage über

die „Angeborenheit des Aberglaubens" und die sich an den Aberglauben knüpfenden Vorstellungen des Uebernatürlichen und Wunderbaren vom psychologischen Gesichtspunkte zu betrachten. — Der eigentliche Aberglaube oder wenn wir wollen Zauberglaube wurzelt, wie wir wissen, psychologisch in einer unklaren mystischen Betrachtungsweise des Zusammenhangs von Ursache und Wirkung und den ineinandergreifenden Bedingungen, auf welche sich die Erscheinungsweise der Naturkräfte gründet. Weil aber dieser Zusammenhang nicht klar übersehen und erkannt wird, geräth Vorstellung und Gefühl hier in jene ängstliche Unsicherheit, in welcher alle weitern Fragen zur Untersuchung in kindlicher Einfalt dadurch abgeschnitten werden, daß man den Zusammenhang ins Geheimnißvolle und sogenannte Uebernatürliche hinausrückt, unter dessen absolutem Dunkel der natürliche Zusammenhang der Naturkräfte geleugnet und voreilig zur Seite geschoben wird. Es tritt eben gleichsam für die Vorstellung hier eine geheimnißvolle Hand dazwischen, die den sonst beobachteten Hergang und Zusammenhang der Wirkungen unterbricht, um einen völlig unbekannten übernatürlichen, durch unbekannte Fernwirkung vermittelten Causalnexus einzuführen, der neben dem bisher beobachteten nun gänzlich eigenartig in der Luft schwebt und mit ihm nicht mehr zu vergleichen ist. Möge diese Art von Causalnexus als ein geheimnißvoller Rapport, oder als Sympathie, oder auch kurzweg in seiner Abänderung als Wunder bezeichnet werden, immerhin ist es psychologisch von Wichtigkeit, zu beachten, daß der natürliche und der übernatürliche Causalnexus sich so fern voneinander, oder geradezu so gegenüberstehen, daß beide sich wie Bekanntes und völlig Unbekanntes gegenseitig völlig verdunkeln und aufheben, und solange das Unbekannte seines sogenannten übernatürlichen Charakters nicht entkleidet wird, sich auch nicht vergleichen lassen. Wir ersehen, daß, um zwei Gegensätze zum Bewußtsein zu führen, die sich miteinander contradictorisch aufheben, der kindliche Menschengeist in seiner Betrachtungsweise schon ziemlich weit vorgeschritten sein mußte; denn im tiefstehenden Bewußtseinshorizonte des Thieres und des noch thierischen Urmenschen haben die künstlichen Vorstellungen eines contradictorischen Gegensatzes von Natürlich und absolut Uebernatürlich oder von Etwas und Nichts u. s. w. in dieser Weise noch keinen Boden, um entstehen zu können. Zwar bezieht das kurzsichtige Thier ähnlich wie das Kind Ursache und Wirkung häufig sehr unrichtig und falsch aufeinander, und die angeborene Betrachtungsweise der Dinge durch das Glas von Ursache und Wirkung gesehen unterliegt daher auf der thierischen und kindlichen Stufe oft den gröblichsten Täuschungen nach vielen Seiten, aber diese kindliche Täuschung im Fehl-

greifen der richtigen Beziehungsweise involvirt noch nicht statt dessen die Substituirung eines übernatürlichen und übersinnlichen Causalzusammenhangs, und noch nicht die Herbeiziehung der Vorstellung des Uebernatürlichen und Wunderbaren, die jetzt eine Rolle zu spielen beginnt, und dem Wesen des Zauberzusammenhangs und Wunderzusammenhangs zur Voraussetzung dient. Denn nur hiermit erst wird recht eigentlich die Vorstellung der völligen Kenntnißlosigkeit des Zusammenhangs ins Bewußtsein gehoben. Die Macht und Gewohnheit, alle Wirkungen im betrachteten Zusammenhang auf irgendwelche nahe liegende (wenn auch falsche) Ursachen zu beziehen, ist den Thieren und allen Geschöpfen so innewohnend, daß sie den Begriff der sich dazwischenschiebenden geheimnißvollen, übernatürlichen und durch Fernwirkung herbeigeführten, völlig unbekannten Ursache als Wunder und Zauber im eigentlichen Sinne noch nicht zu bilden vermögen. Dieser letztere Begriff mußte daher erst, wie wir sahen, psychologisch, geschichtlich entstehen, um im Bewußtsein zur Geltung zu kommen, er mußte mit Einem Worte dem Menschen erst wirklich bewußt werden. Und sonderbar, nur erst durch die Kenntnißnahme und Bildung des scharfen Gegensatzes und durch Aufnahme des Begriffs des erkennbar Natürlichen und des unerkennbar Uebernatürlichen wurde dem Menschen auch das Wesen des eigentlichen Causalnexus erst in einem höhern Sinne völlig bewußt, und erst jetzt begann dieses ihm angeborene Gesetz ihm klarer vor die Seele zu treten, erst jetzt begann der Mensch ein Nachdenken an das Verhältniß von Ursache und Wirkung zu knüpfen, ein Nachdenken, das die kindlich und unbewußt handelnden Thiere und die frühesten Urmenschen hierüber nicht entwickeln und wozu der Urmensch daher erst von neuem durch Erfahrungen angeleitet werden mußte. Läßt es sich psychologisch durch Experimente leicht zeigen, daß das Thier unbewußt und instinctiv stets Wirkungen auf nahe liegende Ursachen thatsächlich zurückbezieht, sodaß wir deutlich erkennen, wie angeboren diese Betrachtungsweise ihm ist, so läßt es sich andererseits leicht zeigen, daß der Geist nur erst später, sobald das Gesetz ins wirkliche Bewußtsein getreten ist, von neuem daran anknüpft, um nunmehr Ursache und Wirkung nicht nur aufeinander einfach nahe liegend zu beziehen, sondern den Zusammenhang erst reflectirt zu suchen, und zwar angeregt durch die Erfahrung, daß es nicht immer die nahe liegenden Beziehungen sind, durch welche sich Ursache und Wirkung vermitteln, sodaß es oft schwierig ist, diese Vermittelung zu finden. Die Naturvölker und die niedern Stämme, sowie anfänglich die Urmenschen der hier behandelten Feuerperiode, verließen sich auf die erkannten Schwierigkeiten der neuerkannten oft fern wirkenden Beziehungen zwischen

Urſache und Wirkung, und da ſie noch nicht im Stande waren, die Mittel herbeizuziehen dieſe Beziehungen exact zu erforſchen, ſo verfielen ſie nun in Combinationen, die ſie zwar der thieriſchen Auffaſſung überhoben, aber ſie zugleich auch im Gefühle viel ängſtlicher und abergläubiſcher machten. So, ſehen wir, wurde die ſinnlich nahe liegende und naive Cauſalauffaſſung auf Grund neuer Entdeckungen und Erfahrungen, welche das Thier nicht mehr zu machen im Stande war, durchbrochen und erſetzt durch den empiriſchen Hinweis auf fern wirkende Mächte und Heilkräfte. Erſt als die Zauberer durch geſchichtliche Ereigniſſe und Entdeckungen auf den tiefern und verſteckten Zuſammenhang von Urſache und Wirkung aufmerkſam zu machen im Stande waren, begann der Menſch empiriſch auch ſein Nachdenken auf dieſes geheime Verhältniß zu richten, und nur jetzt erſt begann er, ängſtlich und zweifelhaft gemacht, überall noch tiefer liegende Geheimkräfte zu wittern und vorauszuſetzen, die das Thier und der Urmenſch früher gar nicht in ihrer ſinnlichen unmittelbaren (naiven) Betrachtungsweiſe ahnen, und da ſie von der Gewohnheit abhängig ſind, ſich auch hierüber keine Schmerzen bereiten. War das Thier erkrankt, ſo war es gezwungen, ſich der zunächſtliegenden Urſachen zu bemächtigen, um ſich dieſen Zuſtand zum Verſtändniß zu führen. Es bezog daher pſychologiſch folgerichtig die Krankheit auf feindliche Weſen, die in ſeinem Leibe Schmerzen verurſachten; der früheſte Urmenſch konnte unter dem Lichte der thieriſch-naiven Weltanſchauung nicht anders denken. Anders der jetzt in die fetiſchiſtiſche Anſchauung übergetretene Urmenſch und der heutige Naturmenſch. Ein Kaffer ſchlug von einem Schiffsanker eines geſtrandeten Schiffes ein Stück ab und ſtarb bald darauf, und ſiehe da, man bezog jetzt die Urſache ſeiner Erkrankung und ſeines Todes auf den entfernt liegenden Anker. In andern Fällen iſt es ein entfernter Feind, ein entfernter Dämon, Zauberer oder dergleichen. Kurz, der in die fetiſchiſtiſche Betrachtung übergetretene Menſch fühlt ſich, unähnlich ſeiner frühern naiven Beziehungsweiſe gegenüber, die ihn zum Nächſtliegenden zu greifen zwang, dahin getrieben, nach einem fern wirkenden urſächlichen Object zu ſuchen, deſſen Macht überſinnlich verborgen iſt. Aus ſeiner bisherigen Gewohnheit jetzt hiermit aufgeſchreckt, beginnt für den Menſchen und ſeine empiriſche Betrachtungsweiſe der Dinge nunmehr eine neue, anfänglich offenbar ängſtlichere, zweifelhaftere Anſchauung der Objecte. Eine ganze Reihe von beſtimmten Objecten wird durch die Ideenaſſociation jetzt abergläubiſch mit Geheimkräften ausgeſtattet und beginnt ſich ſo vor dem Bewußtſein zu verzaubern. Aufgeſchreckt aus der rein unmittelbaren bisherigen gewohnheitsmäßigen ſinnlich-naiven Be-

trachtung, und andererseits kritisch noch unfähig, den richtigen und correcten Zusammenhang der Bedingungen vollständig zu überblicken, geräth das Bewußtsein in das Dämmergebiet furchtvoller Ahnungen, die es beklemmen und die den Menschen mit einer Scheu gewisse Gegenstände betrachten lassen, die er früher gleichgültig ansah. Diese Art von kritisch zweifelhafter und bewußt abergläubischer Betrachtungsweise der Dinge, sagten wir, lernt das Thier in der Entwickelung nicht mehr kennen. Die Fragen, welche das Thier an die Objecte stellt, beantwortet es sich ebenso wie der früheste Urmensch rasch, es untersucht und prüft die Dinge zuerst dahin, ob sie ihm Zutrauen einflößen, ist das der Fall, so gewöhnt es sich merkwürdig rasch an dieselben, oder aber es wittert an ihnen etwas Gefährliches, dann aber flieht es unfehlbar, ohne einen Augenblick zu zweifeln. Niemals kommt das Thier zu dem schon reflectirten Gedanken, daß ihm die im Objecte steckenden gefährlichen übernatürlichen Geheimkräfte auch nützen könnten, sobald es sich bemüht, sie geneigt zu machen durch Anbetung und Ehrfurcht. Dieser Gedanke des Ausnützens der heiligen (d. h. heilenden) Geheimkräfte durch eine Art von religiöser Weihe und Anbetung mußte daher erst geschichtlich am Experiment erfahren werden. Denn nur mit der ersten hierauf bezüglichen Erfahrung konnte der Schluß heranreifen, daß unsichtbare Geheimkräfte der Macht des Menschen zugänglich sind, sobald er es nur versteht, sie durch Zauber und heilige Handlungen zu gewinnen. In diesem Sinne waren daher die ersten Magier und Flamines, als die frühesten Entdecker übersinnlicher Heilkräfte, die Urheber des Zauber- und Fetischdienstes und derjenigen zauberischen Naturanschauung der Dinge, von der der primitivste Urmensch und das Thier noch nichts wußten, da sie über die naive oberflächliche Erfahrung des Augenscheins nicht hinausgingen. Es sind also die Flamines und Zauberer der Urzeit die ersten kritischen Zweifler am augenscheinlichen Zusammenhange der Dinge überhaupt. Sie zerreißen zum ersten male die kindliche Betrachtungsweise der Dinge und finden sich kraft ihres Zweifels in die ersten mit einer primitiven Naturforschung beginnenden reflectirten Betrachtungen hinein. Die primitiven Flamines der Urzeit repräsentiren zugleich die ursprüngliche Wurzel aller spätern durch Arbeitstheilung und durch Differentiirung entstandenen Gebiete der intellectuellen Anlagen. Sie schließen den wahrsagenden Priester und, wenn wir wollen, Theologen ebenso in sich wie den begeisterten Künstler und den kritischen Naturforscher und Philosophen. Erst mit dieser Einsicht in die Wurzel und den primitiven Sachverhalt begreifen wir die Verwandtschaft sowie auch den Streit und die Feindschaft der Anschauungen aller durch Differentiirung

hervorgegangenen Vertreter dieſer zuſammenhängenden geiſtigen Gebietszweige. Nicht über alle Gegenſtände zugleich gerieth das kindliche Bewußtſein aus der Gewohnheit ſeiner beruhigten angewöhnten Betrachtungsweiſe heraus, ſondern zuerſt und zunächſt waren es diejenigen Objecte, welche mit dem früheſten Naturzauber in Verbindung und in einer gewiſſen Ideenaſſociation ſtanden, welche ſich im myſtiſchen Lichte des Zaubers verklärten und ſich mit einem geheimnißvollen Gewande umkleideten. Zunächſt waren es Feuer und Waſſer, deren Wirkungen die primitivſten zauberiſchen Naturforſcher ſehr bald in ihrer merkwürdigen Wirkungsweiſe aufeinander ſchätzen, anwenden und abergläubiſch heilig (heilfähig) und nutzbar zu machen ſuchten. Durch dieſe furchteinflößende Heilfähigkeit wußten ſich die Magier und Flamines der Urzeit in eine außerordentlich ehrfurchtsvolle Achtung zu ſetzen, und da ihnen vorzugsweiſe die gedrückte Menge und die Heimgeſuchten entgegenkamen, ſo brachte ihnen die Menge nach dem Brauche der Urzeit Weihgeſchenke und Opfer, indem ſie Troſt, Rath, Heilung und Hülfe beanſpruchten. So wurden ihnen Trank und Feldfrüchte dargebracht als die früheſten allgemeinen Opfergaben, die man auch den Leichen mit ins Grab gab, doch brachte man ihnen auch Fleiſch, vielleicht, wie zu vermuthen ſteht, ſelbſt Menſchenfleiſch, deſſen Verſpeiſung, wie wir geſehen haben, ſich mit religiöſen Gebräuchen verſchmolzen hatte. Später, als der Cultus des Feuers der Magier und Flamines ſich ausbreitete, warf man das Fleiſch der Thiere als Opfer ins Feuer, das bisher roh genoſſene Fleiſch wurde gebraten und nun als heilende, heilige Speiſe verzehrt und in abergläubiſcher Verehrung genoſſen. Erſt ſpäter, vielleicht nach Jahrhunderten, als das Feuer und ſein Cultus ganz allgemein geworden waren, entwickelte ſich aus einem derartigen lange Zeit inſtinctiv betriebenen religiöſen Gebrauch die ſchöne Culturſitte der Kochkunſt, die wir ſo hoch ſchätzen, ohne zu ahnen, wie lange es gedauert haben mag, bevor ſich der Menſch dieſe Sitte auf natürliche Weiſe aneignete und den gewohnten Rohgenuß der Speiſen hiergegen zurückſtellte. Eine Reihe von andern religiöſen Sitten und Gebräuchen, die ſich an die Heilighaltung des Feuers knüpfen, wie die der Leichenverbrennung u. a. (die ſich zugleich an den nunmehr entſtehenden Seelenbegriff knüpfen), werden wir im folgenden Kapitel genauer kennen lernen. Neben den Geheimkräften von Feuer und löſchendem Waſſer, die urſprünglich wol ſehr früh dem Zauber verfielen, war es nun gleichzeitig die Zauberkraft von Holz und Stein, oder richtiger gewiſſer Holz- und Steinarten, die ſehr raſch ein geheimnißvolles Anſehen erzwingen mußten. Was den Begriff der elementaren Luft anlangt,

so sind einige Völker (wie z. B. die Brasilianer, vgl. Martius) noch heute nicht im Stande, ihn zu bilden, sie kennen gar kein Wort für Luft, und die sogenannte Atmosphäre existirt für sie nicht. Was sie bilden und ausdrücken, ist nur der Begriff der stark bewegten Luft, also der Wind, der Sturm und Orkan, die sich durch Empfindung geltend machen. So erklärt es sich, daß, als sich eine Reihe von Objecten verzauberte, daher auch sehr bald Wind und Sturm, welche die lodernden Flammen und Rauchsäulen so deutlich bewegten und den Weihrauch gen Himmel zu führen schienen, in das Gebiet der erhabenen geheimnißvollen Wesen übergingen, welche Anbetung auf sich zogen, wie denn in der That vorzugsweise Perser und Inder, sowie Celten u. s. w. Wind und Sturm (wie sich zeigen wird), besonders aber den mit dem flammenden Blitze in Beziehung stehenden Gewittersturm verehrten. Neben den Elementen von Feuer, Wasser und Luft, oder besser Sturm, gerieth die Erde, als Allgemeingut, nur erst sehr spät in das Bereich der Betrachtung. — Ueber die magische Kraft des Feuers ließe sich ein Buch schreiben (vgl. hierüber Bastian, „Zeitschrift für Ethnologie", Jahrg. 1, S. 378 fg.), nicht minder über die magischen Stein- und Holzarten, Sträucher, Quellen, Flüsse, Bäume und Zauber- und Wunderkräuter.

Zu dem Kapitel über die Zauberei des Holzes gehört die Erklärung über die Entstehung des „Baumcultus", über welchen W. Mannhardt neuerdings ein vortreffliches Werk geschrieben hat. (Vgl. „Wald- und Feldcultur. Erster Theil: Der Baumcultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme." Berlin, Gebr. Bornträger, 1875.) Ueber die Art der psychologischen Erklärungen indessen, wie sie Mannhardt bietet, haben wir uns bereits ausgesprochen. (S. die Einleitung, Bd. 1, S. 9 und 10.) Die Beziehung zwischen Mensch und Baum und Erzeugung und aller hierher gehörigen Anthropomorphismen, die wir deutlich niedergezeichnet finden in den verschiedensten Mythen und Schöpfungssagen der Völker, ist psychohistorisch betrachtet nichts als eine vielfach umgedeutete poetische Auffassung der spätern Mythendichter. Alle diese Poesien, wie z. B. die iranischen Schöpfungssagen, aus denen die Kosmogonie des „Bundehesch" zusammengesetzt ist, und nach welcher das erste Menschenpaar Maschia und Maschiâna in Gestalt einer Reivaspflanze (rheum ribes) aus der Erde emporwuchsen, sind Phantasieerzeugnisse, die schon eine spätere hohe Geistescultur voraussetzen. Der Kern der Erzählung aber, welcher in der That Anspruch macht auf ein sehr hohes Alter, ist allerdings mehr wie bloße freie Phantasie, denn er lehnt sich, wie die Zauberei mit dem Holze überhaupt an an die Ideen der Erzeugung alles Feurig-Seelischen (also auch des See-

lisch-Menschlichen) aus dem geriebenen entzündeten Holze. Hier in diesen fetischistischen historischen Urerfahrungen der Priester liegt die Entstehung für die wunderbare Ideenassociation eines „Uebergangs des Baumes in die Menschengestalt". Auch das Holz, in dem das Feuer potentia lag, konnte schon eine solche Heiligkeit beanspruchen, daß die Toukiu die Holzstühle der Chinesen verabscheuten und sich auf Matten an die Erde setzten, weil ihnen eine Beleidigung des Wesens (das bei den Lydiern als Ma [Rea oder Cybele] oder Maja, bei den Mongolen als Göttin Etuga), das darin weilt, weniger gefährlich schien als die des mit Kraft hervorschießenden Feuergottes. (S. Bastian, „Zeitschrift für Ethnologie", Bd. 1, S. 378.) „In den ebräischen Sagen ist zwar vom Schnitzen der ersten Menschen aus Holz nirgends die Rede, wohl könnte man aber versucht sein anzunehmen, daß die älteste ebräische Sage von einem Aufwachsen (Entstehen) der Menschen aus Bäumen (aus dem Holze) gewußt habe. Zwei Bäume stehen bekanntlich nach Gen. 2, 9 im Garten von Eden, nämlich ein Baum des Erkennens (Id°) und ein Baum des Lebens (HIH). Diese beiden Ausdrücke bezeichnen nun aber ganz besonders die Beziehung der beiden Geschlechter zur Fortpflanzung. Der Mann gilt als der Erkenner, während die Frau als Havvâh die Beleberin heißt. Die Zweizahl der Bäume, die in dieser Sage so bestimmt behauptet wird, während so viele andere Sagen nur von Einem Wunderbaum oder Weltbaum wissen, dürfte sich schwerlich in anderer Weise genügend erklären lassen." (Vgl. Martin Schultze, „Handbuch der Ebräischen Mythologie".) Baum, Holz, Strauch und Gehölz (Wald) mußten von hier aus mit dem zauberischen Feuer in Verbindung treten. Dem Walde (Holze) haftet bei den Semiten der Begriff des Licht- und Feuergebens so gut an wie bei den Indogermanen. (Vgl. lat. lû-cus mit lû-cere, althd. Holz, niederd. holt, sowie lat. calidus mit hell und lat. cal-ere; das Loh, thüringische Bezeichnung eines Haines, z. B. bei Sondershausen, mit Lohe, d. i. leuchtende Flamme.) Der Wald, das Holz ist eben das Feuermaterial schlechthin. (Martin Schultze, a. a. O., S. 172 und 173.) Der Feuerfunke, wenn er durch Drehen des „Stabes" in der „Nabe" erzeugt ist, klimmt an den Zunderfäden, die um den Stab befestigt sind, aufwärts oder auch je nach der Stellung des Stabes abwärts und so geschieht es, daß zwei weitere Objecte von hier aus in den Bereich der zauberischen (fetischistischen) Betrachtung der Völker übertraten, es sind dies „Stab" und „Faden". Der Stab (der sich bis heute bei abergläubischen Bergleuten und Schatzgräbern als sogenannte „Wünschelrutbe" erhalten hat) ist das älteste Werkzeug der Menschheit, ein zufällig abgebrochener, später dem Zwecke entsprechend be-

arbeiteter Ast, der im grauesten Alterthum, noch vor der sogenannten Steinzeit, nicht nur zur Vertheidigung, sondern auch zum Aufwühlen der Erde behufs Auffindung trinkbaren Wassers und eßbarer Knollen u. s. w. diente. (Schultze, S. 169.) Aber der Stab bekam bald eine noch erhöhte Bedeutung, als man nämlich gelernt hatte, mit seiner Hülfe Feuer zu entzünden. Ein Stab (Pflock, Pfahl) von hartem Holze, mit der Spitze auf eine weichere hölzerne Unterlage gesetzt und quirlartig zwischen den Händen gedreht, dient bei Naturvölkern noch heute (vgl. Anmerkungen des vorigen Kapitels) zur Erzeugung von Feuer. Deshalb die Sage über die Wichtigkeit des Stabes zum Kampfe mit den Riesen der Finsterniß. Herakles schießt nach der Hydra (die hier als Schlange und Ungeheuer der Finsterniß auftritt) mit angezündeten Pfeilen, d. i. buchstäblich Lichtstrahlen, und geht ihr mit Feuerbränden zu Leibe. Nehmen wir hierzu, daß der Stab auch zum Pflanzen der Gewächse, besonders derjenigen, welche eine höhere Cultur erfordern (Weinreben, Edelfrüchte), dient, daß der Stab endlich als Holzquirl auch als Erzeuger — nämlich des Feuers — gebraucht wurde, ja sogar später als Butterstampfer dem Menschen auch weitere Lebensbedürfnisse erzeugte, so begreifen wir, warum der „Stab" zuletzt in den Händen ägyptischer, semitischer und indogermanischer Götter, Priester, Magier und Herrscher (als Scepter, Herolds-, Marschall- und Zauberstab) zum Symbol der Erzeugung und erzeugenden Kraft und zum Zeichen der Weisheit und der Macht in Ober- und Unterwelt, im Himmel und auf Erden wurde. Geradezu als Zauberstab gebraucht Moses den Götterstab (mattêh hâ-elôhîm; Ex. 17, 19; 7, 20; 14, 16; 17, 5. Martin Schultze, S. 171). Sahen wir im Stabe das älteste Werkzeug, so erkennen wir im Faden, resp. dem daraus gewobenen Bande oder Gürtel, gleichsam das älteste Kunstproduct, das ebenfalls sogleich wieder zum Werkzeuge wird. Combinirt erscheinen beide bei der spätern Feuerreibung, wo jedenfalls schon früh ein um den Feuer gebenden Stab gewundener Faden den Funken auffangen und als Docht dienen mußte. Die neuen Stricke, mit denen Simson's Arme umwunden werden, erweisen sich (nach Martin Schultze) als Dochte, die dann verbrannt herabfallen. Das Wort pâtil, wie Juhda's „Schnur" genannt wird, ist (in der arab. Form fatîl) noch heute im Orient der gewöhnlichste Ausdruck für Docht und „Lunte". Nach der indischen Sage von der Gewinnung des Göttertrankes (Amrita) umwinden die Dêvas den Berg Mandera (die Butterstampfe, den Quirl, „Stab") mit der Schlange Vâsuki wie mit einer Schnur und bereiten so durch Quirlen des Meeres (unmythisch der Milch) den Unsterblichkeitstrank (die Butter). Ohne Zweifel, sagt Martin Schultze, haben wir in der durch

Quirlen der Milch gewonnenen Butter den älteſten Göttertrank zu erkennen, nicht nur wegen ihrer Eigenſchaft als älteſte, durch Kunſt (der feuerquirlenden Reibung) bereitete Zukoſt zu rohen, aber nährenden Speiſen, ſondern hauptſächlich wegen ihrer Stellung als heilende und deshalb das Leben verlängernde Salbe. Noch heute ſtreicht man nach märkiſchem Aberglauben Butter auf Beulen, die durch Fall oder Stoß entſtanden ſind. Erſt ſpäter nimmt in den Sagen von der Gewinnung des Göttertrankes, je nach der Natur des Landes, Wein, Somatrank, Meth, Bier u. dgl. die Stelle der feuergequirlten Milch als Butter ein. Sämmtliche indogermaniſche Völker kannten in alter Zeit ein wahrſcheinlich aus Honig und andern Beſtandtheilen gemiſchtes berauſchendes Getränk, deſſen Wirkungen feurig, d. h. heilſam und geiſt- und krafterregend waren. Die Nachrichten über die Gewinnung des Soma bei den Indern ergeben mit ziemlicher Gewißheit, daß ein von einem Baume ſtammender Honigſaft den Hauptbeſtandtheil dieſes Getränks gebildet habe. (K. Werner, „Die Religionen und Culte des vorchriſtlichen Heidenthums", S. 146.) Wir ſehen, daß hier anſchließend an den feuergebenden Stab das Heilſame und Feurige aus dem Holze gewonnen wurde, um Opfertränke und Heiltränke zu erlangen. Erinnern wir uns, daß Asklepias, der heilende Gott, als Symbol ſeiner Kunſt den mit einer Schlange (als Faden) umwundenen Stab führt, und daß auch Hermes, wenn er zur Unterwelt hinabſteigt, mit dem Schlangenſtabe bewehrt iſt. — Bevor wir nun auf die oben im Texte des Kapitels erwähnten Vorſtellungen übergehen, durch welche das Bild der Schlange ſo innig und ſo weittragend mit dem Feuer und allem ſich hieran anſchließenden Zauber in Verbindung gebracht wird, wollen wir noch mit wenigen Worten den Begriff des Heilſamen überhaupt berühren, der ſich ſo eng mit dem Feuer verſchmolzen hatte. Wir haben ſchon oben im Texte darauf aufmerkſam gemacht und werden in den folgenden Kapiteln wiederholentlich darauf zurückkommen, daß dem Feuer ſehr früh nach der Entdeckung ſeiner Erzeugung eine natürliche Heilwirkung zugeſprochen wurde. Dieſe Schlußfolgerung iſt um ſo gebotener, als wir in den Ausführungen dieſes Kapitels dargethan haben, daß gar keine Erklärung über irgendeine andere erſte und früheſte Verwendung des Feuers übrigbleibt. Urſprünglich hatte eben das aus Stein und Holz erzeugte Feuer gar keinen beſtimmten techniſchen Nutzen für den Menſchen; denn das Kochen und Backen der Speiſen mußte ſelbſt wiederum erſt noch erfunden werden und bedarf, um wiederholentlich darauf hinzudeuten, einer neuen weitern Erklärung. Hatte das urſprünglich erzeugte Feuer nicht ſogleich einen directen Nutzen für den Menſchen im Sinne der Technik,

so liegt offenbar die Frage über die früheste Verwendung desselben sehr nahe. Nun ist ja das Feuer innerhalb der zügelnden Kraft des Menschen immerhin schon etwas an und für sich Wohlthätiges, im Winter ist die Flamme dem frierenden Körper sogar auch nützlich, wie nahe lag es daher, ihr auch Wirkungen gegen diejenigen Feinde zuzumessen, welche den menschlichen Körper innerlich heimsuchten und zerstörten — nämlich die Krankheiten. Wir kennen nun heute nur noch andeutungsweise die Vorstellungen, welche sich im einzelnen die alten Völker in altersgrauer Vorzeit über das Wesen der Krankheit und der Krankheit erzeugenden Kräfte gemacht haben, aber blicken wir vergleichsweise auf die heutigen niedern Naturvölker, so darf man mit einiger Sicherheit annehmen, daß man dieselben anfangs auffaßte als feindliche Thiere und kriechendes Gewürm, das sich wie die schleichenden Schlangen im Körper einnistete, um ihn alsdann zu zerfressen und zu zerstören. Es ist vorzugsweise wol der Begriff und das Wesen des Schleichenden, des Heimlichen und Heimtückischen, der hier Gelegenheit zur Apperception gegeben hat.* Hierzu kommt nun, daß der Thiercultus bereits eine gewisse Stufe erreicht hatte und eine bestimmte Reihe solcher Thiere in den Kreis des religiös Erhabenen getreten waren, die, weil sie Menschenfleisch verzehrten, als menschenähnliche Wesen, Halbmenschen (Sphinxe) verehrt und von manchen Völkern (man denke an den Bär in den Polarländern und an den Hai in den Südseeinseln) sogar in den Rang der Menschenbrüderlichkeit erhoben wurden. Zu diesen Wesen zählten nun sehr früh auch die Menschenfleisch und lebendiges Gethier, Gewürm und allerlei Ungeziefer vertilgenden Schlangen. Es ist daher anzunehmen, daß die Schlange schon Verehrung genoß zur Zeit der Entdeckung des Feuers. Als nun die Flamines die Flammen zündeten, trat (wie bereits im Texte dargestellt) beim Anblick der züngelnden, alles um sich her verzehrenden Flamme das Bild der Schlange dem Menschen in der Phantasie zunächst vor Augen. Waren aber die Schlangen, die unsichtbar heimlich und im Dunkeln daherschleichen, zugleich gefürchtete (böse Krankheit bringende) Dämonen, so konnten diese hellen Feuerschlangen mit ihren wohlthätigen wärmenden und die Finsterniß und das unheimliche Dunkel der Nacht erhellenden Strahlen am besten als lichte Kerûbe wirken, um diese finstern Schlangendämonen als

* Bei den Indern im Atharvaveda und in den Grihyasutras und ähnlich bei den Germanen verstand man unter diesem Krankheitsgewürm allerlei Schlangen, Raupen, Eidechsen, Ringelwürmer, Kröten, die sich in den Körper einschleichen, um ihn zu zerfressen und nagende Schmerzen hervorzurufen.

Krankheit erzeugende Kräfte zu vernichten. Hiermit aber ist der früheste Nutzen des Feuers als eine Krankheit vertilgende, reinigende, heilige Macht und Kraft erklärt. Wie sich alle wilden Thiere vor dem Feuer erschreckten, und namentlich die Raubthiere durch die Flammen verjagt und fern gehalten werden, so konnten auch bösartige Krankheiten (als dämonisches Gethier im Körper) hiermit vertrieben, der Leib durch die heilsame Wärme von ihnen gereinigt werden. Der früheste allgemeine Nutzen des Feuers war also nur seine reinigende heilsame, heiligende Kraft, diejenigen, welche es zu zünden verstanden, traten daher als Vernichter und Vertilger alles Unheilsamen, Bösen und Feindlichen auf, so kamen diese frühesten Magier und Feuerschamanen dahergezogen gleichsam als die ersten Kerûbe, das sind die Vermittler des Heiligen und Vernichter des Dunkeln, Bösen und Unreinen. (Der Wurzelcomplex ist noachitisch ga-ra-ba [garb oder grab], d. h. 1. beschädigen, vernichten, 2. an sich reißen, raffen, packen, mit sich fortreißen; ägyptisch kerf, korf, kôrf, vernichten, verderben. Das ebräische Kerûb kann daher, als speciell ebr. Part. Pass. betrachtet, allerdings als Raub, Griff, richtiger als Vehikel des Greifens und Vertilgens, aufgefaßt werden. Der Kerûb greift und reißt alles Unreine mit sich, vermittelt daher das Heilige. [Vgl. zugleich M. Schultze, „Ebräische Mythologie", S. 164.]) Die Kerûbe als lichtspendende Zauberer und Magier reißen das Volk an sich und packen und vernichten alles Unheilige und Unreine mit ihrem heiligen „Stabe" (dem Feuerbohrer), durch welchen sie die heilbringenden Feuerschlangen zündeten, um wildes Gethier abzuhalten, schlangenartiges Gewürm und in den menschlichen Körper eingedrungene Krankheiten zu heilen. Von hier aus nun tritt uns die umfassende Bedeutung der Schlange im religiösen Cultus so sehr vieler Völker und in so vielen Sagen entgegen. Wir führten bereits an, daß Asklepias, der heilende Gott, als Symbol seiner Kunst mit dem Schlangenstabe bewaffnet ist. Bei den Aegyptern ist Knêph, der Agathodämon, eine Schlange. Bei den Germanen schlüpft Odin, nachdem er als Bölwerkr mit dem Bohrer (d. h. Stabe), Rati genannt (d. i. Schlüpfer, Eindringer), den Berg geöffnet, in Schlangengestalt hinein, um von der Riesin Gunnlöd „Kwasir's Blut", den begeisternden Göttermeth zu holen. Daß die Semiten im allgemeinen Gott unter dem Bilde der Schlange verehrten, ist aus der Religion der Phönizier und Babylonier (Drache zu Babel) bekannt. Daß auch bei den Ebräern speciell der Schlangencultus bestand, geht aus 2 Kön. 18, 4 und Num. 21, 8 fg. hervor. Die letztere Stelle beweist, daß dem Schlangengott besonders heilende und Leben gebende Kraft zugeschrieben

wurde. Dieser Heiland in Schlangengestalt wird Ev. Joh. 3, 14 sogar ausdrücklich mit dem Heiland in Menschengestalt verglichen. Num. 21, 8 tritt die Schlange nicht allein auf, sondern noch dazu mit dem Stabe (der Stange nês), woran, wie es heißt, Moses das kupferne, also rothe Bild derselben befestigte. Die glühenden (vgl. sârap, brennen, glühen) und nach Jes. 14, 29 und 30, 6 fliegenden Schlangen (hiermit sind die „Blitze" gemeint; über den Zusammenhang der Auffassung des feurigen Blitzes als Schlange und Stab siehe die folgenden Kapitel), welche Jahveh nach Num. 24, 4 fg. sendet und in deren Gestalt er erscheint, heißen Serâpîm (Sing. sârâp, d. i. glühend, brennend). Dieselben heißen somit ebenso wie die in Menschengestalt, aber mit sechs Flügeln erscheinenden (je zwei Flügel zum Bedecken des Antlitzes und der Füße, und zwei zum Fliegen, ähnlich den geflügelten Engelsgestalten auf ägyptischen Cultusgegenständen), Feuer bringenden Boten Javeh's, von denen Ps. 104, 4 aussagt, daß sie Winde (Gewitter) und „flammendes Feuer" sind. Die sechs Flügel der genannten Seraphim sind eine ähnliche symbolische Illustration des flammenden flackernden Feuers, wie die Schlangenköpfe der Drachen. Was den Stab (das Bohrholz) betrifft, so wird derselbe bei fortschreitender Mythisirung endlich selbst als belebt, grünend und fruchtbringend gedacht und erscheint so als Lebensbaum, Weltbaum, im ältesten ebräischen Cultus als grünender Stab Aharôn's. Diesen Baum hütet als Weisheits- und Erkenntnißbaum nach Gen. 3, 1 fg. die Schlange (nâhâs), die kluge (ârûm). Auch den Lebensbaum im Garten der Hesperiden hütet nach der griechischen Sage ein Drache. Ebenso bewacht den Baum mit dem goldenen Vliese im Haine des (speertragenden) Ares zu Kolchis, d. h. in der Unterwelt, ein Drache. In der nordischen Sigurdsage hütet der Drache Fafnir einen Goldhort, und zwar unter einem Baume, auf welchem Adler sitzen und Weisheit lehren. In den folgenden Kapiteln werden wir sehen, wie der feurige Blitz nicht nur als Stab (Götterbohrholz), sondern auch als Vogel mythisch gefaßt wird. Auch an der Wurzel der Weltesche, auf welcher der Weisheitsadler sitzt, haust der Drache Nidhöggr. In manchen griechischen Sagen verschwindet der Baum und nur die Schlange bleibt als weisheitspendendes Wesen bestehen. Vor dem Hause des Melampus wohnt eine alte Schlange an einer Eiche. Sie selbst wird zwar getödtet und die Eiche gar nicht wieder erwähnt. Die jungen Schlangen* jedoch lecken dem Melampus die Ohren aus, worauf er die

* Auch die Eidechse (und zwar hauptsächlich die gelb- und schwarzgefleckte sowie die rothen und rothbraunen Arten) wurde als Symbol, ähnlich wie die

Stimmen der Vögel versteht. Auch dem Helenos und der Kassandra werden als Kinder von Schlangen die Ohren ausgeleckt, was ihnen die Gabe der Weissagung verschafft. Bei weiterm Fortgang des Mythus wird die

Idol des heiligen Feuers zu Widdah.

Schlange (der Drache) nicht nur Hüterin von Schätzen (wir werden im Folgenden sehen, daß sich bezüglich der Schätze die Ideenassociationen an

Schlange, mit dem Feuer in Verbindung gebracht. S. die obige Illustration: Idol des heiligen Feuers zu Widdah.

die Zubereitung und Gewinnung der Metalle anschließen) und das Leben verlängernder Weisheit (Heilkunst), sondern zuletzt zum Urgrunde der Welt. Bei den Indern trägt die in der Meerestiefe liegende Schlange Ananta die ganze Erde. Denselben Namen führt selbst Vischnu, der Himmelsherr. Bei den Germanen umspannt die im Meere liegende Midgardschlange die Erde. Bei den Aegyptern ist die zum Ringe zusammengelegte, ein Kreuz (als Bild der Erde mit ihren vier Weltgegenden) umschließende Schlange ein Symbol des Schöpfergeistes Knêph. Es konnte nicht fehlen, daß man das Dunkle, an der Erde Schleichende und heimtückisch Feindliche zugleich als das Böse auffaßte, während das Glänzende, Feurige und Lichtspendende, das die Nachtgeister und das feindlich-schleichende Gewürm ebenso wie die Raubthiere vertrieb, zum Princip des Guten wurde. (Vgl. hierüber die folgenden Kapitel.) So wurden die Feuerzünder als Bändiger und Beherrscher des Drachens und der Schlange zugleich Vertreter des Guten und Heiligen, während die Schlange im Wandel der mythischen Formen hauptsächlich Vertreter des bösen Princips wurde. Wie sie im Paradiese als Verführerin zum Bösen auftritt, so erscheint die Gottheit als deren Bekämpfer und hiermit erklären sich weiter die Sagen über die Drachenkämpfer, mögen diese nun als Jahveh, Apollon (gegen den Drachen Python), Herakles, Sigurd-Siegfried oder Ritter Georg heißen. (Vgl. zu Vorstehendem Martin Schultze, a. a. O., S. 176 fg.)

Von welcher Bedeutung nun die Summe der sich hier zusammengruppirenden Vorstellungen ist, läßt sich am besten ermessen, wenn wir uns von den Völkern des östlichen Asiens zu den weitabliegenden mittelamerikanischen Völkern hinüberwenden. Hier wie dort finden wir zunächst überall die Heilighaltung des Feuers. Ob der Gott des Feuers Xiuhteuctli oder Ixcozanqui schon von den Majas verehrt worden, ob er aus dem Norden mitgebracht worden, ist nicht leicht zu entscheiden. Feuerdienst findet sich im Norden wie im Süden. Das Feuer hatte eine Beziehung zum Staat und zum Hause, wie bei den Römern das Feuer der Vesta. Denn so allgemein war die Verehrung Xiuhteuctli's*, daß er nicht blos alle Tage seine Tempelopfer erhielt, sondern daß in jedem Hause bei Tische ihm der erste Trank geweiht wurde. Auch mit Orgien wurde er verehrt. In den Tempeln brannte überhaupt überall heiliges Feuer, 600 heilige Feuer warfen von den Tempeln Mexicos ihren Schein weithin über den See, nach der Geburt eines Kindes wurde es durchs Feuer gezogen. (Siehe die Abbildung auf S. 57.) Die ganze aztekische Religion trägt

* Vgl. zugleich das Titelbild des Bandes.

sehr viel von dem Charakter des schiwaitischen Feuerdienstes. Alle Jahre einmal wurde das Feuer in den Tempeln und Privathäusern ausgelöscht und vor dem mit Juwelen und schönen Federn geschmückten Bilde des Feuergottes wieder angezündet. Man vergleiche das Weitere hierüber in der „Geschichte der amerikanischen Urreligionen" von J. G. Müller, siehe daselbst S. 568 fg. Was den Schlangencultus anlangt, so sagt Müller hierüber: „Schlangen wurden zwar auch im Norden verehrt, aber ihr Dienst ist im Süden weit verbreiteter. Der bekannte und berühmte Schlangengott Votan ging zwar nicht zu den Azteken über, aber wie schon Quetzalcoatl, die geflügelte Schlange, das Schlangenattribut angenommen hatte, so auch jetzt Huitzilopochtli. Die dreizehn Culebras sind ebenfalls Schlangengottheiten der Chiapanesen. Die Mexicaner stellten den Tonatiuh dar, wie er die buntgestreifte Waldschlange in Stücke zerhaut. (Vgl. Müller, a. a. O., S. 566.) Wir sehen, daß sich diese Darstellungen an das hierauf Bezügliche der Sagen von Herakles, Apollo, Thor und dem tibetanischen Durga u. s. w. anschließen, wie auch in Peru: Manco Capac, in Bogota Bochica in ähnlichen Mythen gepriesen werden. Diese Hinweisungen ließen sich bedeutend vervielfältigen, sobald wir uns bemühen, die nämlichen Gruppen von Vorstellungen, die sich an die Begriffe von Feuer, Schlange, Baum und Stab bei den wilden Naturvölkern anlehnen, genauer aufzusuchen. Sehr werthvoll ergänzen sich derartige Betrachtungen und Deutungen der Traditionen und Mythenkreise der Völker durch das Studium der Bildschriften. Wie im Texte hervorgehoben wurde, haben wir Grund die mexicanischen Alterthümer in dieser Beziehung ganz besonders hoch zu schätzen, denn hier erhielt sich in der ursprünglichern Form verhältnißmäßig lange, was in andern Ländern durch den raschen Aufschwung und Fortgang der weitern Cultur sehr bald übertüncht, umgedeutet und verwischt wurde. Auf mexicanischen Götzenbildern findet sich denn auch sehr häufig der Feuerbohrer und die Schlange deutlich abgebildet. (Man siehe die Illustrationen auf S. 49 und 54, vgl. ferner das Titelbild des zweiten Bandes.) Hier sehen wir, wie die bunte Waldschlange als Symbol der einen Gottheit beigesellt ist, während wir einer andern den Stab in die Hand gegeben finden. Ueber die Rolle, welche die Symbole von Feuerbohrer (Stab) und Schlange auf mexicanischen Bildwerken spielen, vergleiche Weiteres bei Humboldt und Bonpland, „Mexicanische Monumente".

Was die Steine anlangt, so haben wir nur an die vielen großen Wundersteine des Orients zu denken, man erinnere sich des Zaubersteins Mnizurim, der in der chaldäisch-ägyptischen Theurgie eine so große Rolle

spielt. Man lese das letzte Buch der Naturgeschichte des Plinius, um über den Steinzauber unter den alten Culturvölkern einen Begriff zu erlangen. Von den Naturvölkern will ich gar nicht reden, da sich Bände hierüber anfüllen ließen. Daß endlich auch durch die ursprünglich mit der Magie verschmolzene Heilkünstelei mancherlei eigenthümliche Pflanzen und Kräuter dem Zauberkreise anheimfielen, leuchtet ein. Man benutzte ihre Säfte zugleich zur Bereitung berauschender Getränke, durch welche die natürliche Begeisterung zur nervösen Ekstase überging, die bekanntlich ein uralter Brauch der Magie und der wahrsagenden Geheimkünste ist. Die Reihe solcher Kräuter, wie sie bei Naturvölkern vorkommen, anzuführen, würde hier zu weit führen. In den alten Culturländern war zu diesem Zwecke sehr früh der Aglaophtis (wahrscheinlich Hagebutte oder auch die Päonie) im Gebrauch; man denke an das Osyriskraut, an das Johanniskraut, an die Somapflanze u. s. w., und würden wir geschichtlich fortfahren, so würde sich zeigen, daß wir in diesen fetischistischen Geheimkräutern die Urahnen unserer heutigen Heilkräuter zu suchen haben, ohne welche die Pharmacie nicht bestände, wol auch die Medicin nicht in der Art zur Entwickelung gekommen wäre. — Bestimmte Strauch- und Baumgewächse, die sich ihrer Härte oder Trockenheit wegen zum Feuerreiben ganz besonders eigneten, geriethen vor der kindlichen Phantasie und Ideenassociation gleichfalls in das Reich des Zaubers und der übernatürlichen Wirkungen. Sehr bald schlossen sich hieran noch andere Dinge an, und der Zauber begann sich nun mehr und mehr auszubreiten und Tausende von fast indifferenten Objecten tauchten jetzt mit zauberthätigen Geheimwirkungen auf. Es kann nicht in unserer Absicht liegen, die große Reihe von merkwürdigen Gebräuchen auch unter den Naturvölkern zu erwähnen, die uns in dieser Hinsicht interessiren könnten und die noch heute häufig die innigste Beziehung des Zaubers zum Feuercultus darthun, sodaß wir ganz allgemein erkennen, wie alles Schamanen- und selbst das cultivirtere Priesterwesen des Alterthums mit Feuer, Licht und Rauch in die innigste Verbindung treten, was uns besser noch einleuchten wird, sobald wir im Folgenden die neue Weltanschauung betrachten lernen, die während der Licht- und Feuerperiode am Horizonte des menschlichen Bewußtseins emporstieg und welche nicht sowol neue Begriffe ins Leben rief, als sie den Sinn des Menschen zugleich zu dem flammenden Blitze und zu den feurigen Gestirnen hinüberleitete, um so aus dem engern bisher betrachteten Kreise den Blick des Urmenschen auch auf den Makrokosmus richten zu machen.

Legen wir uns nun mit Rückblick auf die Summe der Thatsachen

die Frage über die Ausdehnung des Feuercultus und des Zaubers vor, so müssen wir das nicht unwichtige Factum verzeichnen, daß unter allen Völkern der Erde nicht sowol das Feuer selbst als vielmehr auch eine bestimmte Weise der Heilighaltung und des Cultus desselben aufgefunden wird. Und ganz ebenso verhält es sich mit dem Zauberthum. Bei den Californiern ist wie bei den Namaquas, Buschmännern, Wilden von Guiana, Grönländern, Ostjaken, Samojeden u. s. w. Götter- und Zauberdienst ebenso wie Priester und Zauberer synonym (vgl. „Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit", Jahrg. 1812, S. 7). Mögen wir gehen wohin wir wollen, überall finden wir die Völker der Erde bis zum Zauberthum und dem sich hieran anschließenden Fetischismus vorgedrungen und entwickelt. Sei es der die australischen Völkerschaften durchziehende Koradschi, der sich des Nachts auf die Gräber der Verstorbenen legt, um an sie (und an den Seelen- und Gespenstercultus, der uns im folgenden Kapitel entgegentreten wird) seine Zauberei anzuknüpfen, oder der südamerikanische Pajé, dem die Geierarten die Boten der Verstorbenen sind, oder endlich der sogenannte Medicinmann der nordamerikanischen Rothhäute und der Schamane der Polarländer, der noch heute mit Steinen, Holzstückchen und Schlangen zaubert, — in allen Weltgegenden hat der Zauber Wurzel geschlagen und Nachahmung, Verbreitung und Verständniß gefunden. Mythen, Sagen und Traditionen feiern große Zauberer und mit Drachen kämpfende Helden, und sonderbar, die Mythen aller Völker feiern den ersten Erfinder des Feuers oder noch gewöhnlicher denjenigen, der es ihnen nach vorhergegangenem Verlust aufs neue zurückbrachte* und es ihnen anzündete. Allein nur in Culturländern der Erde ist der Feuer- und Zaubercultus zu einer Höhe von wahrhaft geschichtlicher Bedeutung und Entwickelung emporgewachsen. Und das erklärt sich uns, sobald wir die niedere Begabung aller peripherisch stehenden Völker (vgl. Bd. 1, Kap. 5) in Betracht ziehen und beachten, daß sie den Zauber nur durch Nachahmung in sich aufnahmen und von Stamm zu Stamm verbreiteten. Dazu kam, daß die Zauberpriester unter den meisten niedern Völkern nur wild umherzogen, ohne sich zum Staate ein für allemal eine feste Stellung zu geben. Ohne Anlehnung an die weltliche Macht aber bedurfte es oft der furchtbarsten Einwirkungen auf das Volk, um dem Zauberthume dauernd Achtung zu verschaffen; die wild umherziehenden Zauberer niederer Völker bleiben aus diesen Gründen daher vorzugsweise auf den Aberglauben angewiesen, den sie durch Hinweis auf die Seltsam-

* Bastian, „Zeitschrift für Ethnologie", Jahrg. 1, S. 379 fg.

keit ihrer Künste zu erregen wissen. Und da sich die Menge so leicht an das Seltsame gewöhnte, so mußten folgerichtig hier die größten Ausschweifungen als Erregungsmittel in Anwendung gezogen werden. In den Culturländern kam hingegen den Zauberern die Menge mit größerm Verständniß entgegen, aber auch hier hätten sie sich in ihrem Einflusse nicht dauernd behauptet, wenn sie ihre Kunst nicht beschränkt und das Heilwesen und sich selbst nicht in den Dienst der überirdischen, übernatürlichen Götter gestellt hätten. (Vgl. die folgenden Kapitel.) Wir haben im vorigen Abschnitt nachzuweisen versucht, daß wir Grund haben, unter den Culturvölkern in den kaukasischen Stämmen diejenigen zu suchen, von denen die Erfindung des Feuers vorzugsweise ausging. Hiernach wäre der Orient also die ursprüngliche Wiege des Feuercultus, und hier wären also auch die Stätten zu suchen, an denen die frühesten Magier auftauchten, um hervorragende Epoche in der Urgeschichte zu machen. Ich unterlasse es, im einzelnen die große Reihe der Gründe aufzuführen, die uns mit tausend Fäden von Mythen, Traditionen und Thatsachen in Bezug auf die Feuerentdeckung zu den Urstätten der Indogermanen leiten. Seitdem es dem trefflichen Kuhn gelungen ist, uns den Feuermythus dadurch verständlicher zu machen, daß er die berühmte Prometheussage mit den Sagen der Inder als den ältesten der indogermanischen Urstämme verglich*, ist es uns bezüglich der Feueranbetung immer klarer geworden, daß bei den Indogermanen überhaupt diese Fäden sich zu einem Knoten schürzen, den wir nur im Hinblick auf die früheste Urgeschichte des Indogermanenthums selbst vollständig zu lösen im Stande sind. Eins steht fest, kein Volksstamm der Erde besitzt so tief eingegrabene Traditionen in Bezug auf den Feuercultus wie der der Indogermanen, und namentlich sind es in dieser Beziehung die Inder, Germanen, Pelasger, Perser und Römer, welche hier zu nennen sind. Kein Volk vermag an solche Wurzeln anzuknüpfen wie diejenigen, an welche sich der Prometheuscultus anlehnt, wie er auf Kolonos noch in später Zeit geübt wurde, und wie ihn in noch deutlichern Zügen, wenn auch in anderer Art, die übrigen indogermanischen Stämme gleichfalls wiederfinden lassen. Licht und Feuer, sowie Zauber- und Magierthum, das sind die merkwürdigen Grundbuchstaben, die uns aus dem Buche der frühen Vorzeit jener Stämme immer und immer wieder zusammen entgegenleuchten. Dabei wollen wir nicht so vorurtheilsvoll sein, der übrigen der begabtesten Völkerstämme, namentlich der Semiten und Hamiten, hierbei

* Vgl. Adalbert Kuhn, „Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks. Ein Beitrag zur vergleichenden Mythologie der Indogermanen".

gar keiner Erwähnung zu thun. Wie wäre es dem Dichter der Genesis möglich gewesen, sein tiefsinniges „Es werde Licht" mit einer solchen Begeisterung niederzuschreiben, hätten ihn nicht die Ueberlieferungen seines Volkes im Hinblick auf die herrschende Religion und die uralte Zoroastrische Lichtlehre (von der wir später handeln werden) hierzu angeleitet? Auch die semitischen Völker also standen der Sache daher nicht so fern wie viele andere, wenngleich es den Anschein hat, als treten sie gegen die Indogermanen in dieser Hinsicht dennoch zur Seite.

Schon bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen, darauf hinzuweisen (was in dem Kapitel über die Auffassung des Mythus noch genauer geschehen wird), daß in den tiefern weitverbreiteten Sagen der Völker nicht immer nur reine Gedankengespinste einer bunten verschwommenen dichterischen Phantasie zu suchen sind, sondern im Gegentheil, die genauere Theorie des Mythus wird uns lehren, daß wir häufig genug auf bestimmte Wurzeln und Anknüpfepunkte stoßen, in welche sich traditionelle Thatsachen von geschichtlich weittragender Bedeutung mischen.* Es ist hier noch nicht der Ort, psychologisch zu untersuchen und genauer nachzuweisen, daß die ganze Entstehung und Verbreitung des Mythus gewisse historische Stammwurzeln besitzen mußte, um überhaupt verständnißvoll fortwuchern zu können und auf den geflügelten Wegen der Phantasie weitere Sprossen zu treiben und angedichtete Pfropfreiser mit der Stammsage zu verschmelzen.** Ohne Zweifel birgt auch die, wie Kuhn gezeigt hat, mit der Erfindung und Erzeugung des Feuers in Verbindung stehende Prometheussage eine tiefere feste Stammwurzel in sich, die weit mit ihren Ueberlieferungen in die Urgeschichte mit ihren Erlebnissen und Ereignissen zurückreicht. Freilich hat sich diese Ueberlieferung im Laufe der Zeit mit einem Netzwerk von phantastischen dichterischen Zusätzen und einem duftigen Gespinste halbträumerischer Gedankengebilde umkleidet, sodaß nur sehr wenig noch von den thatsächlichen Anknüpfepunkten hindurchschimmert; dennoch läßt sich mancher leise Anklang an den wirklichen Sachverhalt hier und da nicht verkennen. Offenbar ist der hier erwähnte Mythus geschichtlich erst während der Zeit der nun folgenden Licht- und Feuerperiode entstanden. Gestirn- und Gewitterdienst*** verschmolzen zugleich mit all ihren mythisch-symbolischen Vorstellungen der spätern Zeit mit dem ursprünglichen

---

* Der Mythus ist also nicht immer, wie M. Müller darlegen will, bloße Dichtung.

** Vgl. das letzte Kapitel dieses Abschnitts.

*** Vgl. das folgende Kapitel.

halbvergessenen traditionellen Factum der Feuererfindung, dessen Andenken indessen noch in der Priesterwelt in später Zeit in gewisser Weise lebendig war. Wir haben es hier nicht mit der sprachlichen Kritik der von Kuhn erlangten Ergebnisse bezüglich des betreffenden Mythus über die Herabkunft des Feuers zu thun, und verweisen kurz auf die Kritik von Steinthal in der „Zeitschrift für Völkerpsychologie", II, 1—23, und auf den Artikel „Mythologische Vorstellungen von Gott und Seele", psychologisch entwickelt von H. Cohen, ebend., V, 396; vgl. ferner „Ausland", Jahrg. 1869, S. 1039 fg., Professor Spiegel, „Briefe über vergleichende Mythologie". Das aber geht im allgemeinen aus allen Untersuchungen und Beurtheilungen hervor, daß das ursprünglich gezündete Urfeuer in deutliche Verbindung mit den ersten Priestergeschlechtern gebracht wird. „Mâtariçvan", so erzählt die Sage, „holt den Agni (das Feuer), da er von der Erde verschwunden war, und sich in einer Höhle verborgen hatte, von den Göttern zurück und verleiht ihn den Bhrgus, einem der ältesten Priestergeschlechter, oder dem Manu (dem Stammältesten, zugleich als erstem und höchstem Menschen)." Agni selber aber wird auch Mâtariçvan genannt, und zwar ist (nach Roth) diese Bedeutung die ursprünglichere, das Wort Mâtariçvan bedeutet „der in der Mutter Schwellende", wobei sich der Begriff der Mutter auf die aranî (das sind die beiden reibenden Hölzer, mit denen das heilige Feuer gezündet wurde) bezieht. Der Agni selber hat eine Reihe von Beinamen, die sich bald auf Mâtariçvan, das sind die zündenden Hölzer, bald auf die Bhrgus, das sind die ursprünglichen Feuerpriester und Feuerbringer, endlich auch noch auf den Atharwan, das ist der Stammvater eines noch andern Priestergeschlechts, das auch als feuerbringendes bezeichnet wird, beziehen.* Aus alledem geht zur Genüge hervor, wie innig der Mythus an die gegebenen geschichtlichen Verhältnisse anknüpft, um von dieser Wurzel aus nun die verschiedensten mythologischen Phantasien fortzuspinnen, die sich auf die Gestirne, theils auf Blitz und Gewitter, theils auf Priesterthum und Opferwesen beziehen.

Was diese Phantasien der mythischen Denkweise anlangt, die, sehr häufig an historische Daten sich anlehnend (Flutsage u. s. w.), ein wunderliches phantastisches Gespinst schafft, durch welches der Gedanke abspringend und umdeutend, von diesem thatsächlichen Kern nicht immer mehr deutlich Erkennbares übrigläßt, so ist es vielleicht nicht uninteressant, an diesem Orte einige Strophen eines der durchsichtigsten Lieder an den Feuergott der Inder Agni hier folgen zu lassen, das den Familienbüchern des

* Kuhn, „Die Herabkunft des Feuers", S. 7 fg.

Rig-Veda entnommen ist und nach der Graßmann'schen Uebersetzung also lautet:

An Agni.

1. Erweckt ist Agni durch der Menschen Brennholz,
Und Uschas naht ihm einer Milchkuh* gleichend;
Wie Vögel**, die empor zum Aste fliegen,
So dringen hin zum Himmel seine Strahlen.

2. Es (das Feuer) ward erweckt zum Gottesdienst der Priester,
Und auf stand Agni wohlgesinnt am Morgen;
Es zeigte hell der Glanz sich des entflammten,
Der große Gott (Feuergott) befreite sich vom Dunkel.

3. Wenn er den Strang*** der Flammenschar bewegt hat,
So salbt sich Agni hell mit heller Butter;
Dann wird geschirrt die nahrungsreiche Milchkuh,
Die da lag, leckte stehend er mit Zungen.†

Wir ersehen schon aus diesen wenigen Versen, wie sehr geübt der Mythologe sein muß, um in allen Wendungen und bildlichen Ausdrücken dem Gange der gegebenen Ideenassociationen richtig folgen zu können, und so Poesie, thatsächlichen historischen Cultus und mythische Phantasmen voneinander zu scheiden.

Ist nun die Verbreitung des Zaubers gleich der des Feuers eine ganz allgemeine, und finden wir nicht nur kein Volk ohne Feuer und ohne Zauberthum, sondern sind alle Völker auch zugleich in die sich nunmehr unter dem Einflusse der Feuerkenntniß bildende neuere Weltanschauung übergetreten, die wir mit ihren wesentlichsten neuen Gebräuchen und Begriffen im Folgenden beleuchten werden, so würde sich diese Erscheinung

---

* Aus den angeführten mythologischen Belegen (s. S. 76 fg.) erhellt, daß neben dem Feuerstab und Butterquirl die wesentlichen Opfermittel: Milch, Butter (Heilmittel), zugleich die milchgebenden Haus- und Opferthiere: wie Schaf, Ziege, Lamm, Pferd, Esel, Stier, Milchkuh u. s. w. in den religiösen Ideenkreis und Cultus übergetreten waren.

** Die Vögel erlangten durch das Aufsteigen in die Lüfte und zur Sonne hin ebenfalls wesentliche Beziehungen zum Cultus, man denke an Vogelschau u. s. w. Hierüber in den folgenden Kapiteln.

*** Bei Strang und Flammenschar vergleiche die über Schnur und Faden angeführten mythologischen Vorstellungen S. 74 fg.

† Mit den Zungen sind wol die Flammenzungen des Feuers gemeint, das sich mit denselben des Opfers bemächtigt.

uns rasch genug erklären, wenn das Feuer einem Lebensbedürfnisse ursprünglich zu Hülfe kam. Dies ist nun, wie gezeigt, nicht der Fall gewesen; denn das Kochen der Speisen kannte man noch nicht und der Uebergang zu diesem Brauche ist weiterhin noch folgerichtig darzuthun. Wie schon im Texte hervorgehoben, wäre und bliebe die allgemeine Verbreitung des Feuers und sein Cultus völlig unerklärt, wenn uns, wie oben gezeigt, die Forschung nicht darauf hinwiese, daß das Feuer sehr rasch nutzbar gemacht wurde, zwar nicht im Sinne der Technik, wohl aber als heilendes (heilbringendes), weil magisch wunderbares Element, dessen Kräfte wohlthaten und durch Licht und Wärme Schutz vor bösen Thieren und Nutzen gegen alles Gewürm, Otterngezücht und Krankheiten brachte. Damit ist ethnographisch eine Frage gelöst, die bisher von Systematikern und Ethnologen ebenso wenig richtig gestellt wie beantwortet wurde, und nicht selten begegnen wir bei kurzsichtigen ethnographischen Sammlern noch der alten herkömmlichen Meinung, daß der Mensch ursprünglich das Feuer zum Kochen der Speisen erfunden und verwendet habe. Bevor wir jedoch dieses Kapitel schließen, ist es von Wichtigkeit, noch einiges über die neben der spätern Entwickelungsgeschichte der Religion herlaufende Entwickelung der Zauberei in den Culturländern hinzuzufügen.*

Das Wort Magie deutet unverkennbar bezüglich seines Ursprungs nicht nur auf etwas Erlaubtes und Gutes hin, sondern es bedeutet auch sogar etwas Ehrenwerthes, Großartiges, Respecteinflößendes. Meh oder Megh im Persischen = groß, trefflich, geehrt. Meghestan ist die Allgemeinbezeichnung der Schüler des Zoroaster.** Wir finden

---

* Vgl. hierüber: Ennemoser, „Geschichte der Magie" (Leipzig 1844); Georg Konrad Horst, „Zauberbibliothek" (5 Bde., Mainz 1821); Sodan, „Geschichte der Hexenprocesse aus den Quellen dargestellt" (Tübingen 1843); J. Görres, „Die christliche Mystik" (5 Bde.). Bezüglich der Zauberei unter den Naturvölkern vgl. Bastian, „Der Mensch in der Geschichte", Bd. 2.

** Auch mit dem Sinn und der Bedeutung der Erzeugung einer hervorragenden „außerordentlichen Wirkung" hängt das Wort Zauber in etymologischer Beziehung zusammen. Tylor sagt hierüber: „Die Weise, in welcher die magischen Künste sich das Wort thuen angeeignet haben, als beanspruchten sie die Fähigkeit des Thuns par excellence, gibt uns bisweilen eine Gelegenheit, ihre Bedeutung im Geiste des Volkes zu erproben. In Madagascar haben die Zauberer und Wahrsager von Mantitanana (vielleicht mit Pramantha zusammenhängend) den Namen Mpissa, d. i. Wirker (Erzeuger) erhalten. Im Sanskrit hat die Magie sich einer ganzen Familie von Wörtern bemächtigt, die von Kr, thun, abgeleitet sind. Krtya, Zauberei, Krtvan, be-

die ſogenannte Magie bei den älteſten orientaliſchen Völkern uranfänglich in der Geſchichte in der That noch als etwas ſehr Geachtetes. Bei den Perſern, Medern, Indern und Aegyptern gilt die Magie als die treffliche und wichtige Kunſt, geheime Naturkenntniſſe zum Nutzen der Menſchheit, d. h. im ſittlichen, religiöſen Sinne zu verwerthen. Allein ſchon verhältnißmäßig früh ging die Idee der Magie in andere Zweige über und es erhielt ſich ein dürrer Sproß, mit dem ſehr raſch die gute und heilige Bedeutung des Wortes erloſch. Das urſprüngliche Zauberthum mußte ſich in der That raſch im Laufe der Entwickelung zerſetzen und differentiiren. Der Keim, die Naturkenntniſſe zu verwerthen, bildete ſich unter den Prieſtern ſpäter zur eigentlichen Heilkunſt aus. Aus dem inſtinctiv begeiſterten Tröſter und durch Nächſtenliebe geleiteten Prieſter wurde ſpäter alsbald zugleich ein nach den Sternen wahrſagender Seher, Prophet und Orakelſpender, und der Sinn, die Kräfte der Natur zu ergründen und den Weltzuſammenhang zu begreifen, führte ſchließlich bekanntlich zur Philoſophie und zur kosmologiſchen Wiſſenſchaft. Auch der im primitivſten Zauberthume urſprünglich vertretene geſchickte Handwerker und Künſtler wandte ſich ſpäter nach der Steinzeit den verſchiedenſten Künſten und Kunſtarbeiten zu. Hauptſächlich war es die Metallarbeit, die ſich in dem ſpäter beginnenden Metallzeitalter dieſe Feuerſchamanen kunſtgerecht zuerſt aneigneten. Die Ueberlieferungen hiervon und die Anklänge an das uralte Feuerzauberthum haben ſich denn auch am meiſten bei den Feuerſchmieden der alten Völker erhalten.* In ſpäterer Zeit, als ſich in den Culturländern aus dem Prieſter als Opferer der Orakelſpender, der Wahrſager und Prophet, der Arzt und der muſiktreibende Künſtler hervorgebildet hatten und alle dieſe durch Arbeitstheilung entſtandenen Prieſterfunctionen zunftmäßig gemeinſam fortgebildet und geleitet wurden, da bildete ſich dem gegenüber in ſehr vielen Culturländern nebenher noch ein unzünftiges wildes Prieſter- und Wahrſagerthum aus, das an die Zauberei anknüpfte und den zunftmäßigen Prieſtern ins Handwerk pfuſchte. Als ſpäter alsdann die Lehre des Zoroaſter Boden gewann, welche, wie wir ſehen werden, an den Gegenſatz des Lichts und der Finſterniß anknüpfte, da entwickelte ſich ſehr raſch zugleich eine ſogenannte ſchwarze

---

zaubernd (wirkend, erzeugend), Kârmana, Bezauberung (hervorragendes Werk, That)."

* Die Schmiede der ſüdafrikaniſchen Negervölker laſſen ſogar noch heute mancherlei Gebräuche erkennen, die an das eigentliche Zauberthum, das jetzt der Schamane übt, erinnern. (Vgl. das Genauere in Kap. 9 dieſes Buches.)

und weiße Magie. Die weiße Zauberkunst trat mit dem Lichte in Beziehung, es war zugleich die von den Priestern zunftmäßig heilig gehaltene, denn sie konnte nur von guten Seelen ausgeübt werden. Dieser Lichtzauber hat sich noch heute in Nachklängen in der Kirche erhalten, man denke an die brennenden Lampen in den Kapellen, an die Lichter des Altars, an den Weihrauch und die Räucherung u. s. w. Der unzünftige, von den Priestern gehaßte Zauber knüpfte an die Macht der Finsterniß an, er konnte nach dem Ausspruche der Zunftpriester nur von bösen Seelen betrieben werden, und es prägte sich dieser Zauber in allerlei lockern und losen Künsten und Wahrsagereien aus, die als sogenannte Schwarzkünste noch im Mittelalter im Schwunge waren und heute theilweise, namentlich in katholischen Ländern, die dem Zauber überhaupt noch näher stehen, gleichfalls vorkommen. Hatte sich der Lichtzauber später mit dem Gestirndienste, wie wir sehen werden, verschmolzen, und wandelte sich unter den höchsten religiösen Culturvölkern die Religion des Lichts und der Finsterniß in die Anschauung Gottes und des Teufels um, so konnte es nach dieser Verwandlung nicht ausbleiben, daß die unzünftige Zauberei als schwarze Zaubelei oder Zabelei* zur Macht des Zabolus, d. h. zur Macht des schwarzen Diabolus und Teufels, in Beziehung trat.** So konnte es selbst noch zu Ende des 15. Jahrhunderts geschehen, daß im sogenannten „Hexenhammer" eine Art von teuflischem Zaubersystem von der furchtbarsten Consequenz aufgestellt werden konnte. Feuer, Wasser, rothe Haare und alle Merkmale, die an die fernsten und finstersten Zeiten erinnern, begannen in diesem Teufelszauber eine neue Rolle bezüglich der berühmten Hexenproceduren zu spielen. Heute, wo die Traumbücher und Wahrsagereien aus Kaffeesatz und Karten sich mehr und mehr zu verlieren beginnen und auch die christliche Religion überhaupt einem großen Reinigungsproceß in dieser Hinsicht entgegengeht, dürfen

---

* Das deutsche Wort Zauber hängt gleichzeitig bekanntlich mit dem Ausdruck Zieser und Opfer zusammen.

** Es wäre mit Hinblick auf die Entwickelungsgeschichte des Fetischismus nicht unwichtig, zu untersuchen, welche Rolle der Zauber im bösen Sinne gegenüber dem Heilzauber, d. h. dem im guten Sinne, in der Bibel spielt. Obwol die Heilige Schrift uns bezüglich der Zauber- und Wunderthaten ein beachtenswerthes Material an die Hand gibt, so müssen wir im ganzen genommen doch bekennen, daß sich diese Schrift immerhin in dieser Hinsicht sehr auszeichnet gegenüber den religiösen Sammelschriften anderer Völker, wie etwa Manu's Gesetzbuch, der Zend-Avesta, das heilige Buch der Gentoos und der Koran.

wir mit Recht ſagen, daß durch Aufklärung, Kunſt und Wiſſenſchaft endlich die Triebreſte jenes dürren abgeſtorbenen Zweiges, der uns dunkel an die früheſten Zeiten erinnert, erſterben werden. Werfen wir ſchließlich nochmals einen Geſammtrückblick auf die geſchichtliche Entwickelung und Entſtehung des Fetiſchismus, ſo ſehen wir, daß das Ergebniß folgendes war. Die Analyſe lehrte, daß vor der empiriſchen Einſicht in einen verborgenen und überſinnlichen Zuſammenhang zwiſchen unſichtbaren Kräften der Fetiſchismus pſychologiſch ohne Unterlage war. Das thieriſche Bewußtſein bezog alle Wirkungen (wenn auch oft mit Unrecht) jedesmal auf die nächſtliegenden ſinnlichen Urſachen, jetzt aber, da man die verbreiteten Wirkungen vieler geheimnißvollen verborgenen Naturkräfte und deren Beziehung zu andern Naturkräften empiriſch kennen gelernt hatte, Beziehungen, die oft äußerlich weit auseinanderliegen, entſtand zum erſten mal der Glaube an verborgene übernatürliche geheime Fernwirkungen, und da der Geiſt zu ſchwach war, dieſe Wirkungen zu überſehen, gerieth er in das Furchtgefühl des Aberglaubens. Wir ſehen, daß der erſte Anſtoß zu dieſer ſich jetzt unter den Menſchen ſyſtematiſch ausbildenden fetiſchiſtiſchen Weltanſicht von der erſten Entdeckung verborgener übernatürlich fern wirkender Kräfte abhing, auf welche die Zauberer dauernd hinwieſen, indem ſie auf die heilbringenden und ſchadenbringenden Wirkungen derſelben aufmerkſam machten. In dieſem Sinne ſind die erſten Entdecker dieſer fern wirkenden überſinnlichen Beziehungen der Dinge und Naturkräfte, unter denen die fetiſchiſtiſche Beziehung des Feuers zum Waſſer, zum Holze, zu Steinen, endlich zu Menſchen, zu den Geſtirnen und andern Objecten obenanſteht, zugleich die Begründer des Fetiſchismus überhaupt. Daß die ſogenannte Heil-igkeit, d. h. die Heilkraft des Feuers, des Lichts und der Wärme und der zu ihnen fetiſchiſtiſch in Beziehung geſetzten Stoffe und Thiere gleichſam das Centrum des Fetiſchismus und den empiriſchen Kryſtalliſationspunkt der ganzen Anſchauungsweiſe bildete, lehrt uns, wie wir ſahen, nicht nur die urſprüngliche Entwickelungsgeſchichte, ſondern zugleich die Geſchichte des ſogenannten Zaubers unter den Völkern überhaupt. Wir durften im Hinblick auf die geſchichtliche Verbreitung auf die beachtenswerthe Thatſache aufmerkſam machen, daß allen Völkern der Erde das Feuer fetiſchiſtiſch heilig iſt, während weitere hieran angeknüpfte Ideenaſſociationen bezüglich fetiſchiſtiſcher Betrachtung anderer Objecte der Natur durchſchnittlich vielfach unter den Stämmen wechſeln. Die Entwickelungsgeſchichte lehrt uns ferner, daß ſich nur durch das Weſen der Religion, d. h. auf dem Wege der religiöſen Zauberei die Kunſt des Feuerzündens, die den Völkern kein Bedürfniß war, verbreiten konnte, und

die später auftauchende Sitte des Kochens sich nur erst wiederum an die Zauberei anlehnt, und die Heiligkeit des ursprünglichen Mahls sich nur von hier aus psychologisch erklären läßt. So, sehen wir, zwingen uns nicht allein psychologische Gründe, sondern die Erklärung bestimmter Thatsachen überhaupt, die Feuererfindung als ein epochemachendes Ereigniß bezüglich des innern Ideenaufschwungs zu betrachten, während der sich an diese Erfindung anlehnende äußere Culturaufschwung der Menschheit nur erst eine Folge jener innern geistigen und religiösen Erhebung war.

4.

Die Weltanſchauung der Feuerzeit und deren religiöſe Gebräuche und Erſcheinungen.

Der Aufſchwung der Phantaſie. — Die Objecte des Makrokosmus lagen urſprünglich nicht im Bereiche der dauernd intereſſirenden Auffaſſung. — Rückblick auf die urſprüngliche Entwickelung des Erhabenheitsbegriffs im Nächſtenkreiſe. — Die Feuererfindung und die ſich daran anknüpfenden religiöſen Gebräuche als empiriſche Anſtöße zur Entwickelung tiefern und dauernden Intereſſes an den leuchtenden Erſcheinungen am Himmel. — Die ſich über die leuchtenden Erſcheinungen des Himmels und über beſtimmte Naturobjecte, wie Stein, Holz, Feuer, Waſſer, Rauch, Sturm, Wolke und Gewitter nunmehr folgerichtig ausbreitende fetiſchiſtiſche Anſchauung. — Die Zunahme des Farbenſinnes der Völker während der erſten Feuerzeit und der ſich durch den Fetiſchismus des Lichts und der hiermit aſſociirten Zauberfarben erweiternde Thiercultus. — Erklärung des vorzugsweiſe religiöſen Intereſſes für die Vögel. — Rückwirkungen der ſich jetzt auf den Makrokosmus richtenden Weltanſchauung auf den Culturſinn der Völker, insbeſondere auf die Entwickelung von Ackerbau und Viehzucht. — Hinweis auf die neue Begriffsbildung während der Feuerzeit.

Wir haben im letzten Kapitel das bedeutſamſte Ereigniß der Urzeit und die wichtigſte ſich daran knüpfende Folge geſchildert, und hiermit die weſentlichſten Vorausſetzungen kennen gelernt, die nothwendig waren, um den Geiſt des Menſchen in eine neue Phaſe der Entwickelung und zu einer höhern Weltanſchauung überzuführen. Die Phantaſie war es vorzugsweiſe, welche ſich durch den Anſtoß, den die neuen Erfahrungen gaben, zu einer gewiſſen Lebendigkeit und Höhe aufſchwingen ſollte. Was ehedem die blöden und noch ſtumpfen thieriſchen Augen des Urmenſchen nicht aufmerkſam

beachteten, oder worüber ſie innerhalb der angeborenen Apperceptionsenge gleichgültig und ohne jegliches beſtimmteres Intereſſe hinwegſtreiften, das trat nun mehr und mehr, da dieſe Enge durchbrochen wurde, in einem ganz neuen Lichte vor die Seele. Ganz neue Worte und Begriffe für neu hervorſpringende ſinnliche Unterſcheidungsmerkmale entſtanden, und mit dem bereicherten Erfahrungskreiſe bereicherte ſich zugleich die Unterſcheidung der Sinne eigenthümlich, ebenſo wie das Begriffsvermögen und der Sprachſchatz.

Es war, wie wir geſehen haben, der Geſichtspunkt der natürlichen pſychologiſchen Entwickelungslehre, der uns zwang, davon auszugehen, daß der Urmenſch ſich mit den ihm zunächſtſtehenden am höchſten entwickelten Thieren urſprünglich auf gleicher Stufe der Intereſſen und der hiermit verknüpften angeborenen engern Beobachtungsbaſis (Apperceptionsenge) der Außenwelt befunden habe. Aus dieſem Grunde, ſehen wir, konnte der Menſch keine angeborenen religiöſen erhabenen Ehrfurchtsgefühle und Gefühle des Aberglaubens urſprünglich allen denjenigen Naturobjecten und Naturereigniſſen gegenüber beſitzen oder entwickeln, welche zu dieſem früheſten Intereſſenkreiſe in keiner directen Beziehung ſtanden, die ihm alſo niemals dauernd ſchadeten und angriffen, und die er mit den Thieren daher gemeinſam als indifferente Ereigniſſe und Thätigkeiten betrachtete, an welche er ſich urſprünglicherweiſe durch ihre häufige ähnliche und einförmige Wiederkehr gewöhnt hatte. Standen alſo die äußern kosmiſchen Ereigniſſe, wie im vorigen Bande dargethan, zum Urſprunge und Ausgangspunkte der Religion in keiner unmittelbaren Beziehung, ſo zeigte ſich uns dem gegenüber, daß der ſogenannte „Nächſtenkreis“ die alleinige erſte Heimſtätte und Geburtsſtätte der Religion geweſen iſt, ſodaß dieſelbe ſich nur erſt von dieſem Entwickelungscentrum aus über andere entferntere Naturgegenſtände verbreiten konnte. Allein zu dieſer Erweiterung des ſittlichen Erhabenheitsbegriffs bedurfte die noch ſtumpfe Erkenntniß der Hülfe und der anregenden Mitwirkung beſtimmter Ideen-

aſſociationen, durch welche allen entferntern, ungefährlichen Objecten ein intereſſirendes Merkmal zuwachſen konnte, vermöge deſſen ſie ſich allein dauernd pſychologiſch in der Apperception des Urmenſchen zu behaupten im Stande waren. So geſchah es, daß nur erſt allmählich und nach und nach der Schwung der Phantaſie die nöthigen Stützen empfing, die zu ihrer Beflügelung nothwendig waren, und nur erſt im Laufe einer ganz beſtimmten Entwickelungsgeſchichte auch eine anthropopathiſche Anſchauung der entlegenen und entferntern Naturobjecte hervortreten konnte. — Wir irren, wenn wir pſychologiſch ohne weiteres vorausſetzen, daß der noch thieriſch geartete Urmenſch hinter den Wirkungen von Sturm, Orkan und Gewitter ſowie hinter der heiß ſtrahlenden Sonnenſcheibe und dem matt leuchtenden Monde ſich Weſen vorgeſtellt hätte, die ihm direct zu nützen oder zu ſchaden, ihn zu lieben oder zu vernichten ſuchten. Wir irren ferner, wenn wir meinen, daß der Urmenſch als Viehzüchter und Ackerbauer auf die Welt gekommen ſei, um hiermit urſprüngliche Intereſſen für Wind und Wetter, für Regen und Sonnenſchein geltend zu machen. Der Kampf ums Daſein zwang den früheſten Menſchen urſprünglich zu näher liegenden Beſchäftigungen, und Ackerbau und Viehzucht ſind nur erſt Producte einer verhältnißmäßig ſpäten Cultur, zu welcher ſich der primitive Menſch erſt emporſchwingen mußte. Der früheſte Menſch war um ſeiner Selbſterhaltung willen auf die Jagd angewieſen; und in dieſem Sinne glich er den Raubthieren, deren Handwerk er theilte. Und wie ſich das gehetzte Wild ebenſo wenig wie der jagende Panther um Regen und Sonnenſchein, oder den Sonnenſchein der Nacht, den Mond kümmert, wenn ihn der nagende Hunger treibt, ſo auch der Urmenſch, ſeine directen Intereſſen lagen anfänglich in andern Kreiſen. Noch unterlag der Menſch in jener Zeit, auf welche wir mit Rückſicht auf die Einleitung des vorigen Buches zurückweiſen, der Macht des Inſtinctes, deſſen Apperceptionskreis umſchrieben iſt wie das Bild des gemeinſchaftlichen Geſichtsfeldes beider Augen, das was

nach beiden Seiten noch gesehen wird, bleibt undeutlich, wird übersehen und gewinnt im Interesse psychologisch keine Dauer; das aber, was sich indirect der Betrachtung darbietet (wie die Betrachtung von Mond und Sonne), darf durch häufigere Wiederkehr, für welche der Instinct ein höchst merkwürdiges rasches Anpassungsvermögen besitzt, sich nicht durch Gewohnheit abstumpfen. Und hier zeigt die Erfahrung bei allen hochentwickelten Thieren, daß ihnen der durchschnittlich sich gleichbleibende Wechsel der Witterung, sowie der des Mondes und der Sonnenschein und alle Ereignisse des Himmels nur eine wirre, gleichsam dumpfe Anschauung sind, deren einzelne hervorspringende Züge ihnen durch Erfahrung und angeerbte Gewohnheiten zu rasch bekannt werden, als daß sie thatsächliche und directe Gefahren oder irgendwelche andere Interessen bei ihrem ursprünglichen Thun und Treiben darin auffinden können. Ja wäre der früheste Mensch bereits ein sinnlich contemplativer Träumer und Beobachter oder ein Ackerbauer gewesen, hätte er Buch führen können über den Nutzen und Schaden der Witterung bezüglich seiner Saaten, hätte er Statistik zu treiben verstanden über die Opfer, welche hier und da binnen Jahren einem Blitzschlage oder andern Naturereignissen erlagen, so wäre ein directes Interesse erklärlich gewesen. Was aber (wie die Tödtung eines Individuums durch Blitzschlag) nur verhältnißmäßig sehr selten und zufällig auftrat, das reichte eben noch nicht aus, die kindlichen Erfahrungen des Urmenschen zu berühren, und nur die drückende und übergroße Anzahl der Fälle hätte hinreichendes Gewicht zur dauernden Beachtung finden können. Auch andere Forscher haben sich dieser Einsicht nicht verschlossen, und auch Schultze zieht in seinem Werke über Fetischismus in Erwägung, inwieweit wir berechtigt sind, in der Auffassungsenge des Urmenschen ein ursprüngliches Interesse desselben für die Himmelskörper anzunehmen, und er sagt richtig: „Es gab eine Zeit, wo die Himmelskörper noch nicht zum Objecte des Menschen geworden waren."

Aber indem er nachweist, weshalb sie dem Thiere und dem Urmenschen noch kein Interesse boten, sucht er dennoch ein solches hinterher abzuleiten aus der angeborenen Hingabe des Auges an den bloßen Gestaltenwechsel, wie ihn der Mond, die nächtliche Sonne, dem Menschen darbot. Allein auch Zu- und Abnahme des Mondes erfolgen verhältnißmäßig so allmählich, daß es schon eines sehr hohen Interesses bedurfte, um die Gefühle der Gewohnheit hiergegen aus andern Gründen zu vernichten. Aber selbst angenommen, der Mond wäre von allen übrigen Himmelskörpern vom Auge einer Betrachtung unterworfen worden, mehr noch, der Mond wäre mit einer anthropopathischen Beziehung ausgestattet worden, würde uns dieses alles eine religiöse Erklärung gerade für dieses Object als das am frühesten verehrte (das nicht einmal wie die Sonne wohlthuende Wärme spendet) erklärlich machen? Was that denn der Mond dem Urmenschen, er schadete ihm, wie die Gewohnheit lehrte, niemals, und in keiner Weise flößte er daher solche Furcht ein, wie sie eng zur Religion gehörte. Im Gegentheil, sein Licht verscheuchte jedes natürliche Furchtgefühl der Nacht. Aber man irrt, wenn man umgekehrt nun aus dieser Annehmlichkeit, die der Mond hiermit dem Menschen gewährte, ein Religionsgefühl für ihn herleiten wollte. Hier liegt wieder das Bleigewicht der natürlichen, instinctiven Gewohnheit, die den Dieb, wenn ihm der Mond auf seinem Raubzuge ein nützlicher Begleiter war, vergessen läßt, was er ihm zu danken hatte, und die daher dahin wirkte, daß nicht das geringste Dankbarkeitsgefühl für diese so häufig wiederkehrende Wohlthat in Bezug auf den oft am entlegensten Horizont stehenden Mond dem frühesten Urmenschen abgenöthigt wurde. Denn nicht genug ist psychologisch zu beachten, daß alles häufig wiederkehrende Nützliche und Freundliche viel schwieriger gegen die alles vergessen machende Gewohnheit ankämpft, als das, was sich durch furchtvolle Achtung zu erhöhen weiß. Kein Wunder daher, daß die Sonne von so vielen Völkern gar nicht beachtet wird, und auch der Mond selbst von Völkern,

die sonst im Grunde dankbarer und nicht unentwickelter Natur sind (wie beispielsweise von den Kamtschadalen), gar nicht in den Bereich ihrer Betrachtung gezogen wurde. Viel eher dürfte es auffallen, daß Sturm, Blitz und Gewitter dem Thiere und vielen australischen Völkern keine Beachtung abnöthigen. Aber auch hier ist es die furchtbare Macht der Gewohnheit, welche den noch thierisch gearteten Sinn so völlig gegen das sich Wiederholende abstumpft und indifferent macht. Aber nähmen wir selbst an, der thierische Urmensch habe alle derartigen Himmelsereignisse, die ihn direct nicht berührten, gegen die Gewohnheit mit Furcht und Angst betrachtet (was psychologisch nicht zu begründen ist), so hätte wiederum, wie schon im vorigen Bande gezeigt, eine solche diesen Ereignissen anhaftende einseitige Angst- und Furchterregung dennoch nicht die zarten Saiten der Religion selbst im rohesten, niedrigsten Menschenherzen anklingen gemacht. Denn diese religiösen Saiten waren gespannt auf dem Boden der Erfahrung, der sich früh gebildet hatte aus den Eindrücken, die, unvergleichlich mit allen andern, diejenigen Einflüsse hervorriefen, welche allein der Nächste dem Nächsten gegenüber geltend zu machen weiß. Diesen Eindrücken hatte der Mensch unmittelbar angemerkt, daß sie mit dem tiefsten Verständniß seinem Innern sympathisch folgen, während er ebenso unmittelbar durchfühlte, daß ihn mit allen andern Dingen und Wesen im Weltall nicht die gleiche Sympathie des Verständnisses verkettete. — Aus der Summe von Erfahrungen, wie sie selbst in den rohesten Formen Menschen unter Menschen machen, baute sich der reiche Schatz religiöser Gefühle auf, die wie durch eine geheimnißvolle, unmittelbar verständliche Sympathie dem tiefsten Menschen zuflüsterten, daß alle jene eintönig auftretenden Naturerscheinungen viel zu blind und einseitig wirken, als daß sie in bestimmten Augenblicken frei, d. h. je nach Ermessen der sittlichen Umstände hätten eine edle und respectvolle, von Nächstenliebe durchdrungene Gerechtigkeit üben können, eine liebevolle, erhabene Gerech-

tigkeit, deren Einflüsse und Folgen allein die Gefühle der Religion erzeugen. Fürwahr, von den einförmigen und blindwirkenden Erscheinungsweisen der Naturobjecte überhaupt kam kein ursprünglicher Gedanke der Religion der Nächstenliebe und der erhaben wirkenden Gerechtigkeit in des Menschen Herz, und nur auf Umwegen konnte eben dieses Herz daher dazu gelangen, allen diesen im Verhalten gleichförmigen Gegenständen derlei sittliche Wirkungen anzudichten. Diese Umwege wollten wir untersuchen, und die Voraussetzungen wollten wir prüfen und die Wegweiser auffinden, die zur Entwickelung dieses sonderbaren Gedankenganges hinführten.

Es lehrte uns also die psychologische Analyse die religiöse Entwickelungsweise des Menschen vom Nächstenkreise aus zu beginnen, von allen Seiten wurden wir darauf hingewiesen, daß anfänglich und ursprünglich nur hier im engern und engsten Lebenskreise, ähnlich wie bei den Thieren, ein tieferes religiöses Walten und Sinnen auch des Menschen stattfand, nur hier alle ursprünglichen Interessen sich kreuzten und ihre sprachliche Bezeichnungsweise fanden, während wir noch heute von so vielen entlegenen Objecten deutlich nachweisen können, daß sich ihre Bezeichnungsweise aus tiefern Wurzeln abgezweigt hat, die dem engern Gemeinleben entsproßten. Jahrtausende waren vielleicht darüber hingegangen, bevor sich aufmerksame Anschauungsweise, Bezeichnungsweise und Ideenassociation des Urmenschen auf die ihm entfernt liegenden kosmischen Objecte des Himmels und der Natur hinwandte; denn die Entwickelungsgeschichte lehrt uns, daß es erst eines Anstoßes, eines Vehikels, ja mehr noch eines großartigen Ereignisses und Erlebnisses innerhalb des frühesten Erfahrungskreises bedurfte, bevor sich psychologisch die empirische Stütze und natürliche „Hülfe" bildete, um den engern und zunächstliegenden Erfahrungskreis des Urmenschen empirisch zu durchbrechen. Erst jetzt, nachdem mit der Feuererfindung dieser empirische Anstoß

geschehen, konnte sich die Phantasie so erheben und beleben, daß sie ein seltsames religiöses Interesse auch jenen Gegenständen abgewann, die der frühern Betrachtungsweise gemäß im Strome der Alltäglichkeit untergingen.

Wir haben diese tiefeingreifenden Ereignisse, die als Anstöße wirkten, geschichtlich und psychologisch betrachtet und dürfen mit Recht im Hinblick auf die Erfindung des Feuers und die sich im großartigen Maßstabe hieran anknüpfende Magie sagen, daß es nunmehr erst im Geiste des Menschen zu tagen begann. Es fühlte der Geist erst jetzt nach diesen empirischen Anstößen unmittelbar die Wahrheit des Wortes: es werde Licht, denn es ward vor seinen Augen nunmehr heller und heller. „Frage man, warum Licht und Farbe keine benennbaren Objecte für die erste Sprachstufe gewesen seien, wohl aber das «Aufstreichen» der Farbe, so liegt die Antwort darin, daß der Mensch zuerst nur seine Handlungen oder die von seinesgleichen benannte, daß er beachtete, was von ihm selbst und in seiner unmittelbaren ihn interessirenden Nähe vorging, als er noch für so hohe Dinge wie Licht und Dunkel, Glanz und Blitz keine Sinne, kein Auffassungsvermögen hatte."* Und weiter sagt der Sprachforscher, der diese Worte schrieb: „Die Anschauung der Farbe ist aus mehr als Einem Grunde besonders geeignet, uns die ganze Armuth des menschlichen Denkens in einer Zeit ermessen zu lassen, wo diese Anschauung ihm noch nicht aufgegangen war."** Diese Zeit, auf welche der scharfsinnige Sprachforscher durch die etymologische Analyse in gleicher Weise zurückgeführt wird, wie der Psychologe durch die folgerichtige Entwickelung, gehört jener Periode an, in welcher die thierisch wirre Auffassung und der enge thierische Gesichtskreis noch die Anschauung des Menschen beherrschten.

---

* Vgl. Geiger, „Der Ursprung der Sprache" (1869), S. 152 fg.
** Ebend., S. 154 fg.

Wir hatten gesehen, daß in jener Vorperiode der Feuerzeit, in welcher der menschliche Geist noch ähnlich dem der Thiere dunkel beschattet war, derselbe doch schon eine gewisse Anschauung besaß, so armselig und tief kindlich dieselbe auch noch gewesen war. Sitten, Gebräuche und Vorstellungen seltsamer Art hatte diese Zeit mit sich gebracht und in wunderlichen Formen hatte sich die Religion während dieser Periode einen bestimmtern Ausdruck verschafft. Eine tief kindliche, noch halb instinctive und sich sklavisch ausnehmende, abgöttische Ehrfurcht hatte sich gegenüber den erhabenen Stammältesten und Herrschern, als den in Traditionen und Sagen früherer Zeit so vielfach figurirenden sogenannten „ersten Menschen", erzeugt.

Doch mit dieser sklavischen Ehrfurcht und sittlichen Achtung vor dem Oberhaupte war zugleich eine gewisse sittliche Zucht entstanden, unter deren Einflüssen allein religiöse Gerechtigkeit und Nächstenliebe gedeihen konnten. Und daß jene noch sehr frühe Zeit schon einen warmen Ausdruck liebevoller Nächstenliebe unter den Menschen kannte, das beweist uns die hohe Pietät und die große Sorglichkeit und Anhänglichkeit, mit der man die Verstorbenen behandelte. Man wird nach unserer Darstellung diesen Thatsachen nicht mehr, was bisher geschah, das so verabscheuungswürdige, vielverbreitete Anthropophagenthum der Urzeit entgegenzustellen versuchen. Denn wir sahen ja, daß der Menschenfraß in Verbindung mit Thier- und Leichencultus eine von naiven Anschauungen getragene Erscheinung war.* Boten sich doch vielfach (wie das noch heute bei einzelnen Brasilianerstämmen der Fall ist) die alten Leute freiwillig den jüngern zur Speise an, da sie hiermit meinten, sich mit ihren Kräften dem Menschenthum erhalten zu können und dem „ewigen Schlafe" zu entgehen. Es wird unserer heutigen Anschauung schwierig, sich zurückzuversetzen in jene früheste Zeit tiefster naiver Anschauung, aber wir müssen es wenigstens versuchen, um

* Vgl. Bd. 1, Buch 3, Kap. 3.

in der Beurtheilung vom religiösen und sittlichen Gesichtspunkte dieser fernen Zeit mit ihrer tiefen geistigen Beschränktheit und Naivetät gerecht zu werden.

Als die Feuererfindung während der Steinzeit auftauchte, um eine neue Epoche herbeizuführen, und die frühesten Erfinder und Künstler als Zauberer und Propheten auftraten, welche die beschränkte kindliche Menge wie wunderbare Phänomene anstaunte, da konnte es nicht ausbleiben, daß auch Nächstenliebe und Religion nunmehr einem neuen Stadium der Entwickelung entgegengingen. Wir würden nach unserm heutigen Maßstabe gemessen freilich in vieler Beziehung Grund haben, die nun entstehenden Religionserscheinungen sittlich zu verachten und sie als Verirrungen zu bezeichnen; aber sobald wir uns unbefangen in die kindlichen Anschauungsweisen jener Zeiten zurückzubegeben verstehen, werden wir zu einem andern Urtheile gelangen.

Die wichtigste Erscheinung, die uns in dieser merkwürdigen Zeitepoche entgegentritt, ist der Nimbus des sittlich und ästhetisch Erhabenen, mit dem sich jetzt die frühesten prophetisch auftretenden Erfinder als Zauberer umkleideten.

Zu dem sittlich Erhabenen und Mächtigen wußten die frühesten Zauberer zugleich das Naturerhabene zu gesellen. Umgaben sich doch diese Zauberer mit neuen bisher in dieser Weise nicht geahnten Naturkräften und Eindruck machenden Erscheinungen, und besaßen sie neben diesen natürlichen Mitteln, die religiöse Furcht auf ästhetischem Wege rege zu machen, doch gleichzeitig auch das, was ursprünglich den einförmigen Naturerscheinungen an und für sich gänzlich, wie wir zeigten, abging, nämlich ein menschlich fühlbares, zugängliches Herz, das sich *je nach Umständen* in sittlich freier Beurtheilung durch gerechte Gesinnung und barmherzige, liebevolle Handlungen auszuzeichnen vermochte. Blieben vor den Augen des Instincts, wie wir sahen, die Himmelserscheinungen in ihrer Art einförmig, um so durch die Macht der Gewohnheit zur Indifferenz

herabzusinken, so wurden die Naturerscheinungen jetzt in den Händen und in der Herrschaft der Menschen nicht nur im äußerlichen Sinne ästhetisch interessant, sondern auch sittlich effectvoll; denn eben diese menschlichen Hände konnten diese Erscheinungen, wie alle Thätigkeiten, jetzt zum Nutzen oder zum Schaden der Nebenmenschen und Nächsten je nach Umständen anwenden. Jetzt, da die Menschenhände selbst die Naturkräfte geheimnißvoll beherrschen und nutzen lernten, mußten nun vor der naiven Anschauung alle Naturkräfte aus ihrer unmittelbaren Indifferenz heraustreten, und jetzt erst war die Bahn für die beginnende Ideenassociation geebnet, um den gleichgültigen und den Menschen nicht direct berührenden Naturdingen auch geheime, wahrhaft anthropopathische Beziehungen anzuhängen. Was wir früher völlig unerklärt voraussetzten oder erschlichen, das beginnt sich jetzt psychologisch zu begründen und zu erklären, nämlich die Thatsache, daß der kindliche Mensch die oft nichtigsten, scheinbar gleichgültigsten Objecte in ein magisches, erhabenes, zauberhaft-religiöses Licht rückt und hiermit die Religion des Fetischismus erzeugt. Die kindliche Betrachtungsweise beginnt jetzt zu ahnen, daß es in bestimmten Objecten, auf welche die Ideenassociation hinleitete, fernwirkende, verborgene Naturkräfte gäbe, mit denen der Mensch geheimnißvoll in Verbindung treten könne, um ihre heilenden Einwirkungen zu erfahren und anwendbar zu machen. — So, sehen wir, konnte die kindliche Phantasie rege werden und eine neue Weltanschauung ins Leben rufen, durch welche sich, gestützt auf Zauberei und Fetischismus, ein auch ästhetisch erhabenes zauberhaftes Licht über das Bereich ursprünglich entfernter und ganz indifferenter Objecte verbreiten konnte. Zauberei, Schamanenthum und Fetischismus, psychologisch gemeinsam entstanden, treten jetzt mehr und mehr in den Vordergrund, um das Bild, das sich der Mensch bisher von der Natur der Dinge entwarf, zu färben und zu beleuchten. — Wir

haben bereits die hauptsächlichsten Objecte bezeichnet, welche sich zuerst in den Gesichtskreis magisch erhabener und fetischartiger Beleuchtung stellten. Die Geheimnisse des funkensprühenden Steines, die feurigen Reibhölzer zum Bohren des Feuers, hieran anschließend der „Stab" als Zauberstab, Wünschelruthe u. s. w., und durch Ideenassociation hier hinzukommend alle Holzgewächse und Bäume, welche sich vorzugsweise zur heiligen magischen Feuerreibung eigneten. (Man denke nur beispielsweise bei den Griechen an Eiche, Dorn, Lorber, Linde, Epheu u. s. w.) Hierzu treten selbstverständlich die so früh beobachteten verwandtschaftlichen Geheimwirkungen von Feuer und Wasser, sowie der aus der magischen Flamme aufsteigende Rauch, den der lebendige Sturm gen Himmel führte, um den Blick zu den wasserspendenden Wolken zu leiten. Blitz, Sturm und Regenwetter, dereinst auf niedriger Stufe völlig mit thierischer Gleichgültigkeit betrachtet, wurden jetzt im Lichte einer neu hervortauchenden Weltanschauung zu magisch erhabenen Wirkungen, welche den Menschen umspannen, um seinen Blick in den dunkeln oder lichten Zauberkreis der äußern Natur hinauszuführen. Welche Wandlung erlitt das Gemüth, welche Bereicherung erfuhren jetzt die sich nach außen wendenden Sinne! In welche nie gekannte erhabene und geheimnißvolle Stimmung gerieth das Herz jetzt im Lichte dieser neuen Weltanschauung beim Schalle des dumpfen Donners und beim Leuchten des magischen Blitzes! Und die flammenden, feurigen Gestirne, konnten sie, die bisher dem naiven Auge als bunte glanzvolle Punkte und Flächen erschienen, jetzt noch betrachtet werden, ohne an die glühende Flamme des Feuers zu erinnern? Fürwahr, die Phantasie beflügelte sich, eine neue Anschauung, sagen wir es kurz, die früheste und primitivste makrokosmische, aber freilich noch zugleich tief mystische Anschauung der Dinge tauchte im Geiste empor. Es waren die ersten kindlichen Erfahrungen über die fernwirkenden Geheimkräfte der Natur, welche diese seltsame Weltanschauung ins Leben riefen.

Der Wechsel von Tag und Nacht, der in eintöniger Wiederkehr den Instinct und die thierisch-naive Auffassung gleichgültig stimmte, trat jetzt wie neu hervortauchend und verklärt, durch ein bestimmtes Interesse umkleidet, in seinem Gegensatze völlig neu ins Bewußtsein. Hell und dunkel, welch längstgekannter und doch jetzt im neuen bewußten Lichte so neu und tief erscheinender Contrast. Fast war es, als sollte das Auge unter dem Lichte dieses neuen Bewußtseins auch neu zu sehen anfangen. Neue Unterschiede, bisher vom Auge unbeachtet gebliebene Farbengegensätze, schienen plötzlich hervorzuspringen. Der Farbensinn des Auges nicht minder wie das vom magischen Donner berührte Ohr erweiterte sich jetzt eigenthümlich im Lichte einer neuen, gleichsam magischen, ästhetisch-erhabenen Beleuchtung. Mit psychologischer Trefflichkeit sagt Geiger: „Die Unterschiede der Farben stellten sich erst später ein. Noch mehr, das Licht, das Feuer ist in der Sprache nicht ursprünglich. Die Sprache ist älter, weit älter als jeder Gebrauch des Feuers: aber von dem Lichte der Sonne hätte man glauben sollen, daß es einem unmittelbaren Ausdrucke der Gesichtswahrnehmung erreichbar sei. Es ist nicht so; seltsam genug, das Licht entlehnt vom Dunkel den Namen." (Vgl. L. Geiger, „Der Ursprung der Sprache", S. 148.) Auch eine große Reihe von Thieren sollte von dieser magischen Beleuchtung gleichsam jetzt erhaben bestrahlt werden, und zwar solche Thiere, welche durch ihre auffälligen äußern Farben, oder durch andere charakteristische Eigenschaften in Beziehung zur hellen lichten Farbe der heiligen Feuerflamme, zum Lichtglanz der Gestirne, oder aber zur dunkeln geheimnißvollen schwarzen Nacht traten. Mit dem Auftauchen dieser neuen Ideenverbindungen im Hinblick auf die Farben tritt der Thiercultus in eine neue zweite bedeutungsvolle Epoche.* Sehr viele farbige Thiere mußten jetzt

* Vgl. Bd. 1, S. 391 fg. und 404 fg. und siehe über die erste Epoche des Thiercultus in Buch 3, Kap. 3.

dem Zauber und dem beginnenden blutigen Opfercultus sowie dem heilkünstlerischen Schamanenthum verfallen.* So begann man jetzt der gierigen Flamme als „Feuerschlange" unter den geweihten Händen der Zauberpriester vorzugsweise den weißen und schwarzen Stier, das weiße und schwarze Lamm und den sich in gleichen Farben auszeichnenden Widder zu opfern. Ganz besonders aber waren es die ähnlich der Rauchsäule zum lichten erhabenen Himmel und zu den flammenden Gestirnen emporsteigenden, erhaben in den Wolken schwebenden und wiederum schnell wie der zuckende Blitz dahinschießenden farbigen Vögel, welche das Auge des Zauberers auf sich zogen. Ihrem himmelwärts zu den lichten Gestirnen gehenden Fluge suchte er zu folgen, und da sie im Verkehr mit den leuchtenden erhabenen Regionen zu stehen schienen, so suchte er ihrem geheimnißvollen Zuge eine Geheimkenntniß abzugewinnen, vermöge welcher er in die dunkle Zukunft schaute und Orakel spendete.**

---

* „Unter den Benennungen, die von der Farbe ausgehen, sind die jüngsten die der Metalle, sie entwickeln sich mit dem Gefühle des Farbenunterschiedes und schließen sich schon verschiedenen Farbenstufen an: Gold der gelben, Silber der weißen, Blei der blauen, d. i. schwarzen. Einer unvergleichlich ältern Zeit müssen die Namen der Thiere angehören, da Säugethiere wie Vögel in außerordentlich großer Zahl als etwas Farbiges aufgefaßt worden sind." (Geiger, S. 154.) So erklärt es sich, daß später, da die Farben selbst unter den magisch wirkenden Gesichtspunkt von lichtgelb, feuerroth und dunkel traten, auch die mit diesen in Beziehung stehenden Thiere sehr früh zu Aberglauben, Opferdienst und Zauberei Veranlassung gaben. Man denke an die rothen Haare der Hexen, an die weiße Taube u. s. w. (S. Genaueres hierüber im folgenden Kapitel, S. 126.)

** Daß es unter den Vögeln ursprünglich die fleischfressenden Geierarten, Raubvögel und Raben waren, auf welche die religiöse Anschauung sich richtete, haben wir in Hinsicht auf die frühern Ideenassociationen bereits einsehen lernen. Diesen bestimmten Vogelarten reihen sich hier nun in erster Linie die Schlangenvertilger deshalb an, weil das Bild der Schlange während der Feuerperiode überhaupt eine sehr hervorragende Rolle zu spielen begann und diese Vogelarten zugleich von weißen Farben ausgezeichnet sind. In dieser Beziehung also ist der weiße Ibis (mit schwarzen Füßen) und der weiße Storch (mit feuerrothen Füßen) zu nennen. Der lichten Himmelsfarbe halber schließen

Aber nicht nur himmelwärts wurde das jetzt mehr und mehr nachdenkliche Auge geleitet, nicht nur dem Himmelsfluge der Vögel, dem geheimnißvollen Rauſchen des Windes und der ſprudelnden Waſſerquelle, ſowie den dahineilenden, wunderlich geſtalteten Wolken, dem toſenden Donner, dem wie ein flinker Vogel hernieder-fahrenden Blitze und den glühenden Geſtirnen ſuchte der zum Erhabenen in der Natur geleitete Blick zu folgen, ſondern auch den heiligen und fruchtbaren Mutterſchos der Erde lernte er jetzt mehr und mehr ſchätzen und würdigen. Die Ergründung der Fruchtbarkeit des Bodens, die Erforſchung der Keimkraft der Pflanzen, die Einſicht in alles das, was dem Wachsthume derſelben förderlich war, endlich der Nutzen der Ernte, alle dieſe Beobachtungen waren geiſtige Errungenſchaften, die nur erſt erworben wurden durch die jetzt auf den Makrokosmus hingeleitete Weltanſchauung. So war es die Erweiterung der Religion und der Weltanſchauung alſo, welche aus dem rohen Jäger der Urzeit allmählich einen fleißigen Ackerbauer und beobachtenden Viehzüchter machte. Wir ſehen, der erweiterte Kreis der kosmiſchen Anſchauung

---

ſich ferner hieran an die weiße Taube, der weiße Schwan und die weiße Gans. Hat ſich nun auch das emporblühende Zauber- und Prieſterthum bei weitem nicht aller Thiere bemächtigt, ſo traten ſpäter bei immer mehr zunehmender Phantaſie noch eine große Anzahl verſchiedener Thiere neben allen bereits genannten (vgl. den Text und auch die Stellen der frühern Kapitel über Thiercultus) hinzu. Obwol indeſſen dieſer Eintritt der Thiere in den magiſch-religiöſen Ideenkreis niemals ganz willkürlich geſchah, ſondern ein beſtimmter Ideenzuſammenhang bezüglich jeder einzelnen Art in jedem Falle ſtattfand, ſo erlangte doch in ſpätern Zeiten die Willkür und Phantaſie bezüglich der heiligen Symbolik einen ſo weiten Spielraum, daß es dem Forſcher oft ſchwierig erſcheint, dieſen Zuſammenhang in jedem einzelnen Falle nachzuweiſen. Nicht zu vergeſſen iſt ferner von feuerfarbenen Thieren der Salamander, der mit der Schlange ſo häufig zuſammen und mit dem Feuer vereinigt ſich abgebildet findet, nicht nur ſeines Ausſehens halber, ſondern auch, weil er im Feuer nicht ſo leicht verbrennt wie andere Thiere und Dinge, da es bekannt iſt, daß dieſes Thier einen Saft ausſchwitzt, der ihm vor raſcher Verbrennung und Verletzung durch Feuer Schutz gewährt. (Vgl. Fig. S. 80.)

leitete den Menschen zugleich an zur Cultur, und mit ihr wuchsen die Erfahrungen, welche den Geist zur größern Entfaltung drängten.

Nicht alle Völkerschaften der Erde sind, wie wir wissen, gleichmäßig und mit gleichartig reichem Ideenkreise begabt in die neue Weltanschauung und dem entsprechend in das große lichte Reich der Cultur im engsten Sinne des Wortes getreten. Viele, sehr viele Völker blieben zurück und schienen nicht auserwählt, diesen erhabenen Tempel zu betreten. Doch obwol nicht alle Stämme die eigentliche Schwelle der Cultur überschritten, so gibt es doch kein Volk auf dem weiten Erdenkreise, das nicht wenigstens bis zum gewissen Grade und sozusagen bruchstückweise in den Beobachtungskreis der kosmischen Weltanschauung eingetreten wäre. Sind alle Völker in den Besitz des Feuers gelangt, so hat sie das hiermit verschmelzende Naturzauberthum, das wir bei allen Bewohnern der Erde finden, alle mit der Zeit in eine mehr kosmische und auf das Erhabene der Natur gerichtete Weltanschauung hinübergeleitet, wenngleich es häufig nur eben Theile sind, die wir hiervon bei ihnen vorfinden. Nicht alle Völker konnten dem nun beginnenden hohen Fluge der Anschauung so weit folgen wie die Indogermanen, nicht alle so weit wie die Semiten und Hamiten, und endlich bei weitem nicht alle erhoben sich innerhalb dieses Gesichtskreises selbst nur so weit wie die Chinesen und die amerikanischen Culturvölker. Aber so weit auch viele, ja man darf sagen die meisten Völker hinter den letztern Culturvölkern zurückblieben, alle sind dennoch durch den Geist der neu emporblühenden Weltanschauung wenigstens berührt worden; denn alle haben mehr oder weniger Begriffe gebildet, von denen wir im Folgenden nachweisen werden, daß sie nur unter dem Einflusse einer kosmischen Weltanschauung und folglich nur nach der Erfindung des Feuers psychologischen Boden zu ihrer Bildung gewinnen konnten. Gehen wir im Folgenden näher auf den Complex dieser in der That wichtigen, neu hervortretenden Begriffsbildung dieser Weltanschauung ein.

In der neu beginnenden zweiten Epoche des Thiercultus nimmt der Schlangencultus, wie wir sehen, eine der hervorragendsten Stellen ein. So viele Ethnologen und Philologen sich darum bemüht haben denselben zu erklären, es ist ihnen bisher nicht im geringsten gelungen. Wie unsicher man bezüglich dieser Erklärung war, geht wiederum daraus hervor, daß man die Entstehung des Schlangencultus aus den allerentgegengesetztesten Gründen ableitete. Fergusson in seinem Werke über den Baum- und Schlangendienst spricht die Vermuthung aus, daß die Schönheit (?) der Schlange oder der Glanz ihres Auges zur Entstehung ihrer Anbetung beigetragen habe. Lubbock gibt zu, den Schlangendienst nicht erklären zu können, und glaubt, daß er in vielen Gegenden und zu verschiedenen Zeiten entsprang. Diese irrige Vorstellung hat der psychohistorische Culturforscher, wie wir aus unserer Darstellung ersehen, abzuweisen. Trotz der Behauptung, daß der Schlangendienst in sehr vielen Gegenden vorkommt (vgl. Lubbock, „Die Entstehung der Civilisation und der Urzustand des Menschengeschlechts", übersetzt von A. Passow, Jena 1875, S. 222), meint der genannte Forscher, daß er kein besonders ausgedehntes Gebiet umfaßt. Hier widerspricht sich Lubbock, was ihm häufiger begegnet, wenn er nichts zu erklären weiß. Diesem Widerspruche gegenüber müssen wir vielmehr darauf verweisen, daß beinahe kein Land und Erdtheil vorkommt, in denen die Schlange nicht fetischistisch verehrt würde. Der Schlangencultus war bei allen alten Culturvölkern zu Hause, fand seine Verbreitung durch Asien und Afrika bis zur Westküste hin und wird außerordentlich tief eingewurzelt bei den Amerikanern, namentlich in Mexico wiedergefunden. Ja was noch mehr besagen will, die Schlangen sind bei manchen Völkern „die einzigen Geschöpfe, denen sowol die Dinkas wie Schilluck (im obern Nilgebiet) eine Art göttlicher Verehrung zollen". (Schweinfurth, „Im Herzen von Afrika", I, 169.) Mit Hinblick auf diese Bedeutung der Schlangenverehrung sagt denn Lubbock weiterhin (S. 227, a. a. O.): „Der Schlangendienst ist so weit verbreitet und äußert sich in so vielfacher Gestalt, daß es uns nicht wundernehmen kann, daß viele Forscher ihn als etwas Besonderes angesehen haben und daß man den Versuch machte, ihn bis zu einem gemeinsamen Urquell zurückzuverfolgen und ihn sogar für die Urreligion des Menschengeschlechts gehalten hat." In Amerika wurden Schlangen von den Azteken, Peruanern, Natchez, Karaiben, Moritaris, Mandanen, Pueblo-Indianern u. s. w. angebetet. Auf den Freundschaftsinseln stand die Wasserschlange in hohem Ansehen. (Vgl. zugleich das Titelbild des zweiten Bandes, „Der mexicanische Teocipactli als Fisch- und Wasserschlangen-

gottheit.") Alvarez soll auf seinem Wege von Peru nach Paraguay (vgl. Charlevoix, „Hist. of Parag.", I, 110) den Tempel und die Wohnstätte einer ungeheuern Schlange gesehen haben, welche die dortige Bevölkerung zum Gott erhoben hatte und mit Menschenfleisch fütterte; sie besaß die Dicke eines Ochsen, war 27 Fuß lang, hatte einen sehr großen Kopf und funkelnde, wenn auch kleine Augen. Ihr aufgesperrter Rachen zeigte zwei Reihen zackiger Zähne. Die Indianer behaupteten, diese Schlange spende Orakel. Kein Neger wird absichtlich eine Schlange verletzen und wer zufälligerweise eine erschlägt, wird mit dem Tode bestraft. Im ganzen Lande sind kleine Hütten gebaut, in denen Schlangen hausen, welche von alten Frauen gepflegt und gefüttert werden. Sie werden häufig als Orakel benutzt. Nicht immer werden nur böse Schlangen angebetet, sehr oft sogar nur die allerharmlosesten. (Lubbock, a. a. O., S. 224.) Wie einige ältere Schriftsteller, so war auch Fergusson sehr überrascht, als er bemerkte, daß der Schlangengott meist für ein gütiges Wesen gehalten wird. Max Müller bemüht sich in seiner vergleichenden Mythologie diese Thatsache durch die Behauptung zu erklären, daß die Schlange nicht nur Unfruchtbarkeit, sondern auch die Jugend und Gesundheit versinnbildliche. Max Müller hätte nur weiter zu erklären gehabt, weshalb die Schlange zu diesen Symbolen kam. Lubbock scheint das zu fühlen, denn er sagt (a. a. O., S. 222): „Ich halte Max Müller's Erklärung nicht für richtig"; die Erklärung, die er selbst an dieser Stelle versucht, ist indessen psychologisch noch viel widerspruchsvoller, sodaß es überflüssig erscheint, dem Leser dieselbe vorzuführen. „Bedenklich ist", sagt Lubbock im weitern über den Schlangencultus, „daß jedes leidende Frauenzimmer bei den Negern in das Schlangenhaus gebracht wird, um curirt zu werden. Für diesen zweifelhaften Dienst erhalten die Schlangenzüchter eine hohe Summe von den Aeltern." In diesem Dienst, nämlich mit Hülfe der Schlangen fetischistisch zu heilen, liegen indessen die Hinweisungen zu den Ideenverbindungen, die dem Schlangencultus in historischer und geographischer Beziehung die enorme Ausdehnung gaben und ihn erklären. Die Schlangen waren schon vor der Entdeckung des Feuers als kriechendes und schleichendes Gewürm gefürchtet worden, ohne Verehrung zu genießen. Erst dem Heilzauber, sahen wir, ist es zuzuschreiben, daß eine Reihe bunter und farbiger (oft sehr unschädlicher) Schlangen mit den heilenden Flammen (die selbst als züngelnde Schlangen angestaunt wurden) in Verbindung gebracht wurden, um so zu fetischistischen Heilzwecken zu dienen. Böse Schlangen konnten hiernach Krankheit und Schaden bringen, bestimmte farbige Schlangen hingegen Heilung, Nutzen, Jugend und Gesundheit u. s. w. Ueber

die sich hieran anlehnenden Ideenverbindungen bezüglich der farbigen Eidechsen und vielköpfigen Schlangen als Drachen haben wir früher gesprochen. (Vgl. die Anmerkungen zu Kap. 3 dieses Buches.) Wir sehen an dem Beispiele der Schlange, daß sich die zweite Epoche des Thiercultus dadurch charakterisirt, daß die Thiere durch ihre Farben und andere Eigenschaften Verschmelzungen mit dem fetischistischen Heilwesen und Schamanenwesen eingehen. Wollen wir bezüglich des Thiercultus nun recht genau verfahren, so hätten wir noch auf eine dritte Epoche hinzuweisen, die sich ausbildete nach Entstehung des Seelen- und Geistesbegriffs. Sehr viele Thiere, namentlich die Vögel, wurden später mit dem Wesen der Seele und den bösen und guten Geistern in Zusammenhang gebracht, so hielt man in Mexico die Eule für einen bösen Geist. (Prescott, I, 48.) Die Abiponen glauben, daß bestimmte kleine Enten, welche zur Nachtzeit umherfliegend einen klagenden Laut ausstoßen, die Seelen abgeschiedener Menschen sind.

Diese Beispiele ließen sich sehr vielfach vermehren. Interessant ist es an dieser Stelle zu bemerken, wie die durch die Lüfte scheinbar zum Himmel fliegenden Vögel mit den Gestirnen und den Göttern der Oberwelt und des Himmels in Verbindung gebracht wurden, während die an der Erde kriechenden Würmer, Eidechsen und später auch Schlangen den bösen Gottheiten der Unterwelt und des Orcus zugerechnet wurden, in deren Dienst die bösen Dämonen und vor allem die dämonischen sich in den gesunden Körper einschleichenden Krankheiten standen. Aber nicht nur das an der Erde kriechende Gewürm und das Otterngezücht, sondern ebenso auch viele Fische, die in die Tiefe des schwarzen dunkeln Meeres hinabstiegen, traten von diesem Gesichtspunkte folgerichtig in den Dienst eigenthümlicher Culten, die zu den Göttern der Unterwelt in Beziehung traten. So stellten denn die Mexicaner die Fisch- und Wasserschlangengottheit schwarz dar. (Vgl. das Titelbild dieses Bandes.) Die Sagen über Nixen und Seeungeheuer, ferner über die Götter und Dämonen in Fischgestalt, welche in dunkelm Meeresgrunde und in dunkeln Höhlen und Bergen der finstern Erde ihre goldenen metallenen Schätze hüten, finden hier Anlehnung. (Ueber die Schätze und Metalle und ihre Beziehungen zum religiösen Cultus, zur Tradition und Sage vergleiche im Folgenden das Kapitel: „Die Metalle im Dienste der Magie u. s. w.") Durch die weitere Tradition der Flutsagen, die sich an thatsächliche Meereseinbrüche oder an große Ueberschwemmungen durch anhaltende Regengüsse anlehnen, ist es ferner erklärlich, daß Fische und Wassergottheiten im Cultus und innerhalb der mythischen Denkweise eine Rolle zu spielen begannen. So erscheint Vischnu

als Fisch Saphari, wird vom badenden Satjavrata mit der Hand ergriffen, verkündigt den Ausbruch der großen Flut und wächst zusehends zu solcher Größe, daß er während der Flut die Arche auf seinem goldenen Horne tragen kann. Herakles wird, um die Hesione zu retten, von einem Seeungeheuer verschlungen, ebenso Jonâh, der in den Bauch eines Walfisches geräth. Die bisher geltende Leibeswanderungslehre spielt bei diesen eigenthümlichen Anschauungen immerhin, wie zu ersehen, eine gewisse Rolle für die Conception derartiger mythischer Anschauungen. Sehen wir nun im Folgenden, wie mit der Zeit die Leibeswanderungslehre nothwendig übergehen mußte in eine Seelenwanderungslehre, da die Zeit bereits gekommen war, in der es Beobachtungen und Erfahrungen dem Menschen ermöglichten, auf eine eigenthümliche Weise den Begriff einer körperlosen, rein unsichtbaren übersinnlichen Seele zu bilden.

5.

Die Ausbildung des Seelen- und Geistesbegriffs während der Epoche der Feuerzeit und des emportauchenden Fetischismus.

Die in Rücksicht auf die Weltanschauung der frühesten Feuerzeit sich im Zusammenhange eigenthümlich aufklärenden Erscheinungen von Zeugung, Geburt, Mannbarkeit, Krankheit und Tod. — Die Seele als glimmendes Feuer und rauchender Athemdampf. — Die Zeugung als Feuerreibung und der sich entwickelnde und verbreitende Phallusdienst. — Die Leichenverbrennung. — Der blutige Opfercultus und die Menschenopfer. — Die Auffassung der Krankheit als Befleckung, Verdunkelung und Verunreinigung des lichten Seelenfeuers im Körper und der hieran sich anknüpfende medicinische Zauber der Urzeit. — Die Heilung als Reinigung.

In der ältesten Zeit war es, wie wir darthaten, dem Urmenschen ebenso wenig wie den Thieren ursprünglich möglich, eine klare Todesvorstellung zu bilden. Wir sahen vielmehr, wie der früheste Mensch mit kindlicher, naiver Anschauung die Leichen als in tiefen, lange anhaltenden Schlaf versunkene indifferente Körper anschaute. Sein Auge schweifte wie das des heutigen Kindes und des Thieres noch träumerisch befangen über den starren Leichnam hinweg, seine noch ungelenken Gedanken blieben haften an dem lebendigen Körper, und die Frage, wohin die frühere thätige Lebenskraft des Todten gekommen war, tauchte noch nicht auf; denn man hatte die thätige Kraft noch nicht klar und richtig von der Materie und dem Körper geschieden. Indem der naive Sinn beide mitein-

ander stets beobachtete, verstand er noch nicht relativ zu sondern, und so stand der kindliche Menschenverstand auf der befangenen Stufe eines sinnlich-naiven Materialismus, der sich zu klaren und genauern Vorstellungen des Uebersinnlichen noch nicht emporheben konnte. — Wohl begannen die achtsamern, entwickeltern Völker schon verhältnißmäßig früh am Leichnam das innere und von selbst hervorbrechende Zerstörungswerk der Verwesung zu beobachten; aber die mit dieser Beobachtung zugleich auftauchende Sitte, den Leichnam durch Einbalsamirung hiergegen zu schützen, beweist uns nur um so deutlicher, daß der kindliche Sinn nicht wußte, worum es sich bei der Todeserscheinung eigentlich handelte. Freilich mußten die Aegypter später einsehen, daß das Unternehmen einer Leichenconservation in Bezug auf den Todten unnütz sei; aber trotzdem behielten sie die Sitte des Einbalsamirens bei und glaubten noch in spätester Zeit, als sie bereits längst in klarster Weise den Begriff der vom Körper und Leichnam sich abscheidenden Seele zu bilden verstanden, daß eben diese Seele in einer geheimen Beziehung zum Leibe verharre, sodaß sie Grund hatten, denselben doppelt sorgfältig zu bewahren. Deutlich noch trägt der Charakter der ägyptischen Leichenbehandlung Spuren jener frühern befangenen Anschauung an sich, welche von einer wirklichen Loslösung und Abscheidung der seelischen Lebenskraft vom erstarrten Körper nichts wußte.

Es war einer spätern Zeit vorbehalten, die Vorstellungen über die Todeserscheinung völlig zu klären; denn nur erst in der in das geistige Leben tief eingreifenden Epoche der Feuererfindung und nach dem Emporkommen der mit den Naturkräften mystisch umgehenden Zauberkünstler sollte der *Seelenbegriff* Wurzel schlagen. Die klare Bildung des Seelenbegriffs war aber als Voraussetzung nöthig, sollte es dem kindlichen Gedankengange möglich werden, auch die Vorstellungen über die Todeserscheinung und über die Ursachen der Verwesung in ein helleres, deutlicheres Licht zu heben. Fast alle Völkerschaften *haben später* in größerer oder geringerer Deutlichkeit

den Seelenbegriff bilden lernen, und man darf, ohne unbehutsam zu sein, behaupten, daß alle Stämme auf Erden, wenn auch oft unklar, den Begriff des vom Körper sich unsichtbar abscheidenden Schattens und Geistes, sowie den Begriff von Gespenstern und Dämonen als bösartige und gefährliche Seelen der Verstorbenen, sich in gewisser Weise zum Bewußtsein zu führen im Stande waren. Deshalb aber eben ist es geschichtlich und psychologisch um so wichtiger, den folgerichtigen Gedankengang kennen zu lernen, der zur Annahme einer vom Körper sich unsichtbar abscheidenden, schattenhaften Seele führte. Freilich wäre es hierbei ein Irrthum, wollten wir annehmen, der während der Feuerzeit sich so rasch erweiternde Erfahrungskreis des Urmenschen habe vorzugsweise nur eben den Seelenbegriff allein ins Bewußtsein gehoben. So konnte die Apperceptionsfähigkeit unmöglich wirken; denn es liegt im Wesen der Apperception, daß sie *eine Reihe von Erfahrungen gleichzeitig* umfaßt, um ihnen mit Rücksicht auf eine gewonnene Einsicht eine Reihe von neuen Seiten abzugewinnen, durch welche sich diese gegenseitig erhellen und verdeutlichen und damit eben in den klaren Gesichtskreis steigen, der von den frühern Gesammterfahrungen erfüllt ist. Diese Bewegung des Steigens und Verdeutlichens kraft des Gewichts, das die Erscheinungen und Vorstellungen durch ein bestimmtes Interesse erlangen, das sie früher nicht besaßen und das sie jetzt mit dieser Erhellung plötzlich erwarben, ist eben der eigenthümliche psychologische Vorgang der Apperception. Wir werden uns daher nicht wundern, jetzt eine ganze Reihe von Vorstellungen und Erscheinungen im Zusammenhange plötzlich erhellt zu sehen, die dem Urmenschen, bevor er die Grunderfahrung des Feuers nicht kannte, aus Mangel an Einsicht und Erfahrung nothwendig dunkel bleiben mußten, nun aber gemeinschaftlich und folgerichtig in das Licht der Apperception treten. Von allen Ereignissen aus dem dem Urmenschen zunächstgelegenen Lebenskreise waren es schon sehr früh, ja man darf sagen ursprünglich, die so oft beobachteten Phänomene von *Zeugung, Geburt,*

Mannbarkeit, Krankheit und Tod, die ihn auf das tiefste interessirten und sein kindliches Nachdenken in Anspruch nehmen mußten. Wir haben daher schon bei einer frühern Betrachtungsweise zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß sich an diese Erscheinungen in der allerfrühesten Zeit eine Reihe seltsamer Sitten und religiöser Ceremonien angelehnt hatten. Gebräuche, welche wir in deutlichen Anklängen noch jetzt bei derartigen Gelegenheiten bei unsern heutigen Naturvölkern wiederfinden. Kein Wunder daher, daß sich an eben diese Erscheinungen unter dem Eindruck neuer Erfahrungen auch die ersten sich vertiefenden Betrachtungen und Begriffsfortschritte anknüpfen. Brachte es doch das Zauberhandwerk und die entstehende Heilkunst der Schamanen und der Magier jetzt mit sich, das Nachdenken über die geheimnißvollen, verborgenen Kräfte, die sich hinter den Objecten und Körpern regten, mehr und mehr in Bewegung zu setzen. Den Magiern zunächst war daher die große Aufgabe gestellt, neue und treffendere Ansichten über alle diese Phänomene dem uneingeweihten Volke beizubringen. Und sie säumten daher auch nicht, ihre Beobachtung und ihren Scharfsinn anzustrengen, wenngleich die noch zu lebendig wirkende Phantasie allen wirklichen Sachverhalt mit einem Schleier verdeckte, den zu zerreißen die kindlichen Geister jener Zeit noch nicht fähig waren. Noch wurde es dem kindlichen Beobachtungssinne unmöglich, Ursache und Wirkung richtig aufeinander zu beziehen, und so verfielen die Zauberer und Magier nur zu leicht in die oberflächlichsten Betrachtungen, die vorzugsweise von der Phantasie geleitet waren. Aber alle diese immerhin noch sehr naiven Beobachtungen und Anschauungen waren dennoch, wie wohl zu beachten, durch die allerfrühesten Kenntnisse und Erfahrungen über wirkliche Naturkräfte unterstützt, und hierin lag der Unterschied von jener naiven Anschauungsweise der Dinge während der frühern Periode vor der Feuererfindung, die wir eingehend geschildert haben. Die ersten Erfahrungen mit übersinnlichen verborgenen Kräften auf dem Gebiete der Natur bil-

den den Mittelpunkt, von dem die kindlichen ersten Erklärungen der hierher gehörigen interessirenden Erscheinungen gemeinsam ausgehen, sie sind gleichsam das leitende Princip, das den Beobachtungssinn instinctiv an die Hand nahm. Wir müssen es daher begreiflich finden, wenn wir in allen Begriffen und Anschauungen, die in der jetzigen Periode gebildet werden, das brennende, lodernde Feuer und die eingreifenden Wirkungen von Licht und Dunkelheit sowie von Wärme und Kälte als die gegebene gemeinsame Basis antreffen, von der die sinnliche Betrachtungsweise ausging und auf welche man in allen verschiedenen Erklärungen zurückkam. So tief griffen die ersten Erfahrungen auf dem Gebiete der geheimen Naturkräfte in den Verlauf des Nachdenkens ein, und so hoch hielt man die aufgefundene verborgene Kraft des Feuers, daß selbst noch in verhältnißmäßig später geschichtlicher Zeit Dichter, Denker und Philosophen die Nachklänge in ihren Schriften hiervon vielfach erkennen lassen.

Das Feuer und die in neuem bewußterm Lichte jetzt erscheinenden Gegensätze von Kälte und Wärme und hell und dunkel bildeten also den Ausgangspunkt aller dieser neuen Betrachtungen. Früher wol wie die rohe Menge nahmen die Feuerpriester der Urzeit wahr, daß es vorzugsweise die dampfende, gleichsam wie Rauch verfliegende Wärme war, welche den erstorbenen Leib des Todten verlassen hatte. Todt und erkaltet lag der Leichnam da, ohne jede Wärme, alle Thätigkeit und alles Leben war erstarrt, Wärme und empfindende Lebenskraft waren entwichen und hatten sich vom Körper abgeschieden. Was wunder, wenn man jetzt, da man aus nächster Nähe die Wirkungen von Wärme und Kälte an der Opferflamme des Zauberers hatte kennen lernen, darauf verfiel, im lebendigen Leibe ein sanft loderndes Feuer anzunehmen, das den warmen Athem als eine Feuerluft erzeugt, die, wie man thatsächlich wahrnahm, warm aus dem Munde jedes Körpers hervorströmte. So also war es, so schloß der Urmensch der Feuerzeit, die warme Feuerluft, die den

warmen lebendigen Körper durchströmte und die als eine Art von feuriger, luftartiger, geheimthätiger Kraft den Körper beseelte und belebte, wie das verborgene Feuer die dunkeln Reibhölzer und den geschliffenen Stein. Und dieser lebenspendende, im Körper verborgene „feurig rauchende Athemdampf" war es ebenso, der mit seiner beseelenden Kraft als „Seele" wie ein feiner Rauch unsichtbar und geheimnißvoll den Körper verließ, sobald er sterbend erstarrte und eisig erkaltete. So begann also der Seelenbegriff emporzutauchen, indem der Urmensch darauf achten lernte, daß ein verborgener „feuerluftartiger Athemdampf" den Körper unsichtbar verließ, um sich von ihm zu trennen und abzuscheiden und ihn damit dem Tode, der Verwesung und der Zerstörung zu übergeben. „Die Vorstellung, daß das Feuer das Lebendige im Menschen sei, sehen wir in vielen Mythen unter verschiedenen Völkern mit durchsichtiger Bestimmtheit auftreten." (Vgl. „Zeitschrift für Völkerpsychologie", IV, 118.) „Die lebenskraft", sagt Grimm („Deutsche Mythologie", 2. Aufl., S. 812), „war gebunden an ein licht, eine kerze, ein scheit, mit deren verzehren der tod erfolgt." Daher sagen die alten Dichter: der Tod hat ihm das Licht ausgeblasen. (Cohen, „Mythologische Vorstellungen von Gott und Seele", „Zeitschrift für Völkerpsychologie", IV, 119.) „In unserm deutschen volksglauben", sagt Grimm, „läßt sich der übergang der seelen in gutmüthige hausgeister oder kobolde nachweisen." Die Kobolde und Seelen der Verstorbenen stehen aber mit dem Feuer aufs engste in Beziehung, wie auch Kuhn in Bezug auf Grimm erwähnt, welcher letztere die Kobolde für Feuergottheiten hält. Aber auch die mit den Seelen zusammenhängenden Gespenster und Dämone und die altnordischen draugar werden von Feuer umgeben dargestellt und sind dann die Irrlichte und Irrwische. (Ebend., S. 120.) Mit Einem Schlage trat aber zugleich mit der Apperception des Seelenbegriffs eine neue klare Todesvorstellung vors Bewußtsein. Denn Leben und Tod treten nunmehr als neue, tiefer geschiedene Gegensätze im Bewußt-

ſein auf, um die Anſchauung zu beherrſchen. Das Leben wurde jetzt als etwas Wandelbares, Luft- und Feuerartiges aufgefaßt, das als Seele nicht immer mit jedem Körper vereinigt zu ſein brauchte und dem todten erſtorbenen Körper nicht anklebte. Die Seele konnte erſt jetzt an ihrem weſentlichen Merkmal appercipirt werden, nämlich an dem der unſichtbaren Körperloſigkeit. Erſt jetzt ſchied ſich die Seele vom todten Körper wie der Rauch von der Flamme, um ſich unſichtbar und erhaben im Himmel zu verlieren. Und der kindliche Blick, der nun die Seelen nicht etwa als Traumgeſtalten anſah, die ja noch ihren Körper erkennbar machten, ſondern als unſichtbare körperloſe Hauchgeſtalten und Schatten, folgte ihnen zum Himmel, um hier zunächſt den Wolken zu begegnen, die ſich in ihren Erſcheinungen dem Rauche näherten; in ihre wunderlichen Geſtalten malte ſich ein phantaſievoller Sinn zunächſt die verklärten Seelenbilder hinein. Aber er begleitete die rauchartig zum Himmel ſteigenden Seelenſchatten noch höher hinauf, um ihnen zu folgen ins überirdiſche Jenſeits, — dort droben ſah er ſie unter den Himmelslichtern und unzähligen Sternen unſichtbar mit weißen Kleidern angethan als Engel erſcheinen. Dort droben ſchienen ſie ſogar als Flammen mit verwandeltem, neuem, überirdiſchem Körper wieder aufzutauchen. Das Weſen des Körpers ſollte die Seele jetzt abſtreifen in Rückſicht auf das erfahrungsmäßig gewonnene neue Subſtrat des ſich verflüchtigenden Rauches und Dampfes, aus ihm webte die Phantaſie das weiße Kleid, an das ſich der ſo ſehr an das Sinnliche gewöhnte Menſch hielt, um den Schatten, den Manen und Engeln eine jetzt überirdiſche Vorſtellung zu verleihen. Erſt jetzt bevölkerte ſich die Luft mit Geſpenſtern, Geiſtern und Dämonen in der Phantaſie des Urmenſchen und Naturmenſchen. Denn nun erblickte er in jedem Irrlicht eine Seele, und während er ehedem nur von Entſchlafenen oder Traumgeſtalten redete, die körperlich auftraten und die ihn glauben machten, daß der Verſtorbene nur ein tief Schlafender und Ruhender war, bildete er jetzt den Begriff des

gespenstischen Geistes, der unsichtbar körperlos im Dunkel durch die Lüfte rauschte. In keinem Lande hat die Seelenvorstellung und die Art ihres abgeschiedenen Lebens eine reichere und seltsamere Behandlung in der Anschauungsweise erfahren wie in Aegypten. Zwar war die hier auftretende Lehre von der Seelenwanderung schon, wie wir sahen, vorbereitet gewesen durch die frühern Anschauungen, welche den lebendigen Leib in alle diejenigen Thiere versetzten, die ihn verschlangen und verzehrten; allein erst jetzt gestaltete sich anknüpfend hieran die eigentliche Vorstellung der Metempsychose, nach welcher die abgeschiedenen Seelen und Geister zugleich ins Jenseits wanderten. Bei sehr vielen Naturvölkern finden wir bekanntlich die Seelenwanderungslehre gleichfalls deutlich ausgebildet, doch werden die hierüber herrschenden Anschauungen nicht immer klar von der vorausgegangenen Anschauung über die Körperwanderung gesondert. Konnte die Seele jetzt aber den Leib im Tode verlassen, konnte sie sich trennen und abscheiden, wie konnte sie alsdann in den Körper hineinkommen? So lenkte sich, wie wir sehen, im Zusammenhange damit die primitive Priesterweisheit sogleich auf das Nachdenken über den Zeugungsact. Auch hier war es das Feuer, oder vielmehr die Feuererzeugung und Feuerreibung, welche die kindliche Phantasie zu den wunderlichsten Vorstellungen über den Zeugungsact veranlassen sollten, Anschauungen, an welche sich später wiederum die sonderbarsten religiösen Sitten und Gebräuche anschlossen. War die Seele ein feuriger, heißer Athemdampf und sanft glimmendes Feuer, so war auch die Zeugung im Leibe folgerichtig eine Art von Feuerreibung und Feuererzeugung. „Golden waren die aranî, mit denen die göttlichen Açvinen den Funken hervorquirlten. Diesen Keim lege ich in dich, daß du ihn gebärest im zehnten Mond.“ — (Vgl. bei Kuhn, „Die Herabkunft des Feuers“, S. 74.) Gleichwie das heilige Feuer durch Reibung entsteht, so zeugen auch die Menschen den prometheischen Funken der Seele, um ihn als ein neu loderndes Feuer dem Weibe einzuimpfen, auf daß es diesen Funken

im zehnten Monde gebäre. So erklärt es sich, daß man den Zeugungsact als eine Feuerzündung auffaßte, wie dies im letzten brâhmana des „Bradh-Aranyaka" ausgeführt wird (in Weber's Ausgabe des „Çatapatha-brâhmana", XIV, 9, 4, 20; vgl. ferner bei Kuhn, S. 74). Spuren einer solchen Vergleichung der Feuerentzündung mit dem Zeugungsact haben sich auch bei den Griechen erhalten; Aristophanes nennt das Pudendum muliebre ἐσχάρα. (Ebend., S. 77, Anmerkung.) Das zeugende männliche Glied trat als ein heiliger Feuerbohrer vor das kindlich vergleichende Bewußtsein, es war ein göttlicher, erhabener „Pramantha", dem Verehrung gezollt werden mußte, da eine magische, geheimnißvoll zeugende und wirkende Kraft in ihm lag. Mit diesen noch tief kindlichen Vorstellungen war der Keim gelegt zu jenem in frühester Zeit sich weit verbreitenden Phallusdienst, von dem Meiners schreibt: „Nicht leicht ist die Natur einer andern Gottheit und die Entstehung sowol als weite Verbreitung eines Götzendienstes so schwer zu erklären als die des Phallus oder Lingam und seiner Verehrung. Einige beteten das männliche Glied an*, andere das weibliche Zeugungsglied, und noch andere die vereinigten Zeugungsglieder beider Geschlechter. Man trug das Bild der Gottheit nicht nur an den ihr geheiligten Festen umher**, sondern Weiber bekränzten es auch, oder küßten es gar in der Natur mit unbegrenzter Schamlosigkeit oder Einfalt, und Bräute opferten ihm ihre Jungfrauschaft.*** Dies Geschenk empfingen hin und wieder die Priester im Namen der Gottheit, aber nicht von allen jungen Weibern, sondern nur von den Bräuten der Könige und Vornehmen." Sicherlich gehört der Phallusdienst, der ferner dahin führte, daß der Lingamsgestalt auch die Säulen der ägyptischen Tempel, ja vielleicht die Säulenform der heiligen Bauten über-

* Die ältesten Griechen (Herodot, II, 44), auch die Aegypter, die Assyrer, Syrer und Phönizier, die Hindus und andere.

** In Hindostan.

*** Bei den Phöniziern, Assyrern, Griechen und Römern.

haupt in ihren Variationen ursprünglich angepaßt wurde, zu den merkwürdigsten religiösen Ausartungen jener hier geschilderten Zeit. Es lag eben im Geiste jener Epoche, allen frühesten Auslegungen der Zauberer und Priester über einen geheimnißvollen Vorgang, wie den der Zeugung, auch einen religiösen tief ehrfurchtsvollen Glauben entgegenzutragen. Und wir können uns daher über die seltsamen und sich sehr weit verbreitenden Sitten dieser Art nicht wundern. Eine Sitte, welche gleichfalls der Epoche dieser Zeit entstammt, ist die Leichenverbrennung, die sich als religiöser Brauch sehr weit verbreitet hat.* — Die Leichenverbrennung, die auf das innigste mit dem Seelen- und Ahnencultus zusammenhängt, erklärt sich leicht. Hatten viele Völker ähnlich den Aegyptern die Körper, in dem Glauben, sie der Seele zu erhalten, einbalsamirt, so begann man jetzt, da sich die Vorstellung der feurigen, zum erhabenen Himmel aufsteigenden Seele gebildet hatte, hier und da unter den Völkern den heiligen Brauch einzuführen, den Leib zu verbrennen, um ihn durch Feuer seelenhaft verwandelt der Seele mit auf den Weg zu geben. Die zu Asche verwandelten Reste sammelte man, um sie in ein geweihtes Gefäß niederzulegen, das der Seele gehörte und nicht wieder berührt werden durfte.

So hatten sich im Lichte der neuen Erfahrung die Phänomene von Zeugung, Geburt und Tod allmählich mehr aufgeklärt, und es war zugleich der tiefeingreifende Begriff der feurigen Seele, des abgeschiedenen Geistes und damit zusammenhängend der der jenseitigen Ahnen und Manen gebildet worden. Mehr und mehr begann sich im Lichte dieser Vorstellungen der bisher geübte religiöse Leichencultus und der hiermit verbundene Gebrauch des Opferns am Grabe in einen eigentlichen Seelen- und Ahnencultus umzuwandeln. — Es erzeugten sich demgemäß neue, an eigenen Stätten

* Findet sich doch die Leichenverbrennung selbst bei den Australiern noch heute vor.

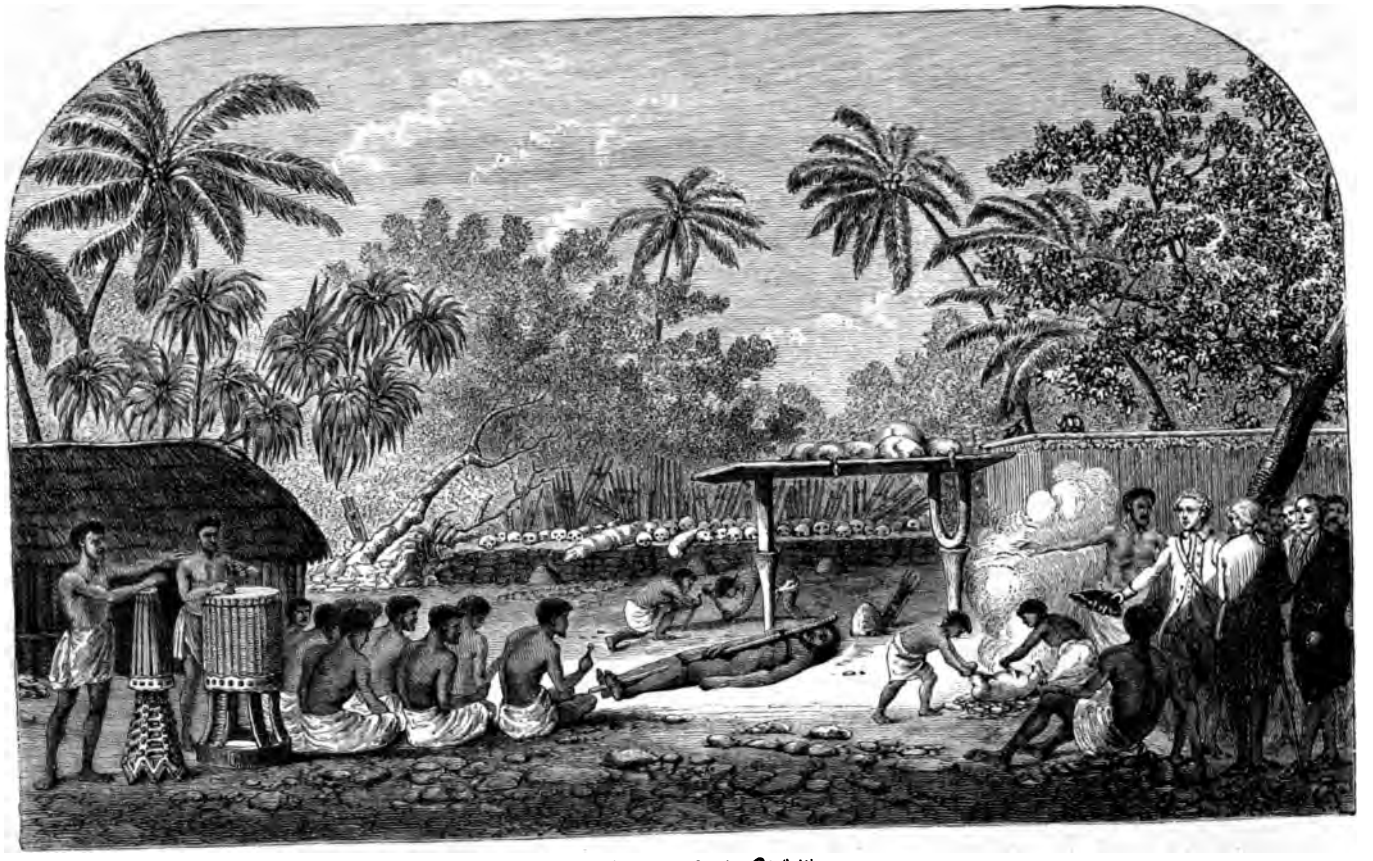
geübte und am heiligen Feuer vollzogene Opfergebräuche, die nunmehr, von den Magiern, Zauberern und Prieſtern geleitet, ſich allmählich mit dem ſich gleichzeitig erzeugenden Geſtirndienſte verſchmelzen und vereinigen ſollten.

Wir haben früher bereits geſehen, daß der tiefſittliche Brauch des Opferns ſich aus der älteſten Zeit herſchreibt. Man brachte dem Stammälteſten, um ihm in ſeiner Erhabenheit Dank und Verehrung zu erweiſen und ſeine Hülfe anzurufen, Gaben dar, nicht ſowol an Früchten als auch an Fleiſch und Getränken. Später, als ſich der Gebrauch „der Todtengabe" ausbildete, trug man Speiſe und Trank (wie noch heute unter einigen Naturvölkern geſchieht) in gleicher Weiſe auch an die Grabſtätten, endlich belohnte man auch die heiligen Zauberkünſte der Magier durch Darbringung derartiger ſittlich geweihter Gaben*, und ſo erſcheint es geſchichtlich nicht auffällig, daß man im Laufe der Zeit, da der Geſtirndienſt ſich mit dem Feuer- und Zaubercultus raſch innig verſchmolz, auch dazu überging, durch das flammende Opferfeuer der ſtrahlenden Sonne und dem blitzenden Donnerer zu opfern. Aber nicht nur Thiere wurden dargebracht, ſondern auch Menſchen gaben ſich den erhabenen heiligen Weſen hin, um von ihnen als lichte Seelen aufgenommen zu werden.

So bildete ſich der blutige Opferdienſt und das Menſchenopfer, Gebräuche, die uns zugleich an das mit religiöſen Vorſtellungen verwebte Anthropophagenthum der Urzeit erinnern. Um nicht als Leichen von Thieren und Würmern gefreſſen zu werden, opferte man ſich, vielleicht unter ähnlichen Vorſtellungen wie noch heute die altersſchwachen Greiſe gewiſſer Naturvölker, dem Munde eines Gottes. So wurden freiwillig oder gezwungen je nach der Meinung

---

* Bei den Koossa in Afrika werden noch heutigentags die Zauberinnen mit Stücken Vieh belohnt. (Vgl. Lichtenſtein, „Reiſe im ſüdlichen Afrika", S. 415.)



II. Bd. S. 124.

Ein Menſchenopfer in Otaheiti.

der Priester Menschen am Altare der Götter unter religiösen Ceremonien hingeschlachtet und Mütter brachten ihre Kinder herbei, um sie zu opfern und die zürnende Gottheit zu versöhnen. Während der spätern Feuerzeit, wo sich, wie wir sogleich zu zeigen gedenken, neben dem Seelenbegriffe nunmehr auch der Gottheitsbegriff ausgebildet hatte, waren die Menschenopfer zu einer allgemeinen, heiligen Sitte geworden. Diese geschahen freiwillig, wenn der sich selbst Opfernde einen persönlichen, heiligen Zweck verfolgte, oder sie wurden von seiten der Zauberer und Priester gezwungen angeordnet zur Versöhnung der Götter.* Um Gesundheit, Sieg oder andere Güter zu erbitten, wurden unter vielen Völkern Menschenopfer im großen Maßstabe gebracht. Leib und Seele der Geopferten und Verbrannten sollten sich mit der erzürnten oder abgeneigten Gottheit vereinen, um sie günstig zu stimmen, und den Sinn des Gottes zu erweichen. Je mehr Seelen man der Gottheit zur lichten Höhe hinaufsandte und darbrachte, um so eher glaubte sich das bittende Volk Gehör verschaffen zu können und um so mehr Menschen wurden der heiligen, verzehrenden Flamme übergeben und auf dem geweihten Altare niedergelegt.**

Allein nicht immer griffen die Völker zu gezwungenen Menschenopfern, meist begnügte man sich mit der Darbringung von Gaben an Feldfrüchten, Fleisch und Getränken. Was dem Menschen angenehm war, das konnte auch die Götter nicht entehren. War es indessen nicht gleichgültig, wie und zu welchem Zwecke man die Gaben darbrachte, so war es in jener Zeit ebenso wenig gleichgültig, welche Gegenstände zum Opfern bezüglich der verschiedenen Gottheiten verwendet werden durften. Der religiöse Zauberſinn der

---

* Vgl. Herodot, VII, 135; Livius, VIII, 6, 9, 10; X, 28, 29; XXII, 5, 7; Plinius, XXVIII, 2 u. s. w.

** Vgl. die verschiedenen Völkerschaften, die aus diesen oder jenen Gründen zum Menschenopfer griffen, bei Meiners, „Geschichte aller Religionen", S. 76 fg.

früheſten Schamanen und Prieſter jener Zeit hatte nun längſt diejenigen Weſen und Objecte erforſcht, oder richtiger myſtiſch erſonnen, die zur heiligen Flamme und den flammenden Geſtirnen und Gottheiten in einer geheimen Beziehung ſtehen konnten. Und ſo entſtanden alsbald die genaueſten Vorſchriften darüber, was für Objecte und Thiere, und in welcher Art dieſelben den verſchiedenen Gottheiten zu opfern waren. Wir haben ſchon bei einer frühern Gelegenheit beiläufig erwähnt, daß es zumeiſt die zum Licht (d. h. die weißen) und die zur Dunkelheit, d. h. die ſchwarz ausſehenden Thiere waren, die zum Feuer- und Opferdienſte zuerſt in die engſte Beziehung traten, ſpäter indeſſen waren es farbige Objecte aller Art, vorzugsweiſe aber dennoch ſtets die rothbraunen, rothen und gelb gefärbten, die der zauberiſchen Geheimkraft verfielen. Die Farben in ihrer Beziehung zum religiöſen Cultus bieten der Unterſuchung ein unendlich reiches Material dar. Wir hatten ſchon in der erſten Auflage auf die Wichtigkeit dieſer Forſchungen hingedeutet, und freuen uns an dieſer Stelle beſtätigen zu können, daß inzwiſchen dieſe Aufgabe wiſſenſchaftlich in Angriff genommen wurde. (Vgl. „Die Farbenbewegung. Culturgeſchichtliche Unterſuchungen von Arnold Ewald. Erſte Abtheilung: Gelb", Weidmann'ſche Buchhandlung, Berlin, 1876.) Mögen denn hier einige Andeutungen über die gelbe Farbe und deren Bedeutung folgen. In China und im Buddhiſtiſchen übt das Gelb eine Art von Herrſchaft im Cultus aus. Wie die weltliche Macht iſt auch die der Religion und ihrer Diener an dieſe Farbe geknüpft. Schon mehr als tauſend Jahre vor unſerer Zeitrechnung opferten die Kaiſer in langen gelben Gewändern, bediente man ſich der gelben Schildkröten „J" zum Prophezeien, der gelben runden Tafeln „Psung" zum Beten. Die angeſehenſten Buddha-Prieſter ſind die mit der gelben Mütze. Gelbe Schafe und gelbe Füllen ſind begehrte Opferthiere. Auf gelbem Papier mit dem Bilde des Regendrachens verſehen ſind die Gebete geſchrieben, die bei großer

Trockenheit zum Erflehen des Regens an die Häuser geheftet werden müssen. In Indien ist Brahma wie die Sonne gelb. Sein Symbol ist das herrliche Nuphar luteum, die vielbesungene gelbe Lotosblume. Noch heute werden die Buddha-Bilder an Körper und Gesicht gefärbt, ebenso wie die große Menge der mystisch erzeugten Reliquien; man färbt noch immer Blumen und Zeuge, mit welchen man in den ersten drei Monaten des Jahres die unterirdische Schlange Nakh verehrt und ihre Segnungen erfleht. Der assyrische Gott Nisrôk, der statt eines menschlichen Hauptes den Kopf eines Adlers (Nisr) trägt (vgl. Bd. 1, S. 390), ist auf assyrischen Denkmälern oft abgebildet. Die polychromen Basreliefs zeigen ihn mit bunten Flügeln versehen in einer wunderlichen Kleidung, die aus gelben Stoffen besteht. Ferner wurde der assyrische König, der zugleich oberster Priester und Opferer war, in langen reichverzierten gelben Gewändern dargestellt. Mit Aegypten beginnt eine Ländergruppe, die dem Gelb eine geringere Stellung anweist, es sind andere Cultusfarben, die, wie feurig-rothbraun (kupferfarbig), weiß, schwarz u. s. w., neben dem Sonnengelb auftreten. Selbstverständlich verschwindet letzteres nicht im Cultus. In Heliopolis findet sich ein dem Sonnengott Ra geweihter heiliger gelber Stier Mnevis als Symbol der Sonne. Das Gelb ist in dem den Aegyptern so wichtigen Todtencultus herrschend. Gelb sind die reichgeschmückten, mehr ineinandergeschachtelten Mumienkasten, gelb ist die Hauptfarbe der Decoration der Grabstätten, in gelben Kleidern trauerten die Aegypter. Mit Hinblick auf diese weittragenden Wirkungen der Farbe in Bezug auf Religion, Cultus, Zauberei und Aberglauben (der beispielsweise hieran sich anlehnend bis zu den feuerrothen Haaren der Hexen sich erstreckt) wird uns wol erklärlich, daß eine Unzahl von Thieren, Pflanzen und andern farbigen Objecten in den Bereich des Cultus und der Religion und des Aberglaubens übergehen mußten. So geschah es, daß die mehr und mehr sich entwickelnde Phantasie später durch die wunderlichsten

Ideenassociationen eine kaum zu übersehende Zahl von Wesen und Objecten in das magische Bereich der Geheimwirkungen zog, sodaß es schwierig wird, diesen Gedankenwindungen im einzelnen zu folgen, zumal sich diese Art von erkundschafteten Geheimwirkungen nicht nur auf den rein religiösen Opferdienst, sondern nebenbei auch auf die mit dem frühesten Priesterthum auf das engste verbundene Kunst, durch Geheimwirkungen zu heilen, bezog. Daher ist es erklärlich, daß nicht nur die Phänomene von Zeugung, Geburt und Tod, sondern auch das Wesen der Krankheit und Heilung zugleich dem ersten kindlichen Nachdenken schon während der frühesten Periode der Feuerzeit unterlagen.

Geschah die Zeugung nach Art der Feuerreibung, war der Körper- und Seelenkeim ein „prometheischer Funke" und die Seele im Körper eine feurige, glühende Luft, ein heißer Athemdampf, so nimmt es psychologisch nicht wunder, wenn wir bemerken, wie das Wesen der Krankheit gleichsam als eine Erstickung, Verdunkelung, Verfinsterung und Verunreinigung dieses im Körper dampfenden Lebensfeuers aufgefaßt und appercipirt werden konnte. — Das warme, reine und weiße Licht verschmolz ursprünglich rasch nicht nur mit den Begriffen des Geweihten, Heilbaren, Heiligen und Erhabenen, sondern auch mit denen der Gesundheit, des Wohlthuns und der Güte. Finster, unrein und dunkel waren dagegen das Unangenehme, das Kranke, Häßliche, Unheilige, Schadenbringende und Böse. So früh, sehen wir, traten in der Geschichte der Religion und der hiermit Hand in Hand gehenden Entwickelung der Weltanschauung die Gegensätze der lichten Reinheit und der dunkeln, bösen, krankhaften Unreinheit ins Bewußtsein.* —

* Wenn wir daher finden, daß Plinius (nach Hermippus und Demokrit) behauptet, daß die Lehre des Zoroaster von der Krankheitslehre und Arzneikunde ausgegangen sei, und gleichsam durch ihn eine höhere und heilige Medicin eingeführt wurde, so zeigt es sich, welche allgemeinen Anhaltepunkte hierzu vorlagen. Plinius sagt ferner: Hierzu sei dann die Kraft der Religion selbst ge-

Böse und unreine Seelen und Dämonen tauchten vor der Phantasie der Völker auf, und während die lichten und reinen Seelen in die lichten, himmlischen Gefilde und in das freudenreiche Jenseits wanderten, hausten jene unreinen Geister als boshafte Kobolde und Gespenster an allen finstern und dunkeln Orten des irdischen Diesseits. Diese schwarzen und bösen Dämonen, die dem Lichte feindlich waren, drangen zuweilen verborgen in den Körper ein, um die Seele zu verunreinigen und Krankheiten hervorzurufen, weshalb denn das Wesen der Krankheit auch als eine Art Besessenheit von seiten böser, dämonischer Geister aufgefaßt wurde und allerlei Heilmethoden gesucht wurden, diese Dämonen wieder herauszutreiben. So suchten die von der religiösen Phantasie geängstigten Menschen sich vor den übelwollenden Seelen und Dämonen jetzt in gleicher Weise zu schützen, wie gegen Krankheit und Lebensgefahr, und die mit den Geheimmitteln betrauten Zauberpriester und Magier befaßten sich, getrieben durch die religiöse Nächstenliebe, mit den Wundercuren, durch welche alle Unreinheiten und Entheiligungen gesühnt und vertrieben werden sollten. „Keine Art von Unreinheit scheint früher und allgemeiner anerkannt, und gegen keine so sorgfältige Gegenmittel erfunden worden zu sein, als gegen die Schwächlichkeiten und Zufälle, denen das andere Geschlecht zu gewissen Zeiten, während der Schwangerschaft und in und nach der Geburt unterworfen ist.“ Unrein waren und sind die Weiber in den angezeigten Zuständen unter den Israeliten, Griechen und Römern und unter Persern und Hindus, in Formosa, Ceylon, Siam, ferner unter den Mongolen, den Ostiaken, Samojeden, den Lappen in Nordamerika, Florida, am Orinoco und unter den Hottentotten. (Vgl. Meiners, „Geschichte

---

kommen, und endlich die Monddeuterei und die Lehre, die Zukunft aus dem Himmel zu erforschen, und so habe diese Lehre durch ein dreifaches Band die Sinne des Menschen in Beschlag genommen, und sei endlich zu solcher Höhe emporgewachsen, daß sie im Orient den Königen der Könige gebot. (Vgl. auch bei Bastian, „Der Mensch in der Geschichte“, II, 175.)

aller Religionen", S. 82.) „Fast alle Völker halten Kranke, besonders Aussätzige, Misgeburten, Sterbende, Leichname von Thieren und Menschen, Trauerhäuser, Gräber für unrein (verdunkelt) und befleckend."* So konnten die Anschauungen sich in der Zeit und unter den Völkern, wo der Seelenbegriff in Kraft trat, wandeln. Waren während der Steinzeit die Gräber geehrt, so begannen sie während der Feuerzeit, und später, während des emporblühenden Seelencultus, unter vielen Völkern als verdunkelt und befleckend angesehen zu werden. „Ebenso dachte man von den Berührungen gewisser Thiere" u. s. w. „Zu den schwersten Verunreinigungen aber rechnete man die Entweihung heiliger Oerter oder Geräthe." (Vgl. Plutarch, I, 335; II, 327; Thucydides, I, 126, 128 u. s. w.) Allein hierbei blieb die Phantasie nicht stehen, auch alle bösen, schadenbringenden Handlungen der Seele wurden als entweihend, verunreinigend, unheilbringend und befleckend angesehen, und so meinte man andererseits auch alle Sünden und Verbrechen durch heilende Reinigungen sinnlicher Art zauberisch tilgen zu können. Aehnliche Hülfsmittel brauchte das Volk gegen Bezauberungen und Beschwörungen, die man gleichfalls für etwas Befleckendes und Ansteckendes hielt. (Vgl. Meiners, Kap. 11.) Daß aus solchem Grunde die Vorschriften für die heiligen Gebräuche des Opferns, des Schlachtens der Opferthiere und namentlich auch die Anordnungen des heiligen Feuerzündens sehr sorgfältig waren, erhellt in diesem Zusammenhange von selbst. Genau waren daher die Maße bestimmt zu den Werkzeugen, mit denen das heilige Feuer entflammt wurde, genau das heilige und geweihte Holz angegeben, von dem gerieben und gezündet werden mußte.

„Von der uttarârani genommen sei stets der pramantha, denn wer einen andern als mantha braucht, wird mit dem Fehler des yonisamkara behaftet.

---

* Ebend., S. 82, s. daselbst die genauern Belegstellen unter allen Völkern.

„Eine nasse, löcherige, verkrümmte, eine mit Rissen versehene arani und uttarârani ist den Opferern nicht heilsam.

„Was das guhya (pudendum) genannt wird, das heißt die yoni (Geburtsstätte) des Feuergottes, das Feuer, das hier geboren wird, heißt segenbringend. Die aber an andern Stellen reiben, gerathen in Gefahr von Krankheit."* Wir sehen, daß das Feuer unvorschriftsmäßig, ungeweiht, gewissermaßen unrein gezündet Krankheiten zu bringen vermag. Daß das Feuer Krankheiten verursachen und heilen konnte, und Krankheit der kindlichen Phantasie jener Zeit, wie wir sehen, folgerichtig etwas gleichsam Befleckendes, Unreines, Dunkles (gegenüber dem gesunden, lichten Seelenfeuer im Körper) war, darf nicht wundernehmen, da ja die Schamanen der Urzeit, wie wir früher gesehen hatten, durch die Heilkunst selbst Feuer und Wärme als heilige, heilsame Erscheinungen verbreitet hatten. Erst als hieraus geschichtlich später die Kochkunst, wie wir sahen, hervorgegangen (vgl. die Anmerkungen zu Kap. 3) und das Feuerzünden und das Kochen der Speisen allgemeiner geworden war, sank durch Gewohnheit der Zauber von diesen Gegenständen, obwol er sich trotzdem in fast allen Religionen der Erde bis zum gewissen Grade erhalten hat. In der Urzeit aber war die Heilwirkung durch Wärme und heiße Dämpfe u. s. w. allgemein. Wärme und Dampf von Kräutern, Zauberobjecten und Thieren gehörten daher zu den ersten und bedeutendsten zauberischen Heilungs- und Reinigungsmitteln. (Vgl. Tibull, II, 6; Propert., II, 28; Juvenal, „Satiren", II.) Erst später trat hierzu das natürliche Reinigungsmittel, das Wasser (bei den Griechen und Israeliten, Numer. 19, 13); allein auch mit Menschenfleisch und gekochten Thieren, mit Speichel, Honig, Opferblut und Menschenblut suchten noch in später Zeit die priesterlichen Heilkünstler zu heilen und zu reinigen.

* Vgl. Kuhn, S. 73 und 74.

Es würde zu weit führen, wollten wir im einzelnen dem Zusammenhange gemäß ausführen, was sich in allen Völkern noch heute über diese Anschauungen deutlich vorfindet und in den civilisirten Religionsanschauungen erhalten hat. Die Lichter am Altar, das Wasser in der Taufe, der Weihrauch der Chorknaben sind Symbole, die noch heute als Reste hiervon unsern religiösen Gebräuchen ankleben. Bezüglich der Naturvölker erscheint das Material zu umfangreich, um es an diesem Orte geben zu können, es sei mir daher gestattet, auf die von Tylor, Lubbock und Bastian hierüber gesammelten Einzelheiten zu verweisen. Nur hinsichtlich des Seelenbegriffs will ich mir hier noch einige genauere Nachträge gestatten. Wir sehen, daß das wesentlichste Merkmal des Seelenbegriffs die körperlose völlige Abscheidung vom Leibe ist. Wie der Rauch sich von der Flamme trennte, um emporzusteigen in den überirdischen Himmel, oder vom Winde fortgeführt zu werden, dorthin, wo die Sonne aufging oder unterging, mit Einem Worte ins Jenseits, so auch die körperlose Seele, sie schied sich ab vom Leibe, und wie der Rauch im Lichte der Sonne einen dunkeln Schatten warf, so war auch der Rauch und das warme Pneuma der Seele gleichsam den Urvölkern etwas in diesem Sinne körperlos Schattenhaftes. Wir müssen die hier bezüglichen, sinnlichen Erscheinungen, die auf die Bildung des Schattenbegriffs einen Einfluß übten, scharf zusammenhalten, um den Zusammenhang der Combination und die sinnliche Unterlage der eigenthümlichen Ideenassociation genau einzusehen. Nicht das Traumbild des Körpers war im Stande, den Begriff des seelenhaften Schattens entstehen zu lassen, sondern nur das sinnliche Substrat, das als dampfende und rauchende Wärme sich abschied, um sich verflüchtigend unsichtbar in den Himmel zu heben. Hiermit stimmen die Ergebnisse der Sprachforschung vollständig überein. Der Ausdruck der Tasmanier für Schatten und Geist ist derselbe, desgleichen bezeichnen die indianischen Algonquins die Seele des Menschen mit Otachuk, d. h. sein Schatten. In der Quichésprache wird das Wort natub für Schatten und Seele gebraucht. (Martius.) Das ueja der Aravacer bedeutet Schatten und Seele. Wenn Dobrizofer erzählt, daß die Abiponer das Wort loakal für Schatten, Seele, Echo und Bild gebrauchen, so ist das eben nur in Bezug auf die ersten Begriffe correct, das andere aber hinzugedichtet. Die Zulus gebrauchen nicht allein das Wort tunzi für Schatten und Geist, sondern sie denken auch, daß der beim Tode eines Menschen vom Körper sich scheidende Geist zugleich der Geist eines Vorfahren zu werden im Stande ist. (Vgl. Tylor, S. 388.) Der Begriff der Seele als Athemdampf kann durch den ganzen semitisch-arischen Sprachkreis verfolgt

werden. Im Hebräiſchen heißt nephesh Athem, zugleich aber auch Leben, Seele, Gemüth, während ruach und neshamah den Uebergang von Athem auf Geiſt durchmachen. Dieſen Worten entſprechen im Arabiſchen nefs und ruh. Athem bedeutet in den Sanskritſprachen âtman und prâna, im Griechiſchen haben wir psyche und pneuma. Im Slawiſchen ſteht die Bedeutung von duch für Seele, Athem, Geiſt. Hierher gehören auch die lateiniſchen Bedeutungen von animus, anima und animal als lebendiges Weſen, Thier. War der Blick des Menſchen durch den Rauch der Opferflamme, ferner durch die ſich als Dampf und Rauch vom Körper abſcheidende Seele und durch die damit im Zuſammenhange ſtehende Leichenverbrennung gen Himmel geleitet, ſo kann es nicht auffallen, daß man hier in den Lüften zunächſt den Vögeln wieder begegnete, welche man daher vielfach als Sendboten der Seele oder, wie die weiße Taube, als Symbol der Seele ſelbſt faßte*, auch wurde der Vogel als Seelenbringer aufgefaßt, man denke an den Storch und ähnliche in dieſen Ideenzuſammenhang gehörige Erſcheinungen, an welche ſich auch wiederum das ſchon früher erwähnte Weiſſagen aus dem Vogelfluge anlehnt. (Vgl. zugleich die Anmerkungen, Kap. 6. Vgl. ferner E. Kuhn, „Die Vorſtellungen von Seele und Geiſt", Berlin 1872, S. 7 fg.)

* Vgl. Grimm, „Mythologie", S. 788; Rochholz, „Sagen", I, 245, 293 und II, 44, Anmerk. zu 269; vgl. zugleich Kuhn, „Herabkunft des Feuers", S. 107.

6.

Die früheſte fetiſchiſtiſche Betrachtung der leuchtenden Himmelserſcheinungen.

Die Geſtirne in der urſprünglichen Anſchauung als magiſche Feuer, entzündet von Feuerprieſtern und zauberiſchen Lichtherren. — Die ſich allmählich ausbildenden tiefen Abhängigkeitsgefühle gegenüber den zauberhaft erſcheinenden Naturgewalten. — Das Auftauchen des äſthetiſchen Erhabenheits- und Unendlichkeitsbegriffs in Bezug auf den Makrokosmus. — Die hiermit vor ſich gehende genauere Trennung von Göttern und Prieſtern bei den Culturvölkern. — Die Idolatrie und deren Beeinträchtigung des Erhabenheitsbegriffs. — Die Unterdrückung der Idolatrie bei den Hebräern in Rückſicht auf die höhere Ausbildung des Erhabenheitsbegriffs der Gottheit. — Nicht alle Völker der Erde ſind gleichmäßig und gleichweit in die Weltanſchauung der Feuerzeit mit ihrer Begriffsbildung eingetreten.

In Rückſicht auf die im Zuſammenhange ſich ausbildenden religiöſen Gebräuche, Sitten und Anſchauungen jener merkwürdigen und großartigen Entwickelungsepoche der Feuerzeit müſſen wir anerkennen, daß der Geiſt in der Beurtheilung der Erſcheinungen ſeiner Umgebung und innerhalb ſeines Lebenskreiſes jetzt unnennbare Fortſchritte gemacht hatte. Wie ſonderbar wäre es bei der ſich nach allen Seiten hin ſtärkenden Beurtheilungsgabe daher geweſen, wäre der Geiſt, der das Feuer zu zünden erfand, mit ſeinen Augen jetzt noch haften geblieben am Erdboden. Unmöglich konnte ſich der nunmehr befähigtere Sinn mit dem engern Wahrnehmungskreiſe der

Thiere begnügen. Phantaſie und auf Aehnlichkeitswahrnehmungen geſtützte Betrachtungsweiſe trugen alsbald die Augen durch ein neues Bewußtſein geſtärkt zum Himmel, und der kindliche Menſch that, trunken von Ahnungen und geheimnißvollen Empfindungen, den erſten tiefern Blick in die erhabenen Wunder des Makrokosmus. — Da ſtrahlten ſie denn hoch droben und erhaben am Himmel, die feurigen Punkte und die flammenden Kreiſe, aus welchen früher der ſtumpfe thieriſche Blick nichts Tieferes zu machen wußte. Jetzt freilich war es anders geworden. Die roth glimmende Sonnenſcheibe, die früh des Morgens am Horizont auftauchte, um bei Tage im lichten Glanze Glut und Wärme zu ſtrahlen und am Abend wieder in glühender Röthe wie ein verkohlendes Feuer zu verlöſchen; der ſich glanzvoll erhellende und wieder verdunkelnde Mond, die ſchimmernden Lichtpunkte der Sterne, und der zackige, feuerſtrahlende Blitz: das waren nunmehr die ſich mit dem neuentſtehenden Intereſſe des religiös Erhabenen umkleidenden Objecte der entferntern Außenwelt, auf welchen das Auge verſtändnißvoller als bisher haften blieb. So weit war der kindliche Geiſt in ſeiner Entwickelung vorgeſchritten, daß er nunmehr an die leuchtenden Objecte und Erſcheinungen des Himmels mit wirklichem Intereſſe und dauernder Theilnahme anknüpfen konnte, ſodaß der Phantaſie eine beſtimmtere Baſis geboten wurde, von der aus ſie dieſe Objecte in ein allgemeinverſtändliches Licht zu ſetzen im Stande war. Daß in allen jenen phantaſiereichen Anſchauungen der leuchtenden Himmelserſcheinungen die Analogie mit der lodernden Opferflamme eine wichtige Rolle ſpielen mußte, iſt leicht einzuſehen. Alle am Horizont angeſchauten dahinſchwebenden Lichtflächen wurden jetzt dem Auge zu erhabenen, mächtigen Feuern. Doch wer zündete dieſe aufflammenden und wieder untergehenden Himmelsfeuer ſtets von neuem wieder an? Wer war die Urſache hinter jener Wirkung des Anzündens und Erlöſchens? Lebendige, wenn auch gleichgültige Weſen waren es bereits der thieriſch-naiven Anſchauungsweiſe geweſen. Offenbar, ſo folgerte

jetzt die von bestimmter Seite her angeregte Phantasie, waren es mächtige Feuererzeuger und mit zeugender Kraft begabte erhabene Zauberpriester, welche die hellen Feuer am Himmel entflammen und wieder verlöschen machten. Wir sehen, es flossen der kindlichen Anschauung die Vorstellungen von den feuerzeugenden erhabenen Priestern mit den erhabenen Feuerzündern am Himmel noch gewissermaßen zusammen; denn es lagen diese Vorstellungen hier noch durch bestimmte Ideenassociationen inniger miteinander verschmolzen. So war Atharvan nicht blos derjenige, der den Agni vom Himmel holte, sondern zugleich auch der Genosse der Götter, „und in gleicher Weise sehen wir die Bhrgus mit den Göttern verbunden". „Einerseits", sagt Kuhn, „traten die Bhrgus an die Stelle der Götter, andererseits übernahmen sie das Geschäft des Mataricvan (ein feuerreibendes und feuerbringendes, halbgöttlich gedachtes Wesen), während sie drittens auch als Menschen neben dem Manu (dem Stammältesten) und seinem Geschlecht erscheinen. Das sind anscheinend ganz verschiedene Kreise der Thätigkeit, und es scheint schwer, für sie eine Vermittelung zu finden. Sehen wir uns indessen anderweitig um, so wird von den Angirasen, einem andern der alten Priestergeschlechter, gleichfalls erzählt, daß sie wie die Bhrgus den in der Höhle befindlichen Agni gefunden haben, und Agni selber wird vielfach Angiras genannt. In gleicher Weise erscheint Atharvan, der Stammvater eines dritten Priestergeschlechts, gleichfalls als der, welchem die Herabholung des Agni zugeschrieben wird, wie er andererseits auch als ein Genosse der Götter, als ihr Verwandter und im Himmel wohnend erscheint." (Kuhn, „Die Herabkunft des Feuers", S. 6 fg.) Wir sehen, wie die Ideenassociation von den erhabenen Feuerpriestern und Magiern zu den erhabenen Göttern hinüberführte, und wie zugleich alle hierauf bezüglichen Vorstellungen noch gewissermaßen verschmolzen und ursprünglich ineinanderflossen. Erst in einer spätern, fortgeschrittenern Zeit differentiirten sich die verschwimmenden Bilder, und die Priester

mit ihren Lehren ſelbſt waren es, welche dieſe Trennung dem Volke mehr und mehr ſpäter zum Bewußtſein führten. Zwar waren die feuerzündenden und zauberthätigen erhabenen Herrſcher am Himmel mit Augen nicht erkennbar, aber wie ſollten auch in ſo weiter Ferne hoch oben und erhaben in den Wolken die Feuerzünder ſichtbar ſein, da ja die Menſchen den auf hohen Bergen opfernden und zündenden Prieſter ebenfalls nicht wahrnahmen, obwol ſeine heilige Flamme in weiter Ferne deutlich leuchtend ſichtbar war? Aber in der Phantaſie des Urmenſchen mochten die mächtigen Feuerzünder aus ihrer lichten Höhe bis auf die Berge herabſteigen, wenn ſie in den Wolken, die ſich an den Bergen lagerten, im Dröhnen des Donners nach herniedergeſandtem feurigen Blitze ihre ehernen Stimmen vernahmen. Erſt jetzt fanden ſich die Fäden pſychologiſch zuſammen, die es der Phantaſie des Menſchen möglich machten, einen directen Einfluß der Himmelserſcheinungen auf das ſociale, ſittliche Leben zu ſuppoſiren. Einer neuen Wandlung gingen nun die bisherigen gleichgültigen Vorſtellungen über die Himmelserſcheinungen entgegen. Denn nach den Erfahrungen, die der Menſch mit den von den Prieſtern gezündeten Feuern gemacht hatte, fand die Phantaſie ein reiches Feld vor, auf welchem ſie nach Erklärungen über fernwirkende Beziehungen der leuchtenden Erſcheinungen am Himmel zu Prieſtern, Opferern und Menſchen ſuchen konnte. Daß der kindliche Ideenwandel darauf verfiel, die Himmelsfeuer mit den Opferfeuern der Feuererzeuger zu vergleichen und die zu den Himmelserſcheinungen geſuchten Urſachen ſich in das Gewand des Prieſterthums hüllten, das kann uns hiernach nicht auffallen.

Freilich mußten es gegenüber den irdiſchen Feuerreibern noch mächtigere Prieſter und Flamines ſein, die jene Himmelsfeuer zündeten, aber ſelbſt dieſer Unterſchied des Grades konnte nicht ſogleich in voller Stärke vor das kindliche Bewußtſein treten, da der Menſch gewohnt war, mit dem Auge das in nächſter Nähe Geſehene zu vergrößern, das Entferntere dagegen mit einem geringern Maßſtabe

zu messen. Daher bedurfte es denn erst der Mithülfe der priesterlichen Weisheit, der Menge diesen Unterschied des Grades bezüglich der Erhabenheit beizubringen, und es wird uns damit erst erklärlich, daß viele Völker, da sie durch ihre Priester nicht veranlaßt wurden, diesen Unterschied in der Erhabenheit in sittlich tiefer Weise zu bilden, denselben auch niemals erfaßt haben.* Anders gestalteten sich daher die Ideen hierüber unter vielen sehr niedrigen Naturvölkern, anders unter den höher begabten Culturvölkern. Je mehr die von primitivem Nachdenken geleiteten Zauberpriester und Magier der begabtern Völker die Vorstellungen über die Naturmächte von überschwenglichen Phantasien umkleidet im Geiste bewegten, um so mehr erkannten sie hiermit zugleich, daß sie diesen feuererzeugenden, schöpferisch wirkenden Machthabern gegenüber doch nur als ohnmächtige Diener und Knechte erschienen. Doch obwol ohnmächtiger und geringer, fühlten sie sich dennoch mit jenen Gewalten in einer geheimen engern Verbindung wie die übrige Menge, sie fühlten im Hinblick auf ihre Leistungen und Zauberkenntnisse, daß sie allein vor allen übrigen ein Anrecht hatten, die Begnadigten dieser gewaltigen und erhabenen Mächte zu sein. Schien es ihnen doch, als hätten sie aus ihren Händen ihre merkwürdigen Kenntnisse empfangen, ja es hatte den Anschein, als seien sie die eigentlichen Abkömmlinge, die directen Nachkommen jener Erhabenen und Mächtigen dort droben.

* Auch Ceben in seiner Abhandlung: „Mythologische Vorstellungen von Gott und Seele" („Zeitschrift für Völkerpsychologie", Bd. 5), geht auf die Aehnlichkeit und die Verschmelzenheit jener Vorstellungen ein und sagt: „Die beiden Feuerreiber (nämlich der irdische priesterliche und der überirdische am Himmel) sind in der Kategorie «Ding» gleich, in Bezug auf ihre Eigenschaft verschieden: der eine wird zunächst als größerer Mensch, also blos quantitativ, dann aber als Gott, also qualitativ verschieden, objectivirt, während der andere Mensch bleibt." (S. 427.) Daß diese Trennung von Gott und Mensch oder besser von Feuerpriester und Lichtherr nur erst nach ihrer qualitativen Seite hin ganz allmählich vor sich gehen konnte, ist in Rücksicht auf alle hier in Betracht kommenden psychologischen Momente und Thatsachen offenbar leicht zu erklären.

Sie beſaßen ja zugleich wie jene die gleichen Kenntniſſe in der heiligen und erhabenen Geheimkunſt, die zeugende Kraft des Feuers und des Lichts hervorzurufen. Konnten oder mußten daher nicht jene ſie dieſe Kunſt in älterer Zeit einſt gelehrt haben? Gewiß ſchien es ſo; denn waren nicht Jahrhunderte verfloſſen, waren nicht viele Generationen begraben worden, bevor nach dem wirklichen Hergange der Sache ein auf dieſen Gedankenkreis gelenktes Nachdenken ſich entwickeln konnte? Wie lange mochte es gewährt haben, bevor der Seelenbegriff vom Bewußtſein völlig klar appercipirt war, ſodaß er zum Gemeingut der großen Menge werden konnte! Sollte es mit dem ſich ausbildenden Gottheitsbegriffe anders geweſen ſein? Langſam und allmählich war er im Laufe des großen Umſchwungs der Anſchauungen, den die Epoche der Feuererfindung mit ſich brachte, erwachſen. Allmählich nur drängte ſich unter den begabteſten Völkern innerhalb des neuen Erfahrungskreiſes das tiefe Gefühl directer ſittlicher Abhängigkeit von jenen lebendig und perſonificirt gedachten Naturgewalten auf, und ſiehe da, als man ſich endlich im höhern Maße dieſes Abhängigkeitsgefühl zum Bewußtſein führte, da war nun mit Einem Schlage das Moment des ſittlich-kosmiſch Erhabenen, alſo des Erhabenen bezüglich der hehren Naturgewalten, vor die kindlich denkende Seele getreten. Jetzt nun wurden folgerichtig die Begriffe der Feuer- und Lichtherren am Himmel gebildet und mit den Attributen einer zeugenden (weil feuererzeugenden) ſchöpferiſchen Kraft ausgeſtattet. Damit war die früheſte Baſis gegeben, auf welcher die Begriffe der Götter, Schöpfer und Erhalter beſtimmter Naturkräfte ſich entwickeln konnten. Die Religion ging nun einem neuen Aufſchwunge, einer neuen, tiefern Entwickelung entgegen.

Werfen wir einen Augenblick, um dieſe Entwickelung zu überſehen, einen Blick zurück auf die urſprüngliche Ausbildung des Erhabenheitsbegriffs. Wir hatten geſehen, wie ſich die bisher entwickelnde Religion mit ihrer ganzen ſittlichen Fülle und Hingebung

urſprünglich auf die natürlichen, ſittlichen Vorgeſetzten geworfen hatte. Den Greis, die Väter und die Patriarchen hatte man achten lernen, das Volk beugte ſich ehrfurchtsvoll vor den Stammälteſten und brachte ihnen ſittliche Huldigungen dar, während die Phantaſie dieſe Mächtigen mit einem Nimbus des Erhabenen umkleidete, der die ſittliche Hingabe bis zu einem Cultus ſteigerte. In der ſpätern Epoche der Feuerzeit, ſahen wir, wurden nur zu raſch auch die mächtig werdenden Magier und Zauberer als ehrfurchteinflößende, erhabene und ſittlich verehrungswürdige Weſen betrachtet, man brachte daher auch ihnen Opfer dar, bewarb ſich um den Nutzen ihrer geheimnißvollen Heilkünſte und bewies ihnen eine tiefe abergläubiſche, religiöſe Dankbarkeit. In allen dieſen ſich entwickelnden und geſchichtlich auftauchenden „ſittlich leitenden Mächten" hatte die naive Hingebung nicht nur den Menſchen, ſondern vielmehr den ſittlich erhabenen Vorgeſetzten anerkannt. Der von ihnen ausgehenden ſittlichen Leitung und ihren durch Nächſtenliebe und Barmherzigkeit eingegebenen Handlungen galten allein alle religiöſen Huldigungen. Aber je mehr die Menge ſelbſtändig wurde, je mehr die Mängel und Fehler ſelbſt der erhabenſten Herrſcher in ſittlicher Beziehung von allen Seiten durchgefühlt wurden, um ſo mehr mußte nach und nach die Religion nach dieſer Seite hin erſchlaffen. Aehnlich verhielt es ſich mit den Zauberern und Magiern; ſolange urſprünglich die Menge in ihrem dumpfen, ſklaviſchen Sinne geblendet war von der Neuheit und Seltſamkeit ihrer Künſte, konnten ſie eine tiefeingreifende religiöſe Herrſchaft entfalten. Aber dieſe Herrſchaft ſank mit der Länge der Zeit auf ein gewiſſes Maß herab, je mehr man erkannte, daß die Heil- und Zauberkünſte nicht immer die verſprochenen Wirkungen erzeugten und je mehr ſich die Menge allmählich an das zauberiſche Gaukelſpiel gewöhnte. So drohte ſich die Achtung und der Nimbus des Erhabenen in Bezug auf „den ſittlichen Vorgeſetzten" und in Bezug auf die erſten berufenen Verbreiter der Nächſtenliebe und des Gerechtigkeitsſinnes

allmählich, wenn auch nicht gänzlich zu verlieren, so doch sich abzustumpfen. Aber je mehr sich geschichtlich unter den Culturvölkern diese religiösen Wirkungen in Bezug auf die Achtung und Autorität der sittlichen Vorgesetzten unter den Menschen abschwächten, um so mehr fügte es die Entwickelung, daß sich diese Achtung nun auf neue Träger übertrug. Von neuem tauchten, wie wir sehen, auf dem Wege der Ideenassociation hinter jenen am Himmel sichtbaren Objecten sittliche, jetzt erhaben erscheinende Autoritäten empor, welche mit übermenschlicher Gewalt zu herrschen schienen, denen gegenüber sich der Mensch daher jetzt mehr und mehr abhängig fühlte. Diese überirdischen Machtwesen, durch welche der sittliche Erhabenheitsbegriff in den Naturerscheinungen Wurzel fassen sollte, waren die Götter. Auf sie wurde jetzt die Religion übertragen, diese Gewalten lernte der Mensch jetzt als die wahren, unnahbaren, erhabenen Autoritäten und leitenden Herrscher schätzen, alle übrigen Vorgesetzten aber schienen hiermit nur die irdischen, niedern Stellvertreter jener zu sein.

Von nun an entwickelte sich ein ganz neues sittliches Bewußtsein. Das Wesen der Autorität, das ursprünglich, wie wir sahen, im Menschenthum seine ersten natürlichen Stützen und Träger hatte, erhielt einen bedeutenden Zuwachs durch die neuentstehenden Ideen in Bezug auf die Naturkräfte. Das Volk hob jetzt die sittlich lenkenden und regierenden Autoritäten über das Niveau des irdischen Menschenthums hinaus und legte ein ganz neues, bisher nicht gekanntes Moment, nämlich neben dem ethischen zugleich das der kosmisch-ästhetischen Erhabenheit hinein. Unnahbar, überirdisch entfernt, unerreichbar, das ist eben kosmisch erhaben, thronten jetzt jene neuen, von der Menschheit losgelösten Autoritäten. Zwar lief das neue Bewußtsein vom Erhabenen nunmehr Gefahr, diese Naturerhabenheit so hoch, so übernatürlich und übertrieben, d. h. mystisch zu denken, daß alle diese vorgestellten erhabenen Autoritäten ihre natürliche Vermittelung zur irdischen Sphäre ver-

loren*; allein eben dieſe Gefahr, ſofern ſie ſich ſpäter in der Religionsgeſchichte verwirklichen ſollte, wurde für jetzt durch die kindlich malende Phantaſie ausgeglichen, welche noch nicht im Stande war, die Vorſtellung des Irdiſchen und Himmliſchen, und dem entſprechend die Vorſtellung von Prieſtern und Göttern, vermittelungslos auseinanderzureißen. — War ja geſchichtlich nur erſt vor kurzem die Vermittelung durch die Ideenaſſociation vollzogen worden, wie alſo konnte dieſe Verbindung ſo ſchnell wieder zerſtört werden? Alle perſonificirten Urſachen hinter abgegrenzten Wirkungen im kosmiſchen Leben erhob jetzt folgerichtig die kindliche Phantaſie zu ſchöpferiſchen Weſen und zu Herrſchern über beſtimmte Naturkräfte. Man wies ihnen Wohnſtätten an und dachte noch nicht abſtract genug, um nicht jede Gottheit irgendwo genau localiſiren zu müſſen. So entſtand im Laufe der Zeit unter den Völkern die große Reihe der kosmiſchen Götter, als erhaben regierende Machthaber über beſtimmte Naturobjecte und Naturgewalten. Bei bloßen indifferenten Perſonificirungen, wie bisher, konnte jetzt die kindliche Phantaſie nach den gemachten neuen Erfahrungen nicht mehr ſtehen bleiben. Aber freilich war es, wie angedeutet, noch ein weitläufiger Proceß, der den Menſchen zu der Einſicht leitete, daß dieſe überirdiſchen

* Sodaß einerſeits aus dieſer übertriebenen Trennung ſich eine *unüberbrückbare* Kluft zwiſchen Gott und Welt aufthat und der falſche Schluß gezogen werden konnte, daß Gott als Schöpfer *früher* wie die Welt war, d. h. Gott auch ohne Welt beſtehend gedacht werden könne. Andererſeits aber führte das Moment der myſtiſchen Erhabenheit auch die Philoſophen dahin, die ſittliche Weltautorität (d. h. Gott) ſo erhaben und allumfaſſend, d. h. ſo abſolut und zugleich abſtract zu denken, daß das göttliche Weſen gar nicht mehr als Perſon, ſondern nur noch als ein alles umfaſſendes, unvorſtellbares, unperſönliches Abſtractum aufgefaßt wurde, das nichts mehr als ein „*Unding*“ war. War es daher ein großer Fortſchritt in der religiöſen Entwickelung des Bewußtſeins, noch höhere, überirdiſche und erhabene Autoritäten, gegenüber den im Menſchenthume ſich darſtellenden „ſittlichen Vorgeſetzten“, zu begreifen, ſo verlangte es doch die richtige Art dieſer Trennung, die Autorität ebenſo wenig *zu menſchenähnlich wie zu abſtract* zu ſetzen; denn beide Einſeitigkeiten werden dem religiöſen Gefühle nicht gerecht.

Gewalten, die zu ihm und seiner Selbsterhaltung (da er noch kein Ackerbauer und Hirte war und als Jäger den jagenden Thieren noch gleichstand) keine directen, über den Erfahrungskreis der höchsten Thiere hinausgreifenden Beziehungen besaßen, mehr zu fürchten waren wie die Zauberpriester, die ihm aus nächster Nähe und gleichsam aus erster Hand nützen und schaden konnten. Erst die Priester selbst mußten, wie schon oben erwähnt, die Menschen zu dieser Einsicht anleiten, erst ihren Einwirkungen war es zuzuschreiben, daß sich der Geist in die Einflüsse der kosmischen Mächte verständnißvoller versenkte wie bisher, sodaß Blitz und Donner, Sturm und Regen, Sonnenschein, Mondwechsel und Finsterniß die Gefühle der Gewohnheit abstreiften und sich mit einem Zaubermantel umkleideten, den die intelligentesten Thiere, wie aus ihrem naiven, sich gleichbleibenden Gebaren hervorgeht, nicht mehr kennen lernten. Waren die Priester die Berufenen und Auserwählten bezüglich einer aufmerksamern Beschäftigung mit den Heil- und Naturkräften und deren Wirkungen, so gelangten sie auch früher und eindringlicher zu der Einsicht, wie sehr ihnen in ihrem Thun und Treiben die Naturgewalten in aller Beziehung überlegen waren. Indem sie aber die Menge auf diese Ueberlegenheit nachdrücklich hinwiesen und darauf hindeuteten, wie sie mit diesen überirdischen, heiligen Mächten in einer innigern Verbindung standen wie alle übrigen, stärkten sie von neuem ihr priesterliches erhabenes Ansehen und verliehen der Religion einen neuen Aufschwung. Dieser Aufschwung kam nicht allen Völkern gleichmäßig zugute; denn die Zauberer erhoben sich nicht überall zu Priestern, zu denen sie sich ja nur erst dadurch machten, daß sie sich als die Diener und Vermittler jener höhern, überirdischen Mächte hinstellten. Nicht alle Völker bildeten daher den ästhetisch-kosmischen Erhabenheitsbegriff, der als die Grundlage der eigentlichen Gottheitsvorstellung und gewissermaßen als ein Grundmerkmal derselben anzusehen ist, und finden wir auch eine große Anzahl von Volksstämmen, welche kosmische Mächte und

Erſcheinungen abergläubiſch verehren, ſo achte man wohl darauf, welche Art von Erhabenheitsvorſtellungen ſie hiermit verbinden. Findet es ſich aber, daß ſie Vorſtellungen über die kosmiſchen Erſcheinungen beſitzen, die nichts wahrhaft Erhabenes in ſich tragen, und zeigt es ſich ferner, daß ſich unter eben dieſen Völkern kein eigentliches Prieſterthum aus den Zauberern entwickelt hat, ſo dürfen wir mit Recht ſchließen, daß dem ganzen Volksſtamme die wahre Erhabenheitsvorſtellung der Gottheit nicht zum Verſtändniß gebracht wurde, ſodaß die hierzu vor allem berufenen Zauberer ſich nicht die wahre Demuth vor den überirdiſchen und überſinnlichen Mächten aneigneten und die rohe Menge ſomit unter dieſen Umſtänden dieſen Gefühlen fremd blieb. Unter dieſen niedern Völkern werden daher zwar die Zauberer als Fetiſchbeſitzer und Beſchwörer verehrt und gefürchtet, und neben ihnen die geheimnißvollen Werkzeuge, die ſie zum Zaubern benutzen, ja es werden hiermit im Zuſammenhange ſehr oft auch einzelne Geſtirne verehrt, aber die Art dieſer Verehrung trägt nicht den tief erhabenen Charakter an ſich wie bei den Culturvölkern. In den Augen dieſer niedern Stämme ſind daher die Geſtirne und andere kosmiſche Objecte keine Götter, ſondern im Grunde nichts mehr wie Fetiſche, aus denen ſie mit den Zauberern heilige Geheimwirkungen ableiten, die, wenn ſie ſich wirkſam erweiſen, verehrt, wenn nicht, gehaßt und verabſcheut werden. Freilich haben die Miſſionare, ſobald ſie nur irgendeine Geſtirnverehrung (die, wie wir zeigen werden, ſich aus den verſchiedenſten Wurzeln ableiten kann) wahrnahmen, oder ſobald ſie von irgendeinem großen Manne und Herrſcher (der als Seele oft in den Geſtirnen geſucht wurde) reden hörten, ſofort auf das Daſein einer Gottheitsvorſtellung geſchloſſen, aber wie weit das gefehlt iſt, wird ſich aus dem Zuſammenhange unſerer Entwickelungen ergeben.

Von einer Angeborenheit der überſinnlichen Gottheitsvorſtellung kann nach allem Vorausgeſchickten und in Rückſicht

auf die Thatſachen keine Rede ſein, und es kann daher nicht auffallen, wenn uns der ſtrebſame Lubbock („Prehistoric Times", 2. Aufl., 1869, S. 564) und F. Farrar („Anthropological Review", Auguſt 1864, S. 217) in ihren trefflichen Aufſätzen eine große Anzahl von Völkern aufführen, die keinerlei Worte für den Begriff der Gottheit in ihrer Sprache überhaupt beſitzen. So, ſehen wir, iſt es um die Bildung des eigentlichen äſthetiſch-ethiſchen Erhabenheitsgefühls und eines dem entſprechenden tiefern, demuthsvollen Abhängigkeitsgefühls gegenüber den kosmiſchen Mächten ein eigen Ding, denn wir ſehen, welcher Vermittelung es erſt bedurfte, um der Menge dieſen Grad von Erhabenheit zum Verſtändniß zu führen. Dieſe Vermittler aber waren anfänglich die Zauberer, und indem ſie dieſe Vermittelung unternahmen, machten ſie ſich hiermit zu Dienern der Gottheiten, d. h. zu Prieſtern. Gleichgültig hierbei iſt es in Rückſicht auf dieſen Unterſchied, ob ſich das Prieſterthum im Volke als herrſchende Kaſte erhalten konnte, oder ob es ſich in einer freiern Weiſe entwickelte.

Konnte nicht allen Völkern der Erde derjenige Grad von Erhabenheit zum Bewußtſein geführt werden, der ſich als nöthig erweiſt, den wahren und ſich dauernd erhaltenden Gottheitsbegriff zu begründen, ſo meine man nicht, daß dieſer beſtimmte überſinnliche Grad von den begabtern Völkern ſogleich erkannt wurde. Auch das erweiſt ſich als irrthümlich. Es wird ſich zeigen, daß nur erſt nach und nach der zur Vorſtellung nöthige überſinnliche Grad von Erhabenheit erworben werden konnte, was ſchon daraus hervorgeht, daß wir die Erhabenheitsvorſtellungen über das Weſen der höchſten Gottheit und der Gottheiten untereinander ſelbſt unter den Culturvölkern dem Grade nach ſehr verſchiedentlich antreffen, und zwar bei einzelnen verhältnißmäßig ſo ſehr verſchieden, daß wir über ihre auseinandergehenden Anſichten hierüber erſtaunen. In der That war es im Grunde nur den Semiten, vorzugsweiſe aber unter ihnen nur den Iſraeliten beſchieden, das höchſte Moment des Erhabenen

im Gemüth und in der Vorstellung klarer und ausdrucksvoller zur Geltung zu bringen.

Alle übrigen Culturvölker haben eben nur Anläufe im Laufe der Zeit zu diesen tiefern Vorstellungen gemacht, und wenn auch die meisten sehr bald so weit vorschritten, die himmlischen Götter von den Priestern, Gestirnen und den Götzenbildern stärker zu unterscheiden, so blieben diese Götter im ganzen doch noch recht wenig erhabene Wesen, selbst in der Zeit, da unter den Culturvölkern der Göttercultus seine höchste Blüte und seinen strengsten Geist entfaltet hatte, von der Periode des religiösen sittlichen Verfalls gar nicht zu reden, wo auch die Götter wieder in den Staub gezogen wurden.

Haben die zur Cultur übergehenden Urvölker, wie erwähnt, nur erst mit der Zeit die tiefern Vorstellungen gewonnen, durch welche sie die Götter möglichst über den Menschen erhaben vorstellten, so liegt es auf der Hand, daß ursprünglich und *anfänglich* hiervon noch keine Rede sein konnte. Im Gegentheil, die sinnliche Menschenähnlichkeit drängte sich dem früheſten Sinne nach dieser Seite hin noch so mächtig auf, daß der religiöse Geist vorerst versuchte, jene nicht mehr sichtbaren, wohl aber vorausgesetzten priesterlichen Götterwesen möglichst menschenähnlich sinnlich nachzubilden. Nur in der *Größe* und Kolossalheit der Auffassung und Bearbeitung der Abbilder (Götzenbilder) dieser Wesen deuteten die Völker zuweilen auch das Bestreben an, dem Gefühle der übersinnlichen Erhabenheit bis zu einem gewissen Grade möglichst gerecht zu werden. Aber auch dieser Uebergang von den Göttervorstellungen (welche, wie wir sahen, die kindliche Phantasie jetzt an die kosmischen Objecte und Kräfte knüpfte), zu sinnlichen Nachbildungen und Abbildern derselben in Stein und Holz und andern Materialien, vollzog sich nur nach und nach, und unter den hohen Culturvölkern nicht in gleichem Maße und zu gleicher Zeit. Meiners schreibt: „Ursprünglich (?) verehrten alle Völker die Gestirne (?) und andere kosmische Kräfte *ohne bildliche Vorstellungen*. In der Folge aber errichtete man sowol

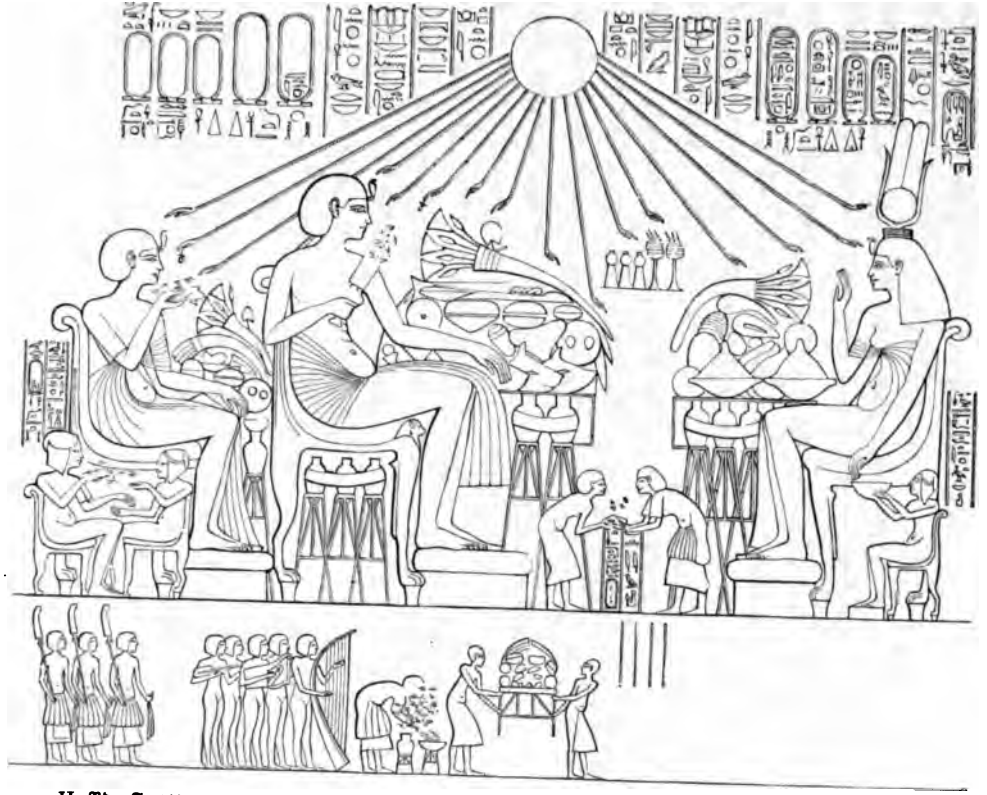
der Sonne als dem Monde Statuen von allerlei Gestalt, sowol menschenähnliche als unförmliche und ungeheuere. Nachdem man diese himmlischen Körper eine Zeit lang in Statuen abgebildet hatte, vergaß man die Entstehung der letztern und fing an, die Gottheiten, die sie vorstellten, von der Sonne und dem Monde zu unterscheiden. Nur in einzelnen Fällen wurde die Einerleiheit solcher allmählich abgesonderten Gottheiten anerkannt. (Bezüglich des letzten Punktes vgl. Herodot, II, 42; Herodian, V, 6 u. s. w.) Allein von vielen Völkern wird uns berichtet, daß sie sich gar keine Abbilder schufen, obwol sich ihre kosmisch-religiöse Weltanschauung vom Mittelpunkte des Feuers aus sehr ideenreich gestaltet hatte. Schon bei den Persern und Iraniern trat der eigentliche Götzendienst in den Hintergrund, und dies war noch mehr der Fall bei den Germanen.* Wir dürfen eben nicht außer Acht lassen, daß die künstlerische Begabung, welche die Phantasie und die gestaltende Hand zur Versinnbildlichung anspornten, nicht bei allen Culturvölkern die gleiche war. Unter den Stämmen aber, welche Trieb und Anlage hierzu besaßen, entwickelte sich die Gottheitsreligion im Verein mit Götzendienst, der sich seiner Natur nach alsdann zugleich innig mit dem Fetischismus und der Zauberei verband. Wie man durch die Zauberei bereits Steine, Bäume, Feuer und anderes hatte verehren lernen, so knüpfte demgemäß auch die Verehrung in niedrigster Weise an die Götzenbilder an. Man diente den Bildern wie den Göttern selbst. Man behandelte die Statuen wie lebende Wesen. Man reinigte, bekleidete und schmückte sie (über die Affen auf dem Kaukasus vgl. Pallas, «Beiträge», III, 334, über Mingrelier Lamberti, S. 230), man gab ihnen Schmäuse und andere Lustspiele. (Ueber

* Wir reden hier selbstverständlich nur von Culturvölkern, denn viele tiefer stehenden Völker bildeten, wie wir im weitern Verlauf des Textes sehen werden, meist deshalb keinen eigentlichen Götzendienst aus, weil sie überhaupt gar nicht belangreich genug in die religiöse makrokosmische Weltanschauung eintraten, und überhaupt keinen Gottheitsbegriff bildeten.

die Statuen der Römer vgl. Plinius, V, 8, 34, c. 7, bei den Griechen Pausanias, I, 26, 27, auch Plutarch, VII, 126, berichtet über hierher gehörige Punkte.) Man bedrohte und mishandelte sie aber auch, wenn man von ihnen vernachlässigt oder verrathen zu sein glaubte." (Vgl. Meiners, S. 62.) — That es bereits dem eigentlichen Gefühle und Gedanken der Erhabenheit und Unendlichkeit Abbruch, daß man die über die Menschen erhobenen Götterwesen sich trotz ihrer weiten Trennung und erhabenen Entfernung gar zu sinnlich-menschlich vorstellte, so wurde dieser Abbruch offenbar noch größer und verstärkter durch die Verbildlichung der Götter und den hieran geknüpften Götzendienst. Hier im bildlichen Götzendienste, wie in jeder falschen Versinnlichung, schien der Gedanke der Erhabenheit und Unendlichkeit wieder verlöscht und verwischt zu werden, und wir dürfen uns nicht wundern, wie bedeutende Religionsstifter und Priester, wie z. B. Moses, Aaron und andere, welche tiefer von dem Gefühle einer wirklichen Erhabenheit der Gottheitsidee durchdrungen waren, hauptsächlich gegen den Götzendienst und die sinnliche Verbildlichung der Gottheit auftraten.

Offenbar mußte die Religion, da sie das Auge jetzt zum Makrokosmus und seinen Erscheinungen gezogen hatte, das Moment der ergreifenden Erhabenheit, beziehungsweise der Unendlichkeit in sich aufnehmen, und die Erhabenheit mußte (wenn auch maßvoll) die Vorstellungen der Gottheit umweben. Es war daher offenbar nur ein Stehenbleiben auf halbem Wege, wenn viele Culturvölker die Götter als Menschen in den Gestirnen und in der sinnlichen Höhe, d. h. auf Bergen u. s. w. suchten.

Wurden aber die Götter in die leblosen Statuen übertragen, um diese Bildwerke zugleich zu fetischartigen Zauberobjecten umzugestalten, so wurden offenbar die neuen Gedanken der Erhabenheit wieder großentheils abgeschwächt. Man muß daher diese Ueberleitung der religiösen Anbetung auf nachgebildete Götterdarstellungen und Idole als eine Verirrung des religiösen Gefühls im religiösen



II. Bd. S. 148.

Aegyptiſche Sonnenopfer.

Entwickelungsgange bezeichnen, eine Verirrung, die von den ſich in religiöſer Beziehung am höchſten entwickelten ſemitiſchen Stämmen (Iſraeliten) ſpäter überwunden wurde. Erſt dadurch, daß die Völker ſich gewöhnten, den Verſinnlichungen und Götzen möglichſt zu entſagen und erhabenere und zugleich tiefere Gedanken über das Machtbereich der Gottheit anzunehmen, erſt da konnte die wahre Religion vorſchreiten, und der Blick durfte ſich unbefangener, gefühlvoller wie bisher zu den erhabenen und unendlichen Höhen des Himmels und zu den Offenbarungen der makrokosmiſchen Erſcheinungen erheben. Daß der erhaben durchdachte Gedanke über die höchſte weltregierende Gottheit zugleich zum Monotheismus führte, während umgekehrt die polytheiſtiſchen Gottheitsanſchauungen um ſo mehr auswucherten, je flacher und oberflächlicher und menſchenähnlicher die Götter in ihrer Würde gedacht wurden, das iſt unſchwierig zu erkennen. Blieben die meiſten heidniſchen Culturvölker in der Entwickelung des Gottesbegriffs gegenüber den ſemitiſchen Hebräern zurück, ſo blieb bezüglich eben dieſes Begriffs eine Anzahl von tiefer ſtehenden Völkern noch weit mehr zurück, und viele Stämme unter den Naturvölkern finden wir, welche, wie bereits erwähnt, trotz eines ſehr ausgebreiteten Fetiſchismus und einer damit eng verknüpften Zauberei über die Gottheiten im Makrokosmus gar keine Vorſtellungen entwickeln, ſodaß ſie in den Feuern der Geſtirne nur die Seelenflammen ihrer erhabenen Vorfahren, nicht aber darin getrennte, erhabene Götter ſuchen. Daß alle Völker auf der ganzen Erde, ſelbſt die niedrigſten, in die fetiſchiſtiſche überſinnliche Weltanſchauung der Feuerzeit eingetreten ſind, und alle Völker bis zum gewiſſen Grade ferner den Seelenbegriff auffaſſen lernten, auch über Krankheit, zauberiſche Heilung, Tod und andere Erſcheinungen des geſelligen Lebens beſtimmtere, wenn auch phantaſtiſche Vorſtellungen entwickelten, das lehren den vergleichenden Pſychologen die ethnologiſchen Thatſachen zur Genüge. Allein ſchon über das geſellige Leben hinaus zu den religiöſen Anſchauungen

über die Gestirne erhoben sich bei weitem nicht alle Völker, und unter sehr niedrigen Völkern findet sich oft nichts weiteres wie Vorstellungen über bedeutende verstorbene Zauberer, Häuptlinge und große Männer, deren umherschweifende Seelen als gefährliche Dämonen gefürchtet werden. Noch tiefer stehende Stämme finden wir, welche selbst den Seelenbegriff mindestens auf nicht ganz klare Weise ausbilden. Es ist leicht einzusehen, daß solche Stämme noch weiter wie alle jene zurückblieben, da sie über die Vorstellungen eines fetischartigen Zauberdienstes und seltsame Grabceremonien, welche an die sinnliche, thierisch-naive Weltanschauung der Vorfeuerzeit deutlich erinnern, gar nicht hinauskamen. Daß hier in sittlicher Beziehung daher nur die Begriffe von „Vater", „Herrscher", „großer Häuptling", „großer Herr" und „erhabener Zauberer" bekannt sind, und sich für den Ausdruck einer erhabenen, überirdischen, makrokosmischen Gottheit gar kein Wort in ihren Sprachen findet, darf dem Ethnologen daher nicht sonderbar erscheinen.

Wie man früher wol ohne Rücksicht auf die psychologische Forschung annahm, daß das Bedürfniß zu kochen dazu beigetragen hätte, den Menschen anzuregen, das Feuerzünden zu erfinden, ohne zu bedenken, daß das Kochen dem Urmenschen noch kein Bedürfniß war und die Frage eben die ist, nachzuweisen, aus welchen Gründen sich ein solches Bedürfniß entwickeln konnte, so verhält es sich auch mit der Ansicht über die Entstehung des Ackerbaues und der Viehzucht. Noch vielfach findet sich die Meinung verbreitet, daß der Mensch ein ursprüngliches Bedürfniß empfand, den Ursachen des Wachsthums der Kräuter und Bäume nachzuforschen, oder aber, meint man, mindestens war ihm ein ursprünglicher Hang eigen, sich der Viehzucht anzubequemen, da ihm die Beute der Thiere ja ein Bedürfniß war. Allein alle derartigen Vorstellungen sind nur oberflächlicher Natur; denn das Bedürfniß, dem Wachsthum der Pflanzen nachzuforschen, erforderte eine große Reihe von vermittelnden Vorstellungen, zu welchen der im Kampfe mit der Thierwelt lebende Urmensch so ohne weiteres, wie man annahm, nicht vorschreiten konnte. Denn von Kräutern und Blättern

lebten die Menschen nicht, sondern neben der thierischen Kost, welche die Hauptnahrung bildete, von Wurzelknollen und Baumfrüchten. An Bäumen und Sträuchern aber ließ sich das eigentliche Wachsthum und die Requisiten zur Fruchtbarkeit nicht in dem Grade beobachten wie an Kräutern und Samen. Das Aussäen von Samen war daher erst wiederum eine Erfindung der spätern Zeit, die auf nicht mehr ursprünglichem Boden gedieh. Aehnlich verhält es sich mit der Viehzucht. Wohl hatte der Urmensch ein großes Bedürfniß nach fleischlicher Nahrung und thierischen Producten, aber auf den Gedanken, die Thiere zu zähmen, sie an sich zu fesseln und mit ihnen gemeinsam nach Nahrung zu suchen, kam er dennoch nicht so ursprünglich, wie man meint; denn das scheue Wild der Urzeit ließ sich lebendig nicht einfangen, und wenn es eingefangen war, nicht so rasch zähmen, wie das heute den Anschein hat in Rücksicht auf unsere Hausthiere, die nach jahrtausendelanger Zähmung hierzu heute eine angeerbte Prädisposition mitbringen. Solch eine Art von Zähmung war ursprünglich eine gewisse Kunst, die verstanden sein wollte, denn ohne sie wären die Thiere nur zu rasch wieder entlaufen. Es gehörten daher schon Erfindungen der verschiedensten Art dazu, die Thiere zu gewöhnen, sie beieinanderzuhalten, sie zur Begattung zu bringen und Milch und andere Producte von ihnen zu erwerben. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß nur die begabtern Völker dem urwüchsigen Hange zur Jägerei entsagten und dazu übergingen, den Beobachtungssinn auf diese Dinge zu richten. Daß die hinsichtlich der Naturbeobachtungen am meisten geschärften Priester an der Feststellung aller hierher gehörigen Erfahrungen einen großen Antheil hatten, ist nicht zu bezweifeln, und wenig auffällig ist es daher, daß die Flamines unter diesen höher begabten Völkern sich zu einer ganz andern Stellung emporschwingen konnten, und mit viel umfangreichern Naturerfahrungen ausgestattet, der mit der Entwickelung der Religion Hand in Hand gehenden äußern Cultur einen höhern Aufschwung zu ertheilen im Stande waren. Daher ist es begreiflich, daß dort, wo Ackerbau und Viehzucht angetroffen werden, Religion und Priesterthum einen ausgeprägtern, höhern Charakter an sich tragen, ja im Grunde nur hier das eigentliche Priesterthum gegenüber dem sogenannten Zauberthum platzgreifen konnte. Nur unter diesen begabtern Culturvölkern bildeten sich erhabenere Gottheitsvorstellungen aus, die sich dem Grade nach von den zauberischen Fetischen unterschieden. So, sehen wir, ging die Entwickelung der Religion aufs innigste mit den Fortschritten der Cultur Hand in Hand. Beide, Religion und Cultur, sind in ihrer Ausbildung wechselseitig voneinander abhängig, beide aber mußten selbst unter den begabtesten Völkern ur-

ſprünglich erſt errungen und erworben werden. Alle Culturvölker mußten daher, bevor ſie Ackerbau oder Hirtenthum trieben, ſchon ein Stadium durchſchritten haben, innerhalb deſſen ſie nur dem rohen und wilden Jagdleben ergeben waren, wie die übrigen, im verwilderten Zuſtande gebliebenen Naturvölker. Dieſem Zuſtande aber entſpricht in religiöſer Beziehung das niedrige Zauberweſen, während mit dem Beginn von Viehzucht, Hirtenthum und endlich Ackerbau ſich die Religion bedeutend hebt und die Schamanen zu einem größern Einfluß gelangen, der endlich zur Entwickelung des Prieſterthums hinüberführt. Daß die Semiten, Indogermanen und Hamiten in jener Zeit, da die Flamines auftraten und das Feuer erfunden wurde, ſchon Viehzüchter oder Ackerbauer waren, dürfen wir in keinem Falle annehmen. Die Forſchung lehrte uns, daß die Entdeckung des Feuers in die Periode der Steinzeit fiel, in welcher die Völker noch dem rohen Jägerleben ergeben waren. Die Entdeckung des Feuers fällt viel weiter zurück, als wir anzunehmen geneigt ſind, und es iſt daher wahrſcheinlich, daß alle dieſe genannten Völkerſchaften ſich noch in einem ſehr rohen, verwilderten Zuſtande befanden, als die Flamines auftraten und das erſte Zauberthum in Schwung kam. Daß unter den begabtern Völkern nach dieſer Epoche alsdann ſehr raſch der Aufſchwung zur Cultur ſtattfand, wird indeſſen nicht zu bezweifeln ſein. Wie dem ſei, der Satz, daß die Entwickelung der Religion ſtets innig mit dem Aufſchwunge der Cultur verflochten war, und umgekehrt auch die Cultur durch die Entwickelungseinflüſſe der Religion weſentlich gefördert wurde, wird zur Genüge durch den Verlauf der Urgeſchichte beſtätigt.

Ein zweiter Punkt, den wir im Texte nur andeuten konnten, bezog ſich auf den Hinweis, daß der Grad von Erhabenheit, der zur wahren Gottheitsvorſtellung nöthig iſt, von den meiſten Völkern nicht erreicht wird, während die Hebräer vorzugsweiſe das auserwählte Volk waren, das die Gottheitsvorſtellung in ihrer wahren Tiefe zu erfaſſen beſtrebt war. Daß in jener Zeit, da der menſchliche Intellect ſich noch innerhalb der urſprünglichen Apperceptionsenge bewegte, noch von keiner Gottheitsvorſtellung unter den Völkern die Rede ſein konnte, geht nach dem früher Geſagten bereits zur Genüge hervor. Solange die Menſchen nur in naiven Anſchauungen befangen innerhalb eines engern Kreiſes von Vorgängen lebten, die ſich zu ihrem Leben in directe Beziehung ſetzten, gelangten ſie noch nicht folgerichtig zu dem Beſtreben, die ſittliche Autorität in den ihnen fern gelegenen Kosmos hinauszuheben, und wir haben die Gründe beleuchtet, die ſich dieſem Beſtreben als pſychologiſche Hinderniſſe in den Weg ſtellten. Erſt jetzt war die Zeit gekommen, da in Rückſicht auf die gemachten Er-

fahrungen diese Hindernisse von selbst fortfallen, denn hinter den so oft betrachteten, mit naivem Gleichmuth angeschauten Bildern der Gestirne erhoben sich nun nicht mehr wie früher gleichgültige Leiter und Lenker, sondern menschenähnliche Feuerzauberer, deren nützliche und schädliche Wirkungen die Menschen direct kennen gelernt hatten. Die Erfahrungen indessen vermittelten anfänglich nur das Interesse an den leuchtenden kosmischen Erscheinungen, und dieses Interesse verlieh vorerst den Gestirnen gegenüber der Menge einen noch wenig erhabenen, gewissermaßen nur fetischistischen Charakter, den wir bei so vielen niedern Völkerschaften thatsächlich noch heute wiederfinden. Erst den Zauberern der begabtern Völker ist es zu danken, daß sie das Volk dauernd darauf hinwiesen, wie ohnmächtig ihre Künste bleiben gegenüber dem Wirken jener überirdischen Gewalten, die, obwol dem Menschen äußerlich sehr fern stehend, dennoch ihre unsichtbaren Einflüsse auf Baum und Strauch, und Feld und Flur in geheimnißvoller, verborgener Weise geltend zu machen wußten. Der Zauberer zwar weist gleichfalls hin auf die geheimnißvolle Verbindung, die ihn an die fetischistischen Naturobjecte, unter ihnen oft auch die Gestirne ketten, aber er fühlt sich diesen gegenüber nicht in gleichem Grade abhängig, wie die unter den höchsten Culturvölkern sich fortbildenden Priester, welche diese Abhängigkeit immer tiefer und gewaltiger ahnten und damit demuthsvoll auf das Uebergewicht und die Erhabenheit hindeuteten, die ihnen gegenüber die mächtigen Naturgottheiten einnahmen. Der Zauberer und Schamane steht daher nur im Dienste des Volks, er benutzt seine vorgebliche Verbindung mit den Naturmächten nur, um sich der abergläubischen Menge dienstbar zu erzeigen, erst der Priester tritt demuthsvoll in den Dienst der überirdischen Gottheit. Daher der Unterschied in den Erhabenheitsvorstellungen über die Gottheiten unter den Culturvölkern gegenüber den niedrigen Völkerstämmen. Dem Schamanen erscheint, in Rücksicht auf seine Zauberkunst, jede Bitte erreichbar, der Priester hingegen ermißt erst den Gedanken der Erhabenheit seiner Gottheit, die ihm in einer oft unerreichbar hohen Entfernung thront. Erst durch dieses Ermessen der Erhabenheit, erst durch den Hinblick auf die Kluft und die Entfernung, die oft groß, ja oft unerreichlich groß ist zwischen Mensch und Gottheit, tritt der eigentliche und wahre Gottheitsbegriff dem Bewußtsein näher. Hiermit stimmt meine eigene individuelle Erfahrung überein; denn ich erinnere mich, wie schon früher angedeutet, daß mir als Knabe der erhabene Begriff des unsichtbaren „lieben Gottes" nur erst in dem Augenblicke verständlicher vor Augen trat, als man mir mit Hinweis auf die unabsehbar große Entfernung der Sterne die unsichtbare Höhe begreiflich machen wollte, in der ich den

überirdischen Ort des höchsten Wesens, nach dem ich forschte, zu suchen hatte. — Wenn wir nun im Hinblick auf die bisherige Entwickelungsgeschichte der Religion gesehen haben, wie im Individuum sowol wie in der Menschheit überhaupt der Gottheitsbegriff geschichtlich entstehen konnte, wenn wir ferner darauf hinwiesen, daß wir Gründe haben, den Grad der Erhabenheit zwischen Gott und Mensch nicht zu gering, aber auch nicht umgekehrt in der Weise abstract zu denken haben, daß dem höchsten Wesen selbst die Persönlichkeit abgesprochen wird, sodaß durch den Grad der Verallgemeinerung nur noch ein hohles, unverständliches und abstractes Etwas bestehen bleibt, in welchem Gott und Welt unterschiedslos zusammenfallen (Pantheismus), so dürfte vielleicht hier zugleich die Frage am Platze sein, ob wir denn mit Rücksicht auf die geistige Entwickelungsgeschichte wol ein Recht haben, an überirdische unsichtbare Autoritäten und demzufolge auch letzten Endes an eine höchste sittliche Macht im Weltall überhaupt zu glauben. Offenbar, so lehrt uns die geistige Entwickelungsgeschichte der Urzeit, ist der Gottheitsbegriff eine Uebertragung der im engsten Familienkreise, im Staat und in der Gesellschaft ursprünglich anerkannten sittlichen und richterlichen Autorität auf den ganzen Kosmos. Die Annahme der Gottheit stützt sich daher allein auf einen natürlichen Schluß der Analogie. Angeboren ist dabei nur der natürliche, sittliche Einfluß, den im Familienkreise Vater und Kinder sowie Gemeindeglieder unmittelbar und ursprünglich miteinander empfinden und erfahren, um so mehr erfahren, je mehr Anhänglichkeit und Verträglichkeit unter den Familiengliedern und den socialen Gliedern ausgeprägt sind, um so weniger, je mehr das Gleichgewicht von Mitgefühl und Selbstgefühl durch die entgegengesetzten Bedingungen unter den Gliedern gestört ist. Ebenso stützt sich im Staate die Achtung vor der regierenden Gewalt (sei es in der Republik oder in der Monarchie) dem Grade nach auf die gesunden sittlichen Charaktereigenschaften des Volks. Wird niemand die Berechtigung der sittlichen Anerkennung von Autoritäten in Familie und Staat leugnen wollen, so werden sich dennoch sehr viele dagegen sträuben, die im geselligen Menschenleben und in ähnlicher Weise schon im Thierleben, ja man kann sagen im organischen Leben überhaupt in dieser Beziehung anerkannten sittlichen Gliederungen auch durch Analogie auf den Kosmos und das Weltganze zu übertragen. Wie dem sei, so viel steht fest, je geistvoller und durchdachter es auf dem Boden einer gesunden Philosophie gelingt, den Schluß der Analogie (das treffende tiefe Gleichniß) nach dieser Seite hin zu rechtfertigen, den berechtigten Analogieschluß überhaupt zu vertheidigen, um so schlagender wird sich, mit Rücksicht auf Staat, Familie und organische Gesellschaft, die

nerkennung einer höchſten, regierenden, perſönlichen Macht im Weltall
). i. der Begriff der perſönlichen Gottheit) vertheidigen laſſen. Es liegt
as hier fern, den Beweis zu führen, daß wir faſt in allen Wiſſenſchaften
it Hülfe eines berechtigten Schluſſes durch Analogie (d. h. durch Aehn-
chkeitsregeln) die höchſten Wahrheiten erzielt und unſern Erfahrungskreis
ıfs tiefſte durch eben dieſe Schlußfolgerungsweiſe erweitert haben. Er-
ähnen möchte ich, daß gerade auf dem Gebiete der Kosmologie auf dieſe
Beiſe verhältnißmäßig das meiſte erreicht wurde, und philoſophiſch kann
ıs nicht auffallen; denn ſtänden die Erfahrungen in unſerer engern phy-
ſikaliſchen und geſelligen Umgebung nicht im continuirlichen Zuſammenhange
it den geſelligen Verhältniſſen und Gliederungen, nicht nur zunächſt der
ınzen organiſchen Welt, ſondern des Weltalls überhaupt, ſo befänden
ir uns auf einer iſolirten Inſel, von der aus kein Weg zum Kosmos
berhaupt gefunden werden könnte. Und doch könnte eine ſolche völlige
ſolirung nur gedacht werden, wenn wir die ſchiefe Annahme machen, daß
n undurchdringliches Etwas die Continuität und den Zuſammenhang des
osmos zerriſſen hätte, um uns in unſerm Erſcheinungskreiſe zu iſoliren.
Bäre dem ſo, ſo könnte die Weltordnung im Makrokosmus uns nicht
ınlich vor Augen ſtehen, wie es doch thatſächlich und nachweislich iſt.
Bgl. den folgenden Abſchnitt.) Wie man ſich philoſophiſch daher wenden
ıd drehen mag, den Zuſammenhang der Erſcheinungen des Weltganzen
: einer Weltordnung müſſen wir anerkennen, es ſei denn, wir ſetzen an
telle deſſen das unerträgliche zerriſſene Chaos, deſſen Werth der erhabenen
ſammenhangsvollen Weltordnung gegenüber äſthetiſch, ethiſch, erkenntniß-
eoretiſch und logiſch = 0 wäre. So, ſehen wir, läßt uns die Logik
ur die Wahl, die Weltordnung, den Kosmos, d. h. den Zuſammenhang
n Weltganzen anzuerkennen, und in dieſem Zuſammenhange kann die
diſche ſociale Welt, welche die ſittliche Autorität als eine richterliche
Bewalt vorausſetzt, um eben die Mächte, die ſich zur Immoralität, zur
Anarchie und zur Ordnungsloſigkeit gezogen fühlen, zu unterdrücken, auch
nicht ganz außer Beziehung ſtehen zu der organiſch-ſtaatlichen An-
ordnung des Weltganzen überhaupt. Laſſen wir daher, anderer
Gründe halber, die wir an dieſer Stelle nicht zu erörtern haben, das
begriffliche Moment ſchöpferiſcher welterzeugender Kraft aus dem Begriffe
Gottes zunächſt beiſeite, laſſen wir den ſogenannten Weltenſchöpfer fallen,
um beſſer das Moment des richterlichen gerechten Strebens und der ſitt-
lichen Gewalt im Begriffe der Gottheit feſtzuhalten, ſo mögen wir uns den
Kosmos in ſeiner Organiſation (was im Grunde hier bezüglich der bloßen
Begriffsfeſtſtellung nicht von Belang iſt) republikaniſch oder monarchiſch

angelegt und durch richterliche Verwaltung gehandhabt denken, die Annahme einer regierenden, zur Ordnung anleitenden höchsten Macht werden wir in einer Weltordnung, in welcher unter dem Einflusse des Causalnexus ebensowol objectiv werthvolle wie werthlose Formen platzgreifen können (vgl. hierüber Buch 5, Kap. 9), um die sittlich-ästhetischen Grundverhältnisse zu beeinträchtigen und Störungen zu veranlassen, nicht entbehren können. So trügt uns der instinctive, durch eine nicht unbegründete Analogie vollzogene Schluß in den Stimmungen des Erhabenheitsgefühls nicht in dem Grade, wie es wol oberflächlich gesehen den Anschein hat. Denn ein tieferes Nachdenken lehrt uns, daß die Erscheinungen unserer geselligen Verhältnisse des engern sittlichen Lebens im Irdischen nicht ohne Zusammenhang mit dem organisch-sittlichen Weltganzen überhaupt stehen können. Erkennen wir daher die sittlich tiefen Einflüsse eines edeln Vaters auf seine Kinder an, so kann auch niemals innerhalb eines sittlichen Kosmos, in dessen Systemen bis zum Krystall und dessen kleinsten Theilchen sich unvergängliche sittlich-ästhetische Formen spiegeln, die Vorstellung eines bestimmten richterlichen, höchsten Forums mit Rücksicht auf die persönliche Gottheit abgewiesen werden.

7.

Die Religionsanſchauungen der niedrigſten Völkerſtämme mit Rückſicht auf die religiöſen Anſchauungen der Urzeit.

Der Seelen- und Geſpenſterbegriff bei den Auſtraliern. — Die Leichenverbrennung der Auſtralier. — Die ſogenannten Gottheiten der Auſtralier ſind Traditionen, die ſich an die Geſchichte mächtiger Zauberprieſter anlehnen. — Mangel des makrokosmiſchen Erhabenheitsbegriffs bei den Auſtraliern. — Die Religionsanſchauungen der niedrigſten Braſilianer. — Die an die thieriſch-naive Weltanſchauung erinnernden Religionsſitten der Braſilianer, insbeſondere in Bezug auf Leichencultus und Menſchenfreſſerthum. — Unklare Seelenbegriffe bei den Braſilianern und Mangel jeglichen makrokosmiſchen Erhabenheits- und Gottheitsbegriffs bei allen dieſen Völkern. — Unterſuchung des Wortes Tupan. — Die Südafrikaner und deren Religionsanſchauungen. — Mangel aller makrokosmiſchen Erhabenheitsvorſtellungen und Gottheitsvorſtellungen bei dieſen Völkern. — Niedrige und thieriſche Sitten dieſer Stämme überhaupt. — Thieriſche Behandlung ihrer Leichname. — Hinweis auf die höhere Durchbildung des Seelenbegriffs, des makrokosmiſchen Erhabenheitsbegriffs und der dem entſprechenden Gottheitsbegriffe bei den höher entwickelten Culturvölkern.

Wir erinnern uns aus frühern Unterſuchungen, daß wir mit Recht eine Reihe von ſüdafrikaniſchen Stämmen, ſowie einige ſüdamerikaniſche Völker und endlich die Auſtralier als die in Sitte und Anſchauung am tiefſten ſtehen gebliebenen Menſchen zu betrachten haben, und es iſt daher für uns von hohem Intereſſe, die religiöſen Verhältniſſe und Vorſtellungen dieſer niedrigſten Naturvölker ver-

gleichsweise kennen zu lernen, um uns bei den Naturvölkern bezüglich der religiösen Erscheinungen der Feuerzeit, beziehungsweise der Ausbildung des Gottheitsbegriffs, zu orientiren.

Berichten wir zuerst über einige australische Völkerstämme. — Bei einigen der niedrigsten Stämme der Westküste Australiens finden wir zunächst in ihrem Sagenschatze Anklänge an ein paradiesisch gedachtes Jenseits, das sie sich als einen herrlich und schön gelegenen Ort am Himmel vorstellen. Diesen paradiesischen Himmelsort nennen sie Kadidscha. In dieses Kadidscha wandern die Geister und Seelen ihrer Verstorbenen.* Ihre Todten begraben sie mit vielen Ceremonien; allein nur die Kinder und jungen Leute werden begraben, die ältern dagegen verbrannt.** Alle Seelen der Leiber, die kein Begräbniß in hergebrachter und geheiligter Weise erhalten, werden „zu bösen Geistern" (Igna). Diese Igna schweifen auf der Erde umher und sinnen dem Menschen Uebles an. Die Igna werden sehr gefürchtet, man glaubt sie nach Art der Gespenster in jeder Höhle, in jedem dunkeln Dickicht und an finstern Orten überhaupt anzutreffen. Zugleich finden sich anknüpfend an diesen Glauben über böse Dämonen Anklänge an eine wirkliche Teufelslehre, da sie selbst einen Beherrscher der bösen Geister annehmen, den sie Warrugura nennen. Doch ist es hierbei auffallend, wie Oldfield bemerkt, daß vor Einführung des Rindes die Eingeborenen Australiens kein Thier mit Hörnern kannten, während Warrugura mit langen Hörnern und mit einem Schweife gedacht wird, sodaß die Teufelsvorstellung importirt erscheint. Nebendem nehmen die Schwarzen Australiens eine große Anzahl geheimer übernatürlicher Wesen und Kräfte an, mit denen sie Himmel und Erde bevölkern, ohne sie jedoch bestimmt und klar zu personificiren oder sie als göttliche Wesen abbildlich zu verehren. Diese geheimen

* Vgl. „Globus", Jahrg. 70, Nr. 15.
** Zimmermann, „Australien", II, 229.

Kräfte erscheinen nur als Zauberwirkungen bestimmter Fetische in der Natur, d. h. als sonderbare Gegenstände des Zaubers, nicht aber als göttlich gedachte und erhaben personificirte Wesen.

Nun aber scheint es, als haben diese Stämme dennoch den Begriff der Gottheit gebildet; denn sie unterscheiden im Kadidscha zwei wunderliche Wesen, die unbestimmt miteinander in der Vorstellung verfließen. Diese beiden Wesen nennen sie Namba-dschandie und Badscha-bandie. Namba-dschandie ist das ältere, es wird von ihm erzählt, daß er aus der Erde entsprang, ohne eine Mutter zu haben. Als er aber aus der Erde gezeugt wurde, heißt es, war der schwarze Mann in Australien schon vorhanden, und der schwarze Mann ist älter als diese Wesen. Wir erkennen hieraus leicht, daß wir es in der Sage nicht mit göttlichen Schöpfern, sondern nur mit unbestimmten Traditionen zu thun haben, welche sich anlehnen an wirkliche Personen, die als Zauberer im Gedächtniß des Volkes fortlebten und deren Seelen, wie auf der Erde, so auch im Kadidscha alle übrigen überragen. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn uns weitere genauere Berichte sagen, daß von einer Verehrung dieser mächtigen Wesen keine Spur sich vorfindet. Daß aber beide Wesen nur durch den Seelencultus in Erinnerung gebliebene Zauberer waren, erhellt zugleich daraus, daß in den Sagen ausdrücklich ein Sohn Namba-dschandie's erscheint, Namens Tarlo-Tonda, von dem bestimmt berichtet wird, daß er allerlei Zauber und Wunder verübte, obwol man oft von diesem Zauber geringschätzig spricht.

Wir ersehen hinreichend, daß der Seelen-, Manen- und Ahnendienst bei den niedrigsten australischen Stämmen eine ziemlich bedeutende Höhe erreicht hat, sodaß zugleich an den gebildeten Seelenbegriff und an den Seelencultus* überhaupt der Mythus sich

* Daß sich in Australien zugleich die Leichenverbrennung an den Seelencultus angeschlossen und erhalten hat, ist ein Beweis von der großen Ausbildung desselben. Wichtig ist noch zu bemerken, wie zugleich aus australischen Fabeln

anspinnen konnte, um reichliche Blüten zu treiben. Zauberei und Fetischismus sind bei ihnen im Schwunge, haben sich aber gleichfalls mit Vorliebe an den Ahnen- und Todtencultus angelehnt, und der Koradschi (d. i. der australische Zauberer) schläft des Nachts auf den Gräbern und beschäftigt sich damit, Krankheiten zu heilen und böse Geister und Dämonen auszutreiben und zu beschwören. Das Moment der makrokosmischen Erhabenheit und der eigentliche Götterbegriff ist nicht so weit in die Religion der Australier eingedrungen, daß sich wahrhafte und tiefgehende Verehrung und religiöser Cultus in Bezug auf eine bedeutendere kosmische Erscheinung überhaupt ausgebildet hätten*, und wir dürfen mit Recht behaupten, daß diese Völkerstämme in correcter Weise den Gottheitsbegriff nicht bilden und zu seinem religiösen Verständniß nicht völlig vorgeschritten sind. — Trotzdem sich indessen die Völkerschaften des westlichen Australien keinen klaren Gottheitsbegriff zum Verständniß führen, stehen sie dennoch in ihren religiösen Anschauungen schon verhältnißmäßig ziemlich hoch und sind keineswegs in dieser Hinsicht, wie oft behauptet wird, das am allertiefsten stehende Volk der Erde. Im Gegentheil, die Religion der Australier läßt uns erkennen, was sich auch von andern Seiten ergibt, daß diese Stämme nur herabgekommen und verwildert sind, ohne daß sie zugleich ursprünglich

---

und Sagen erhellt, daß der Cultus bezüglich der Seelen verstorbener Zauberer bei weitem tiefer eingreift wie der der Seelen von Häuptlingen und Aeltesten. Es deutet das in culturhistorischer Hinsicht darauf hin, daß die Häuptlingswürde unter diesen Stämmen in der sittlichen Achtung überhaupt gesunken ist, wie das zugleich daraus hervorgeht, daß die Stammzweige sich auf das staatsloseste verwildert und zersplittert haben, sodaß häufig genug nur größere Familien von Eingeborenen zusammenlebend angetroffen werden.

* Letzteres gilt freilich nicht für alle australischen Völkerschaften; denn wir finden im Süden einige Stämme, welche den Neumond durch Tänze begrüßen; aber wie wenig Ehrfurcht hierbei im Spiele ist, beweist uns die Thatsache, daß sie den Mond für den Mann der Sonne halten und nach ihnen beide einst zusammen auf der Erde wohnten und Kinder zeugten. (Vgl. G. Gerland, „Anthropologie der Naturvölker", VI, 799.)

als sehr wenig begabt und religiös tiefstehend angesehen werden dürfen.

Viel tiefer wie die Australier stehen die Brasilianer und einige südafrikanische Stämme. Sprechen wir zuerst von den Brasilianern.

Von den Brasilianerstämmen, welche uns hier vorzugsweise interessiren, sind besonders die Corroados, Corrópos, Puris, Botocudos, Macuanis und Chiriguana zu erwähnen.* Der Ueberblick über die Gebräuche und religiösen Ceremonien dieser Völker lehrt, daß ihnen die Vorstellung von der Seele mindestens nicht ganz fehlt; denn wir wissen, daß sie ihren Zauberpriestern (den Pajés) einen engern Verkehr mit den Abgeschiedenen und mit bösen Geistern und Dämonen zuschreiben. Der Pajé ist Priester und Arzt, kennt viele wirksame Kräuter und weiß sich durch allerlei Zaubereien und magische Künste bei ihnen im Ansehen zu erhalten. In ungewöhnlichen Fällen wird er jedesmal um Rath gefragt, den er nach gepflogener Rücksprache mit den Dämonen, wozu er finstere und stürmische Nächte auswählt, ertheilt, die Vögel, besonders die Geierarten, sind ihm hierbei Boten der Verstorbenen.** Obwol aber die Brasilianer den Begriff der Seele ausbilden, verschmilzt die hierauf bezügliche Vorstellung bei vielen dieser Stämme indessen halb und halb mit der frühern unklaren Todesvorstellung, in welcher Leib und Seele noch nicht klar getrennt wurden. Wir schließen darauf durch die hier gebräuchlichen religiösen Ceremonien bei den Begräbnissen, welche noch deutlich an die thierisch-naive Weltanschauung erinnern. Stirbt ein Brasilianer, so wird er in seiner Hütte als seiner dauernden Wohnstätte begraben, welche dann von den übrigen verlassen und mit einer neuen vertauscht wird. Der Leichnam wird, wie in allerfrühester Zeit, in hockender und sitzender Stellung ent-

* Vgl. Spix und Martius, „Reise nach Brasilien"; ferner Martius, „Zur Ethnographie Amerikas"; Reise des Prinzen von Neuwied; Dobrizofer, „Ueber die Abiponen"; Waitz, Bd. 3. Vgl. daselbst die weitere Literatur.

** Martius, S. 379.

weder in einen großen Topf von Thon gesteckt, oder in Baſt und Leinenzeug eingenäht. Auf das Grab legen die Braſilianer nach uraltem Brauch die Waffen des Verſtorbenen, tragen Speiſe und Fleiſch ſowie Wildpret aller Art an daſſelbe, und pflegen die Todtenklage zweimal täglich zu wiederholen, wobei ſie ſich die Haare entweder abſchneiden oder ſehr lang wachſen laſſen. Zugleich meinen ſie, daß der Verſtorbene häufig in den Leib der Thiere übergehe, und an dieſen Gedanken knüpfen ſie eine Art von Wanderungslehre ihrer Verſtorbenen, die jedoch keine klare und eigentliche Seelenwanderungslehre iſt.* Alle dieſe Anſchauungen ſind, wie wir bemerken, Erinnerungen und Anklänge an die allerfrüheſte Zeit. Einige Stämme reden auch von einem Fluge der Seelen der Tapfern auf hohe Berge, wo ſie in Gemeinſchaft der Vorfahren ein genußreiches Leben führen ſollen, die Feigen und Trägen werden dagegen von dem dunkeln Agnan gequält.** Die Chiriguana, denen es, wie Waitz ſchreibt, an religiöſen Vorſtellungen ganz fehlen ſoll, obwol ſie Augurn und Zauberer haben und Lippenſchmuck als Amulet tragen (folglich Fetiſchismus treiben), meinen, daß die Verſtorbenen in Thiergeſtalten wiedererſcheinen.*** Im allgemeinen ſcheint der Seelencultus der Braſilianer tiefer ſtehender Art zu ſein

---

* Martius, I, 385.

** Vgl. Lery, S. 226; Thevel, S. 37, und Waitz, III, 419.

Agnan (ein böſer Dämon) erinnert an die Ignas der Auſtralier und das Agni der Indier, das wie ignis, obwol das Helle und Feuer bedeutend, ſprachlich zugleich bekanntlich mit actu Nacht (Wurzel ak) zuſammenhängt. Zu der Wurzel von aktu gehören agni, ignis, als das aus dem „Schwarzen Gezeugte", daher angâra, die ſchwarze Kohle u. ſ. w. Vgl. Geiger, „Urſprung der Sprache", S. 240 fg. Die Furcht vor Agnan (Agnian Aenjang), dem böſen Dämon, iſt bei den Guarani hauptſächlich verbreitet; um ſich vor ihm zu ſchützen, führen ſie nachts ſtets einen Feuerbrand mit ſich (Thevel, S. 35), bei Waitz, III, 418.

*** Hiermit iſt es erklärlich, daß auch der religiöſe Thiercultus unter den roheſten Braſilianerſtämmen großen Boden gewonnen hat, und beſonders iſt es der amerikaniſche Tiger, der große Verehrung unter allen dieſen Völkern genießt.

wie bei den Australiern. Diese letztern gelangten wenigstens anknüpfend daran zu Vorstellungen über bedeutende und erhabene Seelen im Kadidscha, und es schien hiermit schon ein spurweiser Anfatzpunkt für den eigentlichen Gottheitsbegriff vorhanden zu sein; allein alles das fehlt bei den Brasilianern, es wird daher hier der Mangel des makrokosmischen Erhabenheitsbegriffs noch auffälliger. Zwar verehren diese Völker ihren Häuptling und Stammvater, den sie zuweilen als erhabenen Großvater bezeichnen, ein Ausdruck, mit dem sich ein tieferer Respect verbindet, aber über diese irdische Machtsphäre hinaus entwickelt sich ihr religiöser Sinn nicht. Von einer Anbetung der Gestirne und kosmischen Naturerscheinungen findet sich daher bei ihnen keine Spur. Den meisten Stämmen ist der Himmel im Gegentheil nichts weiteres wie eine andere höher gelegene Gegend der Erde, die zugleich das Dach derselben bildet, sie nennen dieses Erdendach Mumeseke, aus seinen Löchern strömt der Regen, und die Bewohner dort sind in ihrer Vorstellung von den Stammgenossen nicht verschieden.* Bei diesen trivialen und seichten Anschauungen über den Makrokosmus erklärt es sich, daß diese Völker, trotz des bei ihnen vorhandenen Feuercultus und der hieran anknüpfenden Zauberei, doch keinen eigentlichen Gestirndienst ausgebildet haben, sodaß sie auch keine Idole besitzen.** Dagegen

---

* Vgl. von Humboldt und Bonpland, II, 276. Doch finden sich bei einigen Stämmen zersplitterte Spuren, welche wenigstens an den Gestirndienst erinnern. So wird der Mond bei einigen als Ursache der Krankheiten betrachtet, und bei den Botocuden knüpfen die Zauberer hieran an und suchen die Geheimkunst der Natur aus dem Monde abzuleiten. (Vgl. Müller, „Geschichte der amerikanischen Urreligionen", S. 255 fg.) Daß sich unter den wildesten Stämmen kein Gestirndienst findet, behauptet auch Waitz, III, 418 fg.

** Vgl. hierüber die Reihe der Berichterstatter bei Waitz, III, 421 fg. Doch wird bei einzelnen von Pfählen berichtet, die sie in die Erde stecken und an deren Fuß sie Opfer niederlegen. Diese Pfähle sind freilich nichts wie Denkzeichen und Merkmale Verstorbener, nicht aber eigentliche Götzen mit Götterbedeutung.

findet sich bei den Brasilianern, was gleichfalls auf die thierisch-naive Weltanschauung zurückgeht, der religiöse Menschenfraß, der wie der Leichencultus hier noch in einer gewissen Blüte steht. Kein Wunder, daß bei diesen niedrigen Gesichtspunkten Gebete und Anrufungen irgendwelcher Art (Lery, S. 282) nicht wahrzunehmen sind und von einem eigentlichen Gottheitsbegriffe keine Rede ist. Will man oberflächlich verfahren und die Herkunft und Bedeutung der Ausdrücke und Worte nicht genau untersuchen und die Religion sowie den ganzen religiösen Standpunkt nicht im Zusammenhange mit der religiösen Entwickelungsgeschichte auffassen, so ist es freilich leicht, den niedern Brasilianern auch das Wort Gott in den Mund zu legen. Und das haben denn auch nur zu viele Missionare und oberflächliche Berichterstatter zur Genüge versuchen wollen.

Die Brasilianervölker kennen nämlich einen Ausdruck, den sie nur mit großem Respect zu nennen pflegen, das ist das bekannte Wort Tupan oder Tupána. Die Herkunft dieses Wortes und seine eigentliche Bedeutung dürfte eine eigene umfangreiche Schrift erfordern. Das Genauere hierüber einzuschalten kann nicht in unserer Absicht liegen. Wir müssen uns an diesem Orte mit dem Hinweise auf die wichtigsten hier zur Sprache kommenden Schwierigkeiten begnügen.

Der Ausdruck Tupi, Tupa, Tupina u. s. w. ist in Brasilien von einer sehr weitreichenden Bedeutung deshalb, weil unter den äußerst zahlreichen kleinern Stämmen die sogenannten Tupistämme die herrschenden geblieben sind, und auch die Tupisprache, trotz der zahllosen übrigen Sprachen der kleinern Brasilianerstämme, allgemeiner verstanden wird. *

Ueber die Frage, weshalb die herrschenden Stämme den Ausdruck Tupi erhalten haben, machen sich die verschiedensten Ansichten geltend. Einige, wie Vasconcellos, behaupteten, daß sich die Stämme

* Bekanntlich haben an diese Thatsache die Jesuiten und Missionare angeknüpft und sie zur Grundlage ihrer Bekehrungsarbeiten gemacht.

nach ihrer frühern und ältern Heimat genannt haben. Saint-Hilaire meinte, daß der Ausdruck nur ein Spottname sei und die „Geschorenen" bedeute, da sich die Tupis in der That das Haar so zu scheren pflegten, daß es verschiedene Figuren auf dem Kopfe bildete. Allein die Untersuchung der brasilianischen Sagen ergibt, daß Tupi ein Stammheros und erhabener oberster und geheiligter Mensch war. Man führte auf ihn den Ursprung des Landbaues zurück und bezeichnete mit dem Ausdruck Tupa und Tupan jeden ehrenvollen hochstehenden, erhabenen Herrscher und Wohlthäter.* Bei den cultivirtern Stämmen Brasiliens hat sich hieran nun in der That mit Rücksicht auf den Ackerbau und dem damit entstehenden Interesse für den Makrokosmus auch die kosmisch-magische Naturanschauung angeschlossen. Es entstanden theilweise Gestirndienst und erhabene Gottheitsvorstellungen. Bei diesen Gottheitsvorstellungen spielte nun der Ausdruck Tupan eine große Rolle, denn es verband sich mit ihm die Quintessenz ihres Erhabenheitsbegriffs. So konnte Tupan unter den amerikanischen Culturvölkern der Herr des Donners und der Herrscher des Blitzes werden, ähnlich wie bei den übrigen Culturvölkern. Anders aber verhielt sich das bei den rohern, tiefern und verwilderten Stämmen dieses Landes; diesen kam die Bedeutung makrokosmischer Erhabenheit bei diesem Ausdruck gar nicht zum Bewußtsein, und bei den rohen Corroados findet sich daher der Ausdruck Tupi in trivialster Weise auch für das süße Zuckerrohr, und bei noch andern für die Pisangfrucht wieder.** Verschmolz sich aber bei vielen niedern Völkern das Tupi*** mit einigen Zauberbegriffen und wurde es einzelnen Stämmen sogar zur „Zauberklapper", die sie als gelben lichtartigen Kürbis mit Federn schmückten

---

* Vgl. Guevara, I, 11; de Laet, Marcgrav, von Liebstadt.

** Vgl. Martius, S. 386.

*** Tupi erinnert zugleich an das Tabu der Malaien und Australier, Thiko der Afrikaner und Tata Vater beim Sanskritvolk, an das θεός der Griechen, das Tui der Kamtschadalen und das Tonga in den Südsee-Inseln u. s. w.

und auf einen Stock gesteckt als Tupan verehrten (Lery, S. 282), so blieb der Begriff eben hiermit auf einer so niedrigen Stufe, daß ihm nicht der Inhalt zugestanden werden kann, der die makrokosmisch erhabene Gottheit charakterisirt. Tupi und Tupan blieb diesen rohen Völkern nur eine irdische, herrschende, gewaltthätige Respectsperson, ohne jede Erinnerung an eine erhabene Gottheit des Makrokosmus. Erst die Missionare haben es versucht, diesen Begriff religiös zu erweitern, und unterließen nicht, den Tupan den niedrigsten Völkern kurzweg als „Gott" vorzustellen. *

Im allgemeinen werden wir nicht verkennen, daß die niedrigsten Brasilianerstämme in ihrem religiösen Gesichtskreise tiefer stehen wie die Australier. Ihr Seelencultus ist bei weitem nicht so ausgebildet wie der der Australier, und der Seelenbegriff unvollkommen und unklar, hingegen treten die Gebräuche des ältesten Leichencultus und der mit ihm verschmolzene Thiercultus in Bezug auf Tiger, Onzen, Habichte und Geierarten, nebst den Erscheinungen des Anthropophagenthums, deutlich in den Vordergrund. Die sich auf den Makrokosmus wendende erhabene Weltanschauung der Feuerzeit hat nur in sehr geringem Maße unter diesen Völkern Wurzel geschlagen. Zwar hat sich neben dem Feuercultus selbstverständlich Fetischismus und Zauberei verbreitet, allein zum Makrokosmus und zu den kosmischen Erscheinungen hat sich mit religiösem Verständniß das Auge nur spurweise und im Grunde nicht verständnißvoll erhoben.

Aehnlich verhält es sich mit den niedrigsten Völkern Südafrikas.** Ueber sie wird uns berichtet***, „daß unter den Koossastämmen keine Spur äußerer Gottesverehrung anzutreffen sei. Daß sie überhaupt an ein höchstes Wesen glauben, das die Welt geschaffen habe, muß bezweifelt werden, da sie in ihrer Sprache dafür gar keinen Ausdruck besitzen. Doch haben sie ein Wort dafür

* Vgl. auch Martius, S. 366.
** Vgl. Lichtenstein, „Reisen im südlichen Afrika".
*** Ebend., I, 393.

von den Goonaquas übernommen, und nennen Gott jetzt Thiko. (Es lautet auch Theuke, welches Wort nach van der Kemp Schmerzerreger bedeutet und von andern Tuiqua gesprochen wird.) Haben sie gar keine ursprüngliche und eigentliche Verehrung höherer Wesen, so ist ihr Aberglaube an Wahrsager und Zauberer um so größer". Die Wahrsager und Zauberer nehmen hier wie überall den Rang von Priestern ein. Die Missionare, die bisjetzt hingekommen sind, haben es nicht vermeiden können für Zauberer gehalten zu werden. Die Koossastämme schwören bei ihrem König und dessen Vorfahren. Aehnliches berichten Sutherland, Dampier, Schmidt (1737), Anderssson und de Jong über die niedrigsten Hottentottenstämme. Sie betrachten die Himmelskörper durchaus nicht als erhabene höhere Wesen. Im Gegentheil: „Die Sonne gilt den Namaqua für klarer Speck, den die Leute, welche auf Schiffen fahren, abends durch Zauberkraft an sich ziehen und, nachdem sie ein Stück abgeschnitten, wieder durch einen Tritt fortstoßen." (Vgl. Waitz, II, 342.) Im Monde sehen sie einen Mann mit einem Hasen. Der Thiercultus hat sich dagegen hier neben dem Fetischismus außerordentlich verbreitet, und die Hottentotten haben oft die unscheinbarsten Thiere (zumeist durch bestimmt hervorstechende Farben, wie weiß, schwarz, gelb, roth und kupferroth, so auch den rothbraunen Hasen) durch allerlei sonderbare phantastische Ideenassociationen der Zauberei in das Bereich des Geheiligten und des Aberglaubens gezogen. Die Leichen überlassen sie vielfach den Raubthieren, die infolge dessen (und besonders die Hyäne) sehr hoch angesehen sind.* Auch herrscht bei ihnen der Glaube, daß sich die Zauberer und Schwarzkünstler in wilde Thiere verwandeln können, wie überhaupt vorzugsweise hier in Afrika das Land der Thiersage gesucht werden muß. Daß auch Feuercultus getrieben wird (und zwar in ganz Afrika), wird übereinstimmend berichtet, zumal sich, wie wir wissen, die Schmiedekunst

* Vgl. Lichtenstein, II, 421.

ſchon früh unter dieſen Völkern verbreitete und der Umgang mit dem Feuer von allen afrikaniſchen Stämmen, wie anzunehmen iſt, früher erworben wurde wie von andern entferntern Völkern. Leider ſind die Berichte über die niedrigſten Stämme Südafrikas noch ſehr lückenhaft in religiöſer Beziehung, und namentlich ſind wir über ihren Seelenbegriff (den die Negervölker übrigens ſehr fein durchbilden) weniger gut unterrichtet, doch laſſen mancherlei feierliche Ceremonien und Gebräuche beim Feuercultus darauf ſchließen, daß ihnen dieſer Begriff nicht ganz mangelt, wenngleich es den Anſchein hat, daß er noch unklarer iſt wie bei den Braſilianern, welche letztere wenigſtens die Leichname ihrer Verſtorbenen nicht geradezu den Raubthieren abergläubiſch hinwerfen, um dieſe Thiere zugleich zu verehren. Daß dieſer Gebrauch an die „Leibeswanderungslehre" der Vorfeuerzeit erinnert und ſich nur auf einen ſehr mangelhaften Todes- und Seelenbegriff begründet, iſt pſychologiſch leicht zu überſehen. Da auch hier kein Geſtirndienſt und kein eigentlicher Gottheitsbegriff ſowie Idole u. ſ. w. angetroffen werden, ja die Vorſtellungen über Sonne und Mond nicht nur keine Erhabenheit bemerken laſſen, ſondern ſogar trivialer und dürftiger Natur ſind, ſo ergibt ſich, daß dieſe Völker geiſtig und religiös am tiefſten ſtehen geblieben ſind. Dieſes Ergebniß dürfte ſcheinbar auffallen, wenn wir bedenken, wie nahe im ganzen genommen alle dieſe Stämme dem Mittel- und Ausgangspunkte aller Cultur und höhern Geiſteserhebung urſprünglich ſtanden, aber es erklärt ſich das in Rückſicht auf die große innere und äußere Trägheit aller dieſer Völker.* Es beſtätigt ſich hier von religiöſer Seite, was wir früher bezüglich der ganzen äußern Entwickelungsgeſchichte überhaupt feſtzuſtellen ſuchten; die ſtarken, robuſten, aber zugleich trägſten Raſſen, die vor der Entwickelung aller Geiſtesanlagen unter den Menſchen durch ihre rohe Kraft das Feld beherrſchten, traten von dem Augenblicke von der

* Vgl. Waitz, II, 331, 344.

Weltbühne des Entwickelungstheaters ab, als die erwachende Intelligenz der rohen Kraft und physischen Ueberlegenheit nicht nur Concurrenz zu machen begann, sondern dieselbe überflügelte. Während alle übrigen Völker daher mehr oder weniger theilhatten an der geistigen Erhebung, wurden diese trägsten Stämme nur gewaltsam mit fortgerissen, um dennoch am tiefsten stehen zu bleiben.

Je mehr wir jetzt nun vergleichungsweise von den beschriebenen niedrigsten Stämmen aufwärts schreiten, um so mehr klärt sich der Seelenbegriff unter den Völkern, und um so mehr finden wir Gestirndienst und endlich makrokosmische Gottheitsbegriffe. Das Moment der makrokosmischen Erhabenheit findet sich von allen höhern Stämmen in die kosmisch-magische Anschauung aufgenommen, und die religiösen Ideen gestalten sich unter ihnen zu einer herrlichen Fülle. In dieser Ideenfülle wurzeln und sprießen allmählich die Sagen und Mythen der Völker, die sich um so üppiger gestalten, je mehr auf Grundlage der neuerworbenen Weltanschauung die Phantasie zu sprudeln und zu wachsen anfängt. So nahm der Geist während der Epoche der Feuerzeit einen großartigen Aufschwung. Es mußte eine neue Weltanschauung entstehen, in welche sich zum ersten male das Moment der makrokosmischen und naturästhetischen Erhabenheit einmischte, und so, sehen wir, konnte durch die Verschmelzung des ethisch Erhabenen mit dem naturästhetisch Erhabenen der vollendete Gottheitsbegriff hervortreten. Erlangte das Zauberwesen und die priesterliche Magie eine ungeahnte Herrschaft, so nahm nebenher zugleich die Phantasie einen hohen Entwickelungsaufschwung, sodaß sich das geistige Auge des Menschen immer mehr und mehr belebte. Emporgezogen zu den Erscheinungen des Makrokosmus, erweiterte sich von neuem die Anschauung, und endlich sollte auch die Intelligenz sich Bahn brechen, deren Entwickelung wir recht eigentlich der nunmehr gewonnenen Unterlage einer erhabenen makrokosmischen Weltanschauung, wie wir sehen werden, verdanken.

Das Material, das sich uns darbietet, um vervollständigende Zusätze und Anmerkungen zu dem im Texte der letzten Kapitel Dargestellten zu geben, erscheint, wie der Kenner leicht übersieht, fast erdrückend. Wir müssen es uns daher an dieser Stelle versagen, alle Einzelheiten möglichst durch Belege zu erweitern, und überlassen das theilweise andern Händen.* Für jetzt genügt es, einen zusammenhängenden Ueberblick gewonnen zu haben über die eigenthümlichen Erscheinungen und Ideen, durch welche die Feuererfahrungen den Menschensinn bereicherten, im Gegensatz zu der tiefer stehenden frühern Weltanschauung der Vorfeuerperiode, in welcher die Erfahrungen noch mangelten, welche nothwendig waren, die hierher gehörigen Begriffe zu bilden. Die richtige Auseinanderhaltung der beiden ganz verschiedenen Zeitepochen mit ihren Erscheinungen, Anschauungen und Erfahrungen, das ist es, worauf es bei der psychologischen Analyse der Religionsgeschichte und ihrer Erscheinungen unter den niedrigen wie cultivirtern Völkern ankommt. Denn nur dann, wenn wir den religiösen Gebräuchen ansehen, aus welcher Epoche und Periode der Urzeit sie sich herschreiben, kann es uns gelingen, sie genau zu beurtheilen. — Zu bemerken ist noch in Bezug auf die Reihe der entstehenden Culte, daß sie oft miteinander verschmolzen und ineinander übergingen. So ging bei vielen Völkern der Todten-, Ahnen- und Seelendienst in fetischistischen Götzendienst über. Beispielsweise bilden die Papuas in Doreh ihre Korwars oder Hausgötzen direct aus den getrockneten und mumificirten Köpfen ihrer Verwandten. In Bonny dienen gebleichte Schädel der Vorfahren zum Pflaster der Fetischhäuser, und in den mexicanischen Tempeln wurden sie an den Wänden aufgestellt, auf den Altarstein herabgrinsend, auf dem das Menschenopfer dargebracht worden war.** Ueber den Begriff des Dämon und den vielfach schwankenden und mit den Bildungsstufen der Völker wechselnden Gebrauch desselben vgl. das Genauere bei Bastian, „Neue Beiträge zur vergleichenden

---

* Seit dem Erscheinen der ersten Auflage des Werkes haben bereits andere Forscher mit Rücksicht auf die mythische Denkweise der Völker den Feuercultus und seine Folgen nach seiten des geistigen und weltlichen Cultus weiter zu untersuchen begonnen. Von diesen Fortarbeiten sind als die geistvollsten die Artikel von Carus Sterne (Ernst Krause) in der „Vossischen Zeitung" unter dem Titel: „Das Feuer in der Urgeschichte der Menschheit" („Vossische Zeitung", Jahrg. 1876, Sonntagsbeilage Nr. 23, Nr. 30, Nr. 31, Nr. 32 und Nr. 33) hervorzuheben.

** Vgl. Bastian, „Beiträge zur vergleichenden Psychologie", S. 73.

Psychologie", S. 74 fg. Daß man übrigens die vom Leibe abgeschiedene Seele als Schatten immer noch mit sinnlichen Merkmalen behaftete, geht aus sehr vielen Gebräuchen zur Genüge hervor. Uboze sind die sich in den Häusern einfindenden Seelen der Verwandten (bei den Slawen), die gespeist werden. Pomull und Griffi sind zwei kleine Dämone, welche die Neger beim Krankſein anrufen und denen sie von jedem Getränk etwas beiseitesetzen. (Bastian.) Auf den Marianen pflegt man absichtlich einen Korb neben den Sterbenden zu setzen, die Seele bittend, darin Platz zu nehmen und sich nicht zu entfernen. (Bastian.) Nachdem der Seelenbegriff und der Begriff der im Körper wohnenden feuerartig dampfenden Lebenskraft einmal entstanden war, konnte nun allmählich auch die Frage nach dem Seelensitze auftauchen. Daß man ursprünglich die allerverschiedensten Orte am Körper als Seelensitze bezeichnete, ist bekannt. Doch scheint es, als wenn man bereits in frühester Zeit schon den Kopf und das Auge vorzugsweise in dieser Beziehung in Betracht gezogen habe. Der Gebrauch, die Schädel aufzubrechen und beim Götzencultus sowie beim Fetischdienst zauberisch zu verwenden, schreibt sich aus frühester Zeit her. So ließen Herrscher bei ihrem Tode ihre Sklaven tödten und deren Köpfe mit ihrem Leibe begraben, damit ihnen die Seelen der Sklaven im Jenseits dienstbar seien, und Marco Polo erzählt uns, daß es bei tibetanischen Völkern vorkomme, daß fremde Gäste ermordet wurden, um ihre Köpfe als Schutzgeister im Hause zu behalten. (Bastian.) Die Fanith quälen ihre Feinde nach dem Tode durch Erschütterungen der Trommel, woran sie die gebleichten Schädel befestigt haben. Da die Schamanen und priesterlichen Zauberer über die Ursachen des Todes, der Zeugung und der Krankheit nachdachten und lehrten, mußten sie es sich von der kurzsichtigen Menge gefallen lassen, auch oft als die Stifter und Urheber der Todeserscheinung überhaupt zu gelten. So berichtet Dobrizofer: „Es sterbe jemand bei den Abiponen mit Wunden überhäuft und zerquetschten Knochen, oder vom Alter ausgezehrt, nie wird der Abiponer eingestehen, daß Wunden oder Erschöpfung der Leibeskräfte an seinem Tode schuld waren, sondern sie bemühen sich, den Schwarzkünstler und die Ursache ausfindig zu machen, weshalb er ihm vom Leben geholfen habe." (Dobrizofer, bei Bastian.) Die Begriffe von Krankheit, Seele und Tod sind überhaupt, wie das leicht einleuchtet, auf das innigste mit der priesterlichen Zauberei und dem Schamanismus überall verschmolzen worden. Daß den Seelen der Schamanen und Magier zugleich höhere Fähigkeiten und Eigenschaften beigelegt wurden, kann uns nicht auffallen. Die finnischen Zauberer (Sackmänner, von dem ihre Geheimnisse

enthaltenden Beutel so genannt) werfen sich in eine Art von begeisterter Betäubung, aus der sie selbst durch die Application des Feuers nicht zu erwecken sind, während ihre Seele umherschweift, um verborgene Dinge aufzuspüren und dieselben nachher zu enthüllen. Die jakutischen Schamanen fallen ohnmächtig nieder, während ihre Seele auf Thieren (Adlern, Bären u. s. w.) nach den Wohnungen der Geister reist, um sie zu befragen. (Bastian, „Der Mensch in der Geschichte", II, 319.) Von allen Thieren waren es zumeist die sich zum Himmel schwingenden Vögel, welche mit dem Begriffe der luftig emporfliegenden Seele verschmolzen wurden. Die Vögel waren der kindlichen Phantasie mit der Seele ebenso verwandt, wie das aus dem Holze geriebene Feuer mit dem Baume, und Eidechsen und im Dunkeln schleichendes und kriechendes Gewürm und Schlangen mit Krankheit, bösen Mächten und Dämonen. In dem Geschrei der Vögel in der Höhle von Guacharo hören die Indianer von Cumara die Seelen der Verstorbenen. (Bastian.) Und in einem russischen Heldengedichte heißt es: „Erschlagene decken in Menge das Feld, und viele Seelen fliegen von Baum zu Baum, und es fürchten sie die Vögel, nur die Eulen fürchten sie nicht." (Ebend., S. 320.)* Auch wurden die Vögel sehr häufig zu Seelen- und Kinderbringern. In der römischen Sage war der Vogel Picus (der Specht) der feuerbringende Vogel (wie Phoroneus in der peloponnesischen), und als solcher der erste König Latiums, als „erster" Mensch und Heros ist er auch neben seinem Bruder Pilumnus (von pilum = Geschoß, Donner, Keule oder Blitz) der Gott der Kindbetterinnen und kleinen Kinder, „der den neugeborenen Kindern den himmlischen Funken der Seele brachte". Was in römischen Sagen der Specht, ist in den germanischen der Storch. Der Teich oder Brunnen, aus dem er die Kinder holt, ist die Wolke. Störche werden der Phantasie durch solchen kindlichen Ideenzusammenhang zu verwandelten Menschen, wie Picus Mensch und Vogel zugleich ist. Der Storch tritt durch die rothe Farbe seiner Beine, wie ähnliche Eigenschaften bei andern Thieren (Rothkehlchen wegen der rothen Brust, Eichhörnchen, Hase, Fuchs wegen des Felles) in Beziehung zum Feuer. (Vgl. Kuhn, S. 106 fg.; Cohen, „Abhandlung über Vorstellungen von Gott und Seele".) Kuhn führt den dunkeln Beinamen des Storches odebar, odebero auf ein dem ahd, atum, uhd, athem, odem, alts, athum, nahe stehendes adhi u. s. w. zurück, und macht ihn so zum eigentlichen Seelenbringer, nicht zum Kinderbringer, „wozu ihn nur die naive kindliche Auffassung umgestalten konnte".

---

* Vgl. Kap. 5, Anmerkungen.

S. die weitern Ideenverbindungen „Zeitſchrift ſür Völkerpſychologie", VI, 116.

Was die Entſtehung des Gottesbegriffes anlangt, ſo ſei hier noch einiges über die etymologiſche Ableitung des Wortes nachgetragen. Wir ſtellen zu dem Zwecke nacheinander die Reihen zuſammenhängender Bedeutungscomplexe zweier Sprachſtämme zuſammen, aus deren Vergleichung ſich für den Kenner ein Urtheil ergibt.

Agg = alt (ungariſch)
Jig = Vater (oſtjakiſch)
Jig = Der verehrte Bär jener Völker
Aga = Vater (jakutiſch)
Aga und **Aka** = Bruder, Vater und Mutterbruder (oſttürkiſch)
Agu, age = Herr (oſttürkiſch)
Ake, acha = älterer Bruder (mongoliſch)
Ukko = Greis, Altvater (finniſch)
Ük = Urgroßvater (ungariſch)
Ukko = Ein Gott (bei den Finnen).

Tata = Vater (Sanskrit)
θειος = Mutterbruder (griechiſch)
tio = Mutterbruder (ſpaniſch)
zio = Mutterbruder (italieniſch)
atta = Vater (gothiſch)
djadja = Oheim (ruſſiſch)
djädj = Großvater (ruſſiſch)
djädy = Vorältern (ruſſiſch)
dziad = Greis = Großvater (polniſch)
τηθη = Großmutter (griechiſch)
τηθίς = Tante, nach Suidas ſoviel als θεία, ferner:
τηθία = ehrende Anrede für alte Frauen.
θεός = Ehrwürdiger, Erhabener. Die Bedeutung des Reſpects vor dem Alter laut Ableitung einſchließend. Später verband ſich hiermit der Begriff Feuerherr und Lichtherr, und nun ſchließt ſich hieran zugleich die Reihe von divus, dies, δῖος, Ζεύς, deva u. ſ. w. an.

Daß die hier zur Geltung kommenden Wurzelformen bei ähnlichen Bedeutungen auch in den von hier aus entfernteſten Völkerſchaften ähnliche Anklänge beſitzen, haben wir oben vorübergehend bereits bemerkt. Es iſt der Begriff der ſittlichen Erhabenheit und Achtung, des tiefen ehrfurchtsvollen Reſpects und der ehrfurchtsvollen Verehrung des Alters, der in allen dieſen Benennungen durchſcheint, und ſomit iſt erklärlich, daß ſich auch ſprachlich der Gottesbegriff an dieſe Grundbezeichnungen anlehnt.

Durch das nahe Zuſammentreten des Zeugungsbegriffes mit der Feuerreibung wurden die Feuerreiber zu Erzeugern und Zeugern, die übermächtigen himmliſchen Feuerreiber ſpäter daher zu Welt- und Himmelserzeugern oder zu übernatürlichen Schöpfern. Wie die prieſterlichen Feuerreiber aus dem noch dunkeln Holze das Feuer gleichſam erzeugten und

ſchufen, ſo erzeugten die Götter ſpäter aus dem dunkeln Nichts und dem lichtleeren wüſten Chaos, wie wir ſehen werden, die Erde. Es erſcheint hiernach zweifelhaft, ob der Name Suar für Sonne, gothiſch sauil, lateiniſch sol, nicht dennoch mit dem indiſchen Gotte Savitri (wahrſcheinlich Zeuger) etwas gemein habe, obwol Geiger dies abweiſt. (Vgl. „Urſprung der Sprache", S. 246.)

Daß alle diejenigen Völkerſtämme, die aus einer Reihe von andern Gründen zur ſeßhaften Lebensweiſe und zum Betriebe von Ackerbau und Viehzucht übergegangen waren, auch einen viel höhern Trieb entfalteten, die Natur zu beobachten und alle Erſcheinungen, beſonders aber Wind, Wetter und Himmelsereigniſſe, mit Einem Worte den Makrokosmus genauer zu durchforſchen, iſt bereits geſagt worden.* Auch die Kunſt ſchritt durch die ſich im ſeßhaften Culturleben ausbildende feinere Arbeitstheilung zu neuen Entwickelungsſtadien vor, und ſo war man in den Culturländern früh dazu übergegangen, den Göttern Wohnungen und Tempel zu errichten, und hiermit erhielt das Prieſterweſen einen neuen Anlehnungspunkt und einen conſolidirtern, ſeßhaften, gebundenern Charakter. Uranfänglich und noch bevor ſich eigentlicher Götzendienſt entwickelte, verſetzte die kindliche Phantaſie die unſichtbar in der entfernten und erhabenen Höhe wohnenden mächtigen Feuerreiber auf hohe bewaldete Berge, auf denen ſich die Wolken lagerten und häufiger Gewitter zum Ausbruch kamen. So konnte es geſchehen, daß hohe Berge durch die religiöſe Ideenaſſociation in den Kreis des Cultus gezogen wurden. Die Prieſter und Zauberer, die überall zuerſt den Wegen der kindlichen Phantaſie folgten, errichteten auf ſolchen Bergen feſte, ſeßhafte Cultusſtätten und allgemeine Opferplätze. (Vgl. Anquetil, II, 88, und Herodot, I c mit Plinius, XII, I; Tac. de Mor. Germ., c. 39, 40; ſ. bei Meiners, Kap. 17.) Auch alte hervorragende Bäume, in welche der Blitz eingeſchlagen hatte, wurden bei vielen Völkern zu natürlichen primitiven Opferſtätten. Allmählich aber mußte man darauf ſinnen, das den Göttern Geopferte auch gegen Räuber** und die Opfernden gegen die Witterung zu ſchützen, und ſo begannen die Völker die heiligen Stätten abzuſondern und einzuzäunen. Man errichtete Opferbühnen und hohe Steintiſche und Altäre, brachte die Idole unter Felshöhlen oder unter Bäume, baute ihnen kleine Obdächer und Hütten, oder man verſchloß ſie auch in Wagen oder Kiſten, die ſpäter facella und

* Vgl. die Anmerkungen zu Kap. 6.

** Man leſe die Beſchreibung der Opferplätze der ſibiriſchen Völker bei Pallas, „Reiſen", I, 89; Gmelin, I, 300; Meiners, S. 134.

armariola genannt wurden. (In Japan: Kämpfer, II, 51; Kalmücken: Lepechin; die alten Germanen: Tac. de Mor. Germ., c. 40; vgl. Meiners, S. 134.) Die ältesten Tempel waren nicht ganz bedeckt, sondern sie waren so gebaut, daß sie ihr Licht durch die Tageshelle von oben empfingen, wo das Licht nicht hinreichte, brannten heilige Feuer. Der Tempel wurde mehr und mehr der Phantasie zur eigentlichen Wohnstätte des hier verehrten Gottes. Das Moment der heiligen Erhebung oder der Erhabenheit und Unnahbarkeit der Gottheit wurde im Tempel durch eine thatsächliche Trennung desjenigen Theiles von den übrigen Räumlichkeiten angedeutet, in welchem sich das Idol oder die Gottheit befand. Dieser abgesonderte heilige und erhabene Tempelraum war das Allerheiligste, das dem großen Haufen nicht zugänglich war. (Meiners, Kap. 17.) Hierdurch unterscheiden sich die eigentlichen Gottheitstempel von den sogenannten Fetischhäusern, wo eben keine eigentlichen Gottheiten, sondern nur heilige Zauberobjecte und magisch wirkende Personificationen verehrt werden, hier findet sich, wie leicht einzusehen, das Moment der überirdischen Erhabenheit nicht ausgesprochen oder angedeutet. Die früheste Einfachheit der Tempel machte allmählich bei fortschreitender Kunst einer immer reichern Ausschmückung Platz. Verletzungen heiliger Gebäude und Geräthe wurden als Verbrechen gestraft und selbst in den blutigsten Kriegen vermieden. (Vgl. Herodot, VI, 75; Justin, XXIV, 6; Polybius, IV, 62, 67; V, 9.) Weil man die Höfe der Könige und Herrscher für Zufluchtsstätten hielt für Verfolgte und Unglückliche, gestand man den Wohnungen der Götter diese Vorzüge in noch höherm Grade zu. Alle diese Asyle hatten ursprünglich die wohlthätigsten Absichten, doch wurden sie bald gemisbraucht und allmählich in der Stille wieder abgeschafft. (Tacitus, III, Kap. 60 fg.; Plutarch, I, 334; vgl. Meiners, Kap. 17.) Schon bei den nomadischen Völkern gab es dagegen, wie es in der Natur der Sache lag, keine ganz festen Opferstätten und Tempel. (Vgl. Pallas, „Reisen", I, 174; derselbe, „Beschreibung der mongolischen Völker"), und bei den rohen Jägervölkern war das selbstverständlich noch weniger der Fall. Das eigentliche Priesterthum, wie es sich unter den seßhaften Culturvölkern ansiedelte, konnte sich hier unter den wild und unstet umherziehenden Stämmen nicht bilden. Wild wie der umherschweifende Stamm blieb hier auch das priesterliche Zauberwesen. Wer sich zu dieser Geheimkunst berufen fühlte, der gesellte sich als Jünger einem wandernden Zauberer bei, lernte von ihm, wurde selbständig und wanderte lehrend und zaubernd auf eigene Hand. Wer sich durch ganz besondere Zauberthaten und Geheimkünste bei einem bestimmten Stamme im Ansehen zu erhalten wußte, der verblieb bei ihm,

ſchloß ſich an den Häuptling an, kam zuweilen wol auch zu einer politiſchen Stellung und erlangte überhaupt einen äußerlich herrſchenden Einfluß. Doch dauerte ein ſolcher Einfluß meiſt nur während der erſten Zeit, denn häufig geſchah es, daß ſich von ſeiten des Häuptlings ſehr bald eine gewiſſe herrſchſüchtige Eiferſucht geltend machte, und dann bedurfte es nur des Misgeſchicks irgendeiner eingeleiteten Zauberthat, und das bisher behauptete äußere Anſehen ſchwächte ſich ab oder ging zu Grunde, ſodaß ein neuer Wunderthäter an die Stelle des bisherigen trat. So verblieb unter den wilden und niedrigen Stämmen das Anſehen der Schamanen in einem wandelbarern Zuſtande. Anders entwickelte ſich das unter den meiſten ſeßhaften Culturvölkern. Hier geſtaltete ſich durch die geregeltere und conſolidirtere Arbeitstheilung, wie wir dargethan haben, das prieſterliche Schamanenthum zu einem wirklichen Schamanenſtand und Prieſterſtand. Der ſtändige Götzendienſt und der beginnende feſte Tempelbau gaben dieſem Stande allmählich die feſteſten Anlehnungspunkte, und ſo geſchah es, daß der Prieſterſtand nach mannichfachen Kämpfen, wie wir im folgenden Kapitel ſehen werden, in den meiſten großen Culturländern des Orients zu einem beſtimmten Einfluß und zu dauerndem herrſchenden Anſehen gelangte, durch das getragen er ſich kaſtenartig abſchloß, um ſich einen gewiſſen Nimbus zu bewahren und einen um ſo höhern herrſchenden Einfluß auf die Laienwelt zu erhalten, die vollſtändig zu unterwerfen das natürliche Ziel der Prieſterwelt war. Allein wir dürfen nicht verkennen, daß durch den vorgenommenen kaſtenartigen Abſchluß des aus dem Volksthum geſchichtlich hervorgegangenen Prieſterthums damit zugleich die Gefahr nahe lag, in einer einmal eingeſchlagenen Richtung leblos zu erſtarren und die Herrſchgelüſte über das natürliche Gebiet des Geiſtes auszudehnen, und die weltliche Herrſchaft ſelbſt nicht zur Ergänzung, ſondern zur Unterwerfung zu zwingen. Der Abſchluß des Prieſterthums vom Volke und aller weltlichen Herrſchaft konnte ferner eben geſchichtlich nur zu leicht bezüglich der einmal errungenen Herrſchaft auf die Laienwelt dahin führen, ſich einer gewiſſen gemeinſamen Selbſtzufriedenheit hinzugeben, zu der ſich prieſterlicher Dünkel und geiſtiger Hochmuth geſellten, welche letztern denn in der That, wie wir wiſſen, geſchichtlich jede Hierarchie in ihrer Art in gewiſſer Weiſe charakteriſirten. Wir haben nur nöthig, an das eigenthümliche Verhalten der römiſch-katholiſchen Hierarchie zu erinnern, um uns das in näherer Weiſe vor Augen zu führen. Man hat daher nicht ganz mit Unrecht den Katholicismus Roms als eine Religion des Hochmuths bezeichnet, dem in der Heiligen Schrift bereits der Fall geweiſſagt wurde. Dieſes jedoch nur

beiläufig. Was uns hier vom hiſtoriſchen Geſichtspunkte allein intereſſirt, iſt der Hinweis auf das geſchichtliche Beſtreben der Prieſterwelt, den einmal errungenen Einfluß auszudehnen, um ſelbſt die weltliche Herrſchaft zu unterjochen. Dieſes Beſtreben iſt in allen den Ländern, wo ſich eine wirkliche Prieſterkaſte und eine Hierarchie entwickelt hat, ſehr früh hervorgetreten und hat zu vielfachen tiefeingreifenden ſocialen Kämpfen geführt, auf welche uns die Ueberlieferungen beſtimmter Culturvölker zurückweiſen.

ſchufen, ſo erzeugten die Götter ſpäter aus dem dunkeln Nichts und dem lichtleeren wüſten Chaos, wie wir ſehen werden, die Erde. Es erſcheint hiernach zweifelhaft, ob der Name Suar für Sonne, gothiſch sauil, lateiniſch sol, nicht dennoch mit dem indiſchen Gotte Savitri (wahrſcheinlich Zeuger) etwas gemein habe, obwol Geiger dies abweiſt. (Vgl. „Urſprung der Sprache", S. 246.)

Daß alle diejenigen Völkerſtämme, die aus einer Reihe von andern Gründen zur ſeßhaften Lebensweiſe und zum Betriebe von Ackerbau und Viehzucht übergegangen waren, auch einen viel höhern Trieb entfalteten, die Natur zu beobachten und alle Erſcheinungen, beſonders aber Wind, Wetter und Himmelsereigniſſe, mit Einem Worte den Makrokosmus genauer zu durchforſchen, iſt bereits geſagt worden.* Auch die Kunſt ſchritt durch die ſich im ſeßhaften Culturleben ausbildende feinere Arbeitstheilung zu neuen Entwickelungsſtadien vor, und ſo war man in den Culturländern früh dazu übergegangen, den Göttern Wohnungen und Tempel zu errichten, und hiermit erhielt das Prieſterweſen einen neuen Anlehnungspunkt und einen conſolidirtern, ſeßhaften, gebundenern Charakter. Uranfänglich und noch bevor ſich eigentlicher Götzendienſt entwickelte, verſetzte die kindliche Phantaſie die unſichtbar in der entfernten und erhabenen Höhe wohnenden mächtigen Feuerreiber auf hohe bewaldete Berge, auf denen ſich die Wolken lagerten und häufiger Gewitter zum Ausbruch kamen. So konnte es geſchehen, daß hohe Berge durch die religiöſe Ideenaſſociation in den Kreis des Cultus gezogen wurden. Die Prieſter und Zauberer, die überall zuerſt den Wegen der kindlichen Phantaſie folgten, errichteten auf ſolchen Bergen feſte, ſeßhafte Cultusſtätten und allgemeine Opferplätze. (Vgl. Anquetil, II, 88, und Herodot, I c mit Plinius, XII, I; Tac. de Mor. Germ., c. 39, 40; ſ. bei Meiners, Kap. 17.) Auch alte hervorragende Bäume, in welche der Blitz eingeſchlagen hatte, wurden bei vielen Völkern zu natürlichen primitiven Opferſtätten. Allmählich aber mußte man darauf ſinnen, das den Göttern Geopferte auch gegen Räuber** und die Opfernden gegen die Witterung zu ſchützen, und ſo begannen die Völker die heiligen Stätten abzuſondern und einzuzäunen. Man errichtete Opferbühnen und hohe Steintiſche und Altäre, brachte die Idole unter Felshöhlen oder unter Bäume, baute ihnen kleine Obdächer und Hütten, oder man verſchloß ſie auch in Wagen oder Kiſten, die ſpäter facella und

---

* Vgl. die Anmerkungen zu Kap. 6.

** Man leſe die Beſchreibung der Opferplätze der ſibiriſchen Völker bei Pallas, „Reiſen", I, 89; Gmelin, I, 300; Meiners, S. 134.

armariola genannt wurden. (In Japan: Kämpfer, II, 51; Kalmücken: Lepechin; die alten Germanen: Tac. de Mor. Germ., c. 40; vgl. Meiners, S. 134.) Die ältesten Tempel waren nicht ganz bedeckt, sondern sie waren so gebaut, daß sie ihr Licht durch die Tageshelle von oben empfingen, wo das Licht nicht hinreichte, brannten heilige Feuer. Der Tempel wurde mehr und mehr der Phantasie zur eigentlichen Wohnstätte des hier verehrten Gottes. Das Moment der heiligen Erhebung oder der Erhabenheit und Unnahbarkeit der Gottheit wurde im Tempel durch eine thatsächliche Trennung desjenigen Theiles von den übrigen Räumlichkeiten angedeutet, in welchem sich das Idol oder die Gottheit befand. Dieser abgesonderte heilige und erhabene Tempelraum war das Allerheiligste, das dem großen Haufen nicht zugänglich war. (Meiners, Kap. 17.) Hierdurch unterscheiden sich die eigentlichen Gottheitstempel von den sogenannten Fetischhäusern, wo eben keine eigentlichen Gottheiten, sondern nur heilige Zauberobjecte und magisch wirkende Personificationen verehrt werden, hier findet sich, wie leicht einzusehen, das Moment der überirdischen Erhabenheit nicht ausgesprochen oder angedeutet. Die früheste Einfachheit der Tempel machte allmählich bei fortschreitender Kunst einer immer reichern Ausschmückung Platz. Verletzungen heiliger Gebäude und Geräthe wurden als Verbrechen gestraft und selbst in den blutigsten Kriegen vermieden. (Vgl. Herodot, VI, 75; Justin, XXIV, 6; Polybius, IV, 62, 67; V, 9.) Weil man die Höfe der Könige und Herrscher für Zufluchtsstätten hielt für Verfolgte und Unglückliche, gestand man den Wohnungen der Götter diese Vorzüge in noch höherm Grade zu. Alle diese Asyle hatten ursprünglich die wohlthätigsten Absichten, doch wurden sie bald gemisbraucht und allmählich in der Stille wieder abgeschafft. (Tacitus, III, Kap. 60 fg.; Plutarch, I, 334; vgl. Meiners, Kap. 17.) Schon bei den nomadischen Völkern gab es dagegen, wie es in der Natur der Sache lag, keine ganz festen Opferstätten und Tempel. (Vgl. Pallas, „Reisen", I, 174; derselbe, „Beschreibung der mongolischen Völker"), und bei den rohen Jägervölkern war das selbstverständlich noch weniger der Fall. Das eigentliche Priesterthum, wie es sich unter den seßhaften Culturvölkern ansiedelte, konnte sich hier unter den wild und unstet umherziehenden Stämmen nicht bilden. Wild wie der umherschweifende Stamm blieb hier auch das priesterliche Zauberwesen. Wer sich zu dieser Geheimkunst berufen fühlte, der gesellte sich als Jünger einem wandernden Zauberer bei, lernte von ihm, wurde selbständig und wanderte lehrend und zaubernd auf eigene Hand. Wer sich durch ganz besondere Zauberthaten und Geheimkünste bei einem bestimmten Stamme im Ansehen zu erhalten wußte, der verblieb bei ihm,

ſchloß ſich an den Häuptling an, kam zuweilen wol auch zu einer politiſchen Stellung und erlangte überhaupt einen äußerlich herrſchenden Einfluß. Doch dauerte ein ſolcher Einfluß meiſt nur während der erſten Zeit, denn häufig geſchah es, daß ſich von ſeiten des Häuptlings ſehr bald eine gewiſſe herrſchſüchtige Eiferſucht geltend machte, und dann bedurfte es nur des Misgeſchicks irgendeiner eingeleiteten Zauberthat, und das bisher behauptete äußere Anſehen ſchwächte ſich ab oder ging zu Grunde, ſodaß ein neuer Wunderthäter an die Stelle des bisherigen trat. So verblieb unter den wilden und niedrigen Stämmen das Anſehen der Schamanen in einem wandelbarern Zuſtande. Anders entwickelte ſich das unter den meiſten ſeßhaften Culturvölkern. Hier geſtaltete ſich durch die geregeltere und conſolidirtere Arbeitstheilung, wie wir dargethan haben, das prieſterliche Schamanenthum zu einem wirklichen Schamanenſtand und Prieſterſtand. Der ſtändige Götzendienſt und der beginnende feſte Tempelbau gaben dieſem Stande allmählich die feſteſten Anlehnungspunkte, und ſo geſchah es, daß der Prieſterſtand nach mannichfachen Kämpfen, wie wir im folgenden Kapitel ſehen werden, in den meiſten großen Culturländern des Orients zu einem beſtimmten Einfluß und zu dauerndem herrſchenden Anſehen gelangte, durch das getragen er ſich kaſtenartig abſchloß, um ſich einen gewiſſen Nimbus zu bewahren und einen um ſo höhern herrſchenden Einfluß auf die Laienwelt zu erhalten, die vollſtändig zu unterwerfen das natürliche Ziel der Prieſterwelt war. Allein wir dürfen nicht verkennen, daß durch den vorgenommenen kaſtenartigen Abſchluß des aus dem Volksthum geſchichtlich hervorgegangenen Prieſterthums damit zugleich die Gefahr nahe lag, in einer einmal eingeſchlagenen Richtung leblos zu erſtarren und die Herrſchgelüſte über das natürliche Gebiet des Geiſtes auszudehnen, und die weltliche Herrſchaft ſelbſt nicht zur Ergänzung, ſondern zur Unterwerfung zu zwingen. Der Abſchluß des Prieſterthums vom Volke und aller weltlichen Herrſchaft konnte ferner eben geſchichtlich nur zu leicht bezüglich der einmal errungenen Herrſchaft auf die Laienwelt dahin führen, ſich einer gewiſſen gemeinſamen Selbſtzufriedenheit hinzugeben, zu der ſich prieſterlicher Dünkel und geiſtiger Hochmuth geſellten, welche letztern denn in der That, wie wir wiſſen, geſchichtlich jede Hierarchie in ihrer Art in gewiſſer Weiſe charakteriſirten. Wir haben nur nöthig, an das eigenthümliche Verhalten der römiſch-katholiſchen Hierarchie zu erinnern, um uns das in näherer Weiſe vor Augen zu führen. Man hat daher nicht ganz mit Unrecht den Katholicismus Roms als eine Religion des Hochmuths bezeichnet, dem in der Heiligen Schrift bereits der Fall geweiſſagt wurde. Dieſes jedoch nur

beiläufig. Was uns hier vom historischen Gesichtspunkte allein interessirt, ist der Hinweis auf das geschichtliche Bestreben der Priesterwelt, den einmal errungenen Einfluß auszudehnen, um selbst die weltliche Herrschaft zu unterjochen. Dieses Bestreben ist in allen den Ländern, wo sich eine wirkliche Priesterkaste und eine Hierarchie entwickelt hat, sehr früh hervorgetreten und hat zu vielfachen tiefeingreifenden socialen Kämpfen geführt, auf welche uns die Ueberlieferungen bestimmter Culturvölker zurückweisen.

8.

Die Prieſterkämpfe der Urzeit unter den begabteſten Culturvölkern.

Rückblick auf die Geiſtesentwickelung während der Feuerzeit. — Die Lehren des entſtandenen Zauber- und Prieſterthums als neue Offenbarung im Kampfe mit den herkömmlichen religiöſen Sitten und Gebräuchen der früheſten Zeit. — Rückblick auf die älteſten Religionsſitten. — Hinweis auf die Kämpfe der Flamines mit den weltlichen Fürſten und Oberhäuptern. — Die hierdurch entſtehenden ſocialen Kämpfe der betheiligten Völker und die durch dieſe Kämpfe hervorgerufenen Spaltungen und Auswanderungen. — Die Ueberlieferungen und Sagenanklänge an die Prieſterkämpfe bei den begabteſten Völkern. (Vgl. zugleich die Anmerkungen dieſes Kapitels.) — Hinweis auf die anfängliche Berechtigung der Prieſter im Kampfe gegen ihre Widerſacher bezüglich der Verbreitung ihrer neuen Lehren, Künſte und Anſchauungen. — Die ſpätern frevelhaften Uebergriffe der Prieſter gegen die weltlichen Machthaber und das übermüthige Streben der Prieſter nach größerm weltlichen Beſitz und weltlicher Macht. — Die weltliche Herrſchaft duldet keine Präponderanz der geiſtlichen Macht, ſondern ſie fordert durch rechtmäßige Arbeitstheilung deren Ergänzung und Mithülfe zur gemeinſamen Erziehung und Fortbildung des Volkes. — Das Ueberſehen dieſer Wahrheit und der daraus entſpringende Despotismus in Bezug auf die geiſtige Fortentwickelung der Menſchheit von ſeiten der Prieſterkaſte. — Das Streben nach Alleinherrſchaft des urgeſchichtlichen und geſchichtlichen Prieſterthums.

Fürwahr von bedeutenden Folgen war die neu emporgetauchte makrokosmiſche Anſchauung für den geiſtigen Entwickelungsfortſchritt der Menſchheit geweſen! Ganz neue Kräfte hatten ſich mit der Erſcheinung und dem Auftreten der Magier und prieſterlichen Zauberer im Menſchenthum entwickelt. Die erſten Erkenntnißtriebe hatten ſich zu regen begonnen, und erzeugten dieſelben auch anfänglich nur

Fetischismus und Magie, so sollte sich doch an den Aufschwung derselben alle tiefere Verfeinerung und Durchbildung der ursprünglich geistigen Anlagen knüpfen. „Im Anfange war alles Wissen Magie, selbst die Wissenschaft Feuer hervorzulocken, woher die eigentlichen Priester Flamines oder Zünder heißen.“ (Bastian, „Der Mensch in der Geschichte“, II, 163; vgl. Kap. 42, Abschnitt II.) Hatten sich doch unter dem Einfluß der ersten nachdenklichen Geistesregungen in der That ganz neue Geisteskräfte gesammelt und durch Arbeitstheilung und dadurch hervorgerufene Differentiirung seiner entwickelt. Ganz besonders, sahen wir, war es die Phantasie gewesen, deren tieferes und regeres Eingreifen in der Epoche der geistigen Entwickelungsgeschichte deutlicher hervorzutreten beginnt. Aus nur geringen ursprünglichen Anlagen und bisher beobachteten Spuren hatte sie mächtig ihre Schwingen zu entfalten begonnen. Wird doch die nun folgende Entwickelungsperiode des Geistes von den Fittichen der Phantasie gleichsam getragen und von den bunten Gespinsten ihrer Ideenverbindungen beschattet und erleuchtet. Aber neben dem hohen Aufschwunge der Phantasie begann sich, wenn auch minder merklich, schon das Nachdenken in seinen ersten Spuren deutlich zu regen. Das Nachdenken hatte seine ersten tiefern Anstöße durch die von durchschlagendem Erfolge gekrönte Erfindungsgabe erhalten. Immer mehr erweiterte sich jetzt naturgemäß der Sinn für Combination und Nachdenken, und wurde derselbe auch während der ersten Periode seiner Entwickelung noch völlig beschattet und getragen durch die neben ihr aufkommende Kraft der Phantasie, so machte die Combinationsgabe doch immerhin bedeutende Fortschritte, indem sie vorzugsweise den Geist anleitete, den Horizont zu erweitern und die Aufmerksamkeit selbst für entlegene Objecte zu gewinnen.

Aber wie hätten alle diese ersten Fortschritte der Geistesentwickelung nach seiten der Phantasie und des ersten tiefern kindlichen Nachdenkens ohne eine Rückwirkung auf das Gefühl bleiben können? Auch die Gefühle verfeinerten sich unter den Einwirkungen aller

dieſer ſich neu belebenden Kräfte, und ganz beſonders waren es ſelbſtverſtändlich die religiöſen Gefühle, die ſich durch den Einfluß der ſich erweiternden Phantaſie und durch die kindliche Nachdenklichkeit über den geheimnißvollen Zuſammenhang von Urſache und Wirkung angeregt fühlten. Die Gefühle der Abhängigkeit und Erhabenheit in Bezug auf das Unendliche des Makrokosmus fanden allmählich unter den begabtern Völkern tieferes Verſtändniß und riſſen das Prieſterthum zu einer immer höhern Begeiſterung für die makrokosmiſche Anſchauung hin. In bewegter und gehobener Rede fand dieſe innige Begeiſterung einen Ausdruck, und die Phantaſie, welche die Gedanken durchleuchtete, ſtrebte in ihrem Fluge über die Gegenwart hinaus. Die Zukunft, die mit ihrem Schleier die Hoffnungen belebte, aber auch die Furcht aufweckte, wollte der hohe Gedankenflug der Magie enträthſeln. Zuſpruch und Rath fühlte der begeiſterte prieſterliche Seher und Wahrſager, von edelm Gerechtigkeitsſinn durchdrungen, ſich berufen, den ihn um Hülfe anſprechenden Mitmenſchen zu ertheilen. Neben dem Gefühl für Gerechtigkeit und ſittlicher Handlungsweiſe begann ſich nicht minder die Nächſtenliebe zu regen. Neben Troſt und Rath, ſahen wir, wollte der ſich hebende Menſchenſinn auch Barmherzigkeit üben, und das früheſte Nachdenken, geleitet von edeln ſittlichen Gefühlen, richtete ſich darauf, allen Leidenden und Kranken Heilung und Hülfe zu bringen. Waren es auch kindliche, phantaſtiſche Mittel, welche die prieſterliche Barmherzigkeit dem Kranken ſpendete, und breitete ſich noch Zauber und Wunder über die Segnungen der Nächſtenliebe, ſo waren es doch ſittlich anerkennenswerthe Triebe, die hier offenbar wurden. Sie waren in der That die erſten geiſtigen Lichtblicke zu einer Art von Offenbarung geworden für das Weſen der Religion, das ſich durch den Aufſchwung des Geiſtes mächtig von neuem zu entwickeln ſtrebte. Aber die Verbreitung alles Neuen, und komme es ſelbſt in hehrer Geſtalt und unter den edelſten Formen einer von ſittlicher Begeiſterung durchdrungenen Offenbarung, iſt ein Kampf. Und fürwahr, es

wäre wunderbar gewesen, hätte sich die Offenbarung der neuen Weltanschauung mit ihren Gebräuchen und sittlichen Anforderungen nebst allen sie tragenden äußerlichen Ereignissen und Handlungen ohne einen Kampf verbreiten können. Mußte doch erst die ältere und nun veraltende tiefere und kindlichere Weltanschauung nebst deren Gebräuchen und sittlichen Herkömmlichkeiten bei ihren Trägern gestürzt werden. So, sehen wir, war auch den Weltanschauungen ein großer Kampf beschieden, und es wiederholt sich in dem Bezirke des geistigen Lebens, was sich im physischen Leben so klar und deutlich vor unsern Augen spiegelt. Auch die Weltanschauungen, deren es keine gibt, in denen nicht Sitten und Gebräuche wurzelten, und deren es keine gibt, und sei sie noch so specifisch eine religiöse Anschauung, in der nicht deutlich auch lebendige Funken des glimmenden Vernunft- und Verstandesfeuers glühen, ich wiederhole, auch die geistigen und religiösen Weltanschauungen kämpfen einen Kampf. Hier auf der einen Seite die Träger des Hergebrachten und Alten, dort auf der andern die Träger der neuen Offenbarung.

Erinnern wir uns: bevor noch die neuen Propheten und aufstrebenden Weltweisen, gestützt auf ihre Erfindung und primitiven Kenntnisse der Naturkräfte, hinauszogen unter das Volk, um allmählich an der heiligen Glut der feurigen Opferflamme eine neue religiöse Offenbarung kundzuthun, die hinauswies auf die entfernten himmlischen Sphären des Lichts, auf den Blitzeschleuderer, auf den Donner und die makrokosmisch erhabenen Gestirne, hatte sich, wie früher dargethan, durch den natürlichen Entwickelungsproceß in Rücksicht auf eine ältere Weltanschauung bereits eine völlige Religion ausgebildet gehabt. Eine religiöse Anschauung, und zwar die kindlichste und früheste, hatte sich in das Menschenthum eingelebt, und mit ihr hatten sich seltsame Cultен, Ceremonien und durch die Jahrtausende hindurch befestigte Gebräuche aufgebaut. Es waren die „Ersten" und „Aeltesten" des Volkes, mit welchem Ausdruck selbst noch in später Zeit die Herrscher, Fürsten und Häuptlinge

des Stammes bezeichnet wurden, an denen in naiver und (da der physische Instinct noch mit seinen rohen Einflüssen vorwaltete) selbst in sklavischer Weise die erste religiöse Hingabe zur äußern Gestaltung kam. Recht und Gerechtigkeit, sowenig sie im ganzen in jenem frühesten rohen Zustande unter den Menschen wahr und aufrichtig geübt werden mochten, fanden in diesen Mittelpunkten immerhin ihr erstes schiedsrichterliches, allgemein geachtetes Asyl und anerkanntes Tribunal. Verfolgte und Vertriebene, sowie Gemishandelte fanden hier bei Fürsten zunächst ihre natürliche Zufluchtsstätte, und Lohn und Strafe, diese werthvollen sittlichen Erziehungsmittel, wurden hier oft mit gewaltiger Hand und (wenn auch nicht immer) doch mit möglichst sittlicher Beurtheilungskraft zur Geltung gebracht. Was wunder, wenn die „ersten" und „ältesten" Menschen zum sittlichen Prototyp gemacht wurden und Opfergaben und Gaben der Verehrung zu ihren Füßen, und waren sie gestorben, noch an ihren Gräbern der Sitte gemäß niedergelegt wurden. Und während wol Jahrtausende diese Gebräuche in Uebung gebracht hatten, traten jetzt plötzlich aus dem Dunkel des tiefsten, niedrigsten und des verachtetsten Standes die Zünder, die Flamines hervor. Die seltsame Neuheit ihrer Künste, die Art ihrer Begeisterung und der edle sittliche Drang, der sie beseelte und zu sittlichen Thaten der Nächstenliebe aufmunterte, konnte der Menge nicht gleichgültig bleiben. Eine neue Religion, eine neue Offenbarung, gestützt und getragen von neuen, der Menge im wahren Sinne des Wortes wunderbaren Erscheinungen trat jetzt ins Leben und gewann Anhänger. So wurden die Flamines als die ersten „Magi scintillae" emporgetragen durch den Beifall der Menge, denn sie spendeten Heilung und Segen und versprachen das was alle Gunst der Fürsten und Herrscher nicht vermochte, Erlösung von Uebeln und Leiden. Kein Wunder, daß die ganze hülfebedürftige Menge im Lande zusammenströmte, um die heilspendenden Opferflammen der Magier zu belagern. Kein Wunder, daß man sie pries und ihnen Dankopfer brachte, wenn

ihnen der Zufall die Heilung eines Heimgesuchten in die Hand spielte und die Menge abergläubisch diese Thaten als Wunder verehrte. Was war diese heilende Wunderkraft, mit der sich die Magier auszustatten wußten, gegenüber der Gunst von Fürsten, die von aller Noth, aber nicht von der Trübsal körperlicher Leiden zu helfen wußten. Wurden diese Magier nicht in den Augen des Volkes gar bald mehr denn die Fürsten? Waren sie nicht in ihrer Art auch Fürsten, die gewissermaßen auf hohem geistigen Roß dahergezogen kamen, Achtung und Ehrfurcht um sich verbreitend und den weltlichen Fürsten, die ihre Geltung ursprünglich nur der physischen Gewalt verdankten, somit Mistrauen und Eifersucht einflößend? Rissen diese Zauberer nicht die Menge mit sich fort, und gewannen sie nicht in ihrer Art durch ihre eigenthümlichen Mittel einen gewaltigen Anhang, der ihnen bald eine bedeutende Herrschaft und Einfluß verlieh? Schien es nicht, als wollten diese Neuerer und religiösen Revolutionäre sogar das herkömmliche Opferwesen plötzlich an sich reißen, ja hatte es nicht sogar den Anschein, als wollten sich die neuen Propheten durch die früheste und primitivste Art ihrer Einführung und ihres Auftretens selbst zu weltlichen Herrschern und Fürsten aufschwingen? Sonderbar, was die Religionsgeschichte in späterer Zeit in verblaßten Farben noch so häufig und wiederholentlich verzeichnen sollte, das beginnt hier in der Urgeschichte bereits in gewisser Weise zu einem mächtigen Ausdruck zu gelangen. Mistrauen sollte sich regen, und die Wurzel der Zwietracht begann zu treiben unter den Trägern der weltlichen und angestammten Herrschaft gegenüber den Jüngern und Trägern der neuen religiösen Offenbarung. Ein socialer Kampf bereitete sich vor. Auf der einen Seite gewahren wir in ihm die von innerer religiöser Begeisterung und prophetischer Offenbarungsgabe getriebenen Flamines, in der Hand die prometheische Fackel, welche Segen und Heilkraft dem Volke spendete, diesen ersten geistigen Heroen aber treten die staatlichen Führer, die weltlichen Fürsten und Volksherrscher gegenüber,

gestützt auf ihr althergebrachtes Vorrecht, hinweisend auf das Uebergewicht der ihnen zu Gebote stehenden physischen Mittel, zugleich aber als Träger der alten herkömmlichen Religion. — Aufruhr, Zwietracht, Haß und Parteiungen sehen wir von nun an unter den im Herzen der alten Culturländer zusammenwohnenden Völkern entstehen, in deren Kreisen vorzugsweise und zuerst sich dieser große revolutionäre Proceß vollzog; und in der That, die heranbrechenden Katastrophen brachten Zwiespalt unter die Völker, offener Kampf erhob sich und die Bedrängten sahen sich genöthigt, den paradiesischen Ursitz ihrer Heimat zu verlassen, und beginnen, durch unerträgliche Spaltungen getrieben, auszuwandern. Seit Jahrtausenden hatten sich die Rassen, gedrückt durch die unter ihnen ungleich vertheilte Begabung von geistiger und physischer Stärke und versprengt und verjagt durch die allmählichen Aenderungen des Klimas und des von Fluteinbrüchen umgestalteten Festlandes, über den größten Theil der Erde verbreitet. Und jetzt, nachdem sich seit vielleicht schon unvordenklicher Zeit diese ersten Wanderungsprocesse auf Grund der verschiedenen äußern Einflüsse vollzogen hatten, begann sich unter den begabtesten Völkern, welche an die Spitze der Entwickelung getreten waren und die vorzugsweise ihre Ursitze behauptet hatten, nachträglich noch einmal im kleinern Maßstabe ein ähnliches Schauspiel auf Grund tieferer religiöser und socialer Zerwürfnisse zu wiederholen. Kaum haben wir in Rücksicht auf unsere Darstellung nöthig, den Völkerkreis genauer zu nennen, in dessen Mitte sich während der Urzeit diese Katastrophen vollzogen. Es waren vorzugsweise die Indogermanen und Semiten (aber auch viele Nachbarvölker), die in den Wirbel dieser neu ausbrechenden religiösen und socialen Völkerumwälzung mit hineingezogen wurden. Im Herzen der menschlichen Entwickelungsgeschichte, hier wo die Sonne der anbrechenden Cultur am hellsten zu strahlen begann, traten mit dem Umschwunge der religiösen Weltanschauungen, die sich reformatorisch miteinander hätten ablösen sollen, im Gegentheil die erschütterndsten

und heftigſten Revolutionen auf. In den Ländern, wo das Prophetenthum die neue Weltanſchauung als eine Offenbarung am früheſten verkündete, und unter den Stämmen, wo der prometheiſche Funke zuerſt gezündet wurde, erhob ſich zugleich der größte Widerſtand gegen das Neue von ſeiten der angeſtammten Träger des Hergebrachten. Hier aber auch wurden die Flamines in Rückſicht auf ihre großen Erfolge zugleich am übermüthigſten und herrſchſüchtigſten.

Eine Reihe dunkler geſchichtlicher Traditionen, die wir uns ſeit langer Zeit gewöhnt haben als bloße Mythen und phantaſtiſche Erfindungen unter den Völkern anzuſehen, erinnern noch in dumpfen Anklängen an die Zeit jener tiefeingreifenden ſocialen und religiöſen Umwälzungen mit ihren Erlebniſſen, die ſich als pſychologiſch folgerichtige Ereigniſſe der Religionsgeſchichte der Urzeit nachweiſen laſſen. Freilich nur in ganz dunkeln Umriſſen erkennen wir in den geſchichtlichen Ueberlieferungen noch den großen tiefeingreifenden Einfluß dieſer Ereigniſſe. Aber ſind es auch nur enge Umriſſe und dunkle Andeutungen, ſo ſind ſie doch um ſo werthvoller in Rückſicht auf den folgerichtigen Gang der pſychologiſchen Entwickelungsgeſchichte, welche letztere noch heute in feinern Zügen nicht aufgehört hat das von neuem zu wiederholen, was ſich ehemals in vergröberter Weiſe und in noch höherm Maße nothwendig bei derſelben Gelegenheit vollziehen mußte.

Wüßten wir es nicht ohnehin, daß jede neue Offenbarung einen Kampf heraufführt, der die Leidenſchaften entfeſſelt, der natürliche Entwickelungsgang der religiöſen Urgeſchichte würde uns dieſe Thatſache lehren.

Die Arbeit lag, wie wir ſahen, in früheſter Zeit tief verachtet, da ſie nur die Geknechteten und Unterdrückten vollzogen, ja dieſe Unterdrückten waren meiſtens zugleich mit phyſiſchen mannichfachen Mängeln behaftet. Jetzt, nachdem die Arbeitstheilung unter den höhern begabteſten Völkern große Fortſchritte gemacht, erhob ſich in

der socialen Gemeinschaft aus eben diesen Unterdrückten ein neuer Stand. Die hervorragendsten Laborarii erheben sich trotz ihrer körperlichen Mängel, wie der misgestaltete Hephästos, den gewaltigen vulkanischen Feuerbrand schwingend, um mit den neuen gewaltigen Künsten Cultur und Religion zu verbreiten. Sie begründen eine neue Macht, und ist diese auch scheinbar nur moralischer Natur, so zieht sie doch das Opferwesen an sich, und so gerathen die neuen Propheten, welchen jetzt das Volk wie neuen Königen zujauchzte, mit den angestammten Herrschern in Conflict. Nur ahnen können wir, wie erwähnt, noch heute den Kampf, welchen jene ersten Geschlechter der priesterlichen Feuerzünder und Zauberer mit den Gewaltigen des Volkes zu bestehen hatten, nur zu vermuthen vermögen wir den leidenschaftlichen, herrschsüchtigen und begeisterten Uebermuth, der allmählich die sich heranbildende Kaste der Flamines (Phlegyer) und Magier zu förmlichen Kriegern umwandelte, um sie als Führer übermüthig die Brandfackel des wilden Kampfes unter die Stämme schleudern zu lassen. Ob es im Laufe der Zeit die aufstrebenden Flamines unter einzelnen Stämmen dazu gebracht haben mögen, sich thatsächlich an die Stelle der Aeltesten, Ersten und der Könige zu setzen, um sich eine Zeit lang zu behaupten, wir wissen es nicht. Gehen wir den dunkeln Wurzeln der vom Mythus verhüllten und entstellten spätern Tradition der pelasgischen und semitischen Stämme nach, so wurden jene hochbegeisterten Titanen und übermüthigen Phlegyer, die sich emporzuschwingen suchten, herabgeschleudert von ihrer weltlichen Höhe. Die feurig flammende Schlange, welche sie verführt hatte zur Ueberhebung, erzürnte die Gewaltigen des Volkes und diese vertrieben sie nebst den ihnen anhangenden Stämmen aus ihren paradiesischen Wohnsitzen. Allein wir unterlassen es, den an diese Wurzeln angesponnenen Knäuel von Sagen und Mythen, deren mündliche Traditionen durch viele Jahrhunderte hindurch reichten, in welcher der entstehende Gottheitsbegriff seine ersten Blüten zu treiben beginnt, genauer zu

deuten. Bevor der schreibkundige Menschengeist dahin gelangen konnte, diese mündlichen Ueberlieferungen zu verzeichnen und in fester Schrift der Nachwelt aufzubewahren, da hatte die lebendige Phantasie bereits ein dichtes Netz der buntesten Vorstellungen um diese Wurzeln gesponnen. Aus dem in socialer Beziehung tiefeingreifenden Herrscher- und Priesterkampfe der Urzeit, der die Stämme auseinandertrieb, hatte die gestaltende Phantasie unter den Einwirkungen des hervortauchenden Gottheitsbegriffs und der makrokosmischen Anschauung einen Götter- und Titanenkampf geschaffen. Die gegen die Gewaltigen und väterlich geehrten Herrscher aufstürmenden Flamines und Phlegyer waren zu Riesengestalten durch die langjährigen Traditionen und Erinnerungen angewachsen und die revolutionär hervortretenden Priestergeschlechter, ähnlich denen der Bhrgu, der Atharvanen und Angirasen, wurden der übertreibenden Phantasie zu Gestalten von Riesen, Giganten und Asen. Sie, die ursprünglich Misgestalteten, die ebensowol durch ihr Handwerk und ihre Kunst wie durch ihr Aussehen an Hephästos erinnerten, hatten sich im Laufe der Entwickelungsgeschichte thatsächlich gewandelt, es waren herrschende Führer, in ihrer Art Hochgestellte und Gewaltige geworden, die mit den geborenen Fürsten und Herren einen titanenhaften, riesenhaften Kampf um die weltliche Herrschaft kämpften, der die Völker spaltete, Zwietracht stiftete und viele zur Auswanderung nöthigte. Wir haben schon früher erwähnt, daß durch diese lange dauernden tief in das sociale Leben eingreifenden religiösen Kämpfe, die Entwickelung der hier im Centrum der aufstrebenden Cultur zusammenwohnenden begabtesten Völkerstämme, unter denen zugleich die Indogermanen und Semiten am meisten betheiligt waren, stark gehemmt wurde. War unter diesen Völkern geschichtlich der erste große Anstoß geschehen, der zur neuen makrokosmischen Anschauung hinüberführte, und glühte hier unter diesen Stämmen der lebendigste Funke eines reinern und hellern Geistesfeuers, so wurde der Glanz dieses Feuers jetzt rasch verdunkelt

durch die Zwietracht und die Leiden, welche die entbrennenden Entwickelungskämpfe der religiösen Anschauung in sich schlossen. Mühselige, mit mannichfachen Kriegen verknüpfte und lange dauernde Wanderungen in entfernte Gegenden hinderten und unterdrückten nunmehr jede weitere Entfaltung des Geistes und jeden höhern Culturaufschwung unter diesen begabtesten Völkern, und so geschah es, daß andere, weniger stark von diesen ersten Rückwirkungen und socialen Erschütterungen betroffene Völker den Glanzpunkt der urgeschichtlichen Cultur der neuen Epoche für einen längern Zeitraum an sich rissen und an die Spitze der nächsten urgeschichtlichen Entwickelung traten. Es war neben den Chinesen vorzugsweise den Aegyptern, wie wir früher schon anführten, beschieden, die Cultur der Alten Welt zunächst auf neue Wege der Entwickelung zu führen. Nur erst nach und nach, als unter den höchsten Culturstämmen die religiösen Kämpfe ausgetobt hatten und im Verlaufe der Jahrhunderte in den neuen eingenommenen Wohnsitzen der sich entfaltende Geist völlig zur Ruhe kam, begannen allmählich die vertriebenen Stämme verschiedentlich aus dem Hintergrunde wiederum geschichtlich hervorzutreten.

Werfen wir einen Blick in die spätere Entwickelungsweise bei den an diesen Priesterkämpfen zunächst betheiligten Stämmen, so bemerken wir, daß sich das Priesterwesen in seiner Gestaltung und in seinem Einflusse fast überall unter ihnen anders ausgebildet hat. Nicht überall unter den Völkern vermochte sich das Priesterthum zu einer solchen Kaste zu entwickeln wie bei den Aegyptern und bei den Indern. Im Gegentheil, fast alle übrigen indogermanischen Hauptstämme zeigen uns, durch die frühere Stellung, welche dem Volke gegenüber das Priesterthum bei ihnen ehedem einnahm, daß dieselben sich ursprünglich gesträubt haben gegen den kastenartig abgeschlossenen Geist ihrer Priester, durch welchen sich dieselben hierarchisch zu organisiren versuchten, um hiermit im Staate weltlich einen größern herrschenden Einfluß zu gewinnen. Der Fortgang der Entwickelungs-

geſchichte wird uns lehren, daß es gerade darin auch lag, daß die Hellenen einen höhern Aufſchwung ihrer geiſtigen Kräfte vollziehen konnten, indem ſie ſich frei von dem hierarchiſchen Druck einer Prieſterkaſte hielten, die, eigennützig und beſchränkt, jeden friſchen Hauch einer neuen tiefern Offenbarung des Geiſtes fern zu halten beſtrebt war. Wenn wir nicht ohne Grund vorausſetzen dürfen, daß in jenen religiöſen Kämpfen der Urzeit das emporkommende Prieſterthum mehr und mehr danach trachtete, alles freiere Prophetenthum in den Ländern zu unterdrücken, um ſich in dieſer Beziehung die alleinige Autorität unter den Stämmen zu ſichern, eine Autorität, die zugleich ſo hoch ſtrebte, daß ſelbſt der Einfluß der weltlichen Herrſcher hierdurch unterdrückt werden ſollte, ſo dürfen wir vermuthen, daß die früher oder ſpäter ausgewanderten Stämme dieſes Völkerkreiſes im Laufe des Kampfes mit ihren Anführern, Herrſchern und freien Zauberern und Prieſtern ſich zugleich deshalb zur Wanderung entſchloſſen, weil ſie ſich der Alleinherrſchaft und dem Despotismus dieſer Prieſterhierarchien des Orients zu entziehen beſtrebt waren.

Der Beginn der Geſchichte des Zauber- und Prieſterthums zeigt uns alſo einen Kampf. Anfänglich war es der gerechte Kampf einer neuen Offenbarung, einer neuen Weltanſchauung, einer neuen Lehre gegen das abgeſtorbene Alte mit ſeinen noch kurzſichtigen Betrachtungen und veralteten Sitten und Gebräuchen, welchen die aufſtrebenden Prieſter verfolgten. Das aufſtrebende Magierthum mußte nothwendig dieſen Kampf durchführen; denn es ſchloß ſich an die neuen Künſte und Lehren, die es heraufführte, eine neue höhere Betrachtungsweiſe der Dinge und eine höhere Allgemeincultur. War die Baſis der früheſten kindlichſten Weltbetrachtungsart, wie wir ſahen, ein naiver Materialismus geweſen, ſo führte das von neuen Erfindungen, neuen Beobachtungen und höhern Naturkenntniſſen geleitete erſte Prieſterthum zum erſten male einen primitiven Idealismus ein, der ſich auf der Grundlage ihrer Heil- und Seelenanſchauung

aufbaute. Dieſe neue berechtigtere Lehre mußte ſich Bahn brechen und gegen die Widerſacher durchgekämpft werden, denn an die Annahme der höhern, weiterreichenden Weltanſchauung knüpften ſich höhere, berechtigtere Sitten, Gebräuche und Handlungen, und eine höhere, umfaſſendere Geiſtesentwickelung begann platzzugreifen. Aber nachdem der erſte Kampf durchgeführt, die Verbreitung und Nachahmung geſichert war und die neuen Künſte und Wunder die Menge bereits erobert hatten, da als der Anhang des aufſtrebenden Prieſterthums immer mächtiger anwuchs, da war für die Vertreter des Neuen nunmehr die ſittliche Aufgabe gekommen, ſich durch Freundſchaft und Vertrag mit den Trägern des alten Cultus abzufinden. Das raſch mächtig gewordene Prieſterthum mußte anerkennen, daß es nur vereint mit denjenigen, welche ſich bisher im Laufe von Jahrtauſenden ſittliche Verdienſte um die Zucht, Ordnung und rechtskräftige Erziehung der Geſchlechter erworben hatten, an der weitern Bildung des Menſchenthums zu arbeiten vermochte. Und in der That haben ſich, als das Prieſterthum hinſichtlich der völligen Eroberung der weltlichen Herrſchaft nicht zum Ziele kam und die Titanen, wenn wir ſo ſagen dürfen, ſtets von neuem wieder von ihrer Höhe geſtürzt wurden, die zurechtgewieſenen Prieſter, ſei es in freier Weiſe oder als Kaſte, eng und freundlich den Herrſchern und Fürſten als den höchſten ſittlichen Führern des Volkes angeſchloſſen, um vereint mit ihnen, wenn auch jeder in verſchiedener Weiſe und auf verſchiedenem Felde, an der Bildung der Völker zu wirken. Schien das Prieſterthum dazu berufen, auf die Gefühle der Menſchen bildenden Einfluß zu üben, mußte von ihm alle Stärkung ſittlichen religiöſen Wohlwollens und ſittlicher Geſinnung ausgehen, ſo ſchienen die Herrſcher und Könige als Staatslenker in ſittlicher Hinſicht dazu beſtimmt zu ſein, die äußern Handlungen und Willensäußerungen der Menſchen und Unterthanen zu beaufſichtigen, und es war ihre Pflicht, die ſittlichen Antriebe der Staatsglieder in ſittlichen Bahnen zu erhalten. Aber wir irren, wenn wir meinen, das

ſich entwickelnde Prieſterthum der Urzeit habe früh geahnt und begriffen, daß ſich ſeine bildenden Beſtrebungen nicht über das Gebiet des innern Geiſtes und Gefühls hinauserſtrecken konnten, im Gegentheil, die Verführung der raſch erlangten neuen Macht und Herrſchaft war viel zu groß, als daß es hier und da unter den Culturvölkern nicht zum Uebermuthe geneigt geweſen wäre, in welchem es ſich unterfing, auch eine weltliche Herrſchaft ſich anzueignen. Damit war aber ſehr früh ein unabſehbarer Kampf heraufbeſchworen, und zwar ein ungerechter und verwerflicher Kampf; denn es machten ſich unter ſeinem Einfluſſe anmaßende Prieſtergelüſte nach Alleinherrſchaft und Despotismus geltend. In der That, Alleinherrſchaft wollte das ſo emporgekommene Prieſterthum nicht nur ausüben über die weltliche Staatsgewalt, ſondern es ging daſſelbe eigennützig vielmehr darauf aus, alles von neuem auftauchende Prophetenthum, das kraft neuer Offenbarung eine neue Entwickelung anſtrebte, mächtig zu unterdrücken, damit die Menge nicht im Stande war, den Wahrſagungen und Lehren Anderer, ihnen gegenüber Unberufener, ihr Ohr zu leihen. Die Folge davon war, daß alle weitere freiere Entfaltung des Geiſtes und Gefühls unterdrückt und dieſelbe allein der Hierarchie in die Hände gegeben wurde, und hatte auch das anfänglich ſeine beſtimmten Vortheile, und ſchienen die Bildungsſtätten des herrſchenden Prieſterthums ohne Zweifel mächtige Pflanzſtätten einer höhern Cultur zu werden, ſo lief eine ſolche Hierarchie trotzdem Gefahr, ſich in ihrer Entwickelung in eine einſeitige geiſtige Richtung zu verlieren, in welcher ſie, nach allen Seiten hin abgeſchloſſen, weiter gehend auf die harmoniſche Fortbildung der Anlagen hemmend einwirken mußte. Die unnatürliche Hemmung der geiſtigen Entwickelung, die hierdurch hervorgerufen wurde, erzeugte anfänglich Widerſtand und endlich Kampf, und dieſer Kampf entbrannte um ſo heftiger, je mehr die Hierarchie Mittel unter den Völkern anſtrengte, ihre Autorität zu erhöhen, um alle übrigen nebenhergehenden Offenbarungen zurückzuweiſen. Dieſer Kampf aber mußte furchtbar

werden dort, wo die Hierarchie es zugleich unternommen hatte, sich die weltliche Herrschaft anzueignen und so durch doppelte Gewalt den natürlichen Gang der geistigen Fortbildung und Entwickelung zu hemmen. Wir haben genügende Anhaltepunkte zu der Vermuthung, daß bereits in der Urzeit die Geschichte des Priesterthums reich ist an derartig hervorgerufenen Unterdrückungen und hiermit erzeugten, tief in das sociale Volksleben der Culturvölker eingreifenden, Kämpfen.

Was wir hier nur mit Rücksicht auf die psychologische Folgerichtigkeit in Umrissen feststellen können, und worauf uns eine Reihe von Traditionen und Sagen der Völker noch hinweist, das mögen Detailforscher dermaleinst bezüglich einzelner Völker genauer und eingehender uns vor Augen zu führen im Stande sein. Möchten die hier gegebenen Andeutungen dazu beitragen, die Forschung mehr, als das bisher geschehen ist, auf dieses so wichtige Kapitel der Urgeschichte des Priesterthums der einzelnen Völker hinzulenken.

Um den verhältnißmäßig raschen Aufschwung und die Verbreitung des Zauber- und Priesterwesens in der Urzeit zu begreifen, und um einzusehen, wie trotz des anfänglich scheinbar segensreichen, friedfertigen Auftretens der Flamines von seiten der weltlichen Machthaber sehr bald Mistrauen gegen die um sich greifende Magie rege wurde, müssen wir uns erinnern, wie innig sich ursprünglich das Zauberthum mit dem bereits bestehenden Opferwesen verband. Das bisherige Opferwesen lag während der Periode vor der Feuerzeit, wie wir sahen, vorzugsweise in den Händen der „Ersten" und „Aeltesten". Häuptlinge, Herrscher und Fürsten waren es, denen man huldigte durch Darbringung von Gaben, Geschenken und Abgaben, ihnen wurde gegeben und geopfert, auf daß sie nicht darbten und im Ueberfluß leben konnten. Erinnern wir uns ferner im Rückblick auf die Urgeschichte des Priesterthums, daß während vieler Jahrhunderte bisher die Stammältesten, die Häupter und Ersten des Volks auch die eigentlichen höchsten *Priester* waren, sie waren eben Herrscher und Priester in einer noch gänzlich *ungetheilten* Weise. Sie waren nicht sowol die

Herrscher und Richter im Volke, als auch die Wohlthäter der Hülfsbedürftigen und die Beschützer der Schwachen und Kranken.

Es mochten diese weltlichen Urpriester vielleicht in ihrer Art auch schon Krankheiten austreiben und heilen, nur nicht in der Art, wie es jetzt durch die neu emporkommenden eigentlichen Schamanen und Heilkünstler geschah, die alle jene primitiven Heilproceduren (und solche mochten unter dem Dämmerlichte der früher beschriebenen sogenannten thierisch-naiven Weltanschauung [vgl. Bd. 1, Buch 3, Kap. 3] recht wohl schon bestanden haben, indem man Krankheiten als Thiere im Körper auffaßte, um sie einfach durch Schlagen, Stoßen und Reiben aus dem Körper zu entfernen) für unwirksam erklärten. Und das auf Grund ihrer neuern höhern Naturerfahrungen. Zur bessern Beglaubigung ihrer neuern höhern einsichtsvollern Ansicht bedienten sie sich zur bessern Heilung und Austreibung der Krankheitsthiere und alles bösartigen Gewürms im Körper eines thatsächlichen Instruments, das die Flamines eben in der thatsächlichen Beherrschung und Erzeugung eines Naturelements (des Feuers und der heilsamen Wärme) entdeckt und aufgefunden hatten. Nur erst dadurch also, daß man sich beim Austreiben der Krankheiten eines Zauberinstruments als eines beglaubigten Fetischs bediente, trat nun das Heilwesen in jene neue großartige Phase und Epoche, durch welche das eigentliche Urpriesterthum auftrat, um sich von vornherein von dem bisherigen weltlichen Priesterthum als ein rein geistliches völlig zu unterscheiden. Denn der Geist, auf den diese Priester hinwiesen, war eben der Geist ihrer neuen Erfahrungen, der ihnen ihre neuen kenntnißreichen zauberischen Eingebungen verlieh, auf Grund deren sie über Krankheit, Zeugung, Geburt und Tod neue Ansichten beibrachten und Wunder vollzogen — mit einem Wort neue Lehren prophetisch verkündeten. Geschah alles dies ursprünglich noch in sehr naiver Weise unter den Formen des tiefsten Fetischismus, so lag doch in diesen Lehren der Keim eines ganz neuen Geistes, der am Alten, Hergebrachten nur noch wenig Anlehnungen fand. So wurde unter diesen mächtig eingreifenden Neuerungen das rein geistliche Priesterthum geboren, das ursprünglich dem bisherigen rein weltlichen der Machthaber gegenübertrat, und trotzdem sich dasselbe später wiederum mit dem weltlichen Herrscherthume (als ehemaligem ersten und höchsten Priesterthum) verband und verschmolz, so blieb dennoch die ursprüngliche Differenz, die sich geschichtlich hiermit, wie wir sahen, erzeugt hatte, bestehen. Im Anfange mußte diese verschiedene Entstehungsweise aber mit all ihren Neuerungen einen Kampf herbeiführen. Als jetzt die wunderthätigen Flamines auftraten, um die heilige Zauber-

flamme leuchten zu lassen, da meinte die hingerissene Menge auch diesen Wunderthätern huldigen zu müssen, zumal sie sich vor der Macht der zauberischen Naturkraft *in den Händen der Menschen* thatsächlich fürchteten, denn jene Mitmenschen verstanden es, nach ihrem Gutdünken damit in gerechter Weise zu nützen und zu schaden, *je nach gegebenen Umständen*. Aber das erste Auftauchen geheimer und verborgener Naturkräfte in Händen der primitiven Priester umgab diese letztern mit einem religiösen Nimbus. Man fühlte sich hingerissen und begann, ihnen nunmehr gleich Fürsten zu opfern. Schien der kindlichen Menge doch zugleich, wie bereits mehrfach erwähnt, die anfänglich noch zu zauberhaften Heilzwecken Wärme spendende Flamme ein vielköpfiges schlangenartiges Thier, gleichsam eine hundertköpfige Schlange zu sein, die Nahrung brauchte, oder es sah das Volk in den gewundenen Bewegungen der leckenden Flammen ein Knäuel von eidechsenartigen Drachen, welche den Rachen aufsperrten, um mit dem Heißhunger, mit dem sie alles verschlangen und verzehrten, reiche Gaben und Opfer zu fordern. Die Zauberflamme konnte nur leuchten und magische Wärme strahlen, um das Leben zu kräftigen und Krankheiten zu heilen, wenn sie durch Opfer genährt wurde. So brachte denn die kindliche Menge mehr denn je allerlei Gethier herbei, um es von der Flamme verzehren zu lassen, und wir haben schon bei einer frühern Gelegenheit bemerkt, daß sich im Anschluß hieran zuerst *die Kochkunst* entwickelte. Das der Flamme übergebene geopferte Gethier wurde gebraten und anfänglich zum Zwecke der Krankheitsheilung verwendet, später indessen als gesundheitstärkend überhaupt genossen, nachdem sich die Feuerzündung allgemein verbreitet und durch lange Gewohnheit im Laufe der Jahrhunderte sich ihres heiligen Charakters allmählich mehr und mehr entkleidet hatte.* So, sehen wir, nahm mit dem Aufkommen

---

* So erzählt uns Herodot (aus einer selbstverständlich schon spätern Zeit der Urgeschichte), daß die Perser, wenn sie opfern wollten, sich einen Myrtenkranz um den Kopfbund wanden, sodann führten sie das Thier an eine reine Stätte und flehten den Gott an, dem sie opfern wollten, doch baten sie nicht für sich allein, sondern flehten, „daß es allen Personen und dem Könige wohl gehen möge; dann wird das Thier getödtet, gekocht, und nun werden die Stücke auf frisches, duftiges Gras niedergelegt, worauf ein Magier dem Opfernden zur Seite ein Weihelied singt und nunmehr der Opfernde das Fleisch nach Hause nimmt, um es nach Belieben zu gebrauchen". (Daß den Persern diese Opferspeise ursprünglich heiliger und stärkender erschien als das rohe Fleisch, ist hierbei selbstverständlich.) In späterer Zeit, da der Seelenbegriff schon mehr zur Geltung gekommen war, glaubten die Perser, daß die Götter nur die

des Zaubers zugleich das Opferweſen einen bedeutenden Aufſchwung, der ſo weit ging, daß die Träger der Gewalt allmählich darauf aufmerkſam

---

Seele des Thieres als Opfer verlangen und das Fleiſch als Stärkung nicht nöthig haben und verſchmähen, ſie verbrannten deshalb das Thier nicht, wie es anderwärts bei vielen Völkern geſchah, in dem Glauben, daß ſie hiermit das Opfer verunreinigen könnten und das Feuer, das den Göttern geweiht iſt, entheiligt würde. Die Furcht vor dieſer Entweihung ging ſo weit, daß derjenige mit dem Tode beſtraft wurde, der in die Flamme hineinblies, um ſie durch ſeinen Mund anzufachen. (Vgl. Herodot, I, Kap. 131 fg.) Was die Verbreitung und die Art des weitern Verfahrens betrifft, durch welches man die Kochkunſt verallgemeinerte, ſo iſt zugleich bei dieſer Gelegenheit einer Art und Weiſe zu gedenken, welche Tylor das ſogenannte „Steinkochen" genannt hat. Nicht alle Völker, die das Feuer kannten und Stoffe opferten und Fleiſch ins Feuer ſteckten und brieten, haben auch das Kochen der Speiſen im Waſſer oder das Sieden bereits gekannt. „Es gibt Raſſen der Menſchheit, wie die Auſtralier, die Feuerländer, ſammt einigen andern ſüdamerikaniſchen Stämmen und die Buſchmänner, welche nichts vom Kochen oder Sieden der Speiſen gewußt zu haben ſcheinen, als ſie den Europäern zuerſt bekannt wurden, während die höhern Völker, ſowie auch ein großer Theil der niedrigern, ſolange wir eine Kenntniß von ihnen haben, irdene und metallene Geſchirre beſaßen, welche ſie mit Waſſer füllten und zum Kochen über das Feuer ſetzten. Mitteninne zwiſchen dem geſchirrloſen Kochen ohne Waſſer und dem mit Waſſeranſatz in Geſchirren, liegt ein Verfahren, von dem man mit einigem Grunde glauben darf, daß es einſt viel weiter verbreitet war. Es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß die Kochkunſt, wie wir ſie kennen, ſich durch dieſes Mittelverfahren entwickelt haben möge, für welches ich den Namen «Steinkochen» vorſchlage." (Vgl. Tylor, S. 336.) Dieſes Verfahren beſtand nun darin, daß ein Loch in den Boden gegraben wurde, das austapeziert wird mit roher, möglichſt undurchlaſſender Thierhaut, ſodaß dieſes ſo ausgeſtattete Loch ein Becken bildet. Dieſes Becken wird mit Waſſer gefüllt und das Fleiſch hineingethan. Um nun das Fleiſch in dieſem Erdloche zu ſieden, wurden in einem Feuer Steine erhitzt und dieſe der Reihe nach in das Kochwaſſer hineingeworfen. Aehnliche Kocharten finden wir noch heute unter einer großen Anzahl von Völkern. Charlevoix, der vor einem Jahrhundert ſchrieb, ſagt von den Indianern des Nordens, daß ſie hölzerne Keſſel gebrauchten, und das Waſſer darin kochten, indem ſie glühende Steine hineinwarfen, aber ſchon damals verdrängten eiſerne Töpfe ſowol dieſe Gefäße als das irdene Geſchirr anderer Stämme. Belcher begegnete 1827 dem Gebrauche des Steinkochens unter den Eskimos von Icy Cape. Von den Neuſeeländern berichtet Cook, daß, „weil ſie kein Geſchirr haben, worin Waſſer gekocht werden kann, ihre Speiſebereitung gänzlich in Backen und Braten beſtehe". Doch erſcheint dies nach Fürſt nur in Bezug auf die Feuerländer und Auſtralier richtig, da es ſich zu ergeben ſcheint, daß die Maoris auf Neuſeeland

werden mußten, und zum Mistrauen und zur Eifersucht angestachelt wurden. Je mehr aber die Sache der Priester die Sache des Volkes wurde, um so mehr mußte das feindliche Mistrauen der Gewalthaber wachsen. So entstanden Parteiungen und langwierige Entwickelungskämpfe unter den Völkern, die häufig dazu führten, daß die Stämme ihren Wohnsitz wechseln und verlassen mußten. Wie innig das Opferwesen mit der Zauberei verwandt und verknüpft war, bezeugt uns unter anderm die Etymologie unsers deutschen Wortes Zauber. „Zauber" hängt innig zusammen mit „ziefer", und ziefer wurden alle opferbaren Thiere genannt, während „Ungeziefer" alle diejenigen Thiere hießen, welche die Götter und Priester als Opfer verschmähten. Der „Zauberspruch" hieß altnordisch galdr, althochdeutsch kalstar, und überraschend nahe liegt auch hier wieder „këlstar", das Opfer. Këlstar und kalstar sind auch hier so verbunden wie zampar und zëpar, saudh (Opfer) und seidh (Zauber). (Vgl. Simrock, „Handbuch der deutschen Mythologie" [3. Aufl.], S. 501.) Daß die „Priesterkämpfe" unter den vom Mittelpunkte der religiösen Entwickelung abgelegenen Völkern nicht in gleicher Weise auftreten konnten, ist leicht erklärlich, da leicht zu übersehen war, daß derartige empfindliche Wirkungen und Rückwirkungen nur im Herde der Entwickelung selbst in der stattgehabten Weise in so hohem Maße entstehen konnten. Die entlegenern Stämme erhielten ja das Schamanenthum und Priesterthum überhaupt erst durch Nachahmung und Ansteckung, und also aus zweiter Hand, und unter den verwilderten und rohern Jägervölkern, die zu keiner Seßhaftigkeit kamen, bildete dasselbe sogar nur ein lebloses Schattenbild gegenüber dem emporkommenden seßhaften und oft kastenartig ausgebildeten Priesterthum der Culturvölker. Trotzdem entwickeln sich unter den Naturvölkern im kleinen heute noch häufig ähnliche Völkerkämpfe ähnlicher Veranlassungen halber, und nicht selten kommt es vor, daß Zauberer sich zu Volksführern aufwerfen, um den Stamm zum Parteikampfe gegen die weltlichen Herrscher zu zwingen. Nicht immer siegten in solchen Kämpfen der Urzeit die Zauberer und Priester, allein auch nicht immer die weltlichen Gewalthaber, und oft wurde nur mit großer Anstrengung das übermüthig aufstrebende Priesterthum gestürzt, während sich sehr oft Priester und Magier in den Besitz der weltlichen Herrschaft über ganze Länder

---

das Steinkochen kannten. Wie dem sei, die Töpferei, die sich nach der Feuerkenntniß immer mehr und mehr als nothwendig erwies, verdrängte, da sie merkwürdig früh in den Culturländern in Aufnahme kam, auch sehr rasch die primitivern Kocharten.

und Völker setzten. Allein wie verschiedenartig dieser merkwürdige Rangstreit unter den Völkern während der Urzeit zum Austrag kam, und wie viele verschiedene Stellungen Priester und Fürsten unter den Stämmen zueinander einnahmen, immerhin eroberten sich die Zauberer und Priester eine von der weltlichen Macht bis zum gewissen Grade höchst anerkannte und geachtete Stellung, ja in den meisten Fällen suchten sich später Fürsten und Priester in ihrer Autorität sogar zu unterstützen und sich gegenseitige Zugeständnisse zu machen. So wurde nach harten Kämpfen eine gewisse Versöhnung zwischen beiden Theilen geschlossen, ja bei einigen Völkern kam es zu einer so innigen Vereinigung von weltlicher und geistlicher Herrschaft, daß Fürstensöhne Priester wurden, während aus Priestern weltliche Richter und Könige hervorgingen. Dieses letztere Verhältniß zeigen uns besonders unter andern unsere eigenen Vorfahren, die alten Deutschen. (Vgl. Simrock, „Handbuch der deutschen Mythologie" [3. Aufl.], S. 497.)

Sollten sich jene vielleicht Jahrhunderte der Urzeit umfassenden Entwickelungskämpfe des Priesterthums nicht den geschichtlichen Ueberlieferungen der zumeist davon betroffenen Völker eingeprägt haben, sollten in der That die Traditionen dieser Stämme nicht wenigstens Spuren hiervon bemerken lassen? Es ist freilich schwierig, diese so wichtige Frage in Rücksicht auf unsere wissenschaftlichen Hülfsmittel und in Rücksicht auf die bisjetzt vorgeschrittene Forschung der vergleichenden Mythologie und die sich hieran anknüpfende Untersuchung der Völkertraditionen überhaupt hinreichend sicher zu beantworten; aber wir dürfen trotzdem diese Frage nicht so kurzweg von der Hand weisen. Ist es doch dem Geschichtsforscher ebensowol wie dem vergleichenden Mythologen immerhin auffällig, wie tief und wie fest sich hervorragende thatsächliche Einzelheiten und Vorkommnisse der Urzeit in den Traditionen und vorzugsweise in den sogenannten Mythen des Volkes (wenn auch phantastisch ausgeschmückt, entstellt und umkleidet) erhalten haben. Erinnern wir uns an dieser Stelle nur sogleich der vielfach unter den Völkern verbreiteten Flutsage. Werfen wir einen Blick auf unsere Karte der Urzeit, so bemerken wir, wie viel Festlandsänderungen im großen Maßstabe während der Urzeit vor sich gegangen sein müssen. Wie viele Wassereinbrüche und großartige Ueberschwemmungen müssen im Laufe der Jahrtausende stattgefunden haben, um die Völker auf ihren Zügen und Wanderungen zu hindern und sie nach dieser oder jener Richtung zu vertreiben. Wie wenig dürfen wir uns daher wundern über die große Verbreitung der Flutsage unter den Volksstämmen, und wie viele Völker hatten ähnliche Erlebnisse gerade in dieser Hinsicht aufzuweisen. Das Thatsächliche dieser Erscheinungen aber ist die Wurzel und der

Grund zu jenen Mythen und den Anregungen der hieran angeknüpften Phantasiebildungen gewesen.* Wenn wir aber hier deutlich beobachten, daß sich ein thatsächliches Ereigniß während der Zeit der Mythenbildung erhalten hat und tief eingegraben in den Traditionen fortleben konnte, so dürfen wir mit Recht voraussetzen, daß mehrere derartig hervorragende Erlebnisse und Thatsachen der Urzeit in den Völkertraditionen Wurzel schlagen konnten. Und dem genauern Forscher wird denn in der That nicht entgehen, daß dies der Fall war. Wie wir in den Flutsagen an die größern Wassereinbrüche und hervorragenden Festlandsveränderungen der Urzeit erinnert werden, so erinnern uns die Prometheussage und ähnliche hierher gehörige Mythen deutlich an die Feuererfindung und die sich daran anschließenden Ereignisse. In gleicher Weise haben sich auch sehr viele hervorragende Helden und Kämpfe der Tradition einverleibt, um als Wurzeln in die Sagengeschichte der Völker verwebt zu werden. Hierbei zeigt sich uns die merkwürdige Erscheinung, daß die hervorragenden Helden und Kämpfer durch den Nimbus und die vergrößernde Verklärung der Erinnerung stets gleichsam zu erhabenen Menschen und „Riesen" werden. So hat denn in der That eine sehr große Anzahl von Völkerstämmen Erinnerungen an riesige Kämpfe, oder besser an Kämpfe mit Riesen bewahrt, Erinnerungen, die an blutige und gewaltige Kämpfe mit Nachbarvölkern anklingen. Allein unter allen Riesensagen und Riesenerinnerungen der Völker sind keine hervorragender und in ihrer Art specifischer und eigenthümlicher als die der indogermanischen und semitischen Stämme. Es zeigt sich hier bei genauerer Untersuchung der Riesenerinnerungen, daß sie in Verbindung mit den Gottheitsbegriffen gebracht worden sind, und schon dieser Fingerzeig muß uns an das Priesterthum und die mit dem entstehenden Gottheitsbegriffe und den Göttern zunächst verwandten Gestalten erinnern. Bei den großen Entstellungen, die stets die thatsächlichen Traditionen durch die anknüpfende Mythenbildung erfahren haben, sind wir heute nicht mehr im Stande, aus den Sagen allein rückwärts die Thatsachen klar zu erkennen, und wir müssen uns vorläufig begnügen, in den Titanen- und Gigantensagen und den Vorstellungen der „Himmelsstürmer" nicht undeutliche Anklänge an die kriegerischen und kämpfenden Priester der Urzeit aufzufinden. Der genauere Forscher wird in diesem hier bezüglichen Sagenkreise mancherlei auffinden, das an das übermüthig

* Vgl. Ludwig Diestel, „Die Sintflut und die Flutsagen des Alterthums. Sammlung gemeinverständlicher Vorträge von Rudolf Virchow und Franz von Holtzendorff", Heft 137.

sich auflehnende und nach Herrschaft strebende Priesterthum der indogermanischen Urzeit erinnert. Ohne mich auf Einzelheiten einzulassen, die, wie schon im Texte erwähnt, dem mit dem Material betrauten Detailforscher überlassen werden müssen, will ich im Vorübergehen noch an die Phlegyer erinnern, deren hervorragendster Charakterzug Uebermuth und Frevel gegen Menschen und alle Obern ist. Der Uebermuth und die Ueberhebung ist es, die den Ahnherrn Phlegyas und andere seines Stammes zu den Qualen des Tartaros führt. „So überhebt sich auch nach einer brahmanischen Legende Bhrgu übermüthig über seinen Vater (der hier Varuna heißt)" u. s. w. Die ausführliche Legende sehe man in Weber's Uebersetzung („Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft", IX, 240 fg.), wo Weber in der Besprechung auch bereits den Phlegyas mit dem Bhrgu etymologisch gleichsetzt und uralte Uebereinstimmung mit den Sagen von den übermüthigen Phlegyern angenommen hat. Wenn Müller ferner („Orchomenos", S. 191) in dem Namen und somit in dem Wesen der Phlegyer ganz besonders ritterliche Waffengeübtheit nachweist, so stimmt auch dies mit den Bhrgus, denn nach der spätern Ueberlieferung soll Bhrgu den dhanurveda oder die Wissenschaft des Kriegswesens offenbart haben. (Vgl. Wilson, „Vishnup", S. 284.) Dieser Zug übermüthiger Kraft und kriegerischen Wesens muß demnach auch schon in dem Grundwesen der Bhrgus und Phlegyer enthalten sein. (Vgl. Kuhn, S. 22 fg.) Aehnliche Züge finden sich in den semitischen Sagenkreisen. Ueberhaupt spielt der Begriff eigennütziger und gotteslästerlicher Ueberhebung, die zu Kampf und Streit gegen die Obrigkeit führt, in dem hierher gehörigen Sagenkreise der betreffenden Völker eine große Rolle. Hieran zunächst schließt sich in dem semitischen Sagenkreise zugleich die Ausweisung aus dem Paradiese, welche, durch Verführung der „Feuerschlange" veranlaßt, zur Ueberhebung des Menschen führte und seine Verstoßung und Wanderung aus den paradiesischen Gefilden zur Folge hatte. Die Riesensagen nehmen bei den alten Deutschen bekanntlich eine ganz besonders hervorragende Stellung ein, da aus dem Riesengeschlecht hier die Götter entstanden sind. Dem sorgfältigen Forscher wird es leicht sein, die hierher gehörigen Sagenanklänge zu sammeln, und so mag es gelingen, bis zu gewissem Grade die zusammenhängenden Spuren dieser Traditionen zu entdecken, die als gemeinsame Wurzeln allen diesen Sagenverzweigungen zu Grunde liegen. Man hat, wie bereits erwähnt, alles hierher Gehörige bisher als bloße Dichtung und Erfindung gehalten, doch verweise ich bezüglich der Einschränkung dieser Ansichten auf den folgenden Abschnitt, der die Theorie und das Wesen des Mythus behandelt. Für jetzt genügt es zu bemerken,

daß die Eigenthümlichkeiten der betreffenden Sagen in einzelnen Zügen einen Charakter der Vorstellungsweise an sich tragen, der in seiner Art zu wenig begreiflich macht, wie er auf dem Wege bloßer phantastischer Ideenassociation entstanden sein konnte. Denn immerhin bleibt es sonderbar, wie die natürliche und naiv erfinderische Betrachtungsweise die Menschen ohne jeden bestimmtern Anhaltepunkt zu übermüthigen Stürmern des Himmels machen konnte. Der Himmelssturm mußte offenbar einen eigenthümlichen Streit zwischen den beiden kämpfenden Parteien voraussetzen, und dieser konnte nur entbrennen oder als entbrannt gedacht werden von einer Vorstellungsweise, welche sich noch nicht gewöhnt hatte, Menschen, Priester und Götter in erhabener Weise zu trennen. In der folgenden Zeit, wo die Phantasie herangereift genug war, um die Mythen auszuschmücken, oder gar deren vollständig zu erfinden, hätte aber das Gefühl der Trennung (sei diese Trennung auch noch so wenig erhaben gedacht) zwischen Göttern und Menschen bereits zu sehr gehindert, einen thatsächlichen Kampf zwischen zwei solchen Parteien zu erfinden und zu erzählen. So ergibt die genauere Untersuchung der Art und Weise der Erzählung, daß wir es hier vielmehr mit Entstellung und phantastischer Ausschmückung gewisser Thaten zu thun haben, die sich zu tief eingeprägt hatten, als daß eine zweifelhafte Aufnahme ihre Cursfähigkeit und Verbreitung hätte hindern können.

Seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Werkes sind andere Forscher von mythologischer Seite in die Untersuchung der hierher gehörigen Sagenkreise eingegangen und haben hiermit die Ansichten des Verfassers eine theilweise Bestätigung gefunden. (Vgl. „Der Zauberdienst und der Titanenkampf" von C. Sterne [Dr. E. Krause], „Vossische Zeitung" vom 23. Juli 1876, Sonntags-Beilage Nr. 30.) Dort heißt es: „Zum ersten male vielleicht in der Entwickelung des menschlichen Geistes begegnen wir hier dem Kampfe zweier Weltanschauungen. Die Feuerpriester versuchten eine Religion nach ihrem Herzen zur Geltung zu bringen, und wenn etwa schon damals eine Verehrung hochgestellter Ahnen (d. h. Ahnen verstorbener Häupter und Könige, wie solche in Aegypten beispielsweise in den Denkmalen der Pyramiden verehrt wurden), somit von Göttern, deren Kinder die Häuptlinge zu sein vorgaben, existirte, so versuchten jene Priester nun einen allerhöchsten Feuerzünder, den Sonnengott (die Götter der Gestirne, Mond und Sonne) darüber zu erheben, sich als seine Stellvertreter auf Erden und Kinder auszugeben und hiermit die monarchische und (weltlich) patriarchalische Regierungsform in eine hierarchische zu verwandeln. Wir haben zweifellose Beweise dafür, daß ein solcher

Systemwechsel unter Betheiligung der Feuerpriester unter den Völkern vor sich gegangen in den indischen und griechischen Sagen vom Titanenkampfe, doch halte ich dafür, daß dieselben weniger auf die revoltirende Thätigkeit der Feuerpriester, als vielmehr auf deren unvermeidlichen Sturz durch vollkommnere Religionsvorstellungen sich beziehen. . . ." Der Verfasser will den Titanenkampf somit weniger auf den Conflict beziehen zwischen Feuerpriestern und Herrschern, als vielmehr auf den Widerstand, den sich die Priester gegeneinander leisteten bezüglich des Rangstreits ihrer eigenen Götter und Götzen. Die mit Hülfe einer erhabenen Gottheit zur Herrschaft gekommenen Priesterkasten sträubten sich gegen die Entthronung ihrer Götter und gegen die hiermit verbundene Verbannung und Vernichtung ihrer Altäre. „Wir sehen Agni, Prometheus, Phtahs, Hephästos für die ursprünglichern Herren der Altäre an, Varuna, Osiris, Zeus u. s. w. fassen wir hingegen auf als die später von der philosophischer gewordenen Weltanschauung geborenen Usurpatoren. So dürfen wir die Sagen vom Titanenkampfe als das Urbild jenes nie rastenden Kampfes begrüßen, den die sich ablösenden Weltanschauungen immer wieder und heute lebhafter als je kämpfen. Zeus, der den Prometheus entthronte, konnte dem Schicksale nicht entgehen, von den Christen als Erzteufel verschrien zu werden, und nach kaum anderthalb Jahrtausenden schalten die Protestanten den Stellvertreter des alten Christengottes schon wieder Antichrist, wobei der große Fortschritt nicht zu verkennen ist, daß heute der höchste Name aus der Debatte bleibt und die Anklagen nur noch die Mysterien betreffen." Mit Recht macht hier der Verfasser auf diese humaner gewordene Kampfesweise auf religiösem Gebiete aufmerksam. Ehedem, namentlich aber in der Urzeit, wo sich alle derartige Wandelungen unter gröbern, granitenen Formen und viel geräuschvoller vollzogen, waren diese dauernden thatsächlichen Priesterherrschaftskämpfe freilich so geartet, daß die weltliche Macht nicht davon unberührt blieb, und durch die tiefen Eingriffe des Priesterthums in das sociale Leben gestalteten sich diese kleinen und größern Religionskriege zu bedeutungsvollen Ereignissen, die sich nothwendig den Traditionen der Völker einprägen mußten. Wie man diese Religionskämpfe der alten Völker daher auch auffassen mag, immerhin müssen wir beachten, daß es wirkliche sociale Kämpfe unter den Kasten und Völkern selbst waren. Der Sturz der Götter, der mit dem Sturze der Altäre verbunden war, konnte ohne Betheiligung von Volk und Herrscher im frühesten Alterthume und in der Urzeit, wo die Religion noch die alma mater des ganzen socialen Lebens überhaupt bildete, unmöglich vor sich gehen. Daß uns mannichfache Sagen an wirkliche kämpfende und zur

Vertheidigung ihrer Altäre und Götzen Krieg führende Priestergeschlechter erinnern, haben wir früher bereits angedeutet. Von solchen kämpfenden Priestern, ebenso wie oft von kämpfenden Völkern selbst, mag auch das Feuer und die Brandfackel als eine hehre religiöse und heilig erscheinende Waffe gebraucht worden sein. Dies lassen deutlich Lieder und Anrufungen des Agni bei den Indern erkennen; so heißt es in einem solchen Gebete an Agni: „O Agni, schütze mit einer Burg, und schütze mit der zweiten uns, mit dreien Burgen schütze uns, o Herr der Kraft, mit vieren, guter, schütze uns! Beschütze uns vor jedem feindlichen Gespenst, und sei in Schlachten hülfreich uns; denn dich vor allem suchen wir als nächsten Freund zum Gottesdienst und zum Gedeihen.“ (Siehe Rig-Veda, übersetzt von Graßmann, Thl. I, S. 474.) Bei der Verwebung des Feuerelements mit aller innern geistigen Erhebung und aller äußern Cultur ist es an und für sich zu wahrscheinlich, abgesehen von Anhaltepunkten, deren wir zur Genüge haben, daß dasselbe zum Nutzen, zur Abwehr und zum Schaden von den Priestern und Zauberern verwendet wurde. Lag der wesentlichste Nutzen in der Heilwirkung, zu der er im ausgedehntesten Maße, wie wir sehen, verwendet wurde, diente das Feuer ferner zur Abwehr der Raubthiere und Feinde, so wurde es hieran anschließend neben diesem Schutze auch zu einer hehren Masse und als geschleuderter Feuerbrand und als Brandfackel den Angreifern und Feinden, überhaupt allem Bösen gegenüber, benutzt.

Wie dem sei, es spricht aus den hier zu beachtenden Sagenkreisen, wenn auch nur dunkel und undeutlich, ein Stück urzeitlicher Religionsgeschichte. Ueberhebung der priesterlichen Vertreter der Gottheit, Frevel und Trotz der Machthaber, welche den Streit erbittert aufnahmen, führten zu furchtbaren, der Erinnerung riesenhaft erscheinenden religiösen Kämpfen, in denen Riesen und Götter bei späterer Ausschmückung und märchenhafter Einkleidung als hervorragende Gestalten eine bevorzugte Stellung einnehmen. Was sich in der ganzen Geschichte der irdischen Organismen spiegelt, das tritt nicht minder auf dem Gebiete des geistigen religiösen Gefühlslebens in den Vordergrund. Auch die geistigen Religionen kämpfen einen Kampf, einen Kampf um die höchsten geistigen Güter, einen Kampf um die Wahrheit, jede neu auftauchende Welt- und Himmelsanschauung ist eine Offenbarung, die sich durch berechtigten Kampf den Weg zum Siege zu bahnen sucht. Auch die mit ihren neuen Anschauungen, Künsten und Offenbarungen hervortretenden Priester und Magier der Urzeit mußten diesen nothwendigen Kampf kämpfen, sie mußten sich ihre Stellung erobern gegenüber den Trägern des frühern Cultus. Aber sie mußten bereit sein, sich mit diesen Trägern zu versöhnen und auszugleichen, sobald sie an-

erkannt waren und in ihrem Streben geduldet wurden. Gingen sie in ihren Herrschaftsgelüsten jedoch über das ihnen zugewiesene Gebiet hinaus, so mußten sie als die Uebermüthigen, sich Ueberhebenden und Frevelhaften erscheinen, und der in diesem Sinne geführte Kampf mußte zu Katastrophen führen. So gibt uns der Kampf, den die geistigen Offenbarungen kämpfen, in sittlicher Beziehung zugleich einen Fingerzeig zur Versöhnung, zur Ergänzung und zum Frieden. Die geistigen sich gegenübertretenden Weltanschauungen sollen sich nicht einander unterdrücken und aus der Welt schaffen, sondern sich in gegenseitiger Anerkennung friedlich miteinander nähern, sich dabei aber gegenseitig mit der Zeit abschleifen, um in einer höhern Harmonie das Bild der durchsichtigen Wahrheit zu entschleiern. Was die organische Welt in ihrer Einseitigkeit durch einen unlautern und unsittlichen Kampf zu Grunde richtet, das soll umgekehrt der Kampf der Weltanschauungen möglichst zu bewahren trachten, die Anschauungen sollen sich zu ergänzen suchen, um durch gegenseitige Schleifung und Reibung das Einseitige an sich selbst zu beseitigen und den Vorstellungsproceß aufzuhalten, sich in absurde Richtungen zu verlieren, welche nur dazu führen können, die Träger der einseitigen Anschauungen anmaßend und despotisch erscheinen zu lassen. Was von allen geistigen Richtungen und Bestrebungen gilt, gilt in gleicher Weise, ja vielmehr vorzugsweise auch von den Trägern und Vertretern der religiösen Weltbetrachtungsweise, sie vor allen andern müssen sich vor überhebenden einseitigen Richtungen hüten, welche sie absolutistisch machen und zu einer einseitigen geistigen Gewaltherrschaft führen, die endlich in Trümmer sinkt. Wir sehen, der Kampf um die Offenbarung kann in sittlicher Beziehung nur ein Kampf um die *Berechtigung* der Existenz sein. In diesem berechtigten Kampfe, geführt mit den berechtigten Waffen, wirbt die Offenbarung rechtmäßig Anhänger; wo indessen ihre Vertreter zu äußern Gewaltmitteln schreiten, um diese Anhängerzahl künstlich zu vermehren, da führt dieses Treiben und dieser einseitige Drang nach Herrschaft zu einseitiger Ueberhebung und zur unsittlichen Gewaltherrschaft. So *erhebend* es erscheint, wenn eine neue Weltanschauung gleichsam als eine Offenbarung nebst den sittlichen Gebräuchen und menschenfreundlichen Handlungen, die sie mit sich bringt, sich durch freie Ueberzeugung viele edle Anhänger erwirbt, so demüthigend erscheint es, wenn durch despotische Hierarchie und Gewaltherrschaft eine veraltete Anschauung um jeden Preis erhalten werden soll und kein äußeres Mittel gescheut wird, dieses Ziel künstlich zu erreichen. Beide Momente unsittlichen blinden Verfahrens zeigt uns bereits die Priestergeschichte der Urzeit. Demüthigend und furchtbar mußten den Völkern die Katastrophen erscheinen, welche durch die anmaßende

Ueberhebung des Prieſterthums herbeigeführt wurden, erhebend aber war das urſprünglich auftretende Prophetenthum, das ſich Bahn zu brechen ſuchte gegen die Widerſacher, um die neue fortgeſchrittenere Offenbarung durch Jünger und Anhänger zur Geltung zu bringen. So erſcheint überhaupt die Geſchichte der religiöſen Entwickelung in allen denjenigen Partien erhebend, in denen ein hervorragender Vertreter mit edeln und berechtigten Waffen das Höhere und Beſſere, das Humanere und Barmherzige zur Geltung zu bringen ſucht gegen ſeine ungläubigen beſchränkten Feinde und Widerſacher. Als mit den neuen Erfahrungen der Geſichtskreis der Menſchen ſich erweiterte, da mußten nothwendig auch Vertreter einer neuen Offenbarung ins Leben treten, und ſolange dieſe in einem edeln und von echter Religioſität getriebenen Streben beharrten, um ſich Anerkennung zu verſchaffen, ſo lange war ihr Kampf nicht nur gerecht, ſondern begeiſternd und erhebend; denn dieſe neuen Propheten, die in den Geſtalten der Flamines auftraten, waren in der That nach allen Seiten hin wirkliche Menſchenbeglücker und hehre Culturbringer. Das Licht, das ſie durch den gezündeten prometheiſchen Funken verbreiteten, und die darangeknüpften Anſchauungen und ſittlichen Handlungen, waren gleichſam eine ſonnenhelle Macht, welche heraufzog, um das bisherige Dunkel der thieriſch-naiven Anſchauung mehr und mehr zu erleuchten. Kein Wunder daher, daß neben äußern Momenten auch die ſittlichen, innern Motive dazu antrieben, Partei für oder wider das neue Prophetenthum zu ergreifen, und kein Wunder, daß ſich nach den verſchiedenſten Seiten hin alle Ereigniſſe dieſer ſocialen Kämpfe den Traditionen eingeprägt haben und ſich ſogar hieran ein großer Sagenkreis entſpinnen konnte. Und fürwahr, wir werden mit Hinblick auf die Geſchichte nicht verkennen, daß der Inhalt gerade dieſes Sagenkreiſes nicht ohne tiefern, ſittlich anregenden Effect ſein kann. Ja, ſo effectvoll war der Inhalt aller hierher gehörigen Sagenelemente, daß er mächtig die Poeſie entflammte und noch in verhältnißmäßig ſpäter Zeit ſehen wir einen Aeſchylus die bedeutendſten Momente aller dieſer Sagen zu einem großartig wirkenden Drama geſtalten, das uns in lebendigen Farben ein Bild entwirft von dem tiefſittlichen Kampfe, durch welchen ſich anfänglich die neuen Culturideen der Feuerzeit, welche die Menſchheit veredelten, Bahn zu brechen ſuchten. Man hat ſich vielfach um den Inhalt und die religiöſe Grundidee der berühmten Promethee des Aeſchylus geſtritten, und faſt könnte man ein Buch füllen von den verſchiedenen Interpretationen, welche dieſe Grundidee erfahren; aber es erhellt leicht, daß eine wirkliche Auslegung dieſes merkwürdigen Dichterwerks nur vollſtändig gelingen kann, wenn wir uns vertraut gemacht haben und eingedrungen ſind in die

Religions- und Culturgeschichte der Urzeit. Was ist wol die Religion, und welchen Werth hat eine tiefere und religiös zu nennende Idee eines Dichters ohne ihre Beziehungen zum wirklichen Leben, sie schwebte als pure Erfindung und bloßes Phantasiegebilde in der Luft und fände nicht das ergreifende und hinreißende Verständniß, das sie nöthig hat, um lebensfähig zu sein. So auch verhält es sich mit der Idee der Prometheе, sie erscheint uns tief und von ergreifendem Inhalt, weil sie mehr ist als bloße dichterische Erfindung, und weil sie zum Leben der Menschheit und zur innersten Entwickelung der Menschheit in einer lebendigen historischen Beziehung steht. Wir werden im folgenden Kapitel sehen, daß es sich bis zum gewissen Grade ähnlich verhält mit den Traditionen und Wurzeln überhaupt, an welche der Mythus sich vorzugsweise anlehnen konnte, um nach den verschiedensten Seiten hin lebensfähig fortzuwuchern und der Phantasie und der dichterischen Erfindungsgabe ein ursprüngliches Material zu weiterer willkürlicherer Verarbeitung zuzuführen, an dem das tiefere Interesse nicht erlöschen konnte.

9.

Die Metalle im Dienſte der Magie und die Zauberſchmiede.

Hinweis auf die vielen und mannichfachen metalliſchen Gräberfunde und den Werth der Metallcultur. — Bisherige Unklarheit über die Entdeckung der Schmiede- und Metallkunſt. — Die Feuererfindung als Vorbedingung hierzu. — Steinhandwerkerthum, magiſche Zündekunſt und prieſterliches Heilweſen noch verſchmolzen in den Urſchmieden der Vorzeit. — Die Abzweigung des Metallhandwerks und der Feuerſchmiedekunſt. — Die früheſten Feuerſchmiede noch keine reinen Techniker, ſondern Magier. — Die Metalle in früheſter Zeit als farbige, magiſche Steine. — Beiſpiele hierzu mit Hinblick auf Kupfer, Zinn und Gold, Elfenbein und beſonders Bernſtein. — Die Beobachtung der Schmelzbarkeit der magiſchen Steine am heiligen Feuer und in der magiſchen Opferflamme. — Die Herſtellung von Amuleten, geweihten Panzern, Schildern und Schwertern. — Nur Fürſten und Herren trugen uranfänglich geweihte magiſche Waffen. — Rückblick auf die drei Stufen der Metallverwendung im Dienſte der Magie. — Erſt mit der Handhabung und Erfindung des künſtlichen Luftſtroms (Blaſebalg) beginnt der allmähliche Uebergang der magiſchen Metallbehandlung in die reine Technik und weltliche Schmiedekunſt.

Es war uns vergönnt, mit Hülfe einer Reihe verſchiedener Forſchungen die Menſchheit belauſchen zu können in jener fernen, tief verſchleierten Epoche, aus der uns heute nur Mythen und eigenthümliche Traditionen, die als Trümmer und hiſtoriſche Bruchſtücke in die früheſten Sagenkreiſe der Völker übergingen, leiſe, aber für den aufmerkſamern Culturforſcher immerhin noch vernehmbar herüberklingen. Mit Erſtaunen erkannten wir, wie die geiſtige Cultur ſich gewandelt hatte in der Zeit, da ſich allenthalben unter den Völkern die geweihten Altäre erhoben, und heilige Lieder und

Opfergesänge mit Anrufungen des irdischen Feuerelements, durch dessen Hülfe man sich nun vollends klar geworden schien über das Wesen des feurigen zeugenden Elements des Himmels, von begeisterten Sehern und Priestern angestimmt die Luft erfüllten. Diese geistige großartige Erhebung bietet uns ein mächtig anregendes Bild. Ein nicht minder erhabenes Gemälde aber entrollt sich vor unsern Augen, wenn wir hinblicken auf die Errungenschaften, welche die Menschheit mit Hülfe des großen culturbringenden Feuerelements nach der physischen und technischen Seite hin machte. Niemals haben die anthropologischen Forscher nach dieser Seite hin den unschätzbaren Werth der geschilderten Feuerentdeckung verkannt. Alle Funde, die wir in vielfacher Weise als kostbare wissenschaftliche Schätze heute noch der Erde entreißen, weisen zu mächtig den Sammler darauf hin, von welchem Werthe dem Urmenschen das Feuer dereinst gewesen sein mußte. Eine Unzahl von merkwürdig gearbeiteten Metallstücken, sowol Schwerter als Zierathe, Ringe und Amulete, die wir den Grabstätten der Völker entnehmen, bezeugen zu sprechend, daß das edle Element des Feuers die Grundlage aller und jeder physischen Cultur geworden war. Aber sofern man von anthropologischer Seite dies niemals miskennt, — unklar blieb man sich dennoch ebenfalls über die Art, wie nach dieser Seite hin sich Schritt für Schritt, und durch welche Mittel und Ideen geleitet, dieser mächtige Aufschwung dereinst vor sich ging. Und hier nun liegt es uns ob nachzuweisen, daß auch dieser äußere physische Aufschwung der Urmenschheit sich nur im innigsten Vereine mit dem Wachsthume der angeregten Ideen und des allgemeinen mythisch-religiösen Geistes vollzog, der die vorhistorischen Zeitalter durchwehte und eigenthümlich charakterisirt. — Nicht minder räthselhaft sind die Fragen, die uns hier entgegentreten. Waren es gnädige Zufälle, welche dem Menschen, nachdem er jahrtausendelang Stein, Holz und Knochen bearbeitete, die Metalle in die Hände spielten? Wie tief berührt uns doch die Frage nach der Entdeckung

der Bronze- und Eisenbearbeitung, an denen wir uns gewöhnt haben den Aufschwung der vorzeitlichen Cultur zu kennzeichnen. Hat man doch das ganze Zeitalter, das sich jetzt vor unsern Blicken ausbreitet, gegenüber der hinter uns liegenden eben geschilderten Steinzeit, das Metallzeitalter benannt. Doch so dunkel die Gründe und ersten Anfänge sind bezüglich der Aufnahme der Metallkunst, Eins ist an sich selbstverständlich und offenbar — die Feuererfindung, die Handhabung und Beherrschung des Feuers, war die Vorbedingung für alle und jede Bearbeitung der Erze und Metalle. Daher dürfen wir uns denn nach dem bisher Geschilderten um so weniger wundern, daß es die Zauberer, Magier und Flamines waren, die im graueſten Alterthume auch nach dieser Seite hin jene culturbringenden Zweige ausbilden sollten, an deren weitere Entwickelung sich die Cultur der Metallbearbeitung anschloß. Erinnern wir uns, daß den Stein- und Kieselschmieden, d. h. den früheſten Steinwaffenarbeitern, die Entdeckung des Feuers unter den begabtern Culturvölkern ursprünglich gelang (vgl. Buch 4, Kap. 2 dieses Bandes); erinnern wir uns ferner, daß sie es waren, in denen sich Handgeschicklichkeit und Intelligenz am höchsten potenzirt hatte, und daß sich folgerichtig hier unter ihnen der Urstamm ausbildete für Handwerkerthum, zauberische Heilkünstelei und alle höhere Geistescultur überhaupt, die noch innig mit der Religion, wie wir sahen, verschmolzen war. Was wunder daher, daß alle Schmiede unter den Urvölkern ursprünglich nicht nur Zauberer, sondern sogar noch magische Heilkünstler waren. Der Kieselschmied, der seit eisgrauer Zeit Felsen gesprengt, Knochen bearbeitet und unter fortwährendem Funkensprühen Steine zerschlagen und geschliffen hatte, mußte sich, nachdem er das Feuer selbst hatte magisch beherrschen, schätzen und verehren lernen, auch weiterhin veredeln zum zauberischen Feuerschmied, und nach der Bekanntschaft mit den Metallen war es nur selbstverständlich, daß der Kiesel- und Feuerschmied nunmehr auch ein Metall- und Waffenschmied wurde.

Aber freilich würde man in culturhiſtoriſcher Hinſicht das früheſte Schmiedeweſen dieſer Art völlig misverſtehen, wenn man ſich der Meinung hingäbe, daß dieſe Urmetallarbeiter als Stein- und Waffenſchmiede eben nur Techniker waren. Vielleicht viele Jahrhunderte verfloſſen darüber, bevor der Magier auch nach dieſer Seite hin alles Schamanenhafte abgeſtreift hatte, um als bloßer nüchterner Handwerker im Dienſte der reinen Technik dem Volke gegenüber zu erſcheinen. Der früheſte Techniker der Vorzeit, von dem wir hier zu berichten haben, war in erſter Linie zugleich auch Magier und Zauberer, und ſeine Technik betrieb er nicht wie ehedem und vor der Ausbreitung des Fetiſchismus als Arbeitsſklave, ſondern jetzt als Beherrſcher des feurigen Elements, das iſt als Feuerſchamane und Zauberer. Freilich hatte ſich unter den früheſten Kaſten und Geſchlechtern der hierher gehörigen Culturvölker ſehr bald eine Arbeitstheilung vollzogen, ſehr früh wol hatte ſich jener Aſt abgezweigt, der das Feuer als ſegenbringendes Element nur zu Heilzwecken verwendete, und wir haben früher geſehen, wie aus dieſem Grundzweige alles rein geiſtige Prieſter- und Propheten-thum emporſproßte; der andere Zweig des Grundſtammes hingegen blieb bei der Steinwaffenarbeit. Da nun aber die Erfindung des Feuers zur Folge hatte, daß man dieſes Element alsbald fetiſchiſtiſch verehrte, ſo wurde die Stein- und Waffenarbeit ſelbſt folgerichtig nur ein fetiſchiſtiſches Handwerk. Wir dürfen uns in hiſtoriſcher Hinſicht daher nicht verwundern, daß dieſer Sproß ſich weiter bildete, und die einmal in hervorragender Weiſe erfinderiſch gewordenen Kieſelſchmiede bei weiterer Ausbildung ihrer fetiſchiſtiſchen Technik auch die Erfindung des Metallſchmelzweſens, reſpective der Metalltechnik, zu machen im Stande waren. Freilich wird ſich nicht mehr mit Sicherheit erforſchen und feſtſtellen laſſen, wie das im einzelnen geſchehen war, aber die Stufen liegen hier, ſofern wir nur das Magier- und Zauberthum der Vorzeit hinreichend verſtehen

lernen, so dicht beieinander, daß wir den Schritt nach dieser Seite recht wohl erklärlich finden. Mit dem Zauberwesen und dem Hand in Hand gehenden Aufblühen des Feuercultus und des sich erschließenden Gestirndienstes hatte sich eine große Reihe von Objecten verzaubert, d. h. es war eine große Reihe von Thieren, Pflanzen und Stoffen theils durch ihre Färbung, theils durch andere symbolisch-magische Beziehungen in den Fetischismus und zauberischen Cultus übergetreten. Von Thieren und Pflanzen sowie auch von Steinen haben wir dies früher bereits nachgewiesen. (Vgl. Kap. 3, 4 und 5 dieses Abschnitts.) Da die Metalle dem frühesten Menschen selbstverständlich vor ihrer Beziehung zum schmelzbaren Feuer noch keine Metalle in begrifflicher Bedeutung des Wortes, sondern eben nur bunte farbige Steine waren, so werden es letztere Objecte sein, die uns hier bei dieser Gelegenheit insbesondere interessiren. Wir erinnern uns, daß die Farben in ihrer Auffassung, Deutung und Unterscheidung aufs innigste verwachsen waren (vgl. S. 126 dieses Bandes) mit dem Apperceptionskreise von Gedanken, die sich an Cultur, Religion, Heils- und Zauberwesen anlehnten. Besonders die rothbraunen, kupfer- und feuerfarbenen Objecte (die mit der rothen Glut der Flamme Aehnlichkeit besaßen), sowie die weißen und lichtgelben Farbengegenstände erregten seit uralter Zeit die Aufmerksamkeit der Magier und Priester. Wurden die lichtgelben sonnenhaften Farben, wie es nahe liegt, mit der Heilweise der Sonne in Verbindung gebracht, so erhielten die braunen und kupferfarbenen Dinge eine Beziehung zu der Urheilkraft des Feuers. Später bei fortgeschrittener Symbolik wurden dem gegenüber auch die schwarzen Farben mit den Gottheiten des Finstern, der Unterwelt und des Bösen in Verbindung gebracht, ja es konnte bei fortschreitender Magie nicht fehlen, daß man in allen Farben, und namentlich bei farbigen Thieren und Steinen, irgendwelche Zauberbeziehungen herausfand, und die noch im Mittelalter im Schwunge befindliche Zauberkunst, das lichtgelbe, edle Gold aus einer Reihe

von zauberischen Mischungen bestimmter farbiger Metalle herzustellen, mit einem Worte das magische Streben nach dem sogenannten Steine der Weisen hängt innig hiermit zusammen.

Schon von hier aus überblicken wir nun, wie die Edelmetalle zunächst also als weiße, kupferfarbene und lichtgelbe Steine in den Bereich des forschenden (wenn auch nur religiös forschenden) Gedankenkreises traten. Gold (sonnengelb), Silber (mondhell), Zinn desgleichen, Kupfer (feuerfarben) fanden von hier aus früh magische Beachtung. Auch Perlen und Elfenbein und andere Objecte geriethen in diesen Zauberkreis. Das hervorragendste Beispiel dieser Art ist wol der Bernstein (lichtgelb). Wir wissen, daß man diesen Zauberstein so hoch im Werthe als magischen Schmuck schätzte, daß das vornehmste Handelsvolk des früheſten Alterthums (die Phönizier) weit hinausfuhr ins Meer, um denselben herbeizuschaffen. Die Griechen erhielten den Bernstein von den Etruskern, von erstern ist uns die schöne Sage erhalten geblieben, welche das goldfarbene Harz als erstarrte Thränen der Sonnentöchter auffaßte. Die göttliche Natur verleiht dem Bernstein Heilkraft, weshalb er nicht nur zu Schmuck und zu Amuleten verarbeitet wurde, sondern auch zu medicinischen Zwecken diente. Als Amulet getragen heilte er das Fieber. Gerieben und mit attischem Honig gemischt war er heilsam für Augen- und Ohrenleiden; als Pulver mit Mastix und Wasser genommen sollte er Magenkrankheiten curiren. Am wirksamsten war er als Abwehr aller solcher Uebel, welche von den Elfen (Dämonen und dunkeln Gespenstern) über die Menschen verhängt werden. Nichts Unreines hatte Macht über den Menschen, welcher den göttlichen magischen Sonnenstein trug, und durch die innige Hingabe aller Völker an dieses Zauberthum ist es daher erklärlich, daß der Verbrauch des Bernsteins im Alterthume ein so enormer war. Der Glaube an die Heilkraft des Bernsteins ist bis heute noch nicht ganz erloschen und Frauen und Kinder tragen noch Halsketten von Bernstein als

Schutzmittel gegen Augen- und Ohrenleiden.* Wir sehen, der lichtgelbe Bernstein war einer jener magischen Steine, die sehr früh die Aufmerksamkeit der Priester und Heilkünstler sowie die Beachtung der Menge fanden. Die obengenannten Metalle waren nun den Alten sehr früh magische Steine in ebendieser Art wie der Bernstein. In den südfranzösischen Höhlen hat man Metalle zu Amuleten gestaltet neben Elfenbein, Perlen und Muscheln hinreichend vorgefunden, das seltene Gold freilich nur spärlich, von Kupfererzen hingegen um so mehr. Dienten die durch ihren metallischen Glanz hervorragenden Gesteine bereits derartigen magischen Zwecken, wurden sie zu Amuleten zurechtgemacht und in ähnlicher Art getragen, so stehen wir hinsichtlich dieser Verwendung einem magisch-religiösen Metallzeitalter der Vorzeit gegenüber, das die Vorstufe zur weitern technischen Verwendung der Erze mit Hülfe des Feuers war. Der nur noch sehr geringe und durch sich selbst beinahe erklärliche Schritt, der darin bestand, daß die Schamanen die zauberischen farbigen Metallgesteine mit dem magischen Feuer und der schmelzenden Glut der Opferflamme in Verbindung brachten, hat für denjenigen, der seinen Blick für die eigenthümliche Handhabungsweise dieser frühesten Vorgänger oder magischen Alchymisten hinreichend gestärkt hat, nichts mehr Auffallendes. Da die Opferflamme am heiligen Altare Thiere, Pflanzenstoffe und tausend andere Objecte weihen und als Opfer sogar durch ihre Glut verzehren und vernichten mußte, so werden wol auch die Metallsteine, die bereits ihrer Farbe halber als Amulete dienten, dem heiligen Feuer zum Opfer gefallen sein. Ihre Schmelzbarkeit und Zerfließbarkeit mußte hiermit gleichsam wie von selbst den Schamanen der Urzeit vor Augen treten. Was wunder daher, daß man mit der Zeit diese Metallamulete unter dem Einflusse des

* Vgl. zugleich Friedrich von Hellwald, „Der vorgeschichtliche Mensch", S. 421.

heiligen Feuers mit Steinhämmern bearbeitete, um sie als magische Schutzwehr, als riesige Amulete (Panzer) zu gestalten. Leicht schmelzbare Metalle, wie Zinn und Kupfer, konnten daher recht wohl von den Magiern als zauberischen Feuerschmieden sehr früh verwendet werden zu derartigen fetischistischen Zwecken. Man schmiedete Amulete in kleiner und großer Art. Aus den großen gingen mit der Zeit die unverwundbar machenden Panzer und Schilde hervor. Später kam dazu das magische Schwert* und der Helm. Nicht jedem konnten bei der anfänglichen Seltenheit der Metalle und der Schwierigkeit ihrer magischen Bearbeitung solche gefeierte, heilige Schwerter und Panzer verliehen werden. Nur den Königen und Häuptern, den Herzogen und Heerführern als Lieblingen und Schützlingen der Feuerpriester war es anfänglich vergönnt, sich in dieser Art vor Feinden und bösen Mächten unverwundbar zu machen. Später indessen im Laufe der Jahrhunderte, wo die Metallarbeiten und der bergmännische Gewinn der Metalle immer häufiger und ausgedehnter wurde, bewaffnete man mit Schild und Speer auch die übrige Menge im Heere. Die Frage, ob sich die Feuerschamanen der Urzeit als Kiesel- und Feuerschmiede früher des Eisens oder des Kupfers, das im Verein des Zinnsteins die Bronze darstellt, zu ihren Absichten, die, wie wir sehen, uranfänglich noch keine rein technischen Zwecke waren, bemächtigten, wird sich schwerlich jemals mit absoluter Gewißheit beantworten lassen. Die schwarze Farbe des Eisens hatte verhältnißmäßig ebenso früh magisch-symbolische Deutung gefunden wie die des feuerfarbenen Kupfers und des silbermondweißen Zinns. Das vom Himmel herabfallende Meteoreisen hatte zudem sicherlich in sehr früher Weise die Aufmerksamkeit der Priester erregt. Aber freilich das Eisen ist viel schwieriger schmelzbar wie das Kupfer, das zugleich sehr biegsam und bearbeit-

* Daß auch Steinschwerter als Amulete dienten, hat man aus Inschriften auf ihnen aufs deutlichste erkannt.

bar wird, ſobald ihm Zinnerz beigemiſcht wird. Alle dieſe Fragen, die den erklärenden Forſcher der Urzeit weniger angehen wie den anthropologiſchen Syſtematiker, beziehen ſich auf das Problem, ob die Technik des Eiſens eine *frühere* wie die des Kupfers und der Bronze war. Unter Technik verſtehen wir hier alsdann zugleich die bergmänniſche Gewinnung und Bearbeitung der betreffenden Metalle *im großen*. Dieſe Zeit der *ausgebreitetern* Metalltechnik liegt bereits *hinter der von uns hier geſchilderten*. Blicken wir zurück, ſo haben wir bezüglich der Metallverwendung *drei verſchiedene Zeitalter zu unterſcheiden*. Das erſte Stadium war die Verwendung der Metalle zu kleinern Amulet- und Schmuckſtücken, hier wurden die Metalle noch *roh behandelt wie Steine*. Wir wiſſen von den Eskimos, denen Kapitän Roß auf ſeiner arktiſchen Reiſe im Jahre 1816 begegnete, daß dieſelben ein hämmerbares Meteoreiſen kannten, das ſie mit Steinen ſogar zu Waffen, wie Harpunen, Pfeilſpitzen und Meſſer, verarbeiteten, ohne ſich dabei der Hülfe des Feuers zu bedienen. Bevor man daher noch der Schmiedekunſt kundig war, hatte ſich in ähnlicher Weiſe wol die Technik der Steinzeit auch der Metallſteine bemächtigt. Die Seltenheit der Farbe und der Glanz der Metalle ließ ſie früh in den magiſchen Cultus übertreten. Hiermit beginnt ein *zweites* Stadium der Metallbearbeitung. Durch das Hereinziehen in den magiſchen Cultus, der ſich bei den hervorragendſten Völkern an das Feuer anlehnte, wurden nun die Metallſteine mit dem Feuer in Verbindung gebracht und zunächſt ihre Schmelzbarkeit beobachtet. Ihre Verwendung ſowie ihr Gewinn waren auf dieſer Stufe noch äußerſt beſchränkt, doch darf man annehmen, daß die früheſten magiſchen Schmiede Amulete und heilige kleine Schmuckſtücke, ſowie größere Amulete, d. h. Panzer, Schilde und geweihte Zauberſchwerter, für Fürſten, Häupter, Herolde und weltliche Prieſter verfertigten. Erſt einer noch weiter vorgeſchrittenen Zeit gehört die ſich ausbreitende techniſche Schmiedekunſt an. Dieſe letztere fällt

erst in das dritte Stadium der Metallverarbeitung. Mehr und mehr richtete sich naturgemäß die Beobachtung der Zauberschmiede auf die Metallmischungen sowie auf die sich daran knüpfende Schmelzbarkeit und Bearbeitungsfähigkeit. Daß Wind und Sturm die Flammen nährt und anfacht, ist gewiß eine von den Feuerpriestern früh und ursprünglich gemachte sehr nahe liegende Beobachtung gewesen. Später stellte man auf künstliche Weise den Luftstrom, wie er im Winde auf das Feuer wirkt, durch den Blasebalg her. Mit dieser technischen Erfindung war der Impuls zur ausgebreitetsten Eisenbearbeitung gegeben, und nun wurde dieses unschätzbare Erz mit der Zeit verwendbar im großen. Erst als die Feuerschmiede also den künstlichen Luftstrom verwendeten, begann das eigentliche Metallzeitalter, und höchst wahrscheinlich wurde nun gleichmäßig früh Eisen sowie Kupfer und Zinn als Bronze von den magischen Feuerschmieden und den zauberischen Bergleuten, je nachdem zugleich ein bestimmtes Material zu Gebote stand, hergestellt, und alsdann alle diese Metalle in Masse in Tausch und Handel gebracht.

Im Koptischen wird das Eisen noch jetzt häufig benipe, d. h. Stein des Himmels genannt, und Plutarch erzählt, der Eisenstein hieße auch „Knochen des Horos", das Eisen aber „Knochen des Typhon". Die Schmiedekunst blieb nach alten Ueberlieferungen lange ein Monopol göttlicher und mythischer Wesen. Hephästos empfing seine Werkzeuge vom Himmel; Kureten, Telchinen, Daktylen und die germanischen Zwerge sind Meister in der Kunst, die Metalle zu bearbeiten. Ja selbst den sterblichen Schmieden haftete lange und noch jetzt in den Augen des Volks etwas Geheimnißvolles und Uebernatürliches an: an manchen Orten ist der Dorfschmied der „kluge Mann" oder Heilkünstler der Gemeinde. Eckstein und Rémusat haben sich vornehmlich mit den hierher gehörigen mythologischen Untersuchungen beschäftigt; sie sind zu dem Resultat gekommen, daß Kain der Schmied bedeutet. Der Mittelpunkt eines ältesten Metallhandels war die Stadt Khotan am Rande der Wüste Gobi, des „Landes der Ent-

behrungen", wie es die Bibel nennt, und ihre Urkunden, die, von den Chineſen aufbewahrt, weiter zurückreichen als die irgendeiner andern aſiatiſchen Stadt, führen die Gründung derſelben auf einen alten finſterblickenden Erdgott, den Herrn der unterirdiſchen Feuer und Metallſchätze zurück, welchen die dort wohnenden Mohammedaner ohne weiteres mit Kain identificirt haben. Aus dieſen Beziehungen erklärt ſich ſowol die Brandmarkung Kain's, als jene andere, im Buche Henoch erhaltene jüdiſche Sage, daß die Menſchenkinder von den gefallenen Engeln, die ſich in ihre ſchönen Töchter verliebt hatten, mit Metallen und Edelſteinen beſchenkt worden ſeien. (C. Sterne [E. Krauſe], „Voſſiſche Zeitung", Sonntags-Beilage vom 13. Auguſt 1876.) Wir lernen in den ſeit Urzeiten in Mittelaſien anſäſſigen Turanen gleichſam ein Volk von Bergleuten und Schmieden kennen, die ihren Stammbaum, wie z. B. Dſchingis-Khan ſpeciell den ſeinigen, auf einen erſten Schmied zurückführten. — Tubalkain, d. h. der Schmied Tubal, iſt nicht eine Perſon, ſondern eine ethniſche Perſonification eines älteſten Bergbau und Metallurgie treibenden Volkes. Eckſtein ſagt: „Tubal, der Name für einen Stamm und wahrſcheinlich der einer beſtimmten Profeſſion, iſt gleichbedeutend mit dem der Telchinen im alten Griechenland." Bei Heſekiel finden wir in ſeiner Klage über Tyrus die Angabe, daß dieſe Stadt ihr Erz aus dem Lande Thubal geholt. Die Tubalener waren die Nachbarn der als Erzarbeiter durch das ganze Alterthum berühmten Chabylen am Schwarzen Meere, und das goldene Vlies von Kolchis weiſt hin auf den Reichthum und die großen Metallſchätze dieſer Länder, welche die alten Griechen zu einer abenteuerlichen Expedition verführt hatte. In der Bibliothek von Ninive hat man zum Theil weſentliche Hindeutungen gefunden, daß die Väter der Metallurgie eben durch ihre Kunſtfertigkeit in den Beſitz einer älteſten Cultur gekommen waren; denn dieſe Turanen Mittelaſiens waren auch die Keilſchrifterfinder, die älteſten Chemiker und Aſtronomen, die Babylon coloniſirt hatten, und ihre Religion wies noch im alten Chaldäa die Spuren auf, daß ſie vordem ein Cultus des Feuers und der die unterirdiſchen Metalle und Edelſteine ſpendenden Mächte geweſen, ganz und gar umwuchert von den magiſchen Künſten, mit denen ſich die Feuerprieſter bei allen Völkern Anſehen verſchafft hatten. (Vgl. C. Sterne [E. Krauſe], „Voſſiſche Zeitung", Sonntags-Beilage vom 13. Auguſt 1876, „Die göttlichen Schmiede", und ſiehe ferner Sonntags-Beilage Nr. 4, 1876, „Das große Zauberbuch von Ninive".) Mulge hieß der unterirdiſche Gott dieſer Völker, und ſein Sendbote (Silik-mulu-khi), der ſpäter der Mittler des Sonnengottes geworden war, wurde ausdrücklich geprieſen als derjenige, der „Kupfer und

Zinn miſcht", Gold und Silber reinigt und den Segen der Ueberirdiſchen auf die Frommen herabfließen läßt „wie geſchmolzenes Erz". Auch einen Gott des Kupfers (Nindar) kannte dieſe merkwürdige Metallreligion. Welche beſondere Züge dieſe Stämme ihrem Hauptgotte in der Zeit ihrer Blüte verliehen, wiſſen wir nicht, da uns ihre Religion in Schriften entgegentritt aus Zeiten, in denen die Herrſchaft des Feuergottes verdrängt war durch die Perſonificationen der Sonne und des Himmels. Wahrſcheinlich beſaß dieſer Feuergott urſprünglich die Züge ſeiner Enkelkinder, Ilmarinnen, Hephäſtos, Wieland, d. h. er war als göttlicher Schmied gedacht. Die finniſche Religion, welche den unmittelbaren Abglanz jenes alten urväterlichen Metallcultus auf unſere Zeiten gebracht hat, verehrt neben den zwei akkadiſchen Hauptgöttern (des Himmels und des Meeres), als Gegenbild des Gottes der Unterwelt, den göttlichen Schmied Ilmarinnen, der die Welt geſchaffen, indem er das Himmelsgewölbe auf ſeinem Amboß getrieben, ſodann ſich ein Weib aus Gold gefertigt u. ſ. w. Wir werden einſehen lernen (ſiehe auch den Text des Kapitels), ſagt Sterne im Hinblick auf die Reihe ſeiner Ausführungen, warum in den älteſten Zeiten Prieſterthum, Feuerhandwerk, Arznei- und Zauberkunde immer zuſammengehen. In der That hat für dieſes Factum der religionsphiloſophiſche Nativismus auch nicht die geringſte Erklärung. Die Griechen wußten nicht, ob ihre Telchinen und Daktylen in der Schmiedekunſt oder in der Zauberei größer geweſen ſeien; ſo iſt bei den Aegyptern wie bei den Griechen der Arzneigott (Aesculap) Sohn des Feuer- und Schmiedegottes, und im deutſchen Wieland, dem verjüngten Mimir, ſind auch noch Schmied, Zauberer und Arzt verſchmolzen. Von den übrigen Künſten lehnt ſich die Muſik theilweiſe hier an. Da das Anſchlagen von verſchiedenen Metallgegenſtänden verſchiedene Töne hervorruft, war von dieſer Seite Anregung gegeben, bei religiöſen Feſten auch Metallgegenſtände als geweihte Inſtrumente zu verwenden. Die Bibel macht Jubal, den Bruder Tubal's, zum Erfinder der Muſik, bei den Griechen galten als ſolche die Kureten, welche mit ihrem Erzklange das Schreien des jungen Zeus verborgen hatten, und es wird ſogar dem Pythagoras angedichtet, daß er die Harmonielehre von dem Zuſammenklange verſchieden geſtimmter Ambоße abgeleitet habe. Richard Wagner hätte ſomit vom mythologiſchen Standpunkte nicht unrecht, die Ambоße im Orcheſter bei ſeinem Ringe der Nibelungen mitwirken zu laſſen. (Vgl. C. Sterne, a. a. O.) Die Telchinen, des Hephäſtos Diener, werden ebenſo als Verfertiger der Sichel genannt, mit welcher Kronos ſich den Thron eroberte, indem er den Uranus anderweitig lähmte, und doch galt Hephäſtos

in den Mysterien noch immer als der am „ersten" Entthronte, als der Vater aller Götter. Ueberall sehen wir den Schmiedegott sich mit einer Schar von dienstbaren Geistern umgeben, welche die verschiedenen metallurgischen Processe und die Bearbeitung des Eisens repräsentiren, zum Theil riesenhaft und gewaltig stark, wie Schmiede zu sein pflegen, zum Theil aber zwerghaft und verkrüppelt wie er selbst. Bei den Indern finden wir die Twachtri umschwirrt von den Ribhus oder Rhibavas, die als Erfinder der Wagen und Schiffe galten, gleichwie die Telchinen der Griechen. Sie galten aber zugleich noch als Opferpriester, während Kureten und Telchinen der Griechen nur noch das Opfer umtanzten, angeblich um durch ihr Waffengeklirr jeden fremden Ton (und alles Unreine) abzuhalten. Bei den Aegyptern gesellten sich dem Phtahs im Tempel von Memphis seine acht, wie er, verkrüppelten Kinder, die zwerghaften Kabiren, deren Name aus dem Persischen stammen und starke Männer (Schmiede, Gabirim) bedeuten soll. Durch die Phönizier, bei denen Sydyk als der Vater dieser Patäken galt, kamen sie nach Griechenland, wo den mächtigen Söhnen des Hephästos ein trotz aller Untersuchungen bisher noch unenträthselter Geheimdienst gewidmet ward. Alle diese Zwerggötter (als Misgestalten und Krüppel Lahme, Buckelige u. s. w.) der Kureten, Telchinen, Daktylen und Kabiren gehen ineinander über und erinnern zugleich in den meisten Beziehungen an die Zwerge und Kobolde, die sich um den deutschen Mimir und Wieland scharen. Es versetzt uns ganz in die Zeit des alten Schamanenthums, in welcher die ersten Schmiede hervortraten, wenn wir in diesen Gestalten Zauberer und Erzarbeiter, Arzt und religiösen Musiker, Opferer und religiöse Tänzer (Ekstatische) vollkommen verschmolzen sehen. Die Griechen wußten nicht, ob sie die Namen der besonders auf Kreta verehrten Telchinen als Zauberer oder als Erzschmelzer deuten sollten, und beruhigten sich dabei, daß ihr Zauberwissen ihnen die Kenntniß der Erzlager und der Eisenbearbeitung verrathen. Ebenso sollten die Daktylen am Berge Ida bei Kreta oder in Phrygien bei einem Erdbrande (?) die Gewinnung der Metalle erkannt haben, galten aber nicht blos als die kunstfertigen Finger, welche das Metall bearbeiteten, sondern verstanden es ebenso, zu zaubern, Arzneikräuter zu finden, Arzneien zu bereiten und Wunden zu heilen. Man sagte, daß die der Hand entstammenden fünf Daktylen den Zauber lösten, den die der andern Hand geknüpft hätten. Auch wurden sie als die Erfinder der Buchstaben und Zahlen betrachtet. Den Telchinen rühmte man außer ihrer Erzarbeit nach, daß sie die Schiffahrt erfunden und die ersten Götzenbilder gemacht hätten, aber ihre erste Leistung war ein

Standbild der Athenia Telchinia, d. h. der Zauberin Athene, die auch als ihre Mutter galt. Ihrem Charakter mischen sich ferner, gerade wie dem der deutschen Kobolde, heimtückische Züge bei, sie necken und überlisten die Menschen, verderben ihre Feldfrüchte mit sogenannten stygischen Gewässern, ja die Griechen übertrugen die Benennung Telchinen auf schelsüchtige, schadenfrohe, neidische und widerspenstige Menschen. Etwas Aehnliches trifft man auch bei den Cyklopen und Feuerriesen an, nur daß deren List plumper, die Neckereien harmloser ausfallen, und es scheint, daß diese mit der Bosheit verbundenen Züge auf den Dämon als die Personification des Bösen, Listigen, und als solchen in der Hölle und der Unterwelt hausenden Teufel (Mephistopheles) später übertragen wurden. Auch der christliche Teufel erscheint oft als hämische listige Gestalt (Schalk), misgestaltet und mit hinkendem Pferdefuße. C. Sterne (E. Krause) hebt, zurückblickend auf die Entwickelungsgeschichte, mit Recht hervor, daß diese hier verschmolzenen Züge zurückweisen auf den Urtypus der Misgestalteten, die als Zwerge, als Lahme, Buckelige, Einäugige u. s. w. eine von der Natur charakterisirte Kaste bildeten, die in ursprünglich scharfen Gegensatz trat zu der herrschenden Aristokratie aller Wohlgeformten und edel Gewachsenen, unter denen die Heroen als Riesen und hervorragend Kräftige und Markige besonders sich hervorthaten. Und doch sollten, wie wir gesehen haben, eben diese Kasten mit ihren hervorragend gebildeten und entwickelten fingerfertigen Händen die ursprünglichen Begründer des Zaubers, der Hexerei und des Handwerks werden, die gemeinsam, wie wir sahen, eine neue Cultur und Religion, sowie eine neue Welt- und Lebensanschauung unter den Völkern heraufführten. Unter den nun nach weltlicher Seite hin fortschreitenden Künsten und Handwerken nimmt die Schmiedekunst und Metallmagie die hervorragendste Stelle ein, sie förderte den Krieg, wie durch Verfertigung nichtkriegerischer Geräthe, wie magische Zierathen, Schmucksachen und technische Instrumente, auch die Mächte des Friedens von hier aus innig belebt wurden. „Deshalb gesellt sich so bedeutungsvoll dem griechischen Hephästos die Göttin des Kampfes und des Friedens, die Erfinderin der Weberei, des zweiten Gewerbes und die Spenderin des Oelbaums, dessen Zweig als Friedenssymbol diente." (C. Sterne, a. a. O.) Die hebräischen Kerûbe hausen „östlich" (miq-qèdem) vom Lande Eden, d. h. vom Quellgebiete des Euphrat und Tigris, und hüten daselbst den Zugang zum „Brunnen des Lebens" (Gen. 3, 24), also auch wol das Gold, das sich in oder bei Eden findet (Gen. 2, 11). Dort herrscht gleichzeitig das „Blitzen geschwungener Schwerter" (Kap. 3, 24). Schwerter können nur Menschen

oder menſchenähnlich gedachte, mit Händen ausgeſtattete Weſen (Titanen u. dgl.) ſchwingen. Die Gegner der Kerûbe ſind die Adamiten (die Erſten und Höchſten des Volks, man denke an Manu und Mymir, die Häupter und Fürſten). M. Schultze meint (a. a. O., S. 165), daß ſie es waren, die die blitzenden Schwerter „aus dem Boden gruben" (d. h. das Erz bergmänniſch gewannen), verfertigten und ſchwangen. Die Adamiten ſchwangen allerdings wol als Häupter des Volks die Schwerter am früheſten, ob ſie aber Erz bearbeiteten wie die Kerûbe, bleibt dahingeſtellt. Einen Commentar gibt die orientaliſch-griechiſche Form der Sage, wonach die Greife die in Hochaſien gelegenen Gold- (auch wol Erz-, beſonders Kupfer-) Gruben gegen die „einäugigen" Arimaspen vertheidigten. Der Name der letztern iſt rein ſemitiſch und erklärt ſich aus dem ebr. ʿârûm (womit ʿârîm gleichbedeutend ſein würde), klug, ſchlau, und assâp, chald. âsêp, Pl. âsepîn, Zauberer (ſo im Buche Daniel ſehr häufig). Was ſind nun dieſe „klugen Zauberer", die mit einem leuchtenden Auge hinabſteigen in die Tiefen der Erde (Unterwelt), um die metalliſchen Schätze derſelben zu glänzenden Waffen (und Amuleten und Schmuckſachen) zu ſchmieden, freilich im ſteten Kampfe gegen die mächtige und räthſelhafte Gottheit, die ihnen den Tod droht? Der Jehoviſt der Geneſis gibt uns die Antwort darauf, indem er (Gen. 4, 20 fg.) die drei kunſtgeübten Söhne Lâmeck's nennt, der dritte derſelben wird ausdrücklich als lôtes kol hôrês nehôset û barzel, d. i. Erzieher (Vater und Lehrmeiſter) aller Arbeiter in Erz und Eiſen bezeichnet. Die rein griechiſche Sage berichtet von den Cyklopen, die einäugig hinabſtiegen in die Unterwelt, woſelbſt ſie von dem Ungethüm Kampe bewacht wurden, und die dort den Blitzſtrahl des Zeus, die Triaina Poſeidon's und den „hehlenden" Helm Pluton's ſchmiedeten. Den griechiſchen Cyklopen (an die ſich als Künſtler in Erz die kretiſchen Daktylen und die rhodiſchen Telchinen ſicher anſchließen) entſprachen bei den Germanen die drei kunſtreichen Söhne Iwaldi's, die den Göttern ihre Kleinodien und Waffen ſchmieden und auch unter verſchiedenen Namen wiederkehren: als die drei goldreichen Söhne des Rieſen Alwaldi, als die Zwerge Brock und Sindri (nach der Skalda), Dain und Nabbi (nach dem Hyndluliede), endlich als Schmied Wieland mit ſeinen beiden Brüdern. Was die Einäugigkeit anlangt, ſo könnte man (wie auch Schultze, a. a. O., S. 166 thut) dieſelbe auf das Grubenlicht, das mit erhobener Hand getragen wurde, zurückführen und auch beziehen auf die Misgeſtaltung, welche nach irgendeiner Seite hin dieſe Geſtalten an ſich hatten, oftmals auch Blindheit des einen Auges, wodurch ſie untauglich wurden zum Kämpfen und Vertheidigen mit den Waffen,

wohl aber um so eifriger waren in Anwendung ihres Einauges in Rücksicht auf ihre Kunstfertigkeit und Waffenherstellung. Auch Odin's Einäugigkeit fällt der alten Wöle besonders auf, als er aus der Unterwelt herauf, von Mimir's Brunnen kommt, wo er Weisheit getrunken. (Völuspa 26.) Das eine große Auge kehrt auch in den Sagen von Thor wieder. Dieser bringt als „Hercules Saxanus", wie die ihm geweihten Altäre besagen (Simrock, S. 238), in die Tiefen der Erde, um Steine zu zertrümmern, nach der Edda, um dem Feldriesen Houngnir, respective dem Hymir das steinerne Haupt zu zerschmettern. Er kehrt zurück mit einem Schleifstein in der Stirn. M. Schultze erinnert mit Recht hier daran, daß man vor der Bekanntschaft mit den Erzen die Waffen aus hartem Stein schuf, der oft von Felsen abgesprengt wurde. Deutlicher noch erscheint der Sinn in der Sage von Thor's Fahrt nach Geirrödsgard. Geirröd (Geruthus bei Saxo Gramm.) ist der „Fürst der Berge", der alte Gott der Unterwelt. Thor dagegen ist der Schutzherr der Thräle, Arbeiter, Sklaven und Knechte. Er wird auf seinem Vordringen in die Unterwelt zunächst von den beiden „Töchtern" des Riesen, Gialp und Greip, aufgehalten, gerade so wie die Arimaspen von den Greifen und die Adamiten von den Kerûben. In Geirröd's, des Schätzereichen, Halle ergreift er sodann den glühenden Eisenkeil, den ihm dieser zugeworfen, mit seinen Eisenhandschuhen und schleudert ihn dem Riesen durch den Leib und noch tief in den Felsen hinein, d. h. er durchdringt, mit der Leuchte in der Hand, das unterirdische Dunkel (des Riesen Leib), um Schätze im Gestein zu suchen. Die Leuchte ist von dem Funken, der aus dem Steine geschlagen (vom Riesen dem Gotte zugeworfen) worden, erst entzündet. Daß hier nicht vom Blitzstrahl (Donnerkeil) die Rede ist, geht daraus hervor, daß erstens ausdrücklich erwähnt wird, Thor habe seinen „Hammer" zu Hause gelassen, und zweitens daß der ganze Vorgang in der Unterwelt spielt. Als Thor in die Unterwelt fährt, um seinen „Hammer" zu holen (auch die steinernen Streithämmer wurden in Höhlen geschlagen), brennen ihm seine Augen so, daß der Riese Thrym davor zurückweicht. Auch Hymir's Blick, des Steinreichen, zu dem Thor hinabsteigt, um den ehernen Kessel zu holen, ist im Stande „Säulen" zu zertrümmern. Daß die Wünschelruthe der abergläubischen Bergleute und Schatzgräber der Stab (als Feuerbohrer und Zauberstab) ist, wurde schon früher erwähnt. (Siehe diesen Band, Kap. 3, Anmerkungen S. 74. Vgl. zu Obigem M. Schultze, a. a. O., S. 166 fg.) Daß man in der Erzzeit den Zauberstab alsbald aus Metall symbolisirte und eine Reihe von Götzensymbolen und Schmuckzierathen aus Metall anfertigte, ist erklärlich. Auch das Bild des Schlangen-

gottes, das noch zu Hizkijjah's Zeit verehrt wurde, war von Kupfer, und derselbe hieß daher Nehustân, d. i. die Kupferschlange (nach der noch nicht festgestellten Erklärung tan = Schlange). Ez. 40, 3 gibt sich der Baumriese durch sein feuerfarbenes Aussehen (wie Kupfer, Nehosêt) als Himmelsgott oder dessen Bote zu erkennen. (M. Schultze, a. a. O., S. 177.) Das Zinn hatte seit uralten Zeiten bereits augurische Bedeutung; es wurde Zinn geschmolzen und in Wasser gegossen und aus den daraus sich bildenden Figuren geweissagt. (Dieser Aberglaube herrscht bekanntlich noch bis heute.) Das Eisen bildet wegen seiner dunkeln finstern Farbe gewissermaßen den Gegensatz gegen das Gold, das Symbol des Lichts, und ist dadurch Symbol des Nachtwesens, des infernalischen, bösen Princips geworden; als solches erscheint es auch in der Bibel 1 Kön. 6, 7, Jos. 8, 31. Eisen war als unheilig bei der Stiftshütte anzuwenden verboten, selbst Werkzeuge von Eisen durften beim Tempelbau nicht gebraucht werden, und kein Eisen durfte den Altar berühren, was die Rabbinen (Rakanati Comment. in Pentat., S. 143) dahin deuten, daß das Eisen unter dem Planeten Mars steht, auf welchen der böse Geist Samaël Einfluß hat und den er zum Werkzeug seiner bösen Absichten gebraucht. Das Schwarzkünstlerwesen, das sich als wilde Magie, die sich den bösen Mächten der Unterwelt zuwandte, später dem zunftgemäßen Priesterthume gegenüber, in einzelnen Ländern von hier aus entwickelt, steht hiermit im Zusammenhange. Bei Völkern, unter denen die metallische Schwarzkunst herrschend wurde und die Zauberpriester der Metallkunst eine ebenbürtige und vornehme Stellung sich eroberten, wurde das Eisen nicht als unrein verabscheut, sondern im Gegentheil geweiht und geheiligt. Bei den Mohammedanern ist es ein Geschenk des Gottes selbst (Koran, Sure 57, nach der Ausgabe von Ullmann); auch die Finnen (vgl. zugleich oben S. 217) haben eigene männliche und weibliche Schutzgottheiten des Eisens. Noch jetzt heißt bei den Irländern das Eisen das heilige, und selbst viele haben Scheu, es zu stehlen, auch wird beim heiligen Eisen geschworen. Nach einer irländischen Sage verdankt Irland seine Benennung Eisenland (Ironland, Irrland) dem Umstande, daß ein Krieger sein Schwert auf dasselbe warf, um durch Schwertzauber das Land vor den beständigen Ueberflutungen zu bewahren. (Pott, „Die Personennamen", Leipzig 1853, S. 156.) Das Silber wurde wegen seines weißen Glanzes von einigen Völkern mit der Silberscheibe und der kreisrunden (ringförmigen) Gestalt des Mondes in Verbindung gebracht. Es war Luna (der Mondgöttin) geweiht, deren Tempel silberne Tafeln hatten, und deren Priester silberne Ringe trugen. Während nach mosaischem Cultus im Golde die ganze

vollkommene Natur des Lichtes ſich darſtellt, tritt im Silber nur eine einzelne Qualität des Lichts, die Reinheit, hervor. Man ſehe hierüber Jeſaias, welcher nach der Schilderung des ſittlichen Verderbens in Jeruſalem ausruft, ihr Silber ſei Schlacke geworden. (Jeſ. 1, 21. 22. 25.) Im chriſtlichen Cultus ſpielte das Silber daher eine große ſymboliſche Rolle, und die heilige Anna, die Mutter der heiligen Jungfrau Maria, iſt zugleich die Patronin der Silberbergwerke. (Menzel, „Chriſtliche Symbolik", I, 63.) Aus dem überreichen Material, das hier dem erklärenden Syſtematiker vorliegt, wollen wir zum Schluſſe nur noch des „Ringes" gedenken, da er ſo häufig von den Anthropologen beim Ausheben der uralten Gräberfunde neben Waffen und andern Geräthen in metalliſcher Form und bedeutender Größe angetroffen wird. Die kreisrunde Form des Ringes, als Fingerreif und Armreif, ferner als Hals- und Bruſtumſchluß, hängt zuſammen mit der ringförmigen, kreisrunden Geſtalt der Geſtirne. Das Symbol der heilenden Schlange wurde daher mit Hinblick auf ihren magiſchen Zuſammenhang mit den feurigen Geſtirnen zu einer runden Form geſtaltet, nach welcher ſich die Schlange in den Schwanz beißt. (Livjâtân, Kneph, Midgardſchlange.) In dieſer Form wurde ſie zugleich ſymboliſche Bezeichnung des Endloſen, Ewigen. War der Stab das älteſte magiſche Werkzeug (als Bohrer und Zauberſtab), hingegen Schnur und Faden die älteſten Kunſtproducte, ſo tritt der Ring als der älteſte Schmuck auf. Sicher trugen bereits die Ur-Noachten Ringe, ſei es um den Hals, oder um Arme, Beine und Finger. Dieſe beſtanden vielleicht aus zuſammengeknüpften Fell- oder Lederſtreifen, wie bei den Hottentotten noch heute (Fr. Müller, S. 80), oder aus Knochen, die auf eine Schnur gereiht waren, ſpäter aus Kupfer, Bronze und Edelmetallen. Als metallener, beſonders goldener Kunſtgegenſtand gehörte der Ring auch in die Kategorie der durch die „klugen Zauberer" der Erde und den ſie behütenden Kerûben oder Drachen entriſſenen Schätze, ja er wurde ſogar der Hauptrepräſentant derſelben. So kam es, ſagt Martin Schultze (vgl. a. a. O., S. 179), daß das Symbol des Ringes, von der älteſten Zeit bis auf die Gegenwart, ſich einer Heiligkeit erfreut, die kaum ihresgleichen findet. Ueber den Gebrauch der Ringe, Arm- und Halsbänder ſpeciell bei den Ebräern vgl. De Wette, „Arch." §. 131. Jehûdâh ſchwört nach Gen. 38, 18 der Tâmar gewiſſermaßen den Ringeid, gerade ſo wie Odin, nach Havamal 110, der Gunnlöd. Bei den Aegyptern galt als Auszeichnung der Kriegerkaſte das Tragen eines Ringes mit dem Bilde einer Käfers. (Vgl. Theophraſt, „Von den Steinen", überſ. von Baumgärtner, Nürnberg 1770, S. 373.) Auch

die eisernen Ringe, welche in der ältern Zeit der Republik als Belohnungen der Tapferkeit vertheilt wurden, später aber dort selbst diesen Werth verloren, gehören hierher.

Das hier gebotene Material ist so überreich, daß es häufig zum Gegenstande umfangreicher Zusammenstellungen gemacht wurde. Mögen obige Hinweise dazu dienen, diesen Materialsammlern die ihnen meist mangelnden culturgeschichtlichen Erklärungen an die Hand zu geben.

10.

Der Mythus in Rückſicht auf die religiöſe Entwickelungsgeſchichte der Urzeit.

Der Aufſchwung der Phantaſie zur poetiſchen Begeiſterung. — Der mythiſche Proceß als Bruchſtück der urſprünglichen religiöſen Entwickelungsgeſchichte. — Die ſittlich-poetiſche Begeiſterung im Dienſte der urſprünglich religiöſen Weltanſchauung. — Durch welche Stütze getragen geſchah die allgemeinere Verbreitung der Mythen über verſchiedene Völker hinaus mit verſchiedenen Culten und Gottheitsanſchauungen? — Die Traditionen und die tiefeingreifenden geſchichtlichen Erlebniſſe und ihr Werth in Bezug auf den mythiſchen Proceß. — Die Traditionen als urſprünglich objective Wurzeln des Mythenaufbaues. — Der mythiſche Proceß verglichen mit dem Sprachproceß. — Das verſtändliche Wort als Schmelzproduct von innerer Sprachform und Laut, die urſprüngliche Mythe als Schmelzproduct von Elementen der kosmomagiſchen Anſchauung und geſchichtlicher Tradition. — Die Feſtſtellung von Wurzelmythen oder Stammſagen gegenüber den Fortbildungen und Verzweigungen derſelben zu ausgebreiteten Sagenkreiſen. — Hinweiſungen auf die Anfänge einer wiſſenſchaftlichen Behandlung der heutigen Mythologie mit Rückſicht auf die Arbeiten von Steinthal, Spiegel, Müller und Kuhn. — Die Complicirtheit der im mythiſchen Proceß wirkenden Geſetze. — Der Begriff des Mythus und Hinweis auf die verſchiedenen Entwickelungsphaſen des mythiſchen Proceſſes. — Das urſprüngliche Hervortreten des traditionellen Elements während der erſten Phaſe des mythiſchen Proceſſes. — Die kosmiſch-religiöſe Symbolik und der vorherrſchend phyſikaliſch-religiöſe Charakter der zweiten Phaſe. — Die Ausartung des Mythus nach ſeiten einer freien und willkürlichen poetiſchen Geſtaltungsgabe und der Uebergang des mythiſchen Proceſſes in die kosmogoniſche Speculation während der letzten Phaſe. — Die im urwüchſigen Mythus gemeinſam verſchmolzenen ethiſch-didaktiſchen (hiſtoriſchen) und phyſikaliſchen Elemente. — Hinweis auf die gemeinſamen Ausgangspunkte des

Priester- und Naturforscherthums von der Basis der im Mythus verschmolzenen religiösen und physikalischen Elemente. — Uebergang zum folgenden Abschnitt.

Mit der Feuererfindung waren wir in einen neuen Hauptabschnitt der Cultur- und Religionsgeschichte der Urzeit eingetreten. Die Phantasie, so erkannten wir, war es, welche durch die neu emportauchenden Ideen vorzugsweise mächtig angeregt wurde, und auch das primitive Nachdenken hatte einen tiefern Anstoß erhalten.

Wie viel anders begann sich jetzt dem Menschen die Außenwelt mit ihren Erscheinungen zu gestalten! Der alles vergeistigende Blick hatte sich aus dem irdischen Nächstenkreise verständnißvoll zum Himmel erhoben. Himmel und Erde hatten sich in der Vorstellung bewußtvoller geschieden und das Moment des Erhabenen begann mehr oder weniger die Anschauung zu verklären und das Gemüth zu beseligen. Das sich gen Himmel wendende Auge, das in die Wunder des Makrokosmus blickte, fühlte sich von einem neuen Bewußtsein getragen. Die Schwingen der Phantasie erhoben das Gemüth und machten es in einer nie geahnten Weise erschüttern beim Anblick der makrokosmischen Erscheinungen und Wirkungen. Aber die lebhafte Phantasie war zugleich auch geschäftig diese Gefühle zu beruhigen; sie übermalte die kosmischen Objecte mit Farben, die dem kindlichen Geiste verständnißvoll waren, und kleidete die Außenwelt in ein Gewand, dessen Aussehen möglichst wenig befremdlich war. Mangelte in diesen Anschauungen anfänglich die tiefere Erhabenheit, so war doch der Ideenassociation überhaupt eine Brücke gebaut worden, und der menschliche Geist hatte ein dauerndes Interesse gewonnen an den entferntern Vorgängen der ihn umgebenden Natur.

Was ihm früher mehr oder weniger gleichgültig schien, und wogegen ihn langjährige Gewohnheit nach Art der Thiere völlig

abgestumpft hatte, das hatte sich durch den Verlauf der Entwickelung nunmehr mit einem Interesse umkleidet, das ewig neu und unauslöschlich schien. Nicht etwa belebt hatten sich plötzlich vor seinen Augen die todten Objecte der Außenwelt, nein, lebendig schienen der Phantasie des Urmenschen alle Dinge vom Ursprung an; der todte abgebrochene Zweig, der Baum, ja selbst der todte Mensch schien der kindlichen Auffassung des frühesten Menschen noch in gewisser Weise ein Leben in sich zu tragen. Urmensch, Thier und Kind, sahen wir, drangen noch nicht vor zu einer klaren Todesvorstellung, alles um sie schien noch Leben zu athmen; aber nicht alles Lebendige um sie her flößte ihnen Interesse ein. Die ihrem Gesichtskreis entfernter liegenden Gegenstände, oder das ihnen wiederum gleichgültig Gewordene erstarb an Interesse und ging unter in der indifferenten Betrachtung der Dinge. Aber der menschliche Geist war jetzt vorgeschritten, neue Erfahrungen hatten ihn entwickelt, und vieles ihm ehedem Indifferente hatte sich vor seinem Blicke verzaubert, die Außenwelt war ihm eine andere geworden. Wo ehedem das Auge nur flüchtig hinwegstreifte, blieb es jetzt interessevoll wie an einem zum ersten male gesehenen Gegenstande haften. Mächtige Wesen, die ihn sonst aus der Ferne gleichgültig mit gewohntem Blicke anstarrten, hatten sich jetzt von ihrem fernen Standpunkte den Weg zum tiefsten Innern und zum Herzen zu bahnen gewußt; die makrokosmische Umgebung hatte Sprache angenommen, eine Sprache, welche nun die kindliche Phantasie mehr und mehr verstehen und deuten lernte. Und als diese Sprache mit immer mächtigern Zungen zu reden begann, da eröffnete sich dem Geiste ein neues Bereich des lebendigen Wirkens, und er trat ein in die ehedem nicht gekannten Gefilde der Poesie, in denen die gehobene Phantasie sich nunmehr zu tummeln begann.

Wir treten abermals in eine neue geistige Entwickelungsepoche des ursprünglichen Geisteslebens. Die neugewonnene Weltanschauung beginnt ihre Rückwirkungen auf das Geistesleben zu äußern, Poesie

und die von innerer Begeisterung getragene Gestaltungskraft machen ihre ersten bedeutenden Einflüsse geltend, und der Mythus beginnt sich zu entfalten.

Die Periode der Mythenbildung ist ein Bruchstück der ganzen religiösen Entwickelungsgeschichte der Urzeit. Wie die Religion überhaupt ein Proceß ist, den wir aus seinen Wurzeln zu entwickeln und zu erklären haben, so in gleicher Weise auch der Mythus, auch er stellt einen Proceß dar, dessen äußere Veranlassungen und ursprüngliche Bedingungen wir einzusehen haben, um ihn zu begreifen. Wie der Sprachforscher die Entwickelung der Sprache nicht begreift, ohne die Gesetze der äußern Lautbedingungen studirt zu haben, so gelingt es gleichfalls nicht, den Proceß der Religion, und innerhalb der Religionsgeschichte der Urzeit den Proceß des Mythus zu begreifen, sobald wir uns nicht nach den äußern und innern Vehikeln umgesehen haben, durch welche sich der mythische Proceß stützen und entwickeln konnte.

Wie weit hatte sich die Religion bereits unter den Urmenschen entwickelt zu der Zeit, wo der Geist allmählich das reiche Gespinst von Sagen zu weben und zu gestalten anfing, das er anknüpfte an die neuerworbene makrokosmische oder kosmo-magische und anthropopathische Götteranschauung, die ihn nach der Feuerzeit, wie wir sahen, umfing. Welche Phasen hatte die geistige Entwickelung bereits durchlaufen, und welche Anlagen waren zur Geltung gekommen, bevor die Phantasie so sehr in den Vordergrund treten konnte, daß sie auch die poetische Gestaltungsgabe zur Entfaltung brachte, welche die neugewonnene Anschauung mit neuen Farben verklärte. Aber wir irren, wenn wir meinen, die Phantasie, die jetzt einen sehr hohen Aufschwung nahm, hätte sich in den Dienst der beliebigsten Gefühle stellen können, und die geweckte Poesie hätte sich ursprünglich in den freiesten, ungebundensten Formen ergangen. Wäre die Urgeschichte des tiefern Gefühlslebens nicht in ihrer Art wesentlich eine Geschichte des religiösen Entwickelungslebens, so hätte vielleicht

eine so frei waltende Poesie einen Boden des Gedeihens gefunden. Aber die kosmo-magische Götteranschauung, welche, wie wir sahen, die neue Zeit heraufgeführt hatte, war in ihrer Art eine religiöse und von religiösen Gefühlen durchwehte Betrachtungsweise der Außenwelt, und unter dem Lichte und den Eindrücken dieser Weltbetrachtung allein konnte sich die früheste Phantasie poetisch entwickeln. Welches Verständniß hätten die frühesten Versuche der von der Phantasie belebten Poesie unter der Menge gefunden ohne Anknüpfung an die kosmo-magische Anschauung, die nach allen Seiten hin eine in ihrer Art tiefreligiöse war? Wie wenig kann es uns daher psychologisch auffallen, wenn wir anzunehmen Grund haben, daß die frühesten kindlichen Versuche der Poesie eben nur religiöse Erzählungen waren, die, aus dem Munde begeisterter Priester kommend, sich anlehnten an die makrokosmisch erhabene Anschauung, um dieselbe zu verherrlichen und das religiöse Interesse für sie zu erhöhen. Doch wir irren psychologisch wiederum, wenn wir von vornherein meinen, jene primitivsten poetisch-religiösen Ergüsse einer priesterlichen Begeisterung wären ursprünglich mehr gewesen wie Eingebungen des Augenblicks, die, obwol sie Verständniß vorfanden, sich ebenso wie die Traditionen wirklicher Volkserlebnisse zugleich auch weit verbreiten und dauernd im Volke hätten erhalten können. Noch gab es keine Schrift, um die Gedanken zu erhalten und zu verbreiten, und nichts fand die begeisterte und gestaltende Phantasie vor, wie eine vom Augenblick gefesselte Volksmenge, deren Interesse im Laufe der geistigen Entwickelung so weit lebendig geworden war, daß sie sich gern in die begeisterte Betrachtungsweise der Dinge, welche die Priester lehrten, einführen ließ. Aber wie konnten aus diesen poetischen Ergüssen des Augenblicks und den vielfach wechselnden Auffassungen und Darstellungen derselben in Rücksicht auf die auserwählten Erzähler sich weitverbreitete Volkssagen, dauernd interessirende und objectiv verstandene Mythen entwickeln? Dasselbe Räthsel, was uns bei der Sprache bezüglich ihrer allgemeinen Ver-

ſtändlichkeit und Mittheilungsfähigkeit entgegentrat, treffen wir hier in Bezug auf den Mythus von neuem an. Es bezieht ſich auf die Mittheilungsfähigkeit, Verbreitung und Objectivität gewiſſer Sagen und Erzählungen, die zwar an einen allgemein verſtändlichen Hintergrund angeſponnen, dennoch von allen Seiten im Grunde zu ſubjectiv erfunden auftraten, als daß ſie objectiven Curs, größere Verbreitung und Dauer der Erhaltung unter vielen Völkern hätten erlangen können. Es nützt hierbei nichts, zur Löſung dieſes pſychologiſchen Räthſels (wie bei dem ſprachlichen Proceß) ſich auf die Anerkennung und Autorität der Perſönlichkeiten zu berufen, aus deren Munde derartige dichteriſche Geſtaltungen floſſen; denn noch war das Gedächtniß der Menge nicht geſtärkt genug, um derartige Erzählungen und Phantaſieergüſſe treu zu behalten und weiter zu geben, und ſelbſt wenn dieſes bis zum gewiſſen Grade ſchon hätte geſchehen können, ſo hätten ſich derartige Eindrücke und Aufnahmen zu raſch mit andern ähnlichen abgewechſelt, und dieſe hinwiederum hätten ſich mit ganz andern und von anderer Seite kommenden durchkreuzt und wären ſo vermiſcht und verwiſcht worden, und raſch genug hätten ſich die Züge einer beſtimmten Mythe gänzlich in Vergeſſenheit verlieren müſſen, ohne ſich dauernd und weit verbreiten zu können. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß uns hier bei Gelegenheit des Mythus abermals die Frage nach der Möglichkeit der allgemeinen objectiven Verbreitung derſelben entgegentritt; denn handelte es ſich bei der Sprache pſychologiſch um den genauern Nachweis einer allgemein und übereinſtimmend vor ſich gehenden beſtimmten Wurzellautverbreitung innerhalb gewiſſer Kreiſe, ſo handelt es ſich hier in einer ganz ähnlichen Weiſe um die Erklärung einer möglichſt homogenen allgemeinern Verbreitungsmöglichkeit gewiſſer Sagencomplexe innerhalb von größern Völkerkreiſen, die ganz verſchiedene Culten und Götteranſchauungen ausgeprägt haben. Man hat wol gemeint, ein gewiſſer zuſammenhängender Menſchenkreis, der eine gleiche oder ähnliche Sprache entwickelte, und der zu einer

gleichen Anschauung der Dinge vordrang und einem wenigstens ähnlichen Cultus ergeben war, mußte hieran auch ähnliche Sagen und Mythen anspinnen. Aber wir vergessen einestheils nur zu leicht den lebendigen Vorstellungswechsel, der ursprünglich unter einzelnen Völkerkreisen den Gedankenaustausch beherrschte, als wir andererseits selbst bezüglich engerer Kreise die Art und Weise, in der ursprünglich die gestaltende religiöse Phantasie mit Eingebungen derartiger primitiver mythischer Bildungen hervortrat, nicht beachten. War der Vorstellungswechsel, der die Phantasie leitete, viel zu lebendig, um die treue Aufnahme derartiger Erzählungen in der Menge wirklich zu ermöglichen und zu erhalten, so traten ferner von anderer Seite viel zu häufig und zu rasch ähnliche und doch verschiedene derartige Kundgebungen auf, als daß Dauer und Treue der Verbreitung des Ueberlieferten nicht nur zu rasch hätten verloren gehen müssen. Was aber den gemeinsamen Hintergrund des Cultus anlangt, auf den man verwiesen hat, um den übereinstimmenden Bau vieler Mythen oder doch die große Verbreitung derselben unter verschiedenen Volkskreisen zu erklären, so war ohne Zweifel ein Götzenbild oder ein Gottheitsbegriff meist ein zu allgemeines unbestimmtes Merkmal für größere inhaltreiche Gedankencomplexe, als daß es als innere dauernde Stütze zur Erhaltung einer specifischen Mythe hätte dienen können. Zudem waren die Götzenbilder, wie viele Gottheiten, zumeist erst Producte einer spätern Zeit des mythischen Processes, in welcher sich längst, wie sich zeigen wird, die Ansätze und Anfänge zum eigentlichen Mythus gebildet hatten. Viele Völker aber, wissen wir, besaßen gar keine gemeinsamen Gottheiten, und es nahm dennoch bei ihnen der mythische Proceß eine gemeinsame Gestaltung an. Daraus ersehen wir, daß der äußere Gemeincultus mit seinen Symbolen allein für sich keine Stütze für die erste und ursprüngliche Verbreitung und den primitiven Aufschwung des mythischen Processes gewesen sein konnte. Der mythische Proceß bestand zudem bereits längst, als

ſich die ſogenannten Gemeinculten bildeten. Die Sprachſchöpfung konnte die Objectivität ihrer Wurzelverbreitung auf die Autorität ſtützen; denn ihre Bildung fiel in eine noch ſo frühe geiſtige Entwickelung, da der Inſtinct bezüglich der Nachahmungsweiſe noch vorherrſchte. Anders jetzt, da das geiſtige Innenleben ſich bereits hoch entwickelt hatte und Gedankenaustauſch und Vorſtellungswechſel ſchon viel lebendiger und ſelbſtändiger waren. Zudem handelte es ſich hier beim Mythus jetzt nicht mehr um Nachahmung und Wiedergabe von einzelnen kurzen Lauten, für welche Ohr und Stimme in beſtimmten Menſchenkreiſen durch ähnliche Anlage der Ausbildung bereits bis zum gewiſſen Grade der Nachahmung entgegenkamen. Es ſollten vielmehr jetzt ganze Ideenzuſammenhänge möglichſt treu wiedergegeben werden, um ſich gleichartig zu verbreiten, und nicht das allein, es ſollten dieſelben ſich auch nicht zu ſtörend mit andern vermiſchen, ſodaß ſich der eigentliche Inhalt des Verbreiteten auflöſen und völlig zerſetzen konnte. Wir überſehen pſychologiſch leicht, daß es aus dieſen Gründen urſprünglich keiner einzigen ſogenannten Mythe (und wäre ihr Inhalt noch ſo poetiſch geweſen) hätte gelingen können, ſich deutlich weiter zu verbreiten, und dauernd zu erhalten, wären nicht beſtimmte Vehikel vorhanden geweſen, an welche ſich der Mythendichter hätte anlehnen und auf welche er ſich hätte bezüglich einer allgemeinern Verbreitung ſtützen können.

Worin beſtanden aber dieſe äußern Vehikel zur Anlehnung, und was gab es für natürliche Hülfsmittel, welche der religiöſen Begeiſterung und den prieſterlichen Poeten als objective Stütze nicht ſowol des Gedankenſchwunges, ſondern zur größern und leichtern Verbreitung ihrer Ideen und Dichtungen anfänglich dienten? Wir überſehen leicht, daß dieſe äußern Stützen und die bezüglichen Anlehnemittel die objectiven und tief eingreifenden thatſächlichen Volkserlebniſſe im großen wie im kleinen waren, die ihrer allgemeinen Verbreitung halber von vornherein einen höhern Werth als bloße Mythen, Dichtungen und Sagen beanſpruchen und die

wir deshalb zum Unterschiede derselben Traditionen nennen. Die Traditionen verwachsen zugleich wie allgemeine Gebräuche und Sitten als Erlebnisse auf das innigste mit dem Charakter des Volks, in ihnen spiegelt sich das sittliche oder unsittliche Verhalten desselben, sie vererben und verbreiten sich aber gleichsam von selbst, weil sie als ursprüngliche Thatsachen keine Verbreitung erst mittelbar zu erlangen brauchen, sondern ursprünglich und unmittelbar, von allen oder vielen erlebt, eine solche allgemeine objective Verbreitung im Volke oder ganzen Volkskreisen ursprünglich besitzen. Zwar gehen die wirklichen auf Thatsachen und Erlebnissen beruhenden größern Volkstraditionen im Laufe der Zeit sehr rasch gleichfalls einer Entstellung entgegen, solange noch kein Hülfsmittel wie die Schrift vorhanden ist, um dieselben rasch und dauernd zu fixiren, aber trotz großer Entstellung bleiben Reste und Kerne derselben ihrer allgemeinen Verbreitung wegen dennoch dauernd haften und sind im Grunde, da sie sozusagen in Fleisch und Blut des Volkes übergingen, in diesem Kerne gar nicht wieder auszurotten.

Als die religiöse Begeisterung, die sich der makrokosmischen und erhabenen Götteranschauung zuwandte, die Phantasie entflammte, da fanden die Mythendichter bereits eine Reihe solcher dichtgewachsener imponirender Stämme festhaftender Volkstraditionen und traditioneller Volksgebräuche namentlich in religiöser Beziehung allerwärts vor. Aeußerlich betrachtet schienen ursprünglich alle diese Traditionen nichts weiter wie schlichte, selbstverständlich nicht einmal ganz gleich lautende Gebräuche und Erzählungen zu sein, aber der Kern derselben besaß, wie erwähnt, eine allgemeine dauernde Verbreitung innerhalb des Volksstammes, und in eben der Weise, wie jeder einzelne Mensch gewisse Erlebnisse seines Lebens oft und gern und mit Interesse andern erzählt, so auch ein ganzes Volk: es besitzt ein natürliches und psychologisch leicht erklärliches und angeborenes Interesse der Reproduction für seine geschichtlichen Erlebnisse, die es einst tief erschüttert haben. Was sich heute noch unter den Völkern

zuträgt, das vollzog sich bereits in der Urgeschichte. Die wirklichen Erlebnisse des Volkes wanderten äußerlich scheinbar sagenartig, aber unter allgemeinster Verbreitung und Dauer von Mund zu Mund, und wenn auch der Inhalt im Laufe der Zeit im einzelnen mannichfach gefärbt wurde, so erhielt sich doch, wie erwähnt, ein gewisser Kern, der das allgemeinste Interesse beanspruchte und zugleich die allgemeinste Verbreitung genoß. Was wunder, wenn die religiösen Poeten mit ihren scheinbar dichterisch eingekleideten Lehren und Hinweisungen auf die makrokosmische Götteranschauung an diese vorgefundenen Stämme der Traditionen sowie an die in religiöser Hinsicht bereits traditionell gewordenen Gebräuche gleichsam wie an objective Wurzeln anknüpften und ihre symbolischen Ausführungen und Gleichnisse von diesen Stämmen aus abzweigten, oder eben mit denselben innig verschmolzen. So sehen wir psychologisch die thatsächlichen Volkstraditionen als Wurzeln mit den subjectiven Mythendichtungen als bildliche Gleichungen, die sich auf die Götterlehre und religiöses Handeln bezogen, einen innigen Bund eingehen; und so innig und fest wurde allmählich dieser Bund, daß die von den Mythendichtern umgedeuteten und erweiterten Volkstraditionen nunmehr bald dieselbe Verbreitung, dasselbe Interesse und endlich dieselbe Cursfähigkeit und Dauer in den Volkskreisen gewinnen konnten wie die ursprünglichen Traditionen selbst. Erst später, als die Mythenverbreitung eine schon größere Selbständigkeit angenommen hatte und das Mittel der Schrift ihr allmählich mehr und mehr zu Hülfe kam, brachten es hervorragende Mythendichter so weit, auch durch rein erdachte Sagen auf das Volk künstlich zu wirken, doch fügten sie mit Vorbedacht denselben bei, daß es wirkliche dereinstige Erlebnisse gewesen seien. Was ursprünglich unbewußt und instinctiv geschehen war, das that später der Mythendichter also mit Absicht und Bewußtsein, der größern Wirkung, der bessern und allgemeinern Verbreitung und des größern Interesses halber. Hatte früher und ursprünglich der Mythus an die Volks-

traditionen nothwendig anknüpfen müssen, so schwärzte man später in die rein erdachten Sagen umgekehrt einen historischen, traditionell sein sollenden Kern ein, um dem Gesagten eine höhere Anerkennung und weitere Verbreitung und vor allem Dauer zu sichern. Allein wie bereits erwähnt entstanden derartige künstliche Historisirungen von Sagen erst in verhältnißmäßig späterer Zeit, als die eigentliche Blüteperiode des Mythus bereits vorüber war und sich das eigentliche Interesse an demselben im Volke wieder zu verlieren drohte, oder doch schon beträchtlich abgestumpft hatte. — Werfen wir jetzt einen Blick zurück.

Der Ausgangspunkt und das Wesen des Mythus lag in der religiösen und von der begeisterten Phantasie getragenen kosmomagischen Betrachtung der Dinge und der hieran geknüpften anthropopathischen Götteranschauung; aber die poetischen priesterlichen Ergüsse dieser hierauf bezüglichen Anschauungen und Hindeutungen mußten sich nothwendig ursprünglich anlehnen und unmittelbar veramalgamiren mit den religiösen Gebräuchen und allgemeinen Volkstraditionen. Die Traditionen waren daher als *Wurzeln* gleichsam die Träger und Stützen eines weitverzweigten Sagenbaumes und reicher üppiger Mythenschöpfungen. Wie die Sprache sich aufbaut aus objectiven Wurzeln und den hieran sich anknüpfenden Lautbedingungen, deren Richtung zugleich durch die Anlage und Begabung der Stimmmittel eines Volkes bedingt wird, so auch in ganz ähnlicher Weise beim Mythus, auch er sucht sich seine *Wurzeln*, an welche die Richtung der religiösen, beziehungsweise phantastischen Gestaltungsgabe ursprünglich anknüpft, und mit ihnen seine Schöpfungen möglichst zu verschmelzen und zu verbreiten und später abzuzweigen und umzuformen. Hätten die Mythen als religiöse Phantasiegebilde nicht jene objectiven Wurzeln gefunden, mit denen sie einen Verband eingehen konnten, so wären sie trotz ihres Hinweises auf die allgemeine, volksthümliche Götteranschauung, und trotz ihrer Anknüpfung an den Hintergrund der kosmo-magischen

Anschauung überhaupt nur temporär auftauchende und rasch wieder untergehende Märchen geblieben. Bloße Märchen aber konnte eine damalige Zeit, die noch keine Schrift besaß, um auch das künstlich Interessante zu fixiren, auch noch nicht dauernd festhalten. Deswegen aber sind die eigentlichen Mythen, die sich erhalten haben, von Bedeutung eben mehr als bloße Göttermärchen, weil sie durch die ursprüngliche Verschmelzung und Anlehnung ein traditionelles geschichtliches und volksthümliches Element als Wurzel ursprünglich aufgenommen haben, an dem sie sich emporranken mußten, um fortzuwuchern.* Leicht konnte es im Laufe dieser Fortwucherung aber geschehen, daß dieses aufgenommene geschichtliche Element, das die erste und ursprünglichste Cursfähigkeit und Verbreitung, und damit allein die feste Erhaltungsdauer der Mythe sicherte, so sehr durch die sich allmählich daran ausdehnende Dichtung übersponnen und gleichsam verschüttet wurde, daß wir heute nichts mehr von ihm zu erkennen vermögen. Und so erklärt es sich leicht, daß wir nur noch bei den wenigsten Mythen deren Wurzeln durch Analyse klar herauszufinden im Stande sind. Nur der Rückblick auf den psychologisch folgerichtigen Verlauf der Urgeschichte kann uns darauf hinweisen, daß in einer Reihe von Sagen, unter denen die Flutsage als Beispiel obenanstehen möge, ein wirklich thatsächlicher Kern steckt, und hinwiederum nur der Seitenblick auf die folgerichtige Entwickelungsgeschichte kann uns dazu verhelfen, die mit Absicht vorgenommenen sogenannten Historisirungen später entstandener purer Sagen aufzudecken und zu erkennen.

Allein viele Volkserzählungen, die wir heute als echte Mythen

---

* Erst durch dieses aufgenommene Element aus den thatsächlichen Erlebnissen des Volkes kam zugleich auch ein wirklich anerkannt ethisches lehrreiches Moment in den mythischen Proceß, das sich in ihm erhielt, bis es mehr und mehr zurückgedrängt wurde durch die rein physikalischen Betrachtungen und Ausführungen der kosmischen Anschauung. (Vgl. unten.)

und Erfindungen betrachten, sind in der That Abzweigungen und erst später scheinbar selbständig gewordene sagenhafte Erzählungen, die sich ursprünglich anlehnten an größere Stämme, bei denen wir nach genauerer Untersuchung auch die historischen Wurzeln zu entdecken im Stande sind.

Wir sehen, der Mythus ist ein Proceß, der mit der Sprache in seiner Art die größte Aehnlichkeit zeigt. Waren es bei der Sprache Worte und Gedanken, die sich verständnißvoll zu verbreiten hatten, so sind es hier Gedankencomplexe und zusammenhängende Ideen, die nach allgemeinem Verständniß und nach objectiver Anerkennung und Verbreitung in Volkskreisen streben. Die an die Wurzeln der Sprache sich anlehnenden Biegungen, Fortbildungen und Zusammensetzungen, sahen wir, konnten sich nur dadurch eine allgemein verbreitete Annahme, Allgemeinverständlichkeit und objective Verbreitung erwerben, daß sie sich anlehnten und sozusagen gestützt und getragen wurden von der allgemein anerkannten Autorität, welche alle beachteten und von der die Menge sich gewöhnt hatte aufzunehmen. Man könnte meinen, auch beim Mythus hätte die Autorität das Gesagte und Gepredigte von vornherein stützen können, um sich eine allgemeinere Verbreitung zu sichern. Aber die Zeit, wo die Autorität auf niederer Entwickelungsstufe noch eine so absolute Macht auch für die innere geistige Heranbildung eines Kreises von Mitgliedern auszuüben im Stande war, war längst vorüber. Bei der ursprünglichen Ausbildung und Entwickelung der Sprache war das Nachahmungsvermögen des einzelnen, das sich auf den Mittelpunkt des Kreises concentrirte, zudem nicht nur in seiner Art noch stetiger, sondern auch durch die physische Anlage der gemeinschaftlichen Stimm- und Lautbegabung gebundener. Alle diese Bedingungen, die für den Sprachproceß, wie wir sahen, zusammentrafen, um Einheit, Objectivität und Allgemeinverständlichkeit der geschaffenen Worte zu sichern, waren jetzt auf dieser viel höhern Stufe der Geistesentwickelung nicht mehr vorhanden. Die Selbständigkeit der

einzelnen war schon viel größer und die Autorität für begeisterte kernige Reden von um so niedrigerm Werthe, als solcher Reden zu viele innerhalb eines Kreises sich Geltung zu verschaffen suchten. Mochte daher bezüglich sagenartiger Erzählungen in Rücksicht auf die allgemeine religiöse Weltanschauung das Trefflichste erfunden und gesagt werden, es stand wie eine märchenhafte Erfindung doch nur in der Luft, ohne sich über den allernächsten Kreis hinaus verbreiten zu können, hatte es nicht zugleich deutliche Beziehungen und Anlehnepunkte zu Thatsachen, lebendigen gemeinsamen Erlebnissen, Traditionen und volksthümlichen Gebräuchen.

Wie wir noch heute täglich wahrnehmen, daß sich nur diejenigen sogenannten Schlagworte allgemeiner verbreiten können, die in Bezug auf ein gemeinsames Erlebniß, Tagesereigniß oder Personen des Tages erfunden werden, so auch in ganz der nämlichen Weise verhält es sich mit dem Mythus. Seine erste allgemeinere Verbreitung sicherte sich nur, wenn er sich zu Erlebnissen, Gebräuchen, Thatsachen und Traditionen, die eo ipso objectiv waren, in Beziehung setzte. Wie die Wurzelfortbildung der Sprache, wie wir früher sahen, nur an der Hand der leitenden Autorität Allgemeinverbreitung und Objectivität gewann, so auch in derselben Weise der Mythus, seine religiösen Hinweisungen auf die Götter u. s. w. erhielten nur Verbreitung, wenn sie sich an eine objective Autorität anlehnen konnten. Waren aber bei der Sprache die objectiven Wurzelfortbildner die hervorragenden Führer des Volkes, denen die Aufmerksamkeit und die Nachahmung allgemein folgte, so ist diese Autorität für die vorschreitende Mythenbildung das ganze Volk selbst mit seinen Erlebnissen, seinen Erfahrungen und Traditionen. Hätte sich der ursprüngliche mythische Proceß zu dieser lebendigen Unterlage des Volkes nicht in Beziehung gesetzt, so wären also, wie wir einsehen, seine Producte ohne Halt und Stütze gewesen, sie hätten als bloße und pure Phantasiegebilde nur wie Seifenblasen in der Luft geschwebt, um rasch wieder zu zerrinnen, ohne sich

haften bleibende Verbreitung und allgemeinere Cursfähigkeit erwerben zu können.

Der mythische Proceß besitzt also, wie wir überblicken, ein inneres wie ein äußeres Vehikel, durch welche er vorschreitet. Sich aufbauend auf der Grundlage der Phantasie und dem Gebiet einer ursprünglich noch religiösen Poesie, findet er zunächst seine innern allgemeinern Stützpunkte in der zeitgemäßen Welt- und Götteranschauung, die sich als solche verbreitet hatte und das Menschenthum der damaligen Periode, wie wir sahen, beherrschte. Aber diese innere Anlehnung an die religiöse Weltanschauung sichert vorerst nur die Verständlichkeit des Gesagten in einem engern Kreise. Sollte sich eine bestimmte, in ihrer Art lehrreiche Göttererzählung als sogenannte Mythe allgemeiner im Volke verbreiten und haften bleiben, so mußte sich die begeisterte Phantasie zugleich auch nach äußern Vehikeln und Stützpunkten umthun. Diese äußern und objectiven Stützpunkte nun fanden sich naturgemäß, wie dargestellt, in den allgemeinen Volkserlebnissen und Traditionen. Der mythische Proceß bildet daher psychologisch genau genommen ursprünglich eine Brücke zwischen der religiösen zeitgemäßen Weltanschauung und den sittlichen Erlebnissen des Volkes und dessen Traditionen. Gehen die Traditionen hauptsächlich von den sittlichen, lehrreichen Lebenserfahrungen und äußern allgemein empfundenen geschichtlichen Erlebnissen aus, so beginnt, da sich auf Grundlage der Phantasie und Poesie der mythische Proceß erhebt, sich nunmehr eine Wechselwirkung zwischen den äußern Erlebnissen und überlieferten Thatsachen des Volks einerseits, und seiner innern physikalisch-religiösen, makrokosmischen Anschauung andererseits zu entwickeln, und die Verschmelzungsproducte dieser innern und äußern Anregungen bilden den Ursprung der ersten Mythen. Will man die Vergleichung des mythischen Processes mit dem Sprachproceß aufrecht erhalten, und wie wir erkennen sind Gründe hierzu vorhanden, so können wir mit Recht jene zuerst zu ganz allgemeiner Verbreitung unter gewissen Volkskreisen gekommenen

ersten Verschmelzungsproducte dieser Art Wurzelmythen nennen; denn diese zuerst und allgemein anerkannten Stammsagen bilden in der That im wahren Sinne des Wortes einen Wurzelstamm, aus dem sich in späterer Zeit durch Anbildung und Umdeutung eine große Reihe einzelner kleiner Nebensagen abgezweigt haben, die, erst hinterher selbständig geworden, nur dadurch verständliche Verbreitung fanden, daß sie sich ursprünglich anlehnten an eine Wurzelmythe, die bereits die allgemeinste Verbreitung und das verbreitetste Interesse genoß. Verfolgen wir den ursprünglichen mythischen Proceß genauer, so werden wir immer mehr erkennen, welche Aehnlichkeit er mit dem Sprachprocesse besitzt. Wie sich in der Sprache an die Wurzeln die fortgebildeten Laute ansetzen und durch Biegungen, Abzweigungen und Zusammensetzungen neue Laute für neue Bezeichnungen entstehen, so in einer ähnlichen Weise im mythischen Processe. Auch hier tauchen allmählich von den Wurzelmythen aus Abzweigungen und Anhängsel auf, die leicht einen mehr oder weniger selbständigen Charakter annehmen, oder, wie es mannichfach vorkommt, als Einschachtelungen und Episoden zur Wurzelmythe im deutlichen Zusammenhange bestehen bleiben. So krystallisiren sich gleichsam um eine solche Wurzelmythe ganze Sagenkreise in einer ähnlichen Weise, wie sich um eine Grundbedeutung mit bestimmtem Laute eine Reihe von ähnlichen Bedeutungen mit abgeleiteten Lauten gruppirt. Fällt dem Etymologen und dem vergleichenden Sprachforscher die Aufgabe zu, diese Ableitungen und im Zusammenhange stehenden Lautgruppen aufzusuchen, nach den Gesetzen ihrer Umbildung zu forschen und die Sprachen der im Zusammenhange stehenden Völkergruppen genauer zu vergleichen, um so immer genauer die gesetzlichen Zusammenhänge zu entdecken, so fällt eine ganz gleiche Aufgabe, wie wir sehen, dem Mythologen zu. Auch der Mythologe hat die Wurzelmythen festzustellen, dieselben in die Grundbestandtheile, welche sich in ihnen von seiten der Tradition und von seiten der religiösen Uranschauung ursprünglich verschmolzen haben, zu

zerlegen und endlich diejenigen Mythenreihen festzustellen, welche sich aus innern und äußern gesetzlichen Gründen an den bestimmten Wurzelmythus anlehnen, sich von ihm abgezweigt haben und mit ihm in Verbindung stehen. Aber nicht nur die Wurzeln und Abzweigungen sowie die mythologischen Gesetze der Umbildung hat der Mythenforscher festzustellen, sondern ganz ebenso wie der vergleichende Sprachforscher hat er auch die Mythengruppen aller derjenigen Völker zu vergleichen, von denen wir bereits in Rücksicht auf den Sprachproceß auf das genaueste wissen, daß sie in einem bestimmten Zusammenhange gestanden haben. Wir unterlassen an dieser Stelle die weitern Ergebnisse dieser an sich einleuchtenden und naheliegenden Ausführung. Da es bisher noch gänzlich an einer genauern Theorie des Mythus in psychologischer Beziehung fehlte, so kann es uns nicht wundernehmen, daß die Mythologie als eigentliche Wissenschaft sich neben der wissenschaftlichen Sprachforschung nur erst soeben einzuführen beginnt. Dennoch existiren bereits die besten Anfänge zu einer wissenschaftlichen Mythologie, und es sei uns gestattet, hier im Texte auf die Arbeiten von Steinthal, Max Müller und Spiegel in dieser Beziehung hinzuweisen. Aber auch eine vergleichende Mythologie finden wir bereits in gewisser Weise in Angriff genommen, und es ist bekanntlich das hervorragende Verdienst Adalbert Kuhn's, durch seine trefflichen Arbeiten dieser jungen Wissenschaft einen größern Aufschwung verliehen zu haben.

Wie bereits hervorgehoben, ist der eigentliche mythische Proceß in seinen geheimwirkenden Gesetzen bisher noch meist unerkannt geblieben, und es wird nur erst die Aufgabe der Zukunft werden, diesen Gesetzen in einer möglichst ähnlichen Weise auf die Spur zu kommen, wie das früher mit den Sprachgesetzen der Fall gewesen ist. Aber wir können nicht umhin, vom psychologischen Gesichtspunkte zu bemerken, daß diese Gesetze in ihrer Art mannichfach complicirt erscheinen, zumal wir uns bisjetzt gewöhnt haben, mancherlei unter den Begriff des Mythus zu fassen, was genau genommen als

Product einer geistigen Entwickelungsperiode angehört, die nicht mehr mythisch zu nennen ist, obwol sie aus dem ursprünglich mythischen Proceß hervorgegangen ist. Es gehören hierhin alle diejenigen Dichter- und Sängerproducte einer spätern Zeit, in welcher sich der mythische Proceß bereits in kosmogonische Speculation und in Phantasiegebilde selbständiger und frei erfundener Art aufzulösen beginnt; Producte, welche also zu einer Zeit entstanden, in welcher sich die unmittelbaren und gleichsam ursprünglich unbewußt wirkenden Gesetze nicht mehr wirksam erwiesen. In diese Zeit, in der sich der ursprüngliche mythische Proceß also bereits losgelöst hatte von dem ersten natürlichen Boden seines Wachsthums, fallen beispielsweise auch alle diejenigen sogenannten Mythen, von denen wir im Hinblick auf den thatsächlichen Verlauf der Geschichte nachweisen können, daß sie gleichsam mehr aus der Luft entstanden und künstlich erfunden wurden, obwol sie als historisirte Erzählungen gegeben werden.

Schon hieraus erkennen wir, daß wir den Begriff des Mythus sehr gedehnt und umfassend uns bisher anzusehen gewöhnt haben. Wollen wir in gewisser Weise diese allgemeine Auffassung des Mythusbegriffs gelten lassen, so dürfen wir wenigstens nicht verkennen, daß der mythische Proceß eine ganze Reihe von Entwickelungsphasen durchlaufen hat, die wir scharf auseinanderzuhalten haben. Und in Rücksicht auf diese Phasen ist nun leicht aus der Natur des mythischen Processes zu erkennen, daß in der ersten Zeit, in welcher sich vorzugsweise die ursprünglichen Wurzelmythen krystallisirten, welche sich als sogenannte Stammsagen allgemein im Volke verbreiteten, auch das der historischen Tradition entlehnte Element mehr betont wurde und durch Nachdruck in den Vordergrund trat. Denn in diesem Verschmelzungselement lag, wie wir sahen, das äußere Hülfsmittel und die Stütze, durch welche allein die sich ausbildende Mythe in allgemeinen Curs kommen und verbreitete Aufnahme gewinnen

konnte. Nachdem sich indessen die Wurzelmythen als Stammsagen ihre erste ausgebreitete Aufnahme neben allgemeiner Cursfähigkeit und dauernd festhaftendem Interesse errungen hatten, da beginnt nun allmählich eine zweite Phase des mythischen Processes. Die Wurzelmythen werden fortgebildet und gewinnen Abzweigungen, Ansätze, Einschiebsel und auch Umdeutungen mit größerer, selbständigerer Rücksichtnahme und nachdrucksvollerm Hervortreten des religiösen Elements, das sich, wie wir sahen, auf die herrschende Welt- und Götteranschauung bezog. Innerhalb dieser zweiten Phase tritt daher bereits eine gewisse „kosmische Symbolik" in den Vordergrund, sodaß unter der Art der Erzählung das aus der historischen Tradition geschöpfte und verschmolzene Wurzelelement allmählich so entstellt wurde, daß es oft schwierig erscheint, es herauszufinden, ja oft konnte es gleichsam so begraben und verschüttet werden, daß wir es trotz schärfster Analyse nicht mehr entdecken. Während der dritten Phase des mythischen Processes, in der bereits die Erfindung der Schrift sich als wirksam erweist, beginnt nun der Mythus nach seiten der selbständig erfindenden Phantasie gänzlich auszuarten, er emancipirt sich allmählich sogar mehr und mehr von der Basis der religiösen Weltanschauung und nimmt theilweise einen irreligiösen, sehr unsittlichen Charakter an. Sagen und Erzählungen werden erfunden und mit Hülfe gefälschter Historisirungen möglichst verbreitet zu den verschiedensten Zwecken. Während aber so der mythische Proceß nach einer Seite hin gänzlich ausartete, beginnt er andererseits, von der intellectuellen Entwickelungsseite des Geistes (die, wie wir im Folgenden zeigen werden, durch die Stütze der neu erfundenen Schrift ihren ersten großen Aufschwung nahm) ergriffen, sich in die kosmogonische Speculation umzubilden. Auch in den ersten Producten der religiös begeisterten philosophischen Kosmologen läßt sich noch deutlich das Wirken und Walten des mythischen

Processes erkennen; aber das Moment der religiösen Phantasie wird hier bereits stark durchwebt mit consequent ablaufenden Ideen, die in ihrer (wenn auch noch sehr kindlichen) Schlußfolgerungsweise doch schon erkennen lassen, daß sich die ersten und frühesten Regungen des wissenschaftlichen Geistes Bahn zu brechen versuchen.

Wir ersehen, der Mythus durchlief als Proceß verschiedentliche Phasen, in denen sich zugleich jedesmal an seinem Wesen ein anderer Charakter offenbarte. Während in der ersten und ursprünglichsten Entwickelungsperiode, in der sich die Wurzelstämme bildeten, durch das Ueberwiegen der aus thatsächlichen Erlebnissen und religiösen Gebräuchen des Volkes geschöpften Elemente sich zugleich *der ethische lehrreiche Charakter* in den Vordergrund drängte, begannen während der zweiten Phase die physikalisch-symbolischen Ausführungen, die sich an die kosmische Betrachtung anlehnen, zu überwiegen. Und das darf uns in Rücksicht auf die bisherige Entwickelungsgeschichte nicht wundernehmen. Wir sahen ja deutlich, in einer wie nahen Beziehung die religiöse Begeisterung der Flamines und der Magier zu den geheimwirkenden physikalischen Kräften überhaupt stand, und wir erkannten ja, wie die ganze emportauchende Weltanschauung der Feuerzeit auf das innigste getragen wurde von den ersten kindlichen physikalischen Kenntnissen, welche sich die Magier verschafften und auf welche sie ihrer geistigen Entwickelung gemäß hingewiesen wurden. Die Magi scintillae, das sahen wir, waren Priester geworden, aber sie waren ebensowol auch in ihrer kindlichen Weise Naturforscher und Naturkenner geblieben, d. h. solche, die sich ausdrücklich mit den zauberischen Geheimkräften der Natur befaßten. So, bemerken wir, lag eben in den frühesten Priestern der Urzeit gleichzeitig ursprüglich im Keime noch eingeschlossen und unentwickelt der spätere Naturforscher. Die weitere Entwickelungsgeschichte wird uns lehren, daß dieses Naturforscherthum unter der Priesterwelt immer mehr und selbständiger zur Geltung kam, sodaß es sich endlich emancipirte, ablöste und von hier aus auf eigene Beine stellte, um

sich fort zu entwickeln. Priester und Naturforscher, die sich heute in unserer Zeit so gespannt in ihren Anschauungen gegenüberstehen, sind daher, wie uns die Entwickelungsgeschichte darthut, untereinander ursprünglich viel verwandter, als wir zu glauben geneigt sein dürften.* Es hat eben eine Zeit gegeben, in der die priesterliche religiöse Anschauung eine ursprünglich von physikalischen Betrachtungen ausgehende war, und diese Zeit spiegelt sich in einer ganzen Entwickelungsphase des mythischen Processes. Und umgekehrt gab es eine Zeit der frühesten Naturforschung, die in ihrer Art rein mythisch war. Während dieser Periode begann man vorzugsweise die Götter und Göttererlebnisse, die sich ursprünglich angelehnt hatten an die mehr oder weniger sittlich lehrreichen Volkserlebnisse, völlig symbolisch umzudeuten, indem man die Götter vorwiegend mit den Naturkräften in Beziehung setzte und die Handlungen und Wirkungen der Götter durch symbolisch physikalische Ausführungen ausschmückte. Bei dieser Entwickelungsrichtung, welche der mythische Proceß nahm, wird es daher ganz besonders erklärlich, wie sich bei immer größerm Wachsthum der geistigen Kräfte hieraus später eine primitive Art von Naturphilosophie herausbilden konnte, wie wir sie in den frühesten Producten der Kosmologen thatsächlich besitzen. Von hier aus bis zur eigentlichen Naturphilosophie der Hellenen war freilich noch der Weg immerhin weit, aber wir erkennen doch bereits den Anstoß, den nach dieser Seite hin die physikalische Entwickelungsweise des

* Diese Verwandtschaft begreift sich noch deutlicher in Rücksicht auf die Weltanschauung, welche die Basis der ganzen religiösen spätern Entwickelung ist. Wie es keine religiöse Weltbetrachtung gibt ohne Rücksicht auf gewisse physikalische Anschauungen, über welche die Naturforscher Herr sind, so auch gibt es umgekehrt keine wissenschaftliche Weltbetrachtung ohne Rücksicht auf eine sittlich-religiöse Grundlage, über die wiederum das Priesterthum zu entscheiden sucht. So also, sehen wir, sind Naturforscher und Priester auf Ausgleichungen, d. h. auf Wechselwirkung in ihren Fortschritten verwiesen. Entstehen aber wissenschaftliche Spannungen zwischen diesen Forschern, so erklären sich diese nur dadurch, daß die wissenschaftliche Wechselwirkung aufgehört hat und durch beiderseitige Irrwege Misverständnisse eingetreten sind.

mythiſchen Proceſſes urſprünglich erhalten hatte. Aber wohin verlor ſich denn während dieſer Periode das eigentlich ethiſche und didaktiſche Moment, das der Mythus urſprünglich, wie wir ſahen, durch die religiöſe und hiſtoriſche Beziehung mit aufgenommen hatte? Dieſe Frage dürfen wir nicht mit Unrecht ſtellen. Wir werden pſychologiſch nicht verkennen, daß während der mehr phyſikaliſchen Periode des Mythus das eigentlich ethiſche Element durch eine hohle myſtiſche Naturſymbolik zurückgedrängt wurde, und ſo kann es nicht auffallen, wenn wir während der Ausartung des mythiſchen Proceſſes beobachten, daß der Mythus nach der ſittlichen Seite hin ſich nicht vertiefte und die Sagen und Erzählungen ſpäterer Zeit durch freie Erfindung, durch Abſicht und Leichtſinn oft völlig unſittlich verunſtaltet wurden. Mit dieſer Ausartung ſank die Religion der Urzeit überhaupt, das ethiſch-praktiſche Element der Religion, das ſich in der ſittlichen Achtung vor dem ehrwürdigen Alter, vor dem weltlichen Oberhaupt und dem prieſterlichen Seher und Propheten und dem entſprechend den Gottheiten gegenüber, offenbart hatte, begann ſich abzuſtumpfen, und es bedurfte in ſpäterer Zeit, wie wir ſehen werden, erneuter tieferer Anregungen von ſeiten der Religionsſtifter, um das faſt verlorene ſittliche Element des religiöſen Proceſſes wieder zur vollen Geltung zu bringen. *Die letztere Phaſe des mythiſchen Proceſſes leitet alſo zugleich die Auflöſung des eigentlichen Mythus ein, die in ihm vorhandenen Elemente beginnen ſich hier zu ſondern und zu zerſetzen.* Die im Mythus lebendig wirkende Phantaſie, die der Hebel des ganzen Proceſſes war, geht mehr und mehr in begeiſterte *Dichtkunſt* über, um welche ſich die übrigen Künſte in neuem Aufſchwunge gruppiren, das phyſikaliſche Element, das ſich auf die urſprünglich kosmiſch-magiſche Anſchauung ſtützte, führte zur kosmogoniſchen Betrachtungsweiſe, zur kosmiſchen Speculation, d. h. zur Naturphiloſophie und Philoſophie überhaupt, an das ethiſche Element aber knüpfen, wie ſich zeigen wird, die großen Propheten und Religions-

stifter an, um es von neuem zu einer tiefern Grundlage der religiösen Entwickelung zu machen. Der mythische Proceß bildet den Höhepunkt der Religionsgeschichte der Urzeit, in ihm sammeln und verbinden sich, wie wir sehen, alle Entwickelungselemente, welche sich vorzeitlich gebildet hatten. Die Erlebnisse des Volkes, die durch die natürliche Ueberlieferung erhalten blieben, werden im Munde der Sänger und Propheten zu lehrreicher Geschichte, die physikalischen Anschauungen, über welche sich noch ein magisches Licht verbreitet, in Verbindung mit den entstandenen Gottheitsbegriffen verweben sich mit dieser, und es bilden sich sogenannte „Göttergeschichten". Die immer beziehungsreicher auftretende physikalische Anschauung, welche dahin strebt, alle Naturkräfte als Götter zu personificiren, vermehrt die Anzahl der „Göttergeschichten" und der Gottheiten. Mit dieser Zunahme vermehren sich die Einzelculten, und Götter- und Götzendienst nehmen einen bedeutenden Aufschwung. Endlich aber nach Erfindung der Schrift und durch die Rückwirkungen der gesetzlichen Erscheinungen im Makrokosmus auf den Geist beginnt der eigentlich intellectuelle Proceß eine gewaltige äußere Stütze zu gewinnen, und indem damit neue Kräfte im Geiste lebendig werden, tritt eine neue feiner gegliederte Arbeitstheilung der ursprünglichen geistigen Anlagen auf, die im mythischen Processe noch verschmolzen und vereinigt zur Wirksamkeit gelangten. Neue Gebiete sondern sich nach Zersetzung des mythischen Processes, nehmen einen eigenen Entwickelungslauf und treten untereinander in eine entferntere Wechselwirkung, als das bisher der Fall war. Es wird die Aufgabe des folgenden Abschnittes sein, diesen weitern Entwickelungslauf des Geisteslebens mit Rücksicht auf die sich genauer sondernden Gebiete von Kunst, Wissenschaft und Religion im engern Sinne, und hiermit den früheſten Aufschwung des intellectuellen Processes zu verfolgen.

Es ist leicht zu sehen, daß sich eine haltbare und begründete Theorie des mythischen Processes nur in Rücksicht auf die ganze Urgeschichte der Menschheit entwickeln läßt; denn nur dann, wenn wir vom psychologischen Gesichtspunkte aus den Entwickelungsverlauf der Religion in der Urgeschichte überhaupt übersehen, kann es gelingen, auch jenes Bruchstück der religiösen Urgeschichte klar und umfassend zu betrachten, das wir als „den mythischen Proceß" zu bezeichnen pflegen. Da es bisher an einer Urgeschichte, vom psychologischen Gesichtspunkte bearbeitet, mangelte, so kann es nicht wundernehmen, daß sich über keine Erscheinung der religiösen Urzeit so viele unklare, einseitige und sich großentheils vollständig widersprechende Theorien entwickelt haben wie über den Mythus. Jede dieser aufgetauchten Anschauungen über den Mythus trug in der That ein Körnchen Wahrheit in sich, jede griff ein im mythischen Processe liegendes Moment einseitig heraus und suchte an ihm infolge dessen eine oft sehr verkehrte Theorie zu entwickeln. Wir können uns an dieser Stelle nur auf das Nothwendigste beschränken, und führen daher nur aus dem geschichtlichen Material über Mythologie das Wichtigste an.

Anaxagoras und Metrodorus meinten, daß in den homerischen Epen nur physikalische Vorgänge in symbolischer Weise dargestellt würden. Andere, wie Xenophanes, wollten im Mythus nichts weiter erkennen als das freie dichterische Walten der Phantasie, und behaupteten, Homer und Hesiod seien die Erfinder und Urheber des mythischen Processes, und selbst ein Euripides und andere nennen die Mythen Erfindungen der Poeten. Dem entgegen sah der Cyrenaiker Euhemeros in den mythischen Göttern nur ausgezeichnete Menschen, die einst thatsächlich gelebt hatten. Der sogenannte Euhemerismus, der ganz besonders das geschichtliche Element im Mythus in einer einseitigen und verkehrten Weise zur Geltung zu bringen suchte und bestrebt war, in allen Mythen und mythischen Persönlichkeiten nur Thatsächliches und Geschichtliches zu erblicken, fand besonders im Alterthum großen Beifall, und ihm huldigten bekanntlich auch einige Kirchenväter. Die einseitige und rein geschichtliche Mythendeutung hat überhaupt vielen Anklang gefunden. Wir haben nur nöthig an die alten deutschen Schriftsteller zu erinnern, unter denen besonders Saxo und Konrad von Würzburg dieser Richtung anhingen. — Die von der Phantasie begeisterte und getragene religiöse Poesie nannten wir den Hebel des ganzen mythischen Processes, und die hierauf bezüglichen Elemente werden sich im Mythus nicht verkennen lassen; allein deshalb die Mythen als bloße phantastische Erfindungen zu bezeichnen erscheint ebenso einseitig wie verkehrt. Die Hinsicht auf die nach der ersten Feuerzeit herrschende

kindliche physikalische Weltanschauung (wir nannten sie die „kosmo-magische Anschauung") bildete, wie wir sahen, vorzugsweise das innere Vehikel, oder anders ausgedrückt, den anregenden Hintergrund für den Mythenproceß, aber dennoch wäre es gleichfalls völlig verkehrt, wollten wir im Mythus überhaupt nur symbolische Vorstellungen und poetische Einkleidungen physikalischer Vorgänge suchen. Eine solche einseitige Auffassung würde von vornherein alle übrigen Elemente übersehen und außer Acht lassen. Die thatsächlichen, traditionellen und historischen Data aus den tiefeingreifenden erschütternden und lehrreichen Volkserlebnissen nannten wir die äußern Vehikel des Processes, d. h. es waren das diejenigen äußern Stützpunkte, durch welche die Elemente in den mythischen Proceß eingingen, die zur Stütze objectiver Verbreitung und vor allem objectiver Dauer dienten, sodaß der Fluß desselben eine festere und dauerhaftere Form gewann. Wir dürfen folglich im mythischen Processe keinesfalls, wie das bisher in neuerer Zeit geschehen ist, die historischen Grundelemente in manchen Mythusformen ganz übersehen, eine solche Außerachtlassung würde eben nur beweisen, daß wir die höchst wichtige Frage nach der genannten „Objectivität" des Processes nicht in Betracht zögen. Will man jedoch wie der Euhemerismus in allen Mythen zugleich ohne alle weitere Voruntersuchung wirkliche Thatsachen und historische Daten erkennen*, so ist auch dieses wieder im Grunde eine verkehrte und einseitige Ansicht. Denn nicht bei allen Mythen, sondern nur bei den ältesten, verbreitetsten und somit verhältnißmäßig wenigsten können wir überhaupt sicher erhaltene historische Grundelemente, die sich verstecken (und die selbst jedenfalls auch hier entstellt worden sind im Laufe der Zeit), noch vermuthen. Gerade diese Untersuchungen nach den historischen und verschütteten Wurzelelementen sind, wie dem Kenner des mythischen Processes leicht einleuchtet, die allerschwierigsten und verwickeltsten. Der Euhemerismus aber, der diese Untersuchungen nicht für nöthig hält anzustellen, verurtheilt sich eben damit als kritiklos von selbst. In neuerer Zeit hat sich die Mythendeutung mit Vorliebe, aber damit zu gleicher Zeit mit oft großer Einseitigkeit, dem physikalischen Elemente zugewandt. Ueberall glaubte man nur mysteriöse, symbolisch verhüllte und verkleidete Personificationen von Naturgewalten herausfinden zu müssen, allen Mytheninhalt versuchte man systematisch zurückzuführen auf bestimmte physikalische Verhältnisse und gewisse allgemeinere Naturanschauungen und

* Wie etwa, wenn man den Fluß Ifing, der die Riesen und Götter trennt, auf den alten Landkarten suchen zu können meint.

durch die Naturbetrachtung an die Hand gegebene Zeitabschnitte und Ereignisse. So war es Dupuis ganz besonders, der den Versuch machte, allen religiös umkleideten physikalischen Mytheninhalt auf den Sonnenumlauf zurückzuführen und von hier aus alles Weitere abzuleiten. Während wir im Hinblick auf den Verlauf des mythischen Processes eben erkennen, daß der vorwiegend von physikalischer Seite in den Mythus eingedrungene Inhalt nur ein Moment und eine Phase des ganzen Verlaufs repräsentirt, gehen die Anhänger Dupuis' eben völlig verkehrt zu Werke, indem sie, anstatt die Mythen genau zu individualisiren und einzeln zu untersuchen, dieselben voreilig in ihrem Inhalte verallgemeinern und damit ein künstliches System herzustellen suchen, das sich als vollkommen einseitig erweist. Unter dem Einflusse dieser Lehren mußte somit eine Reihe von einseitigen Untersuchungsmethoden entstehen, die alle nicht das Rechte trafen; denn in dieser Hinsicht bleibt es ganz gleichgültig, ob wir den physikalischen Mytheninhalt allgemein durch das Sonnenjahr, oder durch das Feuer, oder durch das Wasser, oder durch den Phallus, oder was derartige Bruchstücke (die sich auf die herrschende physikalische Weltanschauung der spätern Periode der Feuerzeit beziehen) mehr sind, zu erklären suchen. Nicht nur die falsche Verallgemeinerung und die künstliche Erklärung alles Mytheninhalts durch ein fälschlich angenommenes Princip kennzeichnet derartige verkehrte Versuche, sondern auch der einseitige Hinblick auf das im mythischen Processe bestehende physikalische Element* beweist von vornherein, wie wenig belangreich und ausreichend diese ganze Anschauungsweise ist. In dieser Hinsicht sagt Bastian mit Recht**: „Creuzer vertrat die mystisch-symbolische Methode, Forchhammer die meteorologische, Bernhardy die physikalische und andere Mythologen eine geologische, teleologische oder philosophische Methode u. s. w. In allen diesen Systemen wurde der Fehler begangen, von dem Standpunkte eines fortgeschrittenen Wissens, einer höhern Bildungsstufe, auf die primitiven Erzeugnisse des Menschengeistes zurückzublicken, um die Denkoperationen eines spätern Entwickelungsstadiums in sie hineinzutragen und den vorgefundenen Bildern einzuzwängen.***

---

* So glaubte Trautvetter in den höchsten Göttern nichts weiter als Schwefel, Quecksilber und Salze, oder Schwere, Bewegung und Affinität zu entdecken.

** Vgl. Bastian, „Das Beständige in den Menschenrassen", S. 70.

*** In diesen Fehler fiel besonders auch Heyne, welcher im Mythus eine von den Priestern mit Absicht vorgenommene Verwechselung von Form und Sache erkennen will, sodaß wir zu dem Schlusse zu kommen hätten, Priester

Um die Mythen richtig zu verstehen, muß der umgekehrte Weg eingeschlagen werden."

„Statt herauszugrübeln, was wir nach unserer jetzigen Weltanschauung unter den überlieferten Symbolen gedacht haben möchten, müssen wir uns zu verstehen bemühen, was auf der Stufe einfachster Naturanschauung unter ihnen wirklich gedacht sein kann. Wir müssen uns auf den psychologischen Standpunkt stellen und den Gedankengang der Naturvölker mit ihnen durchleben." Diese Forderung ist in der That berechtigt und nothwendig; sie vollständig erfüllen heißt aber nichts anderes als: der mythische Proceß kann nur dann vollständig und klar begriffen werden, wenn wir uns einen übersichtlichen Umblick über den Verlauf der psychologischen Urgeschichte überhaupt verschafft haben. „Statt ein abgerissenes Flickwerk unverständlicher und scheinbar sinnloser Träumereien vor uns zu sehen, finden wir uns in Bezug auf den Mythus plötzlich inmitten neuer, eigenthümlich und specifisch durchgebildeter Ideen versetzt, die zwar in einem engern und beschränktern Gesichtskreise als dem unserigen verlaufen, die aber überall eine gewisse psychologische Verknüpfung hindurchblicken lassen, und sorgfältig ineinander verarbeitet sind." * Tadelt Bastian mit Recht alle diejenigen Psychologen, welche sich, um den mythischen Proceß zu begreifen, auf einen höhern Gesichtspunkt stellen, von dem aus sie „die Denkoperationen eines spätern Entwickelungsstadiums in ihn hineintragen", so müssen wir diejenigen Mythologen noch viel mehr abweisen, die wie Schelling bezüglich der Deutung und Erklärung des mythischen Processes nur einseitig von vorgefaßten speculativen Gesichtspunkten überhaupt ausgingen. In seiner berühmten Einleitung zur Philosophie der Mythologie hat Schelling den Versuch gewagt, eine Philosophie des mythischen Processes zu geben. Aber die Art dieses Versuchs liefert nur um so mehr den Beweis, daß sich keine solche Philosophie entwickeln läßt, ohne genügende Rücksicht auf die Psychologie zu nehmen, die sich zu stützen und anzulehnen hat an das Material, das die Urgeschichte an die Hand gibt. Ohne diese Rücksichten auf das Wirkliche und Thatsächliche schweben alle derartige Speculationen hoch in der Luft. Schelling sieht die ganze urgeschichtliche Menschheit in

---

und Sänger hätten sich der „mythischen Dichtungen" nur als Form bedient, tiefere Gedanken dem kindlichen Sinne in einer verdaulichen Form zu übergeben. Daß von solcher absichtlichen und bewußten Denkweise innerhalb des ursprünglichen mythischen Processes nicht die Rede sein kann, leuchtet von selbst ein.

* Bastian, S. 71.

geistiger Beziehung als eine in sich homogene Einheit an. Eine Idee ist es zugleich, von der ursprünglich die ganze menschliche Urgemeinde beseelt ist, es ist die Idee der das Ganze umfassenden Unendlichkeit. Aber der Zustand, in dem die ersten Urmenschen von dieser einheitlichen Idee getragen wurden, konnte nicht verharren. Eine geistige Krisis kam, welche die einheitliche herrschende Grundidee erschütterte und sie auseinanderfallen machte. Die Trümmer dieser frühesten, unbewußt anerkannten Einheitsidee sind die polytheistischen Anschauungen und die sich daran schließenden mythologischen Vorstellungen. Aber allmählich mußte die Einheit der Idee sich wieder Bahn brechen, und so strebte die Menschheit denn nach ihrer bisherigen Zerfallenheit wieder zu einem Monotheismus hin, durch welchen die Einheit wieder lebendig und bewußt in den Vordergrund des Geisteslebens trat. Man wird leicht erkennen, wie viel und wie wenig diese Speculationen mit dem wahren Sachverhalt der geistigen Entwickelung übereinstimmen. Schelling sieht mit Recht den mythischen Proceß als ein wirkliches Bruchstück des ganzen religiösen Processes an, aber was das eigentliche Getriebe des erstern anlangt, so konnte er hiervon um so weniger feststellen, als er überhaupt in den eigentlich psychologischen Sachverhalt und Thatbestand der Urgeschichte nicht eindrang. Dennoch hatte sich Schelling abgesehen von seiner speculativen Gesammtanschauung eine tiefe Einsicht in die Elemente des Mythus verschafft, und war hier weiter blickend wie viele Philologen, die sich im Material vergruben und dasselbe bearbeiteten, ohne sich um die philosophische Theorie des Mythus hinreichend zu kümmern. Beredtes Zeugniß hierfür liefern die spätern mannichfachen Befehdungen der Hellenisten untereinander bezüglich der Auffassung des Begriffes von Mythos und mythischer Denkweise. So schreibt Heinrich Dietrich Müller in seiner „Mythologie der griechischen Stämme", Thl. 1, V (Göttingen 1857): „Die Ansichten der Mythologen gehen so weit auseinander, daß kaum irgendein erheblicher Punkt zu finden sein möchte, über den nicht ebenso viele abweichende Meinungen existirten, als Aeußerungen darüber vorliegen. Nichts kann daher befremdlicher sein, als daß in mythologischen Schriften nur selten eine lebhafte Polemik, oft sogar nicht einmal eine Erwähnung abweichender Ansichten zu finden ist. Gewiß nicht zum Vortheile dieser Wissenschaft, die, wenn man stets auf der Forderung bestanden hätte, daß jede neue Ansicht erst durch Widerlegung der frühern ihre Berechtigung darthun müsse, nicht den Anblick einer solchen Zerfahrenheit bieten würde, durch welche sie selbst an einem gedeihlichen Fortschritte gehindert und Nicht-Mythologen geradezu verleidet ist. Für mein Theil überzeugt, daß eine energische Polemik hier

vor allem noththut, dachte ich früher wol daran, vor Beginn meiner eigenen Untersuchungen eine Kritik der bisherigen mythologischen Richtungen zu geben. Allein dieser Gedanke erwies sich als unausführbar, da viele Mythologen die Principien, von welchen sie bei ihren Untersuchungen ausgehen, im Unklaren gelassen, andere sie nicht bestimmt und allgemein genug ausgesprochen haben." Wer die eigenthümliche Entwickelungsgeschichte der Mythologie verfolgt von der Zeit an, wo die neuere Philologie und das classische Alterthum selbständiger Gegenstand eines eigenen wissenschaftlichen Studiums wurden, findet das Klagen über eine grenzenlose Unklarheit der Forscher über das Wesen der mythischen Denkweise und den Mythos nur zu berechtigt. Die mannichfaltigsten Interpretationen der einzelnen Sagen traten zu Tage, das Wesen der mythischen Denkweise wurde allerdings hier und da speculativ und philosophisch, aber doch nur oberflächlich beleuchtet, eine psychologische Kritik derselben, die zu einer allgemeinen Uebereinstimmung unter den Forschern über das behandelte Object hätte führen können, war lange Zeit hindurch verabsäumt worden. Die Versuche aber, die von einzelnen hervorragenden Helleniſten unternommen wurden, eine bestimmte, objective Anschauung über die psychologische Art der mythischen Denkweise zur Geltung zu bringen, verloren sich in Abwege. Je mehr nämlich Griechenland selbst in neuerer Zeit wieder ein vielbereistes Land wurde, je mehr die vielen dorthin gehenden Gelehrten, die zumeist aus kältern Zonen kamen, die griechische Natur mit all ihren Herrlichkeiten schätzen lernten, je mehr setzte sich der falsche Gedanke fest, daß von den Eingeborenen des Orients ehemals die Natur mit eben den Augen und durch dieselbe Brille betrachtet worden war, wie dies von seiten des kühnen Wanderers geschah, der den Staub der Schulstube soeben von den Füßen geschüttelt hatte, um im fernen Lande in freierer Luft aufzuathmen. So griff eine überschwengliche Naturpoetik unter den helleniſchen Mythendeutern platz und P. W. Forchhammer hat das zweifelhafte Verdienst, in seinen Schriften diese verklärende und oftmals ins Verschwommene überspielende und somit einseitige Auffassungsweise der mythischen Anschauung ganz besonders zuerst hervorgehoben zu haben. Fast keiner der spätern Helleniſten wußte sich dem Zauber der an sich sehr fesselnden Naturpoesie, die als ein mystischer Schimmer die mythischen Sagen und Denkmale verklärte, hinreichend zu entziehen. Alle hervorragenden Arbeiten auf dem mythologischen Gebiete geben Zeugniß, wie weit man mit Hülfe einer sentimentalen Naturpoesie von dem rechten Wege der Mythendeutung abzuirren im Stande ist. In den Schriften eines Forchhammer, eines Welcker, eines Preller und Max

Müller wird der ſtrenge Pſychologe hinreichend die Schattenſeiten einer mit Naturpoetik zu ſtark verſetzten Mythendeutung erkennen. Leicht wird man in dieſen ſonſt trefflichen Arbeiten wahrnehmen, wie unter dem zu ſcharf hervortretenden Lichte der Naturpoetik die übrigen mythiſchen Elemente hinſichtlich ihrer Beobachtung und Deutung nicht mehr gebührend zur Geltung kommen. Keins der *mythiſchen Grundelemente* indeſſen war über dieſe ſentimentale einſeitige Mythendeutung mehr vergeſſen und vernachläſſigt worden in neuerer Zeit wie das hiſtoriſche. Beinahe dahin gekommen wäre es, daß eine Reihe von unzweifelhaften hiſtoriſchen Traditionen aus dem Homer durch eine übertrieben einſeitige Deutung zu bloßen poetiſchen Allegorien eines überſchwenglichen Naturlebens ſich verflüchtigt hätte. Erſt mit Nachdruck mußten durch mythologiſch gebildete Anthropologen, die wie Schliemann es unternahmen, dem *hiſtoriſchen* Elemente nicht nur *in der Deutung*, ſondern auch durch *thatſächlich angeſtellte Nachgrabungen* an Orten, auf welche die hiſtoriſche Tradition hinleitete, nachzuſpüren, die Helleniſten auf ihre einſeitigen Abirrungen nach dieſer Seite hin verwieſen werden. Dieſen thatſächlichen Hinweiſungen auf die halbvergeſſenen traditionellen hiſtoriſchen Elemente in ſehr vielen Mythen kam von wiſſenſchaftlicher Seite zugleich die *vergleichende Mythologie* zu Hülfe, die vermöge ihrer Methode leichter erkennt, was poetiſcher Zuſatz und Phantaſiezuthat der einzelnen Völker war, und was dem gegenüber als ein Kern ſich geltend macht, der feſte Anlehnepunkte fand an beſtimmten einzelnen Objecten des Naturlebens, oder an Gebräuchen der menſchlichen Thätigkeit, oder endlich an der geſchichtlichen Tradition von allgemeinen thatſächlichen Volkserlebniſſen. So darf man denn in Bezug auf die neueſte Mythendeutung ſagen, daß wir, ohne in neue Uebertriebenheiten zu einem überwundenen Euhemerismus hin zu verfallen, von neuem die naturpoetiſchen und hiſtoriſchen Elemente zu ſondern und richtig zu deuten haben. Von den heutigen Helleniſten wird, wie aus Obigem erhellt, in dieſer Hinſicht freilich kaum mehr viel zu erwarten ſein, es ſei denn, daß ſie ihre Anſichten vielfach wandeln; ebenſo wenig von den Sanskritiſten, die ſich in neueſter Zeit in Werke vertiefen, die in ihrer Klarlegung mehr Intereſſe dem Linguiſten wie dem Mythologen bieten; am eheſten dürfen wir hoffen, daß die Semitologen in dieſer Beziehung unbefangen an die Spitze der neueſten mythologiſchen Forſchung treten. Vom Geſichtspunkte der modernen Mythenforſchung wird die Aufgabe erfordert, die Mythen einzeln bezüglich ihres Inhalts zu unterſuchen, dieſen mit Rückſicht auf die Ergebniſſe der modernen Sprachforſchung mit dem Inhalt ähnlicher Mythen bei verwandten Völkern zu vergleichen und den

Aufbau der mythischen Vorstellungsweise durch möglichst exacte psychologische Analyse festzustellen. Bei der Analyse einer Mythe werden nach dem Vorausgeschickten im wesentlichen folgende Fragen in Betracht kommen. Erstens wird das muthmaßliche Alter einer Mythe festzustellen und mit Rücksicht auf die zu erforschende Verbreitung derselben der Zeitraum ihrer muthmaßlichen Entstehung anzugeben sein. Was alsdann die Zergliederung des Inhalts anlangt, so sind zuvörderst die Elemente zu bestimmen, die etwa als wirkliche Traditionen mit dem Mythus ursprünglich verwebt wurden. Ferner sind scharf alle religiösen Elemente der priesterlich-physikalischen Anschauung von den traditionellen historischen Elementen zu sondern. Endlich sind die Elemente spätern Anwuchses möglichst aufzusuchen, und fällt der Mythus in eine schon spätere Zeit, so ist außerdem zu erforschen, ob nicht durch künstliche Zusätze gefälschte Daten und *fälschliche* Historisirungen u. s. w. mit der Sage verschmolzen wurden. Als hervorragend unter den neuern Arbeiten über Mythologie sind vorzugsweise diejenigen der oben im Texte genannten und hervorgehobenen Forscher zu erwähnen. Adalbert Kuhn und Müller sind an die Spitze der *vergleichenden* Mythologie getreten, ihnen folgen Spiegel u. a. Steinthal, Delbrück und andere haben sich besonders um die Feststellung einer genauern allgemeinen psychologischen Analyse des einzeln zu untersuchenden mythischen Thatbestandes verdient gemacht. — Wir haben durch unsere Hinweisungen angedeutet, daß alles, was bisjetzt in dieser Hinsicht gethan wurde, eben nur erst Anfänge sind zu einer umfassenden eigentlich wissenschaftlichen Mythologie, die sich in einer ähnlichen Weise herauszubilden und zu entwickeln haben wird wie die moderne Sprachforschung. Es bleibt das Ziel der Zukunft, die genauern psychologischen Gesetze zu erforschen und exact festzustellen, welche den mythischen Proceß in seinen Phasen beherrschen. Mögen die oben gegebenen Andeutungen dazu beitragen, einige Fingerzeige zur Lösung der hier zur Sprache kommenden Fragen zu geben.

Fünftes Buch.

Der urſprüngliche Aufſchwung des intellectuellen Lebens.

1.

Die Rückwirkungen der makrokosmischen Anschauung auf den Vorstellungsproceß.

Die Entwickelungsgeschichte und die Erscheinung der Katastrophe. — Rückblick auf den bisherigen Entwickelungsgang des Geistes. — Die hohe Entwickelung der ackerbautreibenden Culturvölker nach seiten ihrer Naturanschauung und Auffassung des Erhabenen und Unendlichen. (Vgl. zugleich hierzu das Ausführlichere in den Anmerkungen zum Schlusse des Kapitels.) — Die sich an der Hand der Regelmäßigkeit und Stetigkeit der makrokosmischen Erscheinungen aufschwingende Geistesentwickelung. — Die ruhelose abschweifende Phantasie gegenüber der Stetigkeit des tiefern Nachdenkens. — Die Einschränkung der Phantasie, die Zunahme der geistigen Sammlung und die tiefere Ausdehnung des Nachdenkens. — Das sich in Rücksicht auf die Erscheinungen des Makrokosmus stärkende Zeit- und Raumbewußtsein, und die sich hieran von neuem aufschwingende Geistesentwickelung.

Die Urgeschichte des Geisteslebens lehrt uns mehr und mehr erkennen, daß das Aufwachsen der geistigen Kräfte nicht immer in continuirlich gleichmäßiger und allmählicher Weise vor sich geht. Im Gegentheil bemerken wir oft, daß der Proceß des Wachsthums, unterstützt durch äußere Anknüpfepunkte, häufig ganz plötzlich einen raschen und gewaltigen Aufschwung nimmt, sodaß wir über die Mächtigkeit des plötzlichen Fortschritts erstaunen. Der Eintritt eines solchen gewaltigen plötzlichen Aufschwungs ist gewissermaßen einer äußern Katastrophe vergleichlich, die mit ihrem ersten Einbruch eine Reihe von Uebeln erzeugt, welche sich nur nach und nach ver-

lieren, dennoch aber später erkennen lassen, daß sie trotz aller anfänglichen unwillkommenen Rückwirkungen nur einen ersprießlichen Fortschritt herbeiführten. Der Entwickelungsproceß des Menschenthums beweist uns, daß geschichtliche Katastrophen außerordentlich reichlich über die Entwickelung hereinbrachen, und fast könnte man glauben, es ließe sich kaum ein Entwickelungsproceß überhaupt denken ohne die mächtigen Einwirkungen gewisser geschichtlicher Begebenheiten und Katastrophen, welche die innern Leistungsfähigkeiten der bereits angesammelten Kräfte unter den Völkern herausfordern, um sie in ihren Wirkungen zu erproben. Sind diese Wirkungen stark genug, so ist ihnen der Sieg gesichert und hiermit auch der Fortschritt der geschichtlichen Entwickelung begründet. Aber vergessen wir nicht, je mehr sich die Entwickelung der Menschen auf die Höhen einer freiern Bahn erheben konnte, desto weniger hatte sie nöthig, die Fortschritte ihrer Bestrebungen abhängig zu machen von mehr oder weniger scheinbar zufälligen Anstößen gewisser äußerer geschichtlicher Katastrophen, im Gegentheil, der spätere Verlauf der ganzen innern und äußern Menschengeschichte lehrt uns, daß die sittlichen Volksführer mit mehr oder minder großem Glück sich stets bemühten, durch reformatorische Bestrebungen aller Art derartige äußere revolutionäre und katastrophenartig auftretende geschichtliche Einflüsse möglichst zu meiden und somit allen hierbei nebenbei entstehenden Uebeln zu entgehen. Deshalb darf man mit Recht sagen, daß die Katastrophe und die Revolution kein sittliches Förderungsmittel der geschichtlichen Entwickelung ist. Sehen wir nun selbst noch in unserm modernen geschichtlichen Völkerleben überaus gefährliche und heftige Katastrophen zum Ausbruch kommen, ja werden derartige Begebenheiten (wie Revolutionen oder Völkerkriege) selbst von Staatslenkern zuweilen gesucht und benutzt, um einer Entwickelung (mit Beiseitelassung aller friedlich reformatorischen Bestrebungen) einen heftigen Anstoß zu ertheilen, so beweist das dem Historiker, daß die bildenden Kräfte zur ruhigen Entwickelung in sittlicher Beziehung thatsächlich

noch unreif waren, oder doch, was ebenso möglich ist, kurzweg und voreilig, vielleicht auch böswillig von oben herab dafür gehalten wurden. Beschränken wir uns hier bezüglich des Werthes der Katastrophe für die geschichtliche Entwickelung anzudeuten, daß dieselbe thatsächlich im höhern und spätern Entwickelungsleben der Völker mehr und mehr eingedämmt wurde, in der Urgeschichte dagegen noch ein fast nothwendiges Entwickelungsmittel der Aufsammlungen von innern und äußern fortstrebenden Kräften war. Deshalb kann es nicht wundernehmen, wenn wir die Völkermassen der Urzeit untereinander fast ruhelos in dauernden und furchtbaren Kämpfen begriffen sehen und stets beobachten, wie bei der geringsten Durchkreuzung der gegenseitigen Interessen die Kräfte in gewaltsamer revolutionärer Weise aufeinanderstoßen. Aehnlich nun, wie es sich in der äußern Völkergeschichte zugetragen hatte, war es sonderbarerweise auch auf dem Gebiete des innern Geisteslebens. Auch hier gab es anfänglich noch keine ruhige und stetige Gedanken-, Anschauungs- und Vorstellungsentwickelung. Zwar hatten alle äußerlich aufgenommenen Hülfsmittel als Stütze dazu gedient, die ursprüngliche Erhebung der geistigen Entwickelung zu ermöglichen, aber eben die durch diese Anstöße und Eingriffe angeregten ersten Rückwirkungen gingen gleichsam in ihren Wellen anfänglich noch zu hoch, um den Fortschritt zu einem stetigen, reformatorischen und ruhigen zu machen. Die thierische Betrachtungsweise der Dinge, die in der frühesten Zeit den Urmenschen theilweise noch beherrschte, hatte ihren ersten Anstoß zu höherer Entwickelung durch eine Reihe von Factoren erhalten, die wir früher der Reihe nach zergliedert haben, unter ihnen, sahen wir, befand sich auch die Sprache, welche dem sich entwickelnden Menschengeiste zu einem Vehikel geworden war, durch welches er seiner geistigen Entfaltung und Ausbildung einen äußern stützenden Unterbau verlieh. Aber so sehr auch der Geist durch die Mithülfe der Sprache in seinen Fähigkeiten wuchs, und so sehr die innern Kräfte hiermit in eine neu erzeugte Bewegung kamen, die hierdurch angeregte

Gedankenbewegung war anfänglich dennoch keine ſtetige und ruhig fließende. Im Gegentheil, die erſte Bewegung war durch die mannichfaltigen Rückwirkungen, welche ſie nebenbei erzeugte, eine in ihrer Art revolutionäre und zugleich unruhiger wie die, in welche ſich der Menſch urſprünglich (noch bevor in genügender Weiſe alle jene Anſtöße auf ihn wirkten) hineingewöhnt hatte. Ganz neue Kräfte und Anlagen begannen ſich durch neue Erfahrungen zu entwickeln, Anlagen, welche im Thiere ſchlummernd liegen bleiben, und wie ſollten daher die neu entfeſſelten Mächte keine Unruhe durch ihre Rückwirkungen in dem bisherigen Gedankenkreiſe des Menſchen erzeugen? Wie ſollte die neu entflammte Phantaſie die Gedankenwelt nicht in mächtige unruhige Schwingungen verſetzen? Dieſe erſte neu hervorgerufene innere Unruhe glich einer Kataſtrophe, die, ſo lange ſie dauerte, hohe Wellen trieb, bis ſich allmählich wiederum durch neue Gewohnheit ein ruhiger Gedankenkreis anſammelte, innerhalb deſſen Strömungen der Vorſtellungslauf ſtetigere Richtungen verfolgen konnte. Nun erſt konnte ſich die Aufmerkſamkeit ſammeln und das conſequentere Beobachten nach einer beſtimmten Richtung mehr und mehr platzgreifen. Der Menſchengeiſt begann jetzt nachzudenken und zu combiniren, und kam ſo zu ſeinen früheſten Entdeckungen. Durch dieſe abermaligen Anſtöße erhielten ſeine Lebenserfahrungen wiederum einen neuen Aufſchwung. Doch wiederum auch dieſer neue, plötzliche und gewaltige Aufſchwung des noch beengten Bewußtſeins war mit heftigen Rückwirkungen verbunden, die den Geiſt in eine gewaltige Bewegung und Unruhe verſetzten. Denn ſtatt der gewohnheitsgemäßen naiven Anſchauung ſollte eine abergläubiſche Betrachtungsweiſe der Dinge vor ihm auftauchen. Staunend und unruhig blickte das Menſchenauge nunmehr von neuem in die Welt hinaus; denn dieſe Welt hatte ſich in dieſer Neuheit vor ihm völlig verzaubert.* Bewegt durch die unruhigen Rückwirkungen

* Vgl. den vorigen Abſchnitt, Kap. 4, Anmerkungen.

dieser neu emporgetauchten magischen (abergläubischen) Betrachtungsweise der Dinge geräth die Gedankenbewegung in einen neuen, mächtig erregten Fluß. Getragen durch die aufgeregten Geisteswogen, sahen wir, erhob sich die Phantasie zu einer hohen Begeisterung, und vielleicht wäre in diesen Wogen der Phantasie der Geist nunmehr zu einem träumerischen, völlig unklaren Ideenwandel herabgesunken, hätten sich nicht bereits bestimmte Anknüpfepunkte gefunden, die von neuem Stützen wurden für einen stetigen und ruhig ablaufenden Gedankengang, auf dessen Basis wir allmählich die Geistesanlagen zur Entwickelung kommen sehen, die nun wiederum auf dem reflectirten Standpunkte der unsichern fetischistischen Betrachtungsweise der Dinge ein ruhiges und unbefangenes Nachdenken begründeten und die zugleich im Geiste den frühesten Drang noch klarer, unbefangener und genauer Forschung allmählich rege machen sollten.

Es wird im Folgenden unsere psychologische Aufgabe werden, wiederum alle diejenigen äußern Stützen aufzusuchen, welche für diesen Entwickelungsproceß des Geistes als Vehikel in Betracht kommen.

Die Zeit, in der die Phantasie vorzugsweise das Feld des innern Gedankenkreises beherrschte, war, wie wir sahen, die Blüteperiode des Mythus. Es war zugleich die Zeit, in welcher die thierisch-naive Weltanschauung, welche noch vor der Feuererfindung die herrschende war, rasch in den Hintergrund trat und nur noch in Trümmern innerhalb des neuen Ideenwandels erhalten blieb. Die fetischistische Weltanschauung mit ihrer reflectirten und bewußtvoll abergläubischen und ängstlichen Betrachtungsart der Naturereignisse war es, die den großartigen Hintergrund bildete zu den sonderbaren Gestaltungen der Einbildungskraft, die der mythische Proceß zum Ausdruck brachte. Die kosmomagische Anschauung, welche zugleich Hand in Hand ging mit der Zauberei, hatte sich bis zum gewissen Grade unter allen Völkern entwickelt. Allenthalben hatte sich die Zauberei verbreitet, und überall standen die physikalischen

Zauberkünste unter den Völkern in Ehren. Auch der mythische Proceß fand unter allen Völkern ein gewisses Wachsthum; denn alle Völker besaßen Traditionen, also Wurzeln, die unter dem Lichte der kosmomagischen Anschauung sich umbilden und mythisch entwickeln konnten.* Wir haben bereits früher erwähnt, daß nicht alle Völker sich gleich hoch in der kosmomagischen Betrachtungsweise emporschwangen. Viele Völker blieben stehen bei einer sehr niedern und sozusagen kleinlichen fetischistischen Anschauungsweise der Dinge, und nicht alle Stämme gewannen gleichmäßig ein dauerndes und weitreichendes Interesse an den entfernt gelegenen makrokosmischen Himmelsobjecten, um sie damit in das Bereich eines religiösen Cultus zu ziehen.** In ganz hervorragender und umfassender Weise waren es, wie wir sahen, besonders die frühzeitig zum Ackerbau übergegangenen Culturvölker, die von einem überwiegenden Interesse für die Himmelserscheinungen gefesselt waren. Hier in den eigentlichen Culturländern, wo sich zugleich die frühesten naturkundigen Flamines durch die seßhaftern Verhältnisse und durch die hiermit verbundene weiter gehende Arbeitstheilung der leitenden Staatskräfte eine höhere und einflußreichere Stellung im allgemeinen zu erringen gewußt hatten, brachte es auch der Menschengeist früher wie anderswo dahin, der Natur durch primitive Beobachtungen gewisse Geheimnisse abzulauschen. Hier leichter wie unter andern Verhältnissen begann der Urmensch den Zusammenhang zu ahnen, der sich zwischen der Fruchtbarkeit des Erdbodens und den makrokosmischen Erscheinungen des sich über ihm wölbenden Himmels ausgesprochen findet. So vertiefte sich früh die kosmomagische Anschauung, Trockenheit, Regen, Sonnenschein, Blitz und Gewitter nahmen in diesen Ländern des Menschen höchstes Interesse in Anspruch, und erhabenere Gottheitsvorstellungen

---

* Vgl. die Theorie des mythischen Processes im letzten Kapitel des vorigen Abschnitts.

** Vgl. den vorigen Abschnitt und Anmerkungen dieses Kapitels.

bildeten sich aus, um in diesen Vorstellungen belangreich die niedere und kleinliche fetischistische Anschauung so vieler Völker zu überragen. Hinauf zum Himmel lernten wahrhaft anbetungsvoll die Culturvölker ihre Blicke wenden, und gedankenvoll blieben sie an den hehren Erscheinungen des Makrokosmus haften. Nicht als ein Stück „klaren Specks" (wie den Hottentotten) erschien ihren Vorstellungen die Sonne, sondern sie war ihnen ein von einem mächtigen Feuerzünder geführter Feuerwagen. Und verbarg sich das lichte Gestirn hinter Wolken, und träufelte fruchtbarer Regen vom Himmel, so war ihnen das ein von den erhabenen Machthabern gespendeter heiliger wunderbar wirkender Trank, der die Saaten belebte und die Erde zur Fruchtbarkeit anregte. Welche mächtigen Anregungen fand hier in den ackerbautreibenden Culturländern der Geist, der nur erst ganz allmählich den wahren und wirklichen Zusammenhang der kosmischen Kräfte staunend und verwundernd ahnte. Aber eben diese frühesten Ahnungen in Bezug auf einen entferntern geheimnißvollen Zusammenhang der Naturkräfte mußten mit der Zeit auch zu einem Anregungsmittel werden für den Antrieb, die Gewißheit zu erforschen. So wurde der Beobachtungssinn und die Sammlung angeregt und es bildete sich der abschweifenden und alles verschmelzenden Phantasie gegenüber ein Gegengewicht, das mächtig zur Entwickelung der geistigen Anlagen beitrug. War allmählich und nach und nach die Phantasie belebt worden durch den erhabenen Eindruck der Erscheinungen und durch die Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit der Objecte, so bedurfte es unter dem reichhaltigen Wechsel aller einstürmenden Eindrücke jetzt von neuem einer äußern Spitze, an welche die geistige Sammlung, und hiermit die Erinnerungsfähigkeit und die Stetigkeit des Gedankenganges nach einer bestimmten Richtung hin, im Gegensatz zur abspringenden Phantasie sich anlehnen, anknüpfen und sich fortentwickeln konnte. Und das von der Phantasie bewegte, ruhelos umherschweifende Auge hätte sich ohne Zweifel wol in den Wundern des Makrokosmus wie in

einem Labyrinth verloren, wenn nicht die große Regelmäßigkeit, mit der die gewaltigen Feuer am Himmel aufflammten und wieder zu verlöschen schienen, und also die Stetigkeit, mit der Licht und Dunkelheit, und Tag und Nacht sich erneuerten, für den umherirrenden Sinn gleichsam einen stetigen und zusammenhangsvollen äußern Faden gebildet hätten, der sich durch den bunten Wechsel der äußern Erscheinungen hindurchzog. Dieser stetige Wechsel von Licht und Finsterniß, der schon die Sinnesweise des Thieres beherrschte und der unbewußt den Hintergrund auch des bisherigen Geisteslebens des Urmenschen gebildet hatte, ohne daß freilich der thierisch umflorte Geist durch eine besondere Aufmerksamkeit oder durch ein specifisches Interesse auf diesen gewohnten Wechsel besonders gemerkt hätte, dieser Wechsel überhob sich nunmehr plötzlich dem Drucke der Gewohnheit und trat im neuen Lichte in das Bereich des Bewußtseins. So lernte die auf den Lauf der Gestirne gerichtete Sinnesweise des jetzt darüber bewußtvoller denkenden Menschen die ungebundene Phantasie allmählich zwingen und bändigen, indem der Geist seiner Aufmerksamkeit und Beobachtungsweise zugleich eine stetige Richtung verlieh, die, von größerer Consequenz getragen, zugleich die Deutlichkeit der Wahrnehmung im einzelnen schärfte und den Umfang für eine zusammenhangsvollere Uebersicht und Betrachtung der Erscheinungen vergrößerte. Umfang, Schärfe, Beobachtungssinn und Schlußfolgerungsweise begannen nun zu wachsen, und lernte der Geist auch nicht sogleich im wissenschaftlichen Streben die wahren und eigentlichen Ursachen der Erscheinungen ergründen, und kam er also nicht sogleich zur Wissenschaft, so begann er sich jetzt doch bereits mehr wie bisher (wenn auch noch in primitiver, kindlicher Weise) zu bemühen, gewisse Ursachen im größern Zusammenhange der Erscheinungen zu erforschen. Die verschiedenen Jahreszeiten mit ihren jährlich nur einmal wiederkehrenden Erscheinungen in Wald und Feld und ihren eigenthümlichen Witterungsverhältnissen wurden in ihrer regelmäßigen Aufeinander-

folge festgehalten, und ohne daß schon an eine sogenannte Himmelswissenschaft zu denken gewesen wäre, dennoch bereits mit der Ursache des Sonnenumlaufs verknüpft. Die physikalische Periode des Mythus ist ebenso reich an eigenthümlichen Naturbeobachtungen, die in diesen Gedankenkreis hineingehören, wie an religiösen Festlichkeiten, die daran angeknüpft wurden, um hervorragend erscheinende Abschnitte durch Gebräuche festzuhalten und dem Bewußtsein einzuprägen. So, sehen wir, war die früheste, wenn auch immerhin noch kindliche und durch den phantasiereichen Mythus ausgeschmückte Betrachtungsweise der Himmelsobjecte für die Entwickelung des Geisteslebens uranfänglich schon von weittragender Fruchtbarkeit. Denn wunderbar, der emporstrebende Menschengeist lernte in der Hingabe seiner Anschauung an den regelmäßig eingetheilten Verlauf der großen mächtigen Himmelsfeuer sich mehr und mehr ein bestimmteres und klares Zeitbewußtsein vor Augen führen. Die dem Verstande so wichtigen Gegensätze von Länge und Kürze der Zeitdauer prägten sich in immer deutlicherer Uebersicht dem kindlichen Bewußtsein ein und stärkten die innere Urtheilsfähigkeit und Beobachtungsgabe. Aber nicht nur der Zeitsinn, sondern auch die Raumanschauung fand in jener Periode der ersten Ausbildung einer umfassendern Weltanschauungsweise bereits, ohne daß man schon daran denken konnte, fest bestimmte, objectiv gültige Grundmaßstäbe einzuführen, genügende Stützen und Anknüpfepunkte zu ihrer Stärkung und Ausdehnung im Bewußtsein. Die tief durchgreifende Trennung von Himmel und Erde und die zugleich sich hiermit begründende objective und bewußtvollere Unterscheidung von hoch oben und tief unten waren für das wachsende Raumbewußtsein in ebenderselben Weise mächtige Anhaltepunkte und Stützen, wie sie der Wechsel von Tag und Nacht für das entstehende Zeitbewußtsein darbot. In jener Periode der Weltanschauungsweise bildete sich zugleich auch, wie wir sahen, die Seelenvorstellung aus, mit ihr zerfiel der Körperzusammenhang beim Tode in den feurigen,

sich ins Unsichtbare verflüchtigenden warmen Seelendampf und die todten zurückbleibenden, verweslichen Stoffe. Blieb die Leiche des Körpers ein Bestandtheil des Irdischen, so schien die dem himmlischen Feuer und dem Aether verwandte feuerartige Seele sich nach dem Tode in ein überirdisches unsichtbares Jenseits zu erheben. Damit trat bewußtvoll ein neuer Gegensatz vor die Phantasie, der, obwol wunderlicher Art, das Raumbewußtsein stärkte, indem das Weltall nunmehr in ein Diesseits und Jenseits, oder dem ähnlich in eine Ober- und Unterwelt getheilt wurde. So, sehen wir, gewann neben dem Zeitbewußtsein auch das Raumbewußtsein in der Phantasie an mannichfachen Beziehungen, und Raum und Zeit begannen sich immer deutlicher und tiefer dem Bewußtsein einzuverleiben. Wir werden uns daher nicht darüber wundern, daß im Laufe der weitern Entwickelung sich diese neu bereicherten Bewußtseinselemente (und zwar besonders nach der physikalen Phase des mythischen Processes) rasch fortbildeten, sodaß alsbald eine umfangreichere Basis für die Betrachtung des Makrokosmus und seiner Erscheinungen gewonnen wurde; eine Anschauungsweise, die sich in der That deutlich in den spätern Kosmogonien und Theogonien widerspiegelt. — Wir sehen, der Makrokosmus mit seinen gesetzlich verlaufenden Erscheinungen blieb jetzt, da er von den verschiedensten Seiten in den Kreis eines tiefern Interesses gezogen war, nicht mehr ohne Einfluß auf die Ausbildung des Geistes und Verstandes, und wir können daher mit Recht sagen, daß sich die Anlagen der Culturvölker durch die neugewonnenen Beziehungen zu den Himmelserscheinungen ganz vorzugsweise entwickelten, während dem gegenüber die niedern Naturvölker, die bei ihrer kleinlichen fetischistischen Betrachtungsweise stehen blieben, nur mühsam oder gar nicht diesem Aufschwunge folgen konnten.

Waren die sogenannten Culturvölker auf der Alten und Neuen Welt diejenigen, welche am früheſten und ſpäterhin auch am tiefſten und umfaſſendſten, in Rückſicht auf die kosmomagiſche Anſchauung dem Geſtirndienſt und beſonders dem Sonnendienſt huldigten, ſo wurden im Laufe der Entwickelung, wie wir früher bereits bemerkt haben, doch auch ſehr viel niedrigere Völker bis zum gewiſſen Grade zum Geſtirncultus geführt, und zwar um ſo leichter, als eben die Feuerverehrung ſich allenthalben hin verbreitet hatte und mit ihr die phyſikaliſche Zauberei und der Fetiſchismus aufgenommen worden war. Nur verhältnißmäßig wenige Völker (vgl. Kap. 7 des vorigen Abſchnitts) ſind es daher, die nicht wenigſtens den Himmelserſcheinungen eine gewiſſe Beachtung geſchenkt hätten. Aber wir irren, wenn wir meinen, die Sonne hätte ſich unter den Himmelserſcheinungen der aller allgemeinſten Beachtung und Aufmerkſamkeit erfreuen müſſen. Dem iſt nicht ſo. Im Gegentheil beachteten viele Völker nur den Mond, andere nur die Sterne, einige ſogar nur eine beſtimmte Sterngruppe, ſo die Abiponen, von denen behauptet wird, daß ſie nur die Plejaden verehren. Die Abiponen halten die Plejaden für ihren Stammvater (d. h. genauer für die dorthin verſetzten feurigen Seelen ihrer Stammältern) und gaben ihnen denſelben Namen wie ihren Zauberärzten, Meebet.* Die Panindianer brachten alljährlich dem von ihnen verehrten „großen Sterne" (als Seelenlicht ihres „großen" Stammvaters), nämlich der Venus, ein Menſchenopfer dar. Bei einigen Hottentottenſtämmen genießt nur der Mond einige verehrungsvollere Aufmerkſamkeit. Die Namaqua halten den Mond für einen Menſchen, der (wenn ſich ſeine Geſtalt verfinſtert und verkleinert) Kopfſchmerz habe und die dunkle Hand an den Kopf legt.** Die Mbocovies halten manche Sterne für Bäume mit leuchtenden Zweigen, andere für einen Strauß, den Hunde verfolgen. Die Sonne iſt ihnen ein Weib, das einmal auf die Erde herabgefallen iſt und dabei großes Unglück angerichtet hat. Nur mit Mühe gelang es, ſie wieder an ihren Platz zu ſetzen. Der Mond dagegen iſt ihnen ein Mann; daß er ſich verfinſtert kommt daher, daß ihm ein Hund die Eingeweide aus dem Leibe reißt.*** Bei den Navajos gilt der Mond für einen Reiter auf einem Maulthiere; die Sonne dagegen wird jeden Morgen von einem alten Weibe an den Himmel geſetzt.† Schon aus dieſen wenigen Beiſpielen, die ſich bei ge-

* Vgl. Dobrizofer, II, 80, 87 fg.

** Vgl. Waitz, II, 342.

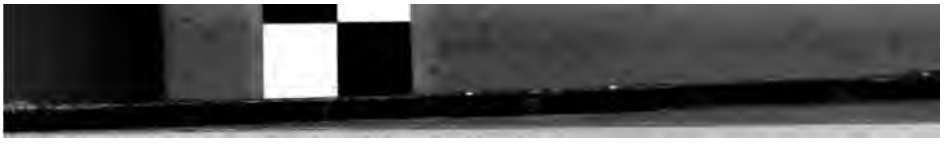
*** Vgl. Guevara, „Historia del Paraguay", I, 15; Waitz, III, S. 472.

† Vgl. Davis, „El Gringo or. New Mexico and her people" (Neuyork 1857), S. 414; Schultze, S. 245.

[illegible] Durchforschung der Thatsachen [illegible] mehren lassen, erkennen wir leicht, daß trotz mancherlei Beachtung, die man den Gestirnen und Himmelsobjecten mit der Zeit schenkte, neben der Belebung und selbstverständlichen Personification dieser Erscheinungen sich nicht unter allen Völkern auch wirklich erhabene Vorstellungen, die zugleich zu wirklicher religiöser Hingabe und Verehrung führten, hierüber ausbildeten. Vielen Völkern schien der Mond interessanter zu sein wie die Sonne, ja, es ist sogar dem vergleichenden Forscher auffällig, um wie viel mehr gerade unter niedern Völkern, die keine Cultur erlangten, der schwach leuchtende Mond sich einer besondern (wenn auch nicht immer verehrungsvollen) Beachtung erfreute. Aber auch wirklich verehrt wird der Mond von sehr vielen niedern Stämmen, welche die Sonne kaum einer besondern Aufmerksamkeit würdigen. Der häufige Gestaltenwechsel des Mondes erklärt uns diese Thatsache bis zu einem gewissen Grade; denn nachdem die für die Himmelsfeuer rege gewordene Phantasie die Gefühle der Gewohnheiten, welche bisher den Geist beherrschten, abgestreift hatte, forderte der Wechsel des Mondes die Fetischmänner ganz besonders zum Nachdenken hierüber auf. Aber bei weitem nicht alle Völker schenkten dem Monde und seinem Gestaltenwechsel irgendwelche tiefere Beachtung; denn einige, wie die Kamtschadalen und Abiponen, übergingen denselben und wandten sich dem gegenüber ganz bestimmten einzelnen Sternbildern zu, welche von andern Völkern, die gar nicht entfernt wohnten, wiederum nicht einmal am Himmel der Lage nach gekannt wurden. So, sehen wir, herrscht in allen diesen Betrachtungen keine Einstimmigkeit, und wir ersehen hieraus, wie wenig sich die Ideenassociation in dieser Hinsicht an bestimmte Regeln bindet. Auffällig, aber im Rückblick auf die Ergebnisse des vorigen Abschnitts sehr erklärlich, ist es ferner, wie zugleich der Cultus der als feurig vorgestellten Seelen und Geister sich hier und da mit dem Gestirncultus verschmolzen hat. So besonders auf den Südsee-Inseln. Den meisten dortigen Stämmen gelten die flammenden Sterne als die feurigen Seelen ihrer Verstorbenen. Der sich verkleinernde Mond dient dort den abgeschiedenen Seelen zur Speise. Bei Mondfinsternissen fürchten die Insulaner, es möchte den Seelen die Nahrung ausgehen, und um das zu verhindern, bringen sie sogleich bei Verfinsterung ein großes Opfer von Cocosnüssen.*

Eine weit über alle derartige Vorstellungen hinausgehende Betrachtungsweise der Himmelserscheinungen der niedern Völker hat sich in den Viehzucht- und ackerbautreibenden Culturländern ausgebildet. Hier war,

* Vgl. Turner, S. 529 fg.



wie dargethan, die umfassendste Heimstätte des allgemeinen Gestirndienstes, und es ist selbstverständlich, daß sich hier nicht blos einzelne Ideenassociationen geltend machen konnten, auf Grund derer nur dieser oder jener Stern oder nur der Mond in den Kreis der Verehrung gezogen wurde, sondern hier eben war es das umfassende und begründete Allgemeininteresse, das alle Himmelserscheinungen nebeneinander würdigen lehrte, und es ist selbstverständlich, daß hierbei die Sonne nicht etwa übergangen wurde, sondern, wie es natürlich war, zuerst in den Vordergrund trat.

„In Amerika erhob sich die Sonnenverehrung auf ihre höchste Stufe, in Mittel- und Südamerika bei den Mexicanern und Peruanern.“ * Auch die meisten nordamerikanischen Indianer schenken der Sonne Verehrung, und das hauptsächlichste Opfer, das dieselben der flammenden Sonne darbringen, ist der aus der Pfeife aufsteigende Tabacksrauch. Das Anzünden des Tabacks und das Rauchen ist bei ihnen eine religiöse Ceremonie** (die selbstverständlich mit dem Feuercultus und der Vorstellung der dampfenden Seele wiederum in Verbindung steht). Die Häuptlinge der Hudsonbai-Indianer rauchten dreimal der aufgehenden Sonne zu und hielten dabei eine ehrfurchtsvolle Anrede.*** In der Versammlung geht die Pfeife stets rechts herum, wie es heißt, dem Laufe der Sonne folgend.† „Der Culturgrad der Indianer läßt sich aus dieser ihrer religiösen Stufe ermessen. Es hat sich durch die vortrefflichen Untersuchungen Waitz' herausgestellt, daß er im Durchschnitt viel höher angeschlagen werden muß, als man bisher angenommen.†† Je mehr man sich dem Gebiete von Mexico nähert, um so höher findet man die Sonnenverehrung entwickelt, um so höher die Cultur gestiegen.“ ††† „Die Pueblos, die Bewohner des nordöstlichen Neumexico, deren Hauptgottheit die Sonne ist, treiben sehr fleißig Ackerbau mit gut construirten Werkzeugen, bauen Wolle und Baumwolle, gehen stets ordentlich bekleidet und bauen aus Stein und Luftbacksteinen Häuser von drei bis vier Stockwerken hoch. Seine höchste Ausbildung hat der amerikanische Sonnencultus bei

---

* Vgl. Schultze, S. 252.

** Ebend., S. 252.

*** Vgl. de la Poterie, I, 121, 131; II, 106.

† Vgl. Pervin du Lac, I, 179.

†† Es stimmt das zu dem, was wir früher über die asiatischen Einwanderer Nordamerikas bereits in culturhistorischer Hinsicht anführten. (Vgl. Bd. 1, Kap. 6.)

††† Vgl. Schultze, S. 253.

[illegible] Verhältnis [illegible] gemeinsam erfaßt. Diese Völker waren [illegible] für sich, wie sie mit den Fremden in Berührung kamen, [illegible] Völker, sondern Gemeinschaften im antiken Sinne des Wortes, [illegible] eigene Verfassung hatte, mit der sie [illegible] Gesetz und Staat [illegible] Gesetz und auch in der Fremde durch die Sorge [illegible] Bürgerrechte [illegible] Gemeinschaft [illegible] Gemeinschaften in Rom [illegible] Für die [illegible] Gemeinschaften [illegible] Gesetz und Staat [illegible] Gesetz und Staat [illegible] Gesetz und Staat

Völkern, welche dieser sinnlichen Ueberschwenglichkeit verfielen, weder nach dieser noch nach jener Seite hin gefunden wurde. Daß die Völker, welche auf diese Stufe der Anschauung sich erhoben, in geistiger und sittlicher Hinsicht dennoch hoch entwickelt waren, ist leicht zu übersehen. „Als Repräsentanten können wir die Perser mit derjenigen Anschauung, welche Herodot ihnen zuschreibt, und die Chinesen* anführen.“ ** Ferner werden die Inder in Rücksicht auf die von ihnen ausgebildete höchst überschwengliche und abstracte Zeit- und Raumanschauung ebenfalls diesen Völkern zuzuzählen sein. Daß die Perser das sogenannte Himmelsgewölbe als Gottheit anriefen, will Herodot (vgl. I, 137 fg.) bezeugen. Auch den Chinesen galt der sogenannte ganze Himmel (Yang) als der Vater und das Zeugende, während (Yn) die Erde, das empfangende weibliche Princip darstellt. „Wo man von unserm Gedankenkreise aus in den chinesischen Religionsschriften von Gott etwas zu hören erwartet, da ist überall vom Himmel die Rede, oft mit Hinzufügung der Erde, häufiger aber steht der Himmel allein. Dieser Himmel ist aber wirklich der natürliche Himmel, wie wir ihn vor uns sehen, und man setzt in seine scheinbare Bewegung um die Erde den Grund aller Lebensbewegung.“ *** Darin liegt eben der Mangel dieser Anschauung, daß sie, obwol am Sinnlichen haften bleibend, dennoch das Sichtbare unklar zu verallgemeinern bestrebt ist. Die wahre Anschauung der Erhabenheit und Unendlichkeit wendet sich über das Sinnliche hinaus und bleibt nicht daran haften, führt aber dennoch nicht zu einer überschwenglichen, ganz unklaren verallgemeinerten Vorstellung des Sichtbaren, sondern ist bestrebt, in dem, was den Sinnen nicht mehr sichtbar ist, sowol nach seiten des Mikrokosmus wie nach seiten des makrokosmisch Ueberirdischen die sittlich-ästhetischen Formen, die uns als das Unvergängliche im Sinnenkreise, d. h. in unserer nähern Umgebung erscheinen, in ähnlicher Weise wieder zu suchen oder zu ahnen. Das wahrhaft Erhabene und Unendliche kann daher niemals das abstract Verschwommene und unklar Verallgemeinerte und Verwaschene sein, dies vielmehr ist das falsche Erhabene und falsche Unendliche, sondern das wahrhaft

* Auch die Samojeden verehren den sogenannten Himmel im Num und fassen ihn als den Beschützer ihrer Viehheerden, der Donner ist ihnen eine Eigenschaft des Himmels. Bei den Finnen wird unter Tatwas der materielle Himmel verstanden, bei dem die Chinesen Tien und Schangti unterscheiden. (Vgl. Bastian, II, 188.)

** Vgl. Schultze, S. 272.

*** Vgl. Wuttke, III, 25.

Völker einnahm. Bei den meisten niedern Völkern hat das Gewitter schon deshalb nicht immer Beachtung gefunden, weil sie an Donner und Regen nicht den Antheil nahmen wie die ackerbautreibenden Völker. Dennoch lehnt sich die Verehrung des feurigen Blitzes so eng an die überall verbreitete Feuerverehrung an, daß wir die Verehrung dieser Erscheinung unter den Völkern weit verbreitet antreffen.* Auch der Regen hat in dieser Beziehung unter dem Einfluß einer gewissen (wenn auch niedrigen) kosmomagischen Betrachtungsweise der Dinge bei niedern Völkern eine gewisse Verehrung gefunden. „Der aus der Wolke strömende Regen wird als solcher bei den Betschuanen verehrt. Da ihr Land dürr und unfruchtbar ist, so betrachten sie den Regen als den Geber alles Guten. Sie beginnen und schließen jede feierliche Rede mit dem Worte Puhla (Regen), und die (zauberischen) Regenmacher stehen bei ihnen im höchsten Ansehen." **

Was nun die Grundkategorien von Raum und Zeit anlangt, so wissen wir von psychologischer Seite, daß dieselben bereits im Traume und im frühesten Kindesalter bis zum gewissen Grade für die innere Unterscheidungsthätigkeit zur Geltung kommen. Aber im unbewußten Traume wirbeln die Unterscheidungselemente noch von Raum und Zeit bis zu einer unbestimmten Grenze chaotisch durcheinander, und im frühesten Kindesalter beginnen sie bekanntlich nur erst langsam sich zu consolidiren und durch Wachsthum und Unterstützung der Erfahrung zu klären und an Unterscheidungsumfang zu bereichern: Das gereifte Thier und der Naturmensch gewinnen nur erst im Laufe ihrer Erfahrungen bis zum gewissen Grade eine für ihre Lebenszwecke ausreichende Schätzungsweise der Raum- und Zeitverhältnisse, wenngleich wir sehr rasch übersehen werden, daß sich im Gesichtskreise der Thiere ebenso wie in dem des frühesten Urmenschen, bevor derselbe seinen Erfahrungskreis bis zu den Gestirnen und der makrokosmischen Anschauung erweitert hatte, für die genauere Schätzung der Zeitverhältnisse weit weniger Anknüpfepunkte fanden wie für die äußern Raumdistanzen. Wir können daher mit Recht schließen, daß die Schätzungsweise der Zeit beim frühesten Urmenschen ebenso wie beim Thiere weit hinter der ihrer Raumbeurtheilung zurücktritt. Erst jetzt in der Zeit, da sich der Blick des Menschen in Bezug auf die Naturbeobachtung erweiterte,

* Vgl. Schultze, S. 188.

** Vgl. Thompson, I, 180. Daß unter allen diesen Völkern sich die Zauberer besonders mit dem Regen zu schaffen machten, ist hiernach leicht erklärlich. Fast alle afrikanischen Völkerschaften besitzen daher unter den Zauberern ganz bestimmte sogenannte Regenmacher.

die thieriſche Appercentionsenge durchbrochen wurde und der Lauf der Geſtirne neue Unterſtützungspunkte bot, um den einförmigen gewohnten Wechſel von Tag und Nacht ſicherer einzutheilen, hob ſich der Zeitſinn bedeutend, und mit ſeiner Hülfe verbeſſerte ſich allmählich ſelbſtverſtändlich nun auch die naive Schätzungsweiſe der Raumverhältniſſe. So geſchah es erſt jetzt, nachdem ſich der Zeitſinn vervollkommnete, daß ein gewiſſes deutlicheres Bewußtwerden von Raum neben Zeit und Zeit neben Raum im Geiſte platzgriff. War dieſes Bewußtwerden auch immer noch ein reflectirt-wiſſenſchaftliches, ſo war es doch in Bezug auf die Ausbildung beider Kategorien bereits eine viel höhere Stufe als die bisher in Bezug hierauf eingenommene naive Anſchauungsweiſe des dumpfen thieriſchen Bewußtſeins, und wir können daher unſern heutigen Naturmenſchen in dieſer Beziehung gar nicht mehr mit dem Thiere oder dem noch halb thieriſchen und wirren Urmenſchen vergleichen. Sein Zeitſinn hatte ſich mit der gewachſenen Weltanſchauung mächtig bereichert und ſich zu einer umfaſſenden Klarheit erhoben, wenngleich der Zeitſinn eines Wilden gegen den eines an die genaue Uhr gewöhnten Europäers immer noch ſehr zurückſteht. Der Raumſinn dagegen findet ſich beim Naturmenſchen wie bei manchen Thieren oft viel ausgebildeter in einzelnen Richtungen wie bei civiliſirten Menſchen, die viel im Zimmer verkehren und an die genauere Betrachtung des freien Feldes nicht gewöhnt ſind. Wir ſehen hiernach, wie Raum und Zeit nichts ſind wie Anlagen, die von der ſubjectiven Erfahrung abhängig ſind, um ſich zu dehnen oder unter Umſtänden (wie in delirirenden Zuſtänden und im Traume oder im feſten Schlafe) in ihren Functionen wieder herabzuſinken bis zum Erlöſchen. Der Entwickelungsverlauf der pſychologiſchen Urgeſchichte beſtätigt daher nur die Reſultate Kant's von ſpeculativer Seite und die Sätze Helmholtz' von phyſiologiſcher Seite. — Daß die Culturvölker, die zu einer tiefern Natur- und Geſtirnbetrachtung vordrangen, auch ihren Zeitſinn mehr wie die übrigen Völker ausgebildet haben, iſt ſelbſtverſtändlich, wir werden es daher erklärlich finden, daß die amerikaniſchen beiden Culturvölker durch ihre makrokosmiſche Anſchauung zu einer wiſſenſchaftlichen Zeitrechnung kamen, die an das Wunderbare grenzt. „Nach dem übereinſtimmenden Zeugniß aller Forſcher hatten die Mexicaner Sonnenuhren in Gebrauch, und ſie beſaßen zur Grundlage ihrer Zeitrechnung ein Sonnenjahr von der beinahe größtmöglichen Richtigkeit. Das Jahr beſtand bei ihnen aus 18 Monaten von je 20 Tagen = 360 im Jahre. Dem letzten Monate fügten ſie 5 Tage hinzu, die ſie unnütze nannten (nemontemi), da ſie ſich in dieſen nur mit gegenſeitigen Beſuchen beſchäftigten. Clavigero (II. 269) ſagt hierzu: „Das Wunderbarſte in ihrer

Zeitrechnung und das, was den in mexicanischen Alterthümern unbewanderten Lesern gewiß nicht wahrscheinlich klingen wird, ist der Umstand, daß sie die einige Stunden betragende Differenz zwischen dem bürgerlichen und dem solaren Jahre kannten und sich deshalb zu ihrer Ausgleichung der Schalttage bedienten, aber mit der Abweichung von Julius Cäsar's Methode im römischen Kalender, daß sie nicht alle 4 Jahre einen Tag, vielmehr alle 52 Jahre 13 Tage einschalteten." * Neben einem Sonnenjahre bestand noch ein Priesterjahr von 20 mal 13 Tagen, welches gegenüber dem bürgerlichen Jahre Tonalpohualli (Rechnung der Sonne), Metzlapohualli (Rechnung des Mondes) hieß. Schultze sagt (S. 258): „Diese religiöse Zeitrechnung, nach welcher die Feste geordnet wurden, ebenso der Umstand, daß für Monat und Mond wie bei uns derselbe Name Metzli gilt, weisen auf eine frühere Zeitrechnung nach dem Monde hin, welche Echevarria ihnen für die ältere Zeit auch wirklich zuschreibt." Die Zeitrechnung der Peruaner bestand nach Humboldt (vgl. „Vues des Cordillères", S. 129) in einem Jahre von 12 Mondmonaten und 354 Tagen, denen man am Ende jedes Jahres 12 Tage hinzufügte (Rivero, Tschudi), oder wie Herrera behauptet, 12 Schaltstunden am Ende jedes Monats. Neben den Peruanern treten die Araucaner hervor, welche ein Sonnenjahr von je 30 Tagen nebst 5 Schalttagen hatten. — Wir ersehen aus diesen Beispielen, wie hoch sich der Zeitsinn dieser Culturvölker gegenüber den niedern culturlosen Völkern erhob, und erkennen hieraus, welche Stützen dem Geiste und seiner Ausbildung aus der tiefern Gesammtbetrachtung und Einzelbeobachtung der Gestirne erwuchsen. Die Vertiefung des Geistes in die Wunder des Makrokosmus stimmte das Gemüth nicht nur erhabener, sondern stärkte auch den Verstand und die intellectuellen Kräfte. So erweiterte sich durch die Bewunderung des Universums nicht nur die Religion, sondern mit ihr wuchs, von ihr genährt und herangezogen, auch der berechnende, untersuchende und kritische Verstand.

* Vgl. die weitern hierauf bezüglichen Einzelheiten bei Prescott, I, 89 fg., und Schultze, S. 257 fg.

2.

Die urſprüngliche Entwickelung des Schriftweſens.

Rückblick auf die äußern Stützen und Vehikel zur Ausbildung der tiefern Seelenthätigkeiten. — Die Schrift als neue Stütze der durch die Sprache bereits gehobenen Gedächtnißkraft. — Die Schrift iſt ebenſo wenig wie die Sprache in ihren Anfängen eine Erfindung. — Die natürlichen und primitiven Anfänge des Schriftweſens. — Der Bildungsproceß der Schrift verglichen mit dem Sprachbildungsproceß. — Unterſchiede zwiſchen beiden Vorgängen. — Das primitive Schriftweſen der Urzeit und der niedern Völker. — Die Tätowirung. — Die Schrift unter den Culturvölkern. — Die amerikaniſchen Culturvölker ſowie die Aegypter und die Völker der Keilſchriften als die vorzugsweiſe ſchriftſchöpferiſchen Völker der Erde. — Die phonetiſche Schriftſtufe und die Mexicaner. — Die Fortbildung der Schrift auf der phonetiſchen Stufe verglichen mit der Fortbildung der Sprache auf der dem entſprechenden charakteriſirenden Stufe. — Die alphabetiſche Schriftſtufe und die Aegypter. — Die Hieroglyphen und das hiermit verbundene Gemiſch der Schriftweiſen. — Die Hebung der intellectuellen Kräfte durch die Schrift.

Die bisherige Entwickelung hat uns in Rückſicht auf die Thatſachen wiederholentlich gezeigt, daß die Ausbildung aller Geiſtesanlagen, worunter vorzugsweiſe auch religiöſe Begabung einbegriffen iſt, nur dadurch ſtets vorſchreiten konnte, daß ſie äußere Stützpunkte vorfand, an welche ſich die Entwickelung wie an Vehikel anlehnen konnte, um ſich kräftig emporzuſchwingen. Wie die Seele gleichſam an den Sinneswerkzeugen des Körpers, welche ja innerlich ihre nächſte und benachbarte Umgebung bilden, äußere Stützpunkte vor-

findet, an deren Functionen sie anknüpft, um sich während des Wachsthums mit ihren Grundthätigkeiten aufzurichten, so findet die tiefere Seelenthätigkeit auch in Bezug auf die Ausbildung anderer Anlagen wiederum ähnliche Vehikel, kraft deren Mitwirkung sie vorschreitet. Die äußern und innern gegebenen Umstände und Verhältnisse kommen sich hier hinsichtlich der thatsächlichen Entwickelung so merkwürdig entgegen, daß wir in dem Wechselspiel dieser von ganz verschiedenen Seiten wirkenden Factoren, welche sich die Hand zu reichen scheinen, gewissermaßen eine Weisheit der Vorsehung zu sehen meinen, die uns mindestens ahnen läßt, daß Seele und Geist mit der Körperwelt unbewußterweise in einem viel weiter reichenden Connex gegenseitiger Beeinflussung stehen, als wir gewöhnlich vermuthen. Gewiß ist es kein zufälliges Zusammentreffen, daß der thierische Instinct, der noch im frühesten Urmenschen vorherrschte, die Stütze der sinnlichen Sprachwerkzeuge vorfand, die er hastig ergriff, um sie zum Hülfsmittel seines Aufschwungs zu machen, und nicht minder zufällig war es für die primitiven geistigen Kunstanlagen, daß sie das körperliche Hülfsmittel der feinfühligen beweglichen Hand antrafen, durch welches unterstützt auch sie einen mächtigen Entwickelungsanlauf nahmen. Aber auch der schon tiefer in die Welt hinausblickende und höher entwickelte Geist fand zur Fortbildung der ihm anhaftenden Anschauung, wie wir sahen, im Laufe seiner Erfahrungen in der Naturumgebung gewisse Stützpunkte, die dem Aufschwunge der Entwickelung, besonders der religiösen Entwickelung, zu Hülfe kamen, und die Entdeckung des Feuerzündens werden wir in dieser Beziehung nicht gering anzuschlagen haben. Was nun hinsichtlich des religiösen Lebens und der Entwickelung der religiösen Weltanschauung die in der Urzeit epochemachende Feuererfindung war, und was dem Kunstproceß die Handgeschicklichkeit an Unterstützung zur Entwickelung bot u. s. w., das wird für das höhere intellectuelle Leben, das wir unter dem Verstandesleben im engern Sinne verstehen, einerseits, wie wir bereits entwickelt haben, die Sprache und neben dem erfahrungs-

mäßigen Einfluß des regelmäßigen Wechsels der Gestirne, wie nunmehr zu betrachten ist, die Schrift. Die Unterstützung der Schrift zur weitern Ausbildung der bisher bereits zur Entwickelung gekommenen Geistesanlagen, besonders aber zur Ausbildung der Verstandeskräfte, welche Ausbildung vorzugsweise eine concentrirte Sammlung und einen gewissen Grad von klarer Uebersicht über eine Reihe von Unterscheidungselementen erheischt, die nur durch eine ganz besondere Stärkung und durch einen hervorragenden Aufschwung des Gedächtnisses sich ermöglicht, ist oft übersehen oder doch von den Psychologen nicht in dem Maße in Betracht gezogen worden, wie das in Bezug auf die Sprache für den geistigen Aufschwung im allgemeinen der Fall war. Stützte bereits die Sprache in hohem Grade, wie wir früher sahen, die Gedächtnißkräfte, da sie durch die Laute Anhaltepunkte bot, in der Gegenwart Abwesendes und also nur in der Erinnerung haftende Vorstellungen zu bezeichnen, so erhöht sich dieser Proceß nunmehr in einem ganz besondern Grade durch die Schrift, welche von neuem feste Stützpunkte liefert, sodaß die im Flusse der Sprache erzeugten Vorstellungen und zusammenhängenden Vorstellungsketten fixirt, gesammelt und übersichtsvoll der gewachsenen Verstandeskraft unterbreitet werden können. Getragen von diesem neuen unterstützenden Unterbau sammelten sich in hohem Grade die Verstandeskräfte, welche danach strebten, das Nachdenken und die Combination nach einer bestimmten Richtung hin stetig und consequent fortzuleiten. So sehen wir an der Hand der Schrift den Geist abermals so mächtig wachsen, daß wir über die raschen Fortschritte, die nach allen Seiten hin schon während der allerfrühesten Schriftperiode unter denjenigen Völkern, welche sich derselben bedienten, gemacht wurden, erstaunen müssen.

Die frühesten und primitivsten Anfänge der Schrift sind ebenso wenig wie die Anfänge der Sprache absichtlich erfunden worden. War die Sprache, wie wir erkannten, ein natürlicher Entwickelungsproceß, der sich aus der auch den Thieren

angeborenen Anlage zum Schrei mit Hülfe anderer Factoren herausbildete, so verhält es sich mit der Schrift ganz ähnlich. Auch die Schrift ist in ihren ersten Anfängen ein ganz allmählich vorschreitender, natürlicher, absichtslos sich vollziehender Entwickelungsproceß, dessen Keim wir in der ursprünglichen Anlage zur Handgeschicklichkeit zu suchen haben. In der That sind die frühesten Gegenstände, welche die menschliche kunstfertige Hand bildete, für uns heute im gewissen Sinne bestimmt fixirte Merk- und Schriftzeichen einer vorausgegangenen Entwickelungsperiode der Menschheit. Es sind gewissermaßen absichtslos hingestellte Buchstaben und Gedenkzeichen, die uns lesen und erkennen lassen, was und worüber die frühere Menschheit nachdachte, wie sie sich die Dinge vorstellte und wie weit ihr Bildungsproceß gediehen war. Wie dem Forscher heute aber alle aus der Erde gegrabenen Gegenstände und Geräthe mit ihren kindlichen Verzierungen und primitiven Malereien Fingerzeige und Anknüpfepunkte sind für die innern Vorstellungen und Anschauungen, welche jene frühesten Zeichner beseelt haben, so waren alle diese naiv hingeworfenen Schnörkel und Bilder auf Steingeräthen, Geweihen und Waffen der frühesten Zeit für die damaligen Zeitgenossen nicht minder wahrgenommene und halb unbewußt aufgenommene Anknüpfepunkte und Merkzeichen für gewisse Vorstellungen, die dem Geist innerlich Interesse abnöthigten, und die er nicht nur mit der Sprache durch Laute und Worte, sondern auch mit dem Griffel durch Zeichnungen und erkennbare Bilder dauernd fixiren und dem Gedächtniß einprägen wollte. Allein mehr noch wie alle derartigen Bilder und Merkzeichen auf Geräthen und Waffen sind es die Grabmale jener frühesten Zeit, die den Geist des Urmenschen gleichsam wie von selbst veranlaßten, zum Griffel und zum Bilde zu greifen, um das Andenken des Todten der Nachwelt zu überliefern. In diesem Sinne sind die Grabhügel und Grabsteine in der That nichts wie Merk- und Gedenkzeichen für die Ueberlebenden, welche sich der Geist getrieben fühlte zu stiften, um die Todten nicht zu vergessen.

Nicht Willkür und Absicht, sondern innerer Drang und Zwang war es, der dazu antrieb, in solcher Art die Todten zu verzeichnen, um sie der Erinnerung zu erhalten. In diesem Sinne dürfen wir daher mit Recht sagen, daß der ursprüngliche Grabcultus, der die Hand anleitete, das Grab durch äußere Merkmale zu kennzeichnen, in gewisser Hinsicht bereits ein unwillkürlicher, primitiver und embryonaler Anfang des Schriftwesens war. Die Aegypter nannten ihre Todtendenkmale mannu, was soviel bedeutet wie: wir gedenken, und es hängt dieser Ausdruck mit dem Namen Memnon, mit dem griechischen Memnonia und endlich mit dem deutschen „mahnen" zusammen. Die sichtbaren dem Stoffe eingeprägten Zeichen sollen mahnen und erinnern, und zwar dauernd erinnern an die Vorstellungen, Wesen und Gedanken, auf welche sie hindeuten. In späterer Zeit, als sich der Gedankenkreis und die Interessen der Menschheit mehr und mehr erweiterten, wuchs nothwendig und unwillkürlich auch das Bestreben, neue Stützen und Handhaben zu suchen für den gedehnteren Gedankenkreis. Während der Zeit des mythischen Processes, in der sich ganz besonders der Vorstellungskreis der Völker erweiterte, mußte sich in erhöhtem Maße dieses Bedürfniß kundgeben. Und in der That kam man in dieser Beziehung der religiösen Vorstellungsweise sehr früh entgegen. Neue Anregungen belebten den Geist und reflectirten sich in dem unwillkürlichen Drange, alle heiligen Tempelstätten und Götzenbilder, namentlich aber die innern Tempelwände mit Bildern und Zeichnungen aller Art zu versehen. Aber auch die Götzenbilder selbst, was waren sie mehr als verkörperte, und damit äußerlich fixirte Vorstellungen? Nehmen wir alles das, was die religiöse Kunst des Alterthums geschaffen hat, zusammen, so haben wir in allen Tempelverzierungen, Tempelbildern, in allen steinernen oder hölzernen Götzendenkmalen eine große Buchstabenreihe, gewissermaßen eine Lapidarschrift vor uns, die allen dem Cultus angehörigen Völkerkreisen objectiv deutlich und verständlich war. Aber alles das konnte dem vorschreitenden Geiste im allgemeinen nicht mehr genügen, die

immer umfassender und schärfer werdende Erinnerung drang mehr und mehr auf specificirtere Stützen und dem entsprechende Merkzeichen. Unwillkürlich griff man zum Bilde und versuchte es, die mythischen Göttergeschichten und dem entsprechende ähnliche längere Vorstellungsreihen zu fixiren und für die Erinnerung dauernd zu bewahren, und indem sich, wie bereits erwähnt, Grabmale und Tempelbauten mit Malereien und kleinen Bilderchen bedeckten, waren hiermit zugleich bestimmte Wurzeln unwillkürlich gegeben, aus denen sich die Schrift herausbilden konnte.

Im Bildungsprocesse der Schriftsprache wiederholt sich selbstverständlich nun bis zum gewissen Grade das Nämliche, was auch in der Sprachbildung bezüglich der Ausbreitung zur Geltung kam. Auch hier bei der ersten Fortbildung der bereits krystallisirten Grundwurzeln, durch welche der weitere Proceß sich vollzog, tritt verhältnißmäßig viel Subjectives zu Tage, und es würde auch hier wie dort wieder unbegreiflich erscheinen, wie unter dem Einflusse dieser subjectiven Ausbildungsweise sich eine völlig objective Allgemeinverständlichkeit der von Einzelnen verschieden gezeichneten Bilder und Schnörkel anbahnen konnte, wenn nicht in ganz derselben Weise die früheste Wurzelerweiterung und Fortbildung des Processes von solchen Individuen stattfand, die so erhöht dastanden, daß sie mit Recht als Lehrmeister gegenüber ihren Schülern dastanden, welche ihnen unbedingte Aufmerksamkeit und Nachahmung in dieser Beziehung schenkten. Wir sehen also, es vollzieht sich hier ganz derselbe Vorgang bezüglich der frühesten Ausbildung der Schriftsprache, wie bei der der Lautsprache, und zwar nur mit dem Unterschiede, daß hier dasjenige bereits gewissermaßen bewußter und deutlicher in den Vordergrund tritt, was bei der Ausbildung der objectiven Wurzelerweiterung der Sprache sich noch weniger bewußt und halb instinctiv vollzog, nämlich die Nachahmung des Schülerkreises gegenüber dem erhöht und objectiv erhaben dastehenden, allgemein anerkannten und aufmerksam verfolgten Lehrmeister. Waren, wie wir gesehen haben, für den

objectiven Lautproceß die hervorragenden Führer und Lenker bestimmter Volkskreise unwillkürlicherweise zu allgemeinen Lehrmeistern geworden, denen die übrigen durch Nachahmung ebenso unwillkürlich folgten, so verhielt es sich hinsichtlich des frühesten Schriftprocesses in ganz ähnlicher Weise, nur daß hier das Verhältniß des anerkannten Lehrers zu den Schülern thatsächlicherweise deutlich und ausdrücklich hervortrat. Die objectiv anerkannten Lehrmeister aber waren bezüglich des Schriftprocesses die mit hervorragendem künstlerischen Erfindungsgeiste begabten Zauberer und Priester, welche den Griffel zum Malen und Zeichnen so zu führen wußten, daß sie bestimmte Bildzeichen schufen, denen sie charakteristische Merkzeichen einzuverleiben wußten, die auf gewisse Vorstellungen mehr oder weniger mittelbar oder unmittelbar hindeuten konnten. Da jedoch diese Hindeutungen nicht immer in der Weise einleuchtend erfunden wurden und erfunden werden konnten, wie es unmittelbar nothwendig gewesen wäre, so fand hier, ähnlich wie bei dem Spracherweiterungsproceß, von der Basis der allgemein verständlichen Wurzeln aus, ein die aufmerksame Nachahmung und Beziehung beanspruchender Lernproceß statt, der freilich bezüglich der Schriftannahme viel schwieriger war und daher in einem viel höhern und auffälligern Grade hervortrat wie bei der Sprache, die sich bis zum gewissen Grade in allgemeinen „Lautkreisen" bewegt, die als angeborene Sprachbefähigung einem bestimmten zusammenhängenden Volkskreise gemeinschaftlich waren. Der objective Lernproceß, der sich für die Sprache daher von gewissen Punkten aus sozusagen unwillkürlich rasch vollzog, war daher für die objective Schriftsprache viel schwieriger, und die ganze Entwickelung konnte sich daher nur mühselig von Stufe zu Stufe erheben und sich ursprünglich nur in ganz engen Kreisen vollziehen, um von hier aus sich zu weitern Kreisen zu erweitern. So kann es uns also bezüglich der Schriftsprache in psychologischer Beziehung nicht auffallen, wenn wir beobachten, daß sich überhaupt nur sehr wenige Völker anfänglich zu höhern Stufen

der Schriftausbildung emporschwangen und das Wesen dieser höhern Schreibsprache sich in den Ländern, wo es auftauchte, anfänglich sogar nur in den allerengsten eingeweihten Kreisen verbreitete, um sich von hier aus nur ganz allmählich auch in andern Volksschichten Geltung zu verschaffen.

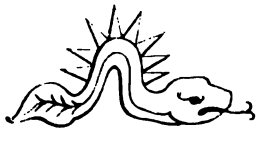
Was nun die unterste Schriftstufe angeht, auf der sich nur erst nach und nach im Bildermaterial (aus dem sich die Schrift aufbaut, wie die Sprache sich aus dem Lautmaterial erhob) die Wurzelansätze bildeten, so zeigt es sich allerdings, daß die meisten Völker der Erde diese Bilderstufe erreicht haben. Die Neigung, zur Stütze der Erinnerung bestimmte äußere sichtbare Merkmale und dauernd sich erhaltende Gedenkzeichen, wie Bilder, Steindenkmale und andere Gegenstände aufzunehmen, die auf gewisse damit verknüpfte Vorstellungen hinweisen, finden wir durchgängig bei allen Völkern der Erde verbreitet. Nicht alle zwar erheben sich zur Fixation von Bildern; aber selbst im westlichen Australien fand Forster in Felsen eingegrabene Bilder, welche wir Grund haben als Bildschriften anzusehen. Auch von sehr vielen Indianerstämmen ist es bekannt, daß sie große Neigung besitzen, Zeichnungen und Bilder auf Thierfellen anzubringen, die in der Art, wie sie zusammengesetzt sind, beweisen, daß sie auf bestimmt zusammenhängende Vorstellungsketten hindeuten. Die mit diesen Bilderreihen angedeuteten und verknüpften Vorstellungen sind aber meist nur sehr schwierig zu enträthseln und zu entziffern. Die Subjectivität und Eigenart der Auffassung drängt sich bei diesen Zusammensetzungen von Bildern so sehr in den Vordergrund, daß dem Fremden und Uneingeweihten gegenüber diese Zeichnungen wie ein Rebus dastehen, an dessen Lösung er sich vergeblich versucht. Nicht mit Unrecht kann man daher hinsichtlich dieser Schriften annehmen, daß sie nur von einem kleinern Kreise selbst unter den Zeit- und Stammgenossen wirklich aufgefaßt und verstanden wurden. Eine Reihe von niedrigen Völkerstämmen besaß freilich nicht die Fähigkeit, Bilder auf Gegenstände zu zeichnen, und

ihre Erinnerungszeichen und äußern „Denkmale" kamen daher nicht über Grabmale und gewisse Vorrichtungen zum Gedächtniß der Todten hinaus, doch findet sich bei ihnen häufig eine andere Sitte der malerischen Schreibweise, durch welche sie bekunden, daß auch sie in bestimmtester Weise das Bestreben fühlen, sich äußere sichtbare Merkzeichen und Rücksicht auf bestimmte Thatsachen und ausgezeichnete Ereignisse zu schaffen, durch welche sie der darauf bezüglichen Erinnerung zu Hülfe zu kommen suchen. Diese Sitte ist bekanntlich die Tätowirung, die bei den meisten Völkern zugleich ein mit religiösen Ceremonien vollzogener Brauch ist. Die Tätowirung ist eine malerische Auszeichnung der Person in Rücksicht auf Eigenschaften und Beziehungen, welche sich dieselbe durch Thaten und Handlungen nach dieser oder jener Richtung hin erworben hat, und in diesem Sinne sind die Tätowirstriche selten nur ein bloßer Schmuck, sondern es sind fast stets malerische und abergläubisch betrachtete Merkzeichen und also gewissermaßen Buchstaben und Bildzeichen, die auf damit verknüpfte Vorstellungen zurückdeuten. Offenbar ist die Tätowirung noch eine sehr rohe Stufe und unbehülfliche Art der Zeichenschöpfung, sie steht bei weitem tiefer wie die primitiven Malereien und die auf Thierfellen gefertigten primitiven Bildschriften der Indianer, und wir können sie daher in gewisser Hinsicht als die niedrigste Art des eigentlichen Schriftwesens ansehen. Schreiten indessen die Indianer und andere niedere Völker über diese niedrigsten Stufen hinaus, so erscheint es selbstverständlich, daß sich die Culturvölker sehr früh noch viel weiter erheben mußten, denn ihre Begabung und ihr Geschick sowol wie ihr Kunstsinn für die Malerei waren zugleich bei weitem entwickelter. Dennoch zeigen die frühesten Bilder, welche in den Culturländern Amerikas und am Nil als Schriftzeichen in Gebrauch kamen, noch eine große Aehnlichkeit mit den Bildschriften der Indianer, und nur langsam ging von hier aus der weitere Entwickelungsproceß der Schrift vor sich. Es gibt sich hier wie dort nur das anfängliche Bestreben kund, bestimmte Vor-

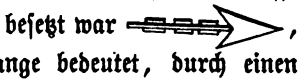
ſtellungen durch eine bildlich möglichſt bezeichnende Figur darzuſtellen. Blicken wir beiſpielsweiſe auf die indianiſchen Grabſäulen, die ſich ganz beſonders mit ſolchen Figuren bedeckt finden, ſo bemerken wir hier, daß die Vorſtellung und der Begriff des Todes einfach durch einen Mann ohne Kopf bezeichnet wird. Nichts anderes iſt es, wenn die Aegypter den Begriff der Nacht durch das Himmelsgewölbe und einen hineingezeichneten Stern darzuſtellen ſuchten. Ueber dieſen rein bildlichen und ſymboliſchen Charakter der Bezeichnungsweiſe iſt die Schrift bei den niedern Völkern niemals hinausgewachſen, während ſie bei denjenigen Völkern, welche genug mit Erfindungsgabe begabt waren, von dieſer Baſis aus höher entwickelt wurde. — Wie bereits angedeutet, waren es indeſſen verhältnißmäßig nur wenige Culturvölker, welche nach dieſer Richtung hin eine natürliche und inſtinctive Erfindungsgabe entfalteten. Nur den amerikaniſchen Culturvölkern, und unter den Völkern der Alten Welt nur den Aegyptern und den Völkern der Keilſchriften war es beſchieden, nach dieſer Seite hin beſondere Talente zu entfalten. Können wir im Rückblick auf die gegebene Baſis und auf das an die Hand gegebene urſprüngliche bereits bis zum gewiſſen Grade vorgebildete Material nicht von einer eigentlichen ſogenannten Erfindung der Schrift reden, und zwar ebenſo wenig wie wir von einer eigentlichen abſichtlichen Spracherfindung reden konnten, ſo dürfen wir doch diejenigen Völker, die fruchtbringender wie die andern in den Fortbildungsproceß des Schriftweſens eintraten, beziehungsweiſe diejenigen einzelnen Individuen, die ſich ganz beſonders unter dieſen Völkern für dieſe Fortbildung hervorthaten, im gewiſſen Sinne als die ſchrifterfinderiſchen bezeichnen. Wie wir mit gleichem Rechte bei Gelegenheit des Fortbildungsproceſſes der Sprache auch von hervorragenden Individuen reden durften, die ſprachſchöpferiſcher auftraten wie die übrige Menge, ſo auch in Bezug auf die Schrift. Wenn uns alte Schriftſteller daher die Aegypter als die Erfinder der Schrift bezeichnen, und uns Plinius ſogar einen hervorragenden Mann, und

zwar Menon, als den Urheber der ägyptiſchen Schreibweiſe nennt, ſo hat das für uns keinen andern Sinn, als daß eben dieſes Volk, nebſt den unter ihm befindlichen hervorragenden Perſönlichkeiten, den Fortbildungsproceß der Schrift den übrigen Völkern gegenüber außerordentlich förderte. Daß von einer wirklich hiſtoriſchen Feſtſtellung einzelner Namen hierbei gar keine Rede ſein kann, iſt einleuchtend. Stellen wir die Leiſtungen der Mexicaner und Aegypter hinſichtlich der Schriftweiſe nebeneinander, ſo erkennen wir ſogleich, daß die Culturvölker Amerikas, ſo viel Talent ſie entfalteten, dennoch bei weitem nicht jene Stufenreihe der Entwickelung erreichten, auf denen wir das hervorragende Schriftvolk der Alten Welt, nämlich die Aegypter, nach und nach emporſteigen ſehen.

Die Mexicaner begannen ebenſo wie die Aegypter von derjenigen Stufe der Bildſchrift vorzuſchreiten, auf welcher wir zugleich viele Indianerſtämme und andere niedere Völker noch heute antreffen. Es werden auf dieſer niedrigen Stufe der Schreibweiſe, wie bereits hervorgehoben, in Bezug auf eine beſtimmte Vorſtellung gewiſſe Bilder gezeichnet, die durch ein hervorragendes charakteriſtiſches Merkmal oder durch das ganze Bild ſelbſt auf den Inhalt hinweiſen ſollen, um dem Verſtändniß zur Stütze zu dienen. So wurde der Name Itzcoatl (Meſſerſchlange) durch das Bild einer Schlange,



die Steinmeſſer auf dem Rücken trägt, wiedergegeben, oder das Wort Chapultepec (Heuſchreckenberg) durch einen Berg mit einer Heuſchrecke dargeſtellt. So faßlich und verſtändlich dieſe Schreibweiſe nun bis zum gewiſſen Grade erſcheint, ſo umſtändlich, unbeholfen und ſo wenig flexibel verdient ſie genannt zu werden. Kamen die Indianer und viele andere Völker über derartige Bildandeutungen

nicht hinaus, so erhoben sich die Mexicaner schon früh zu einer höhern Schriftstufe empor, die wir die „phonetische" nennen. Es war bekanntlich Aubin, der fleißige und geistvolle Erforscher der mexicanischen Alterthümer, welcher genauer auf die Ausbildung dieser Schriftstufe in Mexico hinwies, nachdem Humboldt und Clavigero den Hinweis hierauf in ihren Beschreibungen der mexicanischen Kunst übergangen hatten.* — Auf der phonetischen Stufe werden die Worte bereits in einzelne Silben zerlegt, je nach dem Klange derselben durch besondere Bilder wiedergegeben. So findet sich derselbe Name Itzcoatl im Vergara-Codex zerlegt in die Silbe Itz und coatl. Um ihn zu schreiben, malte man jetzt das Itz durch eine Waffe (Itzli genannt), die mit Obsidianblättchen besetzt war  , und die andere Silbe coatl, die Schlange bedeutet, durch einen irdenen Topf, Comitl, und darüber das Zeichen des Wassers, Namens Atl. Man verschmähte also hier das Bild der Schlange und hielt sich statt dessen an die Silbenklänge, für die man Zeichen und Worte suchte, die mit ähnlichen oder gleichen Lauten begannen oder gesprochen wurden. Es ist leicht zu sehen, daß mit dieser Fortbildungsweise der Schrift die Darstellung an objectiver Unmittelbarkeit verlor, daß sie complicirter, schwieriger verständlich, und sozusagen rebusartiger wurde; aber darauf kommt es vorerst für den Fortbildungsproceß der Schreibweise nicht an. Glichen jene Unmittelbarzeichen als selbstverständliche Bilder, die eine bestimmte Vorstellung deckten, den sprachlich unmittelbar verständlichen und auch der Thiersprache zukommenden Interjectionen, so, sehen wir, beginnt jetzt von diesen Wurzeln aus ein Erweiterungs- und Abzweigungs-

* „Herrn Aubin in Paris verdanken wir unsere erste klare Kenntniß einer Erscheinung von hohem wissenschaftlichen Interesse in der Geschichte der Schreibkunst. Es ist das ein wohlgeordnetes System phonetischer Charaktere, wovon Clavigero und Humboldt nichts bemerkt zu haben scheinen, da es in ihren Beschreibungen der Kunst nicht vorkommt." (Tylor, „Urgeschichte", S. 116.) Vgl. Clavigero, „Storia-Antica del Messico Cesena", II, 191, 248 fg.; Humboldt, „Vues de Cordillères", XIII.

proceß, aus dem wir wahrnehmen, daß der Geist bemüht ist, die erste naive Auffassungsweise zu verlassen, um sie willkürlicher und selbständiger fortzuführen. Freilich mischt sich ebendeshalb in diesen Erweiterungsproceß sehr viel Subjectives, sodaß die Schreibweise an unmittelbarer Objectivität und Allgemeinverständlichkeit verlor, aber das Nämliche, sahen wir, war auch auf der sogenannten charakterisirenden Sprachstufe, in der die Wurzelbildung fortschritt und auf der ein allgemeinerer Erweiterungs- und Abzweigungsproceß der Wurzeln in ähnlicher Weise stattfand, der Fall. Bei der Sprache, sahen wir, wurde hinsichtlich der Schwierigkeiten, die sich für die Verständigung ergaben, die objectiv verständliche Fortbildung dadurch bewirkt, daß die Menge unwillkürlich einer bestimmten hervorragenden Person als Tonangeber innerhalb eines Sprachkreises nachzuahmen und zu folgen gezwungen war. Sollte ein allgemeinverständlicher Fortbildungsproceß der Schrift erzielt werden, so mußte also auch hier nothwendig die Autorität einer hervorragenden begabten Persönlichkeit und deren Schreibweise anerkannt, nachgeahmt und angenommen werden. Das war nun bei der Schrift zugleich um so leichter und gebotener, als es vorzugsweise nur die erfinderischen und im Nachdenken und Grübeln allen übrigen vorausgehenden Priester waren, die in den betreffenden Culturländern sich aus natürlichem Interesse der eigentlichen Schriftfortbildung widmeten. Denn die Priester waren es ja, welche vorzugsweise Gräber, Tempel und Opferbilder zu bemalen, zu schmücken und mit Gedächtnißinschriften zu versehen hatten, ihnen lag es daher auch mehr wie andern unwillkürlich nahe, die gegebenen Wurzeln zu spalten, zu erweitern und nach ihrer Auffassungsweise sinnbildlich fortzubilden. Wurde nun die Schrift anfänglich hiermit viel unverständlicher, geheimnißvoller und räthselhafter, so stimmte dieser Charakter ganz mit der Auffassungsweise des alten Priesterthums, das, wie wir gesehen haben, sich selbst als etwas Zauberisches und Geheimnißvolles vorkam und es somit auch gern sah, wenn es sich nach allen Seiten hin

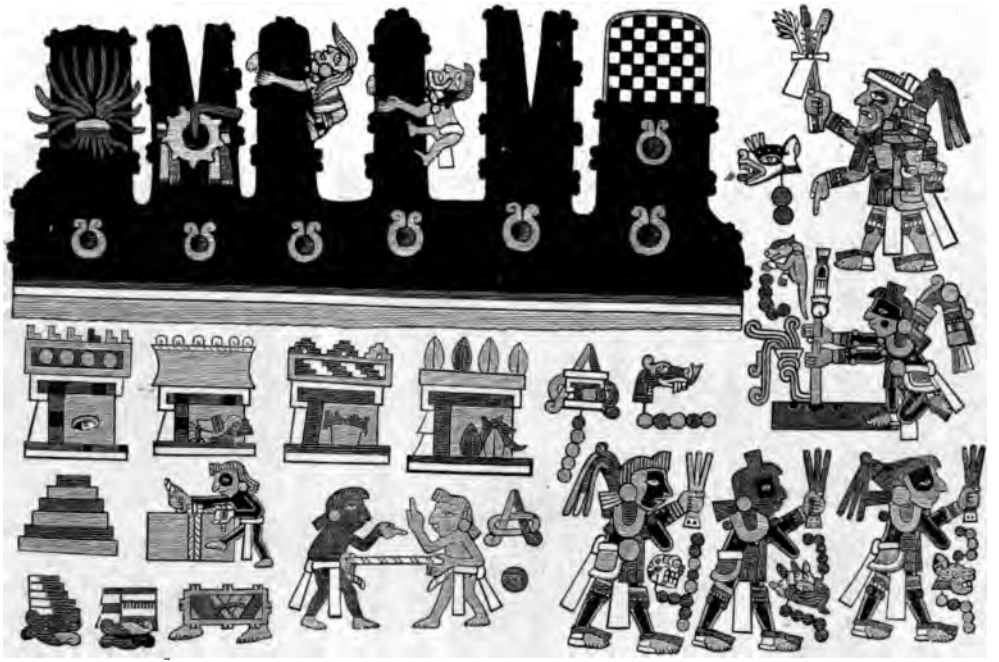
mit räthselhaften tiefsinnigen Zeichen und Symbolen umgeben konnte, welche nur dem Eingeweihten zugänglich waren. Hier haben wir also einen charakteristischen Unterschied zwischen Schriftproceß und Sprachproceß zu verzeichnen, der leicht einzusehen und hervorzuheben ist. Der Entwickelungsproceß der Sprache erforderte zur Fortbildung innerhalb des Sprachkreises nothwendig den offenen, lauten Austausch der sich gegenseitig zugesprochenen Interjectionen, unterstützt und begleitet von Geberden. Nur öffentlich und von den Gliedern des Sprachkreises objectiv beobachtet konnte sich die Autorität für die Fortbildung dieses Processes geltend machen. Die Sprache, können wir daher mit Recht sagen, bildet sich allein unter dem Einflusse der öffentlich verkehrenden Gemeinschaft, sie sucht sozusagen auf dem Markte des Lebens die von allen gemeinschaftlich anerkannte Autorität, um daran einen offenen Austausch zu knüpfen, bei welchem das im einzelnen entstehende Ungehörige unwillkürlich verworfen und ausgeglichen wurde.

Völlig anders erging es mit der ersten Schriftfortbildung. Diese vollzieht sich nicht öffentlich, auch nicht innerhalb der ganzen Gemeinschaft, sondern nur innerhalb einer hierzu besonders angeregten und befähigten Kaste, sie vollzieht sich somit seitab vom öffentlichen Markte des Lebens, sich anfänglich sogar nur im stillen fortspinnend, räthselhaft und geheimnißvoll, bei solchen Gelegenheiten auftretend, wo die religiöse Phantasie zugleich lebendig angeregt wurde. So geschah es, daß die früheste Schriftbildung in den Händen der eingeweihten begabten und hierzu befähigten Priester blieb und von der Menge ursprünglich im Tempel und auf Gräbern als ein räthselhaftes Wesen angestaunt wurde, das man zur Zauberei und zur Religion in Beziehung setzte. So erklärt es sich, daß wir die frühesten Schriftzüge vorzugsweise auf Tempelwänden, Säulen, Götzenbildern, Särgen und Grabmalen eingegraben finden, Objecte, die stets Veranlassung boten, die an Zauber und Wunder gewöhnte Phantasie der kindlichen Menge jener Zeit geheimnißvoll zu bewegen.

Die phonetische Schriftstufe und Schreibweise, sagten wir, war ein Fortschritt des Schriftprocesses, trotzdem sich anfänglich Bilder und Züge hierbei für den Uneingeweihten ins Räthselhafte verloren; denn die selbstverständlichen Wurzeln erweiterten sich, es entstanden Abzweigungen, die sich dem Lautproceß und der Sprache zugleich anzuschmiegen und zu nähern suchten. Ueberall, wo die Schrift später in einer künstlichern und schwierigern Form aufgetaucht ist, mußte daher dem Entwickelungsgange gemäß vorher die phonetische Stufe bereits durchlaufen worden sein. Die phonetische Schreibweise, die sich von der unmittelbaren Objectivität durch Willkürlichkeiten bedeutend entfernte* und die daher nur dem Eingeweihten zugänglich blieb, bildete daher eine Zwischenstufe, die erst ganz allmählich zum eigentlichen Alphabet überführte. Die Mexicaner sind nicht über die phonetische Schreibweise hinausgekommen. Erst der befähigtern Priesterwelt der Aegypter und der Völker der Keilschrift war es beschieden, den Schriftproceß weiter fortzuführen und ihn zu einer noch höhern alphabetischen Stufe emporzuheben.

Ueberblicken wir die berühmten hieroglyphischen Inschriften der alten Aegypter, so treten uns eine Unzahl eigenthümlicher charakteristischer Bilder entgegen, wir erblicken tausenderlei Figuren, die uns leblose und lebendige Objecte darstellen sollen, und wir nehmen unter ihnen Thiere, Menschen, Pflanzen, Himmelskörper, Waffen und Werkzeuge aller Art wahr. Kaum kann es hinsichtlich mancherlei

* So wurden bei dieser Schreibweise nicht nur ganz eigenthümliche Bilder gewählt, sondern auch oft ganze Silben ausgelassen, welche der Leser errathen mußte. Als Beispiel hierzu führen wir den Namen Teocaltitlan an, d. h. „Ort des guten Hauses", derselbe wurde durch die verschiedenen Silben (mit Ausnahme des eingeschobenen ti) ausgedrückt: durch Lippen (tentli), Weg (otli), Haus (calli) und Zähne (tlantli). Stellen wir die Anfangssilben der betreffenden Worte und dazu gewählten Bilder zusammen, so fehlt das ti, das errathen werden muß. Aber auch die gewählten Bilder, wie z. B. (das Bild des Weges mit Fußstapfen darauf) , werden nicht sogleich verständlich erscheinen.



II. Bd. S. 292. Mexicaniſche Bildſchriften.

Zuſammenſtellungen dieſer Art etwas Rebusartigeres geben. Räthſelhaft thut ſich bei Betrachtung der Schriften ägyptiſcher Denkmale eine Welt vor uns auf, die uns im allgemeinen ſo unendlich viel zu ſagen ſcheint und im einzelnen dennoch jahrhundertelang den ſpätern Völkern nur ein undurchdringliches Dunkel blieb. Wie und auf welche Weiſe in neuerer Zeit dieſes Räthſel gelöſt wurde, und welche hervorragenden Forſcher auf dem Gebiete der ägyptiſchen Schriftentzifferung einem Champollion folgen konnten, das zu berichten überlaſſen wir der Geſchichte der ägyptiſchen Alterthumsforſchung. Uns intereſſiren hier nur die ägyptiſchen Schriftzeichen vom Geſichtspunkte des geſchichtlichen Entwickelungsproceſſes des Schriftweſens ſelbſt.

Ueberblicken wir den bisherigen Entwickelungsgang der Schreibſprache, ſo bemerken wir, wie ſie vom unmittelbar ſelbſtverſtändlichen Bilde, mit dem ein ganzes Wort durch ein congruentes Bild wiedergegeben wurde (wie das Bild des Pferdes für Pferd u. ſ. w.) ſich zur phonetiſchen Schreibweiſe erhoben hatte, in der das Wort in Silben geſpalten und jede einzelne derſelben durch ein Wort und Bild wiedergegeben wurde, das mit der gleichen Silbe begann. Für den Eingeweihten und den mit den Bildzeichen Bekannten vereinfachte ſich damit die Schrift; denn wo in der mexicaniſchen Sprache die ſehr häufig gebrauchte Silbe co vorkommt, da wurde nun ſtets das Wort mit gleicher Anfangsſilbe comitl (Topf) eingeführt und alſo ſtets für co ein irdener Topf gemalt. Damit war alſo für den Kenner ein dauerndes charakteriſtiſches und typiſches Zeichen für eine ſtets wiederkehrende Silbe gewonnen. Es gab in der mexicaniſchen Sprache in der That noch ſehr viele andere Worte, die mit co begannen, um nun gerade das beſtimmte Wort comitl allgemein zur Bezeichnungsweiſe für die Silbe co zur Verwendung zu bringen, dazu bedurfte es der Autorität, die, wie erſichtlich, für den Schriftproceß auf der phonetiſchen und charakteriſirenden Stufe in noch viel erhöhterer Weiſe nothwendig war wie beim Sprachproceß. Es ſetzte ſich alſo die bisherige Schrift aus ſelbſtverſtändlichen

Bildern, die wir Schriftinterjectionen nennen, und beſtimmten Wortzeichen, die für beſtimmte, ſtets in der Sprache wiederkehrende charakteriſtiſche Anfangsſilben ſtanden, zuſammen, die wir deshalb kurz Schriftcharakteriſtica nennen.

Die ägyptiſche Hieroglyphenſchrift beſteht nun ihrem Weſen nach theils aus ſolchen auf der unterſten Stufe gebildeten Schriftinterjectionen, wie das Bild des Adlers für Adler, des Pferdes für Pferd u. ſ. w., theils jedoch aus ſolchen Bildern, die ſich als Sprachcharakteriſtica ausweiſen, wie z. B. das Wort Brotlaib, das Ta hieß, allgemein für die Silbe ta geſchrieben wurde. Allein die Aegypter thaten noch einen weitern Schritt vorwärts und begannen die Worte nicht nur in Silben, ſondern ſogar in Laute zu ſpalten, und waren alſo beſtrebt, beſtimmte Worte, die mit einem beſtimmten Laute begannen, dauernd für dieſen ſtets wiederkehrenden Laut einzuführen. So alſo konnten die ägyptiſchen Prieſter dazu kommen, einfache Wortzeichen und Figuren zu einem Alphabet zuſammenzuſtellen. Man ſchrieb nun für a das Bild des Adlers, weil der Adler Ag oder Achem hieß, für t eine Hand, weil ſie Tot, für r einen Mund, weil er Ro, und für l einen Löwen, weil er Laboi genannt wurde, und ſo entſtand ein ägyptiſches A-b-c, das bereits Plutarch auf 25 Buchſtaben angab.

Es gab jetzt alſo Interjectionsbilder, Schriftcharakteriſtica (oder Silbentypen) neben bildlichen Buchſtabentypen in der Hieroglyphenſchrift nebeneinander und miteinander gemiſcht, und es iſt daher leicht zu überſehen, daß das Durcheinander der Schreibweiſe verſchiedenartiger Stufen dem Leſer die Entzifferung des Inhalts ſehr erſchwerte. Das Leſen war denn auch den eingeweihten Aegyptern ſelbſt keine ſo ganz leichte Sache, und ſie nahmen bei ihrer Schreibweiſe ſehr häufig Rückſicht darauf, ſich das Verſtändniß zu erleichtern, indem ſie den Inhalt mehreremal hintereinander in phonetiſcher, interjectioneller und endlich alphabetiſcher Buchſtaben-Schreibweiſe wiederholten. Wo ihnen die ſelbſtverſtändlichen Interjectionen zur Hand waren, nahmen

sie dieselben selbst später gern noch in Gebrauch, um den Inhalt abzukürzen. Um aber die Interjectionsbilder von den alphabetischen Buchstabentypen zu unterscheiden, halfen sie sich dadurch, daß sie über dem Interjectionsbilde ein Zeichen, und zwar gewöhnlich einen Strich anbrachten. Wollten sie z. B. Mund schreiben, so schrieben sie nicht gern alle vier Buchstaben durch vier einzelne Bilder, sondern sie malten einfach einen Mund, der Ro hieß, da Ro aber auch alphabetisch für r stand, so wurde zum Unterschiede von r ein Strich über den gemalten Mund gemacht. Aehnlicher Abbreviaturen bedienten sich die Aegypter überhaupt gern, und sie griffen zu ihnen, selbst wenn sie das Bild nicht rein selbstverständlich und interjectionell zur Bezeichnung wählten, sondern nur eine sinnbildliche und ideographische Bedeutung dafür anführten. „Klein" hieß beispielsweise scherau und „schlecht" ban, beide Worte bezeichnete man gern durch das Bild des Sperlings, und zwar nur deshalb, weil dieser Vogel in Aegypten in großer Verachtung stand und den Fellahs ein Schrecken war. Aehnlichen Zeichen, die rein ideographischer Natur sind, begegnen wir in der ägyptischen Schrift sehr häufig, sie dienten zur Abkürzung und waren doch dem Gedächtnisse rasch zugänglich, sobald sie einmal aufgenommen waren. Die Hieroglyphen enthalten also, wie wir hiernach übersehen, vier Elemente, und zwar finden wir unter ihnen ein interjectionelles, ein phonetisches, ein alphabetisches und ein ideographisches. Unterstützten sich alle diese Elemente für den schreibenden Aegypter, so mußte die Abwechselung unter ihnen und die häufig auftretende Doppelschrift die Entzifferung für den uneingeweihten Forscher der spätern Zeit außerordentlich erschweren, und wir haben darin einen Grund zu suchen, weshalb sich die Aufklärung der einzelnen gefundenen Texte oft so verhältnißmäßig lange verzögerte.

„Die Hieroglyphen finden sich unverkürzt auf Holz und Stein geschrieben, wo sie größer ausgeführt sind, oftmals farbig und ausdrucksvoll. Der Art der Charaktere gemäß kann die Schrift

von oben nach unten, von links nach rechts oder umgekehrt laufen, das letztere ist wie in semitischen Schriften das Gewöhnliche." *

Erst ganz allmählich bildete sich nun neben der im großen ausgeführten priesterlichen Schrift, wie sie auf Stein und Holz zur Verwendung kam, noch eine dem entsprechende Currentschrift, die sich zu der mächtigen Bilderschrift wie unser Geschriebenes zum Gedruckten verhielt, und mit der man nun auch auf andere leichter zugängliche Gegenstände, wie namentlich auf Papyrus schrieb. Clemens Alexandrinus nannte diese Currentschrift Hieratisch. Aus diesem sogenannten hieratischen Alphabet hat sich, wie anzunehmen, das phönizische, das hebräische, das griechische und römische Alphabet abgezweigt, und auch wir Deutschen haben Grund anzunehmen, daß unsere Schrift ursprünglich den Hieroglyphen entstammt, sodaß unser heutiges a demnach nichts anderes wie ein im Laufe der Zeit entstelltes Bild des Wurzelbildes aus dem Aegyptischen wäre, das den Adler darstellte.

Bekanntlich hat sich in Aegypten neben der hieroglyphischen und hieratischen später noch eine dritte Schrift gebildet, welche die demotische heißt und einer jüngern Sprache angehört, die sich gegenüber dem eigentlichen alten, geheiligten Aegyptisch später ähnlich verhielt wie unser heutiges Plattdeutsch zum Hochdeutschen, oder besser wie das Prakrit zum Sanskrit, oder die vulgär-arabische Sprache zur Sprache des Korans und der Hamasa. **

Die Geschichte des Schriftprocesses lehrte uns, wie wir sahen, daß die Schreibweise sich nur von bestimmten Volkskreisen (und zwar den priesterlichen) allmählich unter alle Schichten der Gesammtbevölkerung verbreitet hat, und es hat verhältnißmäßig sehr lange gedauert, bevor das Schreiben über den Priester- und Gelehrtenstand

---

* Vgl. L. Stern, „Ueber Schrift und Literatur der alten Aegypter" („Ausland", Jahrg. 1869, S. 843).

** Vgl. ebend., S. 843.

hinausgedrungen ist. Wir können uns daher nicht wundern, wenn ein Schreiber bei den Aegyptern zugleich soviel wie ein Gelehrter, ein Wissenschaftler ist.* In der That diente ja der Schriftproceß hauptsächlich, wie wir im Eingange dieses Kapitels hervorhoben, dazu, die intellectuellen Kräfte zu heben, die Sammlung zu erleichtern, den Ueberblick durch die neu gestützte und getragene Erinnerung zu erhöhen, und somit die Combinationsgabe mehr und mehr in Aufschwung zu bringen. Der grübelnde und erfinderische Geist hatte eine neue Stütze gewonnen, kraft deren er dem innern Vorstellungsleben überhaupt einen neuen mächtigen Anstoß zur Fortentwickelung verlieh. Immer umfangreicher und tiefer gestaltete sich, getragen durch dieses Hülfsmittel, die Anschauung der Dinge, immer vollkommener gelang es denen, welche sich mit dieser Stütze vertraut gemacht hatten, die Weltgeschichte zu durchforschen und die Naturgeschichte zu erfassen, und wir können mit Recht sagen, was wäre der Forscher und der Gelehrte überhaupt ohne den Unterbau der Schrift, auf deren Pfeilern er sein Wissen stützt und dauernd befestigt! In der That, nur erst der feste Kitt der Schrift konnte dem durch die Phantasie trotz der Sprache bisher unstet getriebenen Vorstellungsleben jene dauernde Festigkeit und Continuität verleihen, durch welche sich die früheste Wissenschaft, die „Gelehrigkeit" und das primitive Gelehrtenthum des graueſten Alterthums begründen und entwickeln konnte. Wir haben im vorigen Kapitel gesehen, wie sich die geistig-intellectuellen Anlagen durch die Beobachtung und Anschauung der Himmelserscheinungen erweiterten, wie sich besonders das Raum- und Zeitbewußtsein hob und eine ruhigere, weniger abschweifende Betrachtungsweise der Dinge allmählich platzgriff. Diesen Anstößen und äußern Anleitungen kam jetzt von anderer Seite die Entwickelung der Schrift zu Hülfe, um den Entwickelungs-

* Vgl. L. Stern, „Ueber Schrift und Literatur der alten Aegypter" („Ausland", Jahrg. 1869, S. 843).

proceß der intellectuellen Fähigkeiten, die auf klarer Ueberſicht aller Verhältniſſe, auf Nachdenken, Ueberlegung, Sammlung und Berechnung beruhen, zu beſchleunigen und zu verſtärken. Eine ähnliche Unterſtützung gewährten dem geiſtigen Streben nach Ueberſicht und Berechnung zugleich die Merkzeichen und Zahlen, deren Entſtehung wir im folgenden Kapitel betrachten werden.

Auch die Chineſen machten im Schriftproceß früh den Fortſchritt von Bildern zur phonetiſchen Schrift. Sie begannen damit, die einfachſten Umriſſe von Sonne, Mond, Schildkröte, Fiſch, Axt, Baum, Hund u. ſ. w. zu zeichnen und bildeten ſo Charaktere, die noch heute vorhanden ſind und als die Ku-wän oder alte Bilder von den Chineſen bezeichnet werden.* Dieſe Bilder haben ſich ſelbſtverſtändlich im Laufe der Zeit ſehr verändert, doch ſind ihre Formen noch zu ſehen und werden noch in gewiſſem Maße in chineſiſcher Schrift angewendet, wie in den Charakteren für Mann, Sonne, Mond, Baum u. ſ. w. Die meiſten der jetzt angewendeten Charaktere beſtehen aus zwei Zeichen, und zwar das eine für den Klang, das andere für den Sinn, ſie heißen hing-sching, d. h. Bilder und Klänge. Nun iſt bekanntlich die chineſiſche Sprache ſehr wortarm, und die Chineſen gebrauchen daher ſehr viele gleichlautende Worte für viele Begriffe und Bezeichnungen. So bedeutet das Wort tschow = Wellenkräuſeln, ferner heißt tschow Schwatzhaftigkeit, ferner das Flackern der Flamme, Wagendeichſel u. ſ. w., eigentlich aber iſt die Haupt- und Grundbedeutung von tschow Schiff, und das Bild des Schiffes wird daher für das Wort tschow eingeſetzt. Soll nun tschow Flamme bedeuten, ſo wird das Zeichen des Feuers darüber geſetzt, ſoll es Schwatzhaftigkeit bedeuten, ſo wird das Merkmal der Rede u. ſ. w. als Determinativ hinzugeſetzt.

Was die Alphabete und ihre Entſtehung anlangt, ſo hat Mr. Samuel Sharpe den Verſuch gemacht, die hebräiſchen Buchſtaben von ägyptiſchen Hieroglyphen abzuleiten, und bleibt auch noch mancher einzelne Punkt hierüber zu unterſuchen übrig**, ſo dürfen wir doch als wahrſcheinlich annehmen,

---

* J. M. Callery, „Systema Phoneticum Scripturae Sinicae", I, 29; Endlicher, „Chineſiſche Grammatik", S. 3.

** Vgl. Tylor, „Urgeſchichte", S. 131. Es wird nicht zu leugnen ſein, daß ſich bezüglich der ſpätern Ausbildung, Ueberlieferung und Vervollkommnung der Alphabete und alphabetiſcher Schreibmethoden ſchon in höherm Grade Willkür,

daß die Juden und die Phönizier die Schreibkunst von den Aegyptern im wesentlichen überliefert erhalten haben. Fast mit Recht darf man ferner vermuthen, daß das hebräische, samaritische, syrische und selbst das griechische Alphabet einen gemeinschaftlichen Urheber gehabt haben, da ihre Buchstaben in gleicher Ordnung folgen und fast gleiche numerische und vocale Bedeutung haben.* Es ist möglich, daß von diesen Alphabeten das samaritische das älteste ist. Unter dem Namen des phönizischen ist das samaritische der Grundstock der meisten jetzt im Gebrauch befindlichen Alphabete. Die Juden gebrauchten es bis zur Zeit des Esra; als sie sich von den Samaritern trennten, wurde es dagegen durch das chaldäische (das jetzige hebräische Alphabet) ersetzt.** — In Bezug auf das Schreibmaterial sei hier kurz erwähnt, daß es wahrscheinlich verhältnißmäßig langer Zeit bedurft hat, bevor die priesterlichen Schreiber der Urzeit auch auf

---

Absicht und Erfindungsgabe Einzelner geltend machten. Ganz unverändert und ohne mannichfaltige Zusätze haben sich die Alphabete daher niemals übertragen können, und wenn uns Tylor sogar Beispiele beibringt, die völlig erweisen, daß sich selbst unter niedrigen Völkern Geister fanden, die (wie der Neger Momuru Doalu Bukere) eigenthümliche syllabische Schreibmethoden und Alphabete erfanden, so zeigt sich, daß hier schon die freie Erfindungsgabe vorwaltet und in den Vordergrund tritt.

* Merx, der mit großer Genauigkeit die Frage der hebräischen Schriftgeschichte untersucht hat, sagt zunächst über die Quellen: Wir besitzen in der Inschrift des Königs Mesa ein unanfechtbares echtes Monument aus der ersten Hälfte des 9. vorchristlichen Jahrhunderts. Daneben bisjetzt 20 Siegelsteine aus dem 8. oder 7. Jahrhundert mit hebräischen Namen und einem Schriftductus von eigenthümlichem Charakter, der sie von verwandten Monumenten unterscheidet. Diese Steine liefern ein fast vollständiges Alphabet, und wir sind danach im Stande, uns eine Vorstellung zu machen, wie die hebräischen Bücher jener Zeit aussahen. Gegenüber den allerdings wol etwas jüngern Formen phönizischer Schrift haben diese alten Alphabete einige besondere Formen. (Samech, Waw, Zain. Das Aleph der Mesa-Inschrift hat nach links einen spitzen Winkel , das der Steine ist nach links nicht geschlossen u. s. w.) Im ganzen aber sind diese Formen mit dem archaisch-phönizischen Alphabete, der Mutter des griechischen, etruskischen und lateinischen, identisch, in dem semitische Inschriften in den weiten Strecken von Assyrien bis zum Mittelmeere verfaßt wurden. (Aleph [Phönizisch], [Urgriechisch?], , , , [älteste griechische A-Formen bis auf die jüngste].) Vgl. zugleich „Bibel-Lexikon. Realwörterbuch zum Handgebrauch für Geistliche und Gemeindemitglieder, herausgegeben von Dr. Daniel Schenkel", Artikel „Schreiber und Schreibkunst", von Merx (V, 240 fg.), und vgl. weiteres bei Kirchhoff.

** Vgl. auch „Ausland", Jahrg. 1869, S. 1100.

andern Gegenſtänden, die nicht wie Tempelwände, Sarkophage, Säulen und Stelen geweiht und geheiligt waren, zu ſchreiben begannen. Erſt in der Zeit, da ſich durch die hieratiſche Schrift die Kunſt verallgemeinerte und man das Schreiben zu vielerlei andern Zwecken zu gebrauchen begann, ging man dazu über, zugleich bequemeres Schreibmaterial herbeizuſchaffen. In Aegypten wurde dann alsbald die Aufzeichnung auf Papyrusrollen allgemeiner, während Plinius wol nicht ganz mit Unrecht bemerkt, daß man als die älteſten Schreibmethoden die auf Palmblättern und auf Baumrinde anſehen könne, auf denen heute noch in Indien und Ceylon geſchrieben wird. Daß das Schreiben auf Ziegen- und Widderfellen gleichfalls uralt iſt, trotzdem Geſetzgeber und Religionsſtifter der Dauerhaftigkeit und Heiligkeit halber auf Steintafeln ſchrieben (vgl. Exod. 26), beweiſen uns die Urkunden der alten Jonier, die nach Herodot auf Schaf- und Ziegenfellen geſchrieben waren. Die weitere Geſchichte der Vervollkommnung des Schreibmaterials liegt nicht mehr im Bereich unſerer Betrachtung. — Endlich ſei noch hinzugefügt, daß auch die perſiſchen Keilſchriften ihren Urſprung gewiſſen Bildern verdanken, in ganz der nämlichen Weiſe wie die ägyptiſchen Hieroglyphen.

3.

Die Entstehung der Zahlzeichen.

Die Steinkreise als selbstverständliche niedergezeichnete Zahlzeichen. — Das Zählen als schärfstes und bestimmtestes Merken und Erinnern. — Die Unterstützung des Zählens als schärfste knüpfende und sondernde Verstandesoperation vermöge der Zahlzeichen als dauernde Erinnerungsmerkmale. — Hinweis auf die schwächere und undeutlichere Zahlunterscheidung der Thiere. — Die Feststellung der Zahl als vergleichbare Größe in Rücksicht auf einen constanten objectiven Grundmaßstab. — Das Zählen der niedern Völker durch Körpermaße, wie Finger und Handbreiten. — Das Zahlenmerken durch den Quipu und die Verbreitung dieser Zahlenmerkweise. — Hinweis auf die Hervorbildung der Zahlzeichen aus den Bildschriften. (Vgl. zugleich die Anmerkungen zum Schluß des Kapitels.)

In gleicher Weise wie die Bilder und Schriftzeichen sind auch die Zahlen nur objectivirte Erinnerungsmale und Gedenkzeichen, an denen sich die auf das Zählen gerichtete Verstandesoperation aufrichtet. Die Entstehung der Ziffern hängt zugleich aufs engste mit der Entstehung der Buchstaben zusammen. In einer ähnlichen Weise, wie die steinernen Monumente und Grabmale sichtbare und objectivirte Vorstellungen waren, die in ihrem Lapidarstile gewissermaßen mächtige Schriftzüge darstellen, aus denen wir lesen, was im Innern der Menschen vorging, und die uns noch heute in ihren Zügen deutlich an die längstversunkenen Vorstellungen und Weltanschauungen der verflossenen Zeit erinnern, so bildeten

die nebeneinandergeſtellten Grabſteine und Tumuli gewiſſermaßen urſprüngliche und ſelbſtverſtändliche Ziffern, die zugleich auf die Anzahl der unter ihnen begrabenen Todten hindeuteten. Nicht nur an die Verſchollenen und Abweſenden überhaupt wollte ſich der Geiſt nachdrücklich erinnert fühlen, ſondern er wollte auch jeden Einzelnen gegenüber den übrigen in der Erinnerung geſondert wiſſen, um keinen zu vergeſſen, deshalb bezeichnete er das Grab jedes Einzelnen ſelbſt da, wo er eine große Anzahl von Todten zuſammen zu beerdigen ſich genöthigt ſah. Für jeden Einzelnen ſchuf er ſich durch ein Merkmal ein beſtimmtes äußeres Erinnerungszeichen, das ihm lieb und werth war. — Backhouſe bemerkte eines Tages in Vandiemensland, wie ein eingeborenes Weib mehrere Steine ordnete, welche flach, oval, etwa zwei Zoll lang und in verſchiedenen Richtungen mit ſchwarzen und rothen Linien bezeichnet waren. Dieſe bezeichneten gefärbten Steine ſtellten, wie er erfuhr, abweſende Freunde vor.* Werfen wir einen Blick auf die ſogenannten Steinkreiſe des Nordens, welche mit ihren wunderlich geordneten Merkmalen gemeinſchaftliche Grabſtätten darſtellen, ſo erblicken wir in dieſen ſonderbaren Denkmalen Schriftzüge, die in ihrer Art, wie alle Steinſymbole überhaupt, die natürliche Vorſtufe zur Bildſchrift darſtellten. Es ſind alle dieſe Steindenkmale an ſich ſelbſtverſtändliche fixirte Erinnerungszeichen, in denen Begriff und Zahl noch völlig ungetrennt verſchmolzen waren. Erſt in einer ſpätern Entwickelungsperiode und bei weiterer Ausbildung des Schriftweſens konnte es geſchehen, daß das Zeichen der Zahl an ſich völlig bewußt von den Bildern getrennt wurde, welche letztern zugleich Begriffe und Vorſtellungen ausdrücken. Fällt das Denken als intellectuelle Thätigkeit unbedingt ſchwer, oder iſt es vielmehr gar nicht möglich ohne den ſtützenden Unterbau der Sprache (weil ſich ohne die ſprachliche Hülfe die Vorſtellungsreihen nur unbehülflich abwickeln und einander durch

* Vgl. Tylor, „Urgeſchichte", S. 139.

Abschweifungen gestört nicht klar und sicher genug folgen), so mußte sich dem entsprechend gerade diese Art von intellectueller Fähigkeit außerordentlich heben, sobald der Unterbau der Sprache abermals neue und festere Stützen in dem Schriftwesen gefunden hatte. Das genaue Zählen als eine schon höhere intellectuelle Operation konnte daher nicht früher klar und genau zu Stande kommen, bevor im allgemeinen Denken und Nachdenken so sicher gestützt waren, daß sich die hieran geknüpften Bewegungen übersichtsvoll nach allen Seiten hin gestalteten. Diese Uebersicht und Klarheit konnte aber erst völlig erreicht werden durch die äußerlich sichern Anhaltepunkte der Schriftzeichen, in denen sich das an der Hand der Sprache bewegende Denken sichtbar spiegelte. Der Geist erkannte instinctmäßig sehr bald, inwieweit dem Processe des Nachdenkens das äußerlich sichtbare Merkzeichen nützlich und behülflich werden mußte, und die Naturvölker haben daher alle Versuche gemacht, sich bestimmter äußerer Merkzeichen zur Erinnerung wichtiger Handlungen zu bedienen. Wir haben in dieser Beziehung bereits das Tätowiren erwähnt. Es ist bekannt, daß bei Südseevölkern durch Tätowirstriche die Anzahl erschlagener und verspeister Feinde angemerkt wird, und in dieser Beziehung dienen daher die Tätowirstriche zugleich als Zahlzeichen. — Das Schreiben mischt sich hier noch innig mit dem Zählen, und das deutliche, bewußte Zählen geht ursprünglich als Verstandesoperation ohne die unterstützenden hinzugenommenen Merkzeichen nicht von statten, ja wir können sagen, daß durch die Zahlzeichen unterstützt das Zählen und die Zahl nur erst vollends klar ins Bewußtsein tritt.

Daß auch die Thiere zählen können, diese Thatsache ist im allgemeinen nicht zu bezweifeln; denn es ist festgestellt, daß die meisten höhern Geschöpfe eine große oder eine kleine Menge von Feinden recht wohl zu unterscheiden wissen. Der Hase, der von vielen Hunden gleichzeitig angegriffen wird, weiß dies, wie seine Bewegungen beweisen, recht wohl; er läuft ganz andere Wege, als

wenn nur ein einziger Hund hinter ihm her iſt. Würden wir aber aus dieſer Thatſache den Schluß ziehen, daß die Thiere genau zählen können, ſo wäre das ein Irrthum. Man hat zwar mit einigen Thieren in Bezug auf das genauere Zählen Verſuche angeſtellt und aus Beobachtungen ſchließen wollen, daß ſie bis zu einer gewiſſen Zahl ganz deutlich zählen. Allein der Beweis, ob dieſes wirklich ganz genau der Fall iſt, läßt ſich nur ſchwierig oder gar nicht eigentlich führen. Wir müſſen daher dabei bleiben, daß nur erſt die Stütze des äußern Merkmals dieſe Vorſtellungsthätigkeit zu einem deutlichern und genauern Ausdruck bringt, dieſe Stützen entbehren aber die ſprach- und handloſen Thiere von vornherein, und ihr Zählen bleibt daher ein nur mehr oder weniger unbeſtimmtes Rathen. Denn das Zählen als Verſtandesoperation iſt eben mehr als ein unbeſtimmtes Unterſcheiden zwiſchen einem und vielem, wie es Hund, Haſe, Elſter und andere Thiere thun, es beruht ſeinem Weſen nach auf der genauen Einſicht in alle diejenigen einzelnen Theile, die ſich zwiſchen das Eine und Viele einſchieben. Das Zählen iſt alſo offenbar nichts weiter als ein genaues und haarſcharfes Unterſcheiden, d. h. ein exactes Sondern und richtiges gegenſeitiges Abwägen und Schätzen. Dieſe genauere Schätzungsweiſe bedarf aber nun eben, um klar zu Stande zu kommen, beſtimmter und feſter äußerer Merkzeichen, und je beſſer, ſorgfältiger und geſchickter wir uns durch ſolche äußere Handhaben und Zeichen zu unterſtützen verſtehen, um ſo beſſer und raſcher werden wir Zahlen, Größen und Verhältniſſe gegeneinander ſchätzen. Allein dieſes Geſchick mußte in der Urzeit nicht nur erſt erworben werden, ſondern es beſaßen zugleich auch nur beſtimmte Völker eine hierzu geeignete innere Begabung. Dieſe eigenthümliche Begabung wurde um ſo mehr erfordert, als das Zählen neben der erwähnten genauern Einzelunterſcheidung zwiſchen Einem und Vielem als Verſtandesoperation gleichzeitig noch eine andere Thätigkeit vorausſetzt, welche in höherm Grade nur wenigen Völkern von

vornherein zukam. Diese Verstandesthätigkeit ist die Generalisationskraft, d. i. das abstrahirende Verallgemeinerungsvermögen. Die sogenannte Abstraction hatte bisher nur sehr geringe Anhaltepunkte gefunden; denn der Sinn und die Betrachtungsweise des Menschen waren ursprünglich zu mächtig an das Einzelne und Concrete gebunden. Die Sprache, welche dem abstrahirenden Generalisationsvermögen in vieler Hinsicht Hülfe leistete, war bezüglich der frühesten Anschauungen und Auffassungen doch nur zumeist an solchen Vorstellungen zum Ausdruck gekommen, die an ihrer charakteristischen Bezeichnungsweise erkennen lassen, wie sehr der sprachliche Bezeichnungssinn an die individuellen concreten Einzelmerkmale anknüpfte und an ihnen haftete. Wollte der Mensch die Dinge verallgemeinern und ein gemeinsames Grundmerkmal an vielen Dingen suchen, um sie durch dieses zu kennzeichnen und zugleich alle übrigen individuellen Merkmale an den verglichenen Objecten zu übersehen und zurückzustellen, so mußte er hierzu nicht allein ein bereits hoch ausgebildetes Sammlungsvermögen, sondern, was gleichzeitig damit verbunden ist, auch eine zusammenfassende Uebersicht in der Erinnerung zur Vergleichung vieler der Vorstellung nicht sogleich gegenwärtiger Gegenstände besitzen. Das Erinnerungsvermögen ist es also ganz besonders, das hoch ausgebildet sein mußte, um den Abstractionsproceß überhaupt vollziehen zu können. Der feste Unterbau der Schrift aber war es eben vorzugsweise, wie wir sahen, welcher der Erinnerung zu Hülfe kam, und zwar in einem noch viel höhern Grade wie die Sprache, und so können wir uns nicht wundern, wie einige Völker an der Hand der schriftlichen Erinnerungszeichen in Rücksicht auf eine ganz besonders hervorragende innere Anlage zur Generalisation sehr bald dazu übergingen, alle concreten Gegenstände durch gewisse möglichst farblose Bilder und Zeichen (wie Striche, Finger oder Steine) so weit zu verallgemeinern, daß sie im Hinblick auf ebendiese abstracten Zeichen nur noch als allgemeine Größen irgendeines constanten und ob-

jectiven Maßſtabes, d. h. als Zahlen, betrachtet wurden. In der That ſtellt uns die Zahl an ſich jedes beliebige Ding als bloße rechnungsfähige, d. h. mit andern Dingen in Bezug auf einen allgemeinen Grundwerth hin vergleichbare ſchemenhafte Größe vor. — Es iſt noch etwas anderes, beſtimmte Dinge und Gegenſtände zu zählen, als alle Dinge überhaupt als bloße Zahlen und Größen in Bezug auf Raum und Zeit als letzte Grundmaßſtäbe anzuſehen. Erſt diejenigen Urvölker, welche ſich in ihren Anſchauungen und Beobachtungen der Zeit und der Raumverhältniſſe ſo hoch emporſchwangen, daß ſie einen Grundmaßſtab einführen konnten, der ſich der Uebereinſtimmung und Anerkennung aller Beobachter zu erfreuen hatte, begannen thatſächlich zu rechnen und endlich zu berechnen. Wir werden in den folgenden Kapiteln genauer ſehen, wie ſich dieſe früheſte Berechnungsweiſe der Dinge nach ſeiten des Raums und der Zeit ausbildete und wo ſie ihre Anknüpfepunkte ſuchte, um zu objectiv anerkannten und conſtanten Werthmeſſern und Maßſtäben zu gelangen. Für jetzt beſchäftigt uns nur die Vorbedingung des Rechnens, nämlich die Entſtehung und Hervorbildung der Zahl. — Das Zählen verhält ſich zur Berechnung wie das Sprechen und Schreiben zur wiſſenſchaftlichen, ſchriftſtelleriſchen Gedankenarbeit. Wie das Sprechen am Laut, das Schreiben am Buchſtaben, ſo kommt das Zählen gleichfalls nicht ohne Merkzeichen und nicht ohne genaue Unterſcheidung, beziehungsweiſe Verallgemeinerung der einzelnen Gegenſtände zu Stande. Schon früh zählten die Völker ihre Viehheerden. Aber die Objecte der Heerden waren Dinge und Gegenſtände, die man ſich ſtets vergegenwärtigen konnte, während der Menſch bei zunehmender Erinnerungskraft auch das zu zählen beſtrebt war, das dauernd abweſend war. Hierzu bedurfte er ganz beſonders äußerer Anlehnepunkte für die Erinnerung, und er ſuchte dieſelben in nahe liegenden und bequem zur Hand gelegenen Gegenſtänden. — So geſchah es, wie erwähnt, unvermerkt, daß der Urmenſch die Todten an den Steinen zählte,

die in dem Steinkreise und der gemeinschaftlichen Grabstätte bei den Leichenceremonien für sie niedergelegt waren. Diese Steine waren ihm gleichsam selbstverständliche natürliche Merkmale, an welche sich unmittelbar das Zählen abwesender Gegenstände in der Erinnerung anknüpfte. Als aber in den bestimmten Culturländern die Schriftzeichen aufkamen, da behalf man sich nun nicht mehr mit Steinen, mit bunten Tätowirstrichen oder den Fingern, sondern man ging dazu über, auch für die Zahlen ganz bestimmte Schriftzeichen einzuführen. Dennoch hat es in einigen Ländern verhältnißmäßig lange gedauert, bevor man mit Hinweglassung der Finger zur Anwendung bestimmter Zahlzeichen überging. Die Völker, die das Schriftwesen überhaupt nicht hoch durchbildeten, blieben selbstverständlich bei den rohen bunten Tätowirstrichen oder der bloßen äußerlichen Aufsammlung der Scalpe stehen, die ihnen die Zahlen der erschlagenen Feinde dauernd vergegenwärtigen mußten. Unter einigen Völkern bildete sich indessen noch ein anderes Verfahren aus, um Zahlen dauernd zu merken und leicht und bequem zu zählen. Dieses Verfahren bestand darin, als Erinnerungszeichen einen Knoten in eine hierzu bestimmte Schnur zu knüpfen. Diese Knotenschnur war der sogenannte Quipu. Das Wort Quipu bedeutet Knoten und gehört der peruanischen Sprache an. Die Quipus dienten in Peru als Merkzeichen selbst noch in jener Zeit, da die Cultur hierselbst sich außerordentlich entwickelt hatte. Dadurch, daß man die Schnuren zugleich färbte, versuchte man es auch, Verschiedentliches durch die Quipus zu bezeichnen, bequemer jedoch, wie zur bildlichen Bezeichnungsweise complicirter Vorstellungen, dienten sie zur Zahlenbezeichnung, und in der That waren die Quipus nichts anderes wie eine bequeme Zahl- und Rechentafel, und wir haben uns daher nicht zu wundern, wenn uns Tschudi berichtet, daß die Hirten auf den Gebirgsplateaux jener Länder noch heute die Ochsen, Kühe, Milchkühe u. s. w. der Zahl nach durch den Quipu verzeichnen. Tylor berichtet, daß auf

diese Weise in alten Zeiten daselbst die Armeelisten eingerichtet waren. Auf einer bestimmten Schnur waren die Schleuderer verzeichnet, auf einer zweiten die Streitkolbenträger, die Lanzenträger u. s. w. Wir besitzen eine große Anzahl Quipus, von denen es ungewiß ist, was sie eigentlich bedeutet haben; doch so schwierig und fast unmöglich es ist, ohne Schlüssel diese Verzeichnungsweise zu entziffern, so hat man doch ein Recht zu vermuthen, daß wir in ihnen nichts weiteres vor uns haben wie Stammlisten, Vermögensangaben, Kriegs- und Steuerlisten, sowie Zahlenangaben Verstorbener. In den südlichen Provinzen von Peru sollen sich, so berichtet Tylor, Indianer finden, welche vollkommen vertraut mit dem Inhalte gewisser aus alten Zeiten erhaltener historischer Quipus sind, allein sie halten ihre Kenntniß besonders den Weißen gegenüber geheim. Auch von den Chinesen behauptet man, daß ihre frühesten Aufzeichnungen an Quipusschnuren vorgenommen wurden, und in der That ist der Quipu ein in seiner Art so primitives Hülfsmittel, sich Merk- und Erinnerungszeichen in Bezug auf gewisse Vorstellungen und namentlich für Zahlen zu verschaffen, daß wir uns über den weitverbreiteten Gebrauch desselben in der Urzeit nicht zu verwundern haben. — Man findet den Quipu nicht allein in Ostasien und in den nach China hinüberdeutenden Culturländern Amerikas, sondern auch bei niedrigen Naturvölkern in Nord- und Südamerika, sowie auch in Afrika.

Was nun die Entstehung der Zahlzeichen anlangt, so wissen wir, daß bei den meisten schriftkundigen Culturvölkern sich die eigentlichen Zahlen erst aus den Schriftzeichen herausgebildet haben. Wir dürfen daher mit Recht vermuthen, daß die frühesten Zahlzeichen ursprünglich bestimmte alphabetische Buchstaben waren. So hat Prinsep nachgewiesen, daß die Zahlzeichen des Sanskritvolkes von Buchstaben sich ableiten, und zwar von denjenigen Buchstaben, welche als Anfangsbuchstaben der betreffenden Zahlwörter stehen. Eka heißt eins und das Zahlzeichen dafür ist dem e entsprechend,

dwi heißt zwei, und das Zeichen hängt daher mit d zusammen, tri heißt drei, und als Zeichen dafür wurde tr gewählt u. s. w.

Die genauern Untersuchungen ergeben, „daß das Sanskritvolk wahrscheinlich im 5. Jahrhundert vor Christo, also zur Zeit der persischen Achämenidenkönige, vielleicht aber auch noch viele Jahrhunderte später, sofern sie zum Schreiben der Zahlen sich wirklicher Zeichen bediente, dazu die Anfangsbuchstaben der Zahlwörter wählte, welche als Abkürzung benutzt wurden, und sofern mehrere Zahlwörter mit dem gleichen Buchstaben anfingen, auch wol umgekehrt oder sonst verändert wurden. Die Zahlen wurden dabei theils additiv, theils multiplicativ gebraucht". * Die alte Methode mit multiplicativer Schreibart und ohne Stellungswerth ist noch sehr lange in Uebung gewesen, nachdem die eigentliche Positionsarithmetik bereits erfunden war, und ist dem Princip nach noch in der Methode des Arya-Bhatta vorhanden. — Die eigentliche Rechnungskunst begann bekanntlich erst mit der Numerationsmethode und der Positionsarithmetik, zu deren Anwendung zugleich die Aufnahme des Nullwerthes nöthig wurde. Die Handhabung der Null findet sich indessen in einer so frühen Zeit noch nicht, und tritt erst in den Schriften des Brahmegupta auf, also ungefähr um das Jahr 600 nach Christi Geburt. Es erscheint als höchst glaublich und wahrscheinlich (wie auch von Brockhaus hervorgehoben wird, vgl. „Zur Geschichte des indischen Ziffernsystems" in der „Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes", IV, 74 fg.), daß die Inder den Werth der Null erfunden haben. Ihre überschwengliche Phantasie war wenigstens am meisten dazu geeignet, sich früher wie andere Völker der Urzeit der Ausbildung der höchsten und niedrigsten Erkenntnißwerthe zuzuwenden. Was diese Erkenntnißwerthe vom Gesichtspunkte der Metaphysik anlangt, so sei hier bemerkt, daß in der concreten (angewandten) Metaphysik als der höchste Erkenntnißwerth der Begriff der Weltordnung erscheint, als die niedrigsten Grenzwerthe hingegen hier die Erscheinung der Ordnungslosigkeit, d. i. das Chaos und die Leere auftreten. Diesen Begriffen entsprechen in der abstracten Metaphysik die Begriffe des Seins (Substanz) und des Nichts. Ebenso ist es in der Metaphysik der Mathematik. Die Zahl erscheint hier als der Repräsentant

---

* Vgl. Cantor, „Mathematische Beiträge zum Culturleben der Völker", S. 65.

der Ordnung. Durch Zahlen meſſen, wägen, ſchätzen, ordnen und erkennen wir innerhalb der überſichtlich geordneten Verhältniſſe von Raum und Zeit. Im Chaos und in der Leere, wo alle Grenzen verſchwimmen, verwiſcht ſind und aufgehoben erſcheinen (vgl. Anmerkungen zu Kapitel 5 dieſes Buches), läßt ſich nichts mehr meſſen und beſtimmen; denn die Geſtalten ſind hier zu einem völlig unklaren Continuum und Durcheinander zuſammengeronnen, und da abſoluter Stillſtand der Zeit und völlige Aufhebung jeder discreten Folge in der Bewegung aller Dinge eingetreten iſt, ſo läßt ſich auch hier nichts mehr zählen. Im objectiven Chaos und in der ſogenanten Leere haben wir daher die niedrigſten Grenzwerthe der objectiven Erkenntniß. Beim Merklichwerden dieſer Zuſtände treten für die Einzelnen die objectiv gegebenen geordneten, meßbaren Verhältniſſe in das Gebiet des Undeutlichen und Verworrenen. Je mehr ſich daher das Chaos oder die Leere der Verhältniſſe allgemein verwirklichen, je mehr ſinkt für die Einzelnen die Deutlichkeit der Unterſcheidung und Erkenntniß der objectiv gegebenen Verhältniſſe. Man kann daher in Rückſicht auf den ſich für die objective Erkenntniß ergebenden Grenzwerth auch nur uneigentlich von höhern und tiefern Graden des allgemeinen Chaos der Leere und der chaotiſchen Zuſtände reden, Grade, die alsdann vom Grenzwerthe objectiv *deutlich* anhebender Erkenntniß als negative in ſich unbeſtimmte Werthe abzuleiten ſind, und die, weil ſie über die klaren objectiv geordneten Formen von Raum, Zeit, Zahl und Maß hinausliegen, nicht mehr beſtimmt gegeneinander feſtgeſtellt zu werden vermögen. Der Werth 0 iſt nun metaphyſiſch betrachtet, wie ſich ergibt, der werthvollſte Erkenntnißgrenzwerth, der auf alle Unterſcheidungsſcalen des Unendlichen anwendbar iſt und jedesmal da auftritt, wo von einem objectiv fixirten Punkte aus eine Reihe von Werthen unterſchieden und feſtgeſtellt werden. Wo Unterſchiede ſind, laſſen ſich daher auch Nullwerthe feſtſtellen. Im Chaos und der Leere, die überhaupt mit ihren völlig einförmigen oder zerſtreuten Zuſtänden unter den Grenzwerth der klaren objectiv deutlichen Erkenntniß ſinken, ſinkt demgemäß auch die *deutliche* Unterſcheidung und das Feſthalten der 0, als fixirter Grenzpunkt, Vergleichspunkt und abtheilender Stellenwerth. Der mathematiſche Werth ∞ iſt abſtract betrachtet der Begriff des Seins, derſelbe aber iſt ſeinem Weſen nach das unzerſtörbare ewige Etwas, d. h. die nicht fortzudenkende Subſtanz. Mit Einem Worte, das Unendliche läßt ſich als ſolches nicht aufheben. Dieſes unaufhebliche Sein als das Unendliche kann ſich in concreto in den verſchiedenſten Formen bewegen, vom Werthe der höchſten und vollendetſten objectiven Ordnung bis zur völligen Auflöſung derſelben

im Chaos und der Leere. Welche Formen das Unendliche indessen auch annehmen mag, als Ordnung oder Unordnung muß es dem thatsächlich vorgefundenen Grenzwerthe der klaren objectiven Erkenntniß gegenüber stets aufs genaueste bestimmbar bleiben. Das Unendliche kann daher, selbst im tiefsten Chaos oder als Leere gedacht, nicht das absolut Unbestimmte sein, denn wie tief auch das Chaos oder die Leere unter den Unterschieden der Ordnung *aufhebend* eingegriffen haben mögen, irgendein Werth gegenüber der objectiv klaren Ordnung muß sich hierfür in der Bestimmung noch ergeben, d. h. mit andern Worten: Was auch ein so tiefes Chaos oder eine völlige Leere der Form und dem Wesen nach sein mögen, einen hohen Grad der Unordnung gegenüber der objectiven Ordnung müssen diese Verhältnisse noch repräsentiren. Als das absolut Unbestimmbare, über alle Unterschiede Hinausliegende und in diesem Sinne Unfaßliche, Transscendente kann daher das Unendliche niemals definirt werden (wie man oft mit Rücksicht auf Spinoza auch unter Mathematikern behaupten hört).* Sagt man daher, ∞ sei größer oder kleiner als *jede gegebene* (unterscheidbare) *Größe*, so bleibt das Unendliche doch noch *stets eine bestimmte Größe gegenüber von* 0. Denn wie wir uns auch wenden oder drehen mögen, niemals können wir 0 mit ∞ identificiren, sondern beides sind stets die Unterschiede, die sich ausschließen und gegenübertreten. Mit Einem Worte, der Werth und Unterschied 0 läßt sich mit dem Werthe ∞ niemals identificiren, aber auch nicht loslösen, er ist der Schatten, der dem Lichte des Unendlichen als sein unaufhebbarer Unterschied folgt. Nur der, welcher das Unendliche selbst zu 0, das Etwas zum Nichts aufheben zu können meint, oder wer das Unendliche selbst = Nichts setzt, kann metaphysisch in diese Verirrung verfallen. Es ist daher wohl zu merken, daß der Werth 0 niemals = dem absoluten Nichts ist (was wir von Mathematikern oft genug fälschlich behaupten hören), sondern der Nullwerth ist nur der auf jeder *Unterschiedsscala auftretende Grenzwerth*, *von dem aus die Werthe contrastiren*. *Weil aber das concret Unendliche niemals ohne Unterschiede gedacht zu werden vermag, die in ihm ausgesprochen liegen*, kann man auch den *Werth* ∞ *niemals ganz ohne Rücksicht auf den Grenz- und Differenzwerth* 0 *auffassen*. Wie ein Kreis, sei er noch so unendlich groß, ohne Centrum nicht denkbar ist, so ist auch das unendliche Sein nicht ohne diesen ersten und letzten Bestimmungspunkt der Richtungen

* Vgl. Caspari, „Leibniz", S. 102.

und Unterschiede, die sich von ihm aus ergeben, denkbar, und so ist ebenso wenig das Unendliche in seinen Differenzen ohne den centralen Orientirungspunkt eines bestimmten Grenzwerthes denkbar, sei derselbe von der äußersten Peripherie des unendlichen Kreises (um im Bilde zu bleiben) auch noch so undeutlich unterschieden. Weil eben alle Wesen und Dinge sich in ihren Bewegungen voneinander abgrenzen und unterscheiden, kommt ihnen auch deutlich oder undeutlich, bewußt oder unbewußt irgendeine Schätzungsweise ihrer Richtung und Bewegung zu. In der Schätzungsweise aber selbst liegt die Feststellung irgendeines orientirenden Grenzwerthes. Dieser orientirende objective Grenzwerth ist auf allen Unterschiedsscalen der Nullwerth. Wollten sich die Sterndeuter des frühesten Alterthums klar über den wechselnden Fluß der Gestirnbewegung orientiren, so mußten sie zuerst einen Punkt auffinden, der unter allen Punkten am Himmel am meisten ruhte, d. h. dessen Bewegung den übrigen gegenüber möglichst 0 war. Ueberall auf allen Unterrichtsscalen drückt daher 0 nur die merkliche Grenze des Contrastes aus, der sich zwischen positiven und negativen Werthen ergibt. Metaphysisch betrachtet ist daher eben der Werth 0 der unaufhebliche Unterschied im Unendlichen selbst. So viel über die Begriffe der Null, der Zahl und des Werthes ∞. Kehren wir jetzt zu den Zahlzeichen zurück. Auch in Babylon finden wir die Zahlzeichen mit den Schriftzeichen aufs innigste verwachsen, und zwar sind die Zahlzeichen in allen verschiedenen Keilschriften dieselben. Der Verticalkeil wurde für die erste Einheit gebraucht gleich einem aufgehobenen Finger, der sogenannte Winkelhaken stand für die Zahl 10. Grotefend erinnert bei diesem Zeichen an die zehn Finger der beiden Hände, welche man in dieser Weise beim Beten oben geschlossen aneinanderlegte. Daß das Zählen und die Zahlsysteme fast bei den meisten Völkern an die Finger und Zehen der Füße anknüpften, beweisen uns die bei so vielen Stämmen angetroffenen Zehner-, Fünfer- und Zwanzigersysteme. Ueberhaupt lag es bei dem großen Einfluß der Geberde auf die Sprache sehr nahe, sich auch der Finger und Hände ähnlich wie der Taubstumme zu gewissen Zeichen zu bedienen, und so mögen denn mancherlei Schrift- und Zahlzeichen in ganz besonderer Rücksicht auf die Hand- und Fingerstellungen zu Stande gekommen sein. Die Aegypter zählten in ihrer Hieroglyphenschrift mit senkrechten Strichen nach der Art der einzelnen Finger bis neun und machten dann ein besonderes Zeichen für zehn. Ein neuerer Beobachter sagt von den Creeks, daß sie ähnlich wie die Aegypter nach Zehnern rechnen, und indem sie auf Grabsäulen die Lebensjahre des Verstorbenen, die Scalpe, die er genommen, oder die Kriegszüge, die er geführt hat,

aufzeichnen, für Einheiten senkrechte Striche und für zehn ein Kreuz machen. (Vgl. Tylor, S. 134.) Auch dieses Kreuzzeichen erscheint gewissermaßen als eine Handgeberde, ähnlich der des Winkelhakens der Keilschrift, auf welche Grotefend hinweist. Wie die römische V an die gespreizte Hand, so erinnert die X an das Aneinanderlegen beider gespreizter Hände nach entgegengesetzter Richtung. Der bildliche Ursprung der I, II, III in dieser Beziehung steht außer Zweifel. „Zahlreiche Zeichen, die in technischer Schrift noch üblich sind, wie unter anderm die astronomischen ⊙ ☽ u. s. w., leben noch, um zu zeigen, daß selbst inmitten der höchsten europäischen Civilisation der Geist der frühesten und rohesten Schreibform nicht ganz erloschen ist." (Vgl. Tylor, S. 134.) Die Babylonier und andere asiatische Völker bedienten sich bereits in sehr früher Zeit zur Erleichterung des Zählens und Rechnens des sogenannten Rechenbrets.* Auf diesem Rechenbret, in dem bestimmte Abtheilungen übersichtsvoll zum Einblick in die Zahlengrößen angebracht waren, konnte der Kaufmann und Handelsreisende des frühesten Alterthums bereits sein Zahlengedächtniß aufs beste äußerlich unterstützen. Die Aegypter standen im allgemeinen, was die Rechen- und Zahlenkunst anbelangt, gegen die Babylonier zurück, und sie bedienten sich noch zu Herodot's Zeiten eines unbehülflichen Rechnungsverfahrens mit Steinchen. Babylon war in dieser Hinsicht früh voraus. Im frühesten Alterthum war diese Stadt bereits ein Hauptstationsort der durchziehenden handeltreibenden Karavanen, die nach der Levante, nach Indien oder China hinüberzogen. Allgemein anerkannte Grundwerthe in Bezug auf Maß und Gewicht wurden hier früh zur Geltung gebracht, und eben dieses Uebereinkommen bezüglich objectiver Maßstäbe brachte nicht nur den Tauschhandel in Flor, durch die Herausbildung einer gemeingültigen Münze als conventionellen Werthmessers des Güterumsatzes, sondern diese Uebereinstimmung wirkte auch hinüber auf die wissenschaftlichen Gebiete, sodaß auch später die astronomische Beobachtungs- und Berechnungskunst hier einen großen Aufschwung nahmen. Das Rechnungswesen überhaupt, das den Handel charakterisirt, kam nach allen Seiten hier zu bedeutender Ausbildung. Nicht sowol Addition und Multiplication, sondern auch Proportionsrechnung bildeten

---

* Ursprünglich malte man die Zeichen und Ziffern zu gegenseitigem Verständniß auf Sand. So hängt abacus, ἄβαξ, Tafel, Rechenbret, Bret, wahrscheinlich mit dem hebräischen abag, Staub, zusammen. Pulvis et abacus gelten zugleich sprichwörtlich als die Abzeichen eines Mathematikers. (Vgl. Geiger, „Ursprung der Sprache", I, 295.)

ſich hier früh aus, und es wird uns hiernach nicht wundernehmen, daß hier auch die Lehre von den Progreſſionen und ſogenannten Medietäten ſich ausbildete. Jamblichus berichtet, daß Pythagoras die harmoniſche Medietät aus Babylon, wo ſie erfunden wurde, nach Griechenland gebracht habe. Wir laſſen dahingeſtellt, inwieweit dieſe Angabe verbürgt iſt, und wollen nur betonen, wie früh ſich Babylon mit ſeinen einförmig ausſehenden und an die Fingerzeichen überhaupt erinnernden Keilſchriften bezüglich des Rechnungsweſens über Aegypten erhoben hat.

4.

Der Einfluß der Schrift auf Mythus und Religion.

Rückblick auf die drei großen Entwickelungsanstöße des Geisteslebens. — Der Anstoß und die Einwirkung der Schrift auf die zur Zeit noch phantastische und mythische Denkweise. — Die frühesten Aufzeichnungen noch völlig vom mythischen Processe beeinflußt. — Die Aufzeichnung der Sagenkreise durch die Priesterwelt und die schärfere Charakterisirung der Sagen unter dem Einflusse der Schrift. — Die ursprünglich nur dem Eingeweihten zugänglichen Priesterschriften und die sich an den Schriftsatzungen ausbildende Priesterlehre. — Der Aufschwung des Priesterthums durch die Schrift, der sich neu begründende Wechselverkehr der Priester in Rücksicht auf Satzungen und Lehren, und die Zusammenfassung der Localculten innerhalb eines Volkskreises zu bestimmten herrschenden Götterſystemen. — Der im polytheistischen Götterſystem anerkannte und hervorgehobene Mittelpunkt eines Götterkönigs als Entwickelungskeim des Monotheismus. — Die Licht- und Schattenseiten des Schriftwesens und die Möglichkeit dauernder Festlegung des Irrthums durch den Buchstaben.

Drei großartige und hervorragende Epochen der frühesten geistigen Entwickelungsgeschichte sind es, in denen der Aufschwung des menschlichen Vorstellungslebens und des Anschauungsvermögens von gleich mächtiger Bedeutung war. Die erste dieser Epochen fällt in jene sehr frühe Zeit, da das Sprachvermögen außerordentlich unter den Völkern an Wachsthum zunahm. Hiermit erweiterte sich der ursprünglich nur geringe geistige Abstand zwischen den höchsten Thieren und Menschen bis zu jener Kluft, die für alle Zeiten diese Geschöpfe völlig voneinander trennen sollte. Die zweite Epoche

beginnt mit der tiefern Entwickelung der aus der naiven thierischen Apperceptionsenge heraustretenden Weltanschauung. Es war die Zeit, da der menschliche Sinn durch hervorragende hülfreiche Erfahrungen in seiner nächsten Umgebung die Stützen und Schwingen gewann, mit denen er sich hinaushob in die fernabliegenden Gefilde des Makrokosmus, es war die Zeit, da der regelmäßige Lauf und Wechsel der Gestirne für ihn ein dauerndes tiefes und unauslöschliches Interesse gewann, das der thierischen Auffassung noch abging. — Und als nach dieser großen Entwickelungsperiode der mythische Proceß, der jene erweiterten Anschauungen widerspiegelt, verschiedene Phasen durchlaufen hatte, war eine dritte große Epoche für das sich ausbildende menschliche Geistesleben hereingebrochen, und zwar durch die neu gewonnene Stütze der Schrift. Abermals hoben sich, getragen von diesem festen Unterbau, nach allen Seiten hin die geistigen Anlagen und Kräfte, und in einem neuen erhöhten Lichte begann das bisher Gewonnene zu leuchten. — Durften wir mit Recht sagen, daß der Mensch mit der Sprache aus der Thierwelt gleichsam in das eigentliche Menschenthum übertrat, so tritt der Geist aus dem Reiche der Sagen, in das ihn seine lebendige Phantasie auf dem frühesten Standpunkte eingesponnen hatte, durch die Stütze der Schrift in das Reich der mehr und mehr zu übersehenden Geschichte. Einen neuen festen Anhaltepunkt hatte der Geist gesucht und gefunden, seine Erlebnisse bemühte er sich jetzt dauernd so festzuhalten, wie Sinn und Auffassung es eingaben. Freilich war diese Auffassung ursprünglich noch eine wenig geläuterte; denn sie war anfänglich noch nicht frei von den Einflüsterungen einer überschwenglichen und erregten Phantasie, die während des ganzen mythischen Processes so mächtig ihre Schwingen regte und den Sinn des Geistes gefangen nahm. Aber das Streben machte sich doch wenigstens von nun an geltend, den wogenden Strom des mythischen Processes gleichsam zum Gefrieren zu bringen, um seine Producte in den beweglichen Wellen der fortschreitenden

Zeit nicht völlig versinken zu lassen. Fast unabsichtlich, man möchte sagen halb spielend, war das Priesterthum (als die früheste Schriftgelehrtenschaft im wahren Sinne des Wortes) dazu gezogen worden, die sich an ihre heilige Tempelstätte knüpfenden Mythen, Götterlegenden und sagenhaft durchsetzten Traditionen auf die Säulen und Wände zu malen, in einer bilderreichen Schrift, die ursprünglich nur der eingeweihten Priesterschaft und Gelehrtenschaft lesbar war, und deren Züge für die Menge ein Mysterium blieben. Aber nicht zu lange sollte diese ausschließliche Priesterweisheit dauern; denn nur zu bald erkannte die obere Staatsbehörde den Nutzen der Schrift auch für die Aufbewahrung der Staatsereignisse und für die dauernde Erinnerung an die Namen der mächtigen und wohlthätigen Herrscher, und so konnte es nicht ausbleiben, daß die früheste Schriftgelehrtenschaft, die ja mit der Staatsleitung stets in ganz besonderer Verbindung war, auch angewiesen wurde, die Namen und Thaten nicht nur der sagenhaften Götter, sondern auch die der Herrscher des Landes in großen dauernden Schriftzügen an den dazu passenden Denkmalen zu verewigen.

Der Einfluß der Schrift auf den zur Zeit noch in hoher Blüte stehenden mythischen Proceß ist so tiefeingreifend, daß es in psychologischer Hinsicht schwierig erscheint, ein umfassendes Bild davon zu entwerfen.

Nachdem mehr und mehr die Schrift zur Anwendung kam, mußte der mythische Proceß allmählich in einen Zersetzungsproceß übergehen. Die geschichtliche Tradition, die sich ursprünglich so innig, wie wir sahen, mit dem Mythus verwebt und verschmolzen hatte, begann sich von nun an, da die Erlebnisse des Volkes aufgezeichnet werden konnten, auszuscheiden und zu sondern, sie löste sich von dem weitern Verlaufe des mythischen Processes selbständiger los. Freilich aber würden wir fehlgreifen, wenn wir meinten, diese Sonderung der geschichtlichen Thatsachen von den mythischen, phantastischen Anhängseln (die noch immer fortlaufend trotz aller

ſchriftlichen Aufzeichnung faſt unwillkürlich dazugeſellt wurden) wäre mit Einem Schlage vor ſich gegangen. Noch waren in dieſer Zeit die Kräfte der Phantaſie in einer viel zu lebendigen Erregung, und der bisherige Gedankenkreis war viel zu ſehr von myſtiſchen Elementen belebt, als daß ſich der Schreiber und Schriftgelehrte jener frühen Zeit ſchon einer ganz unbefangenen und reinern Auffaſſung hätte befleißigen können. Alles das, was anfänglich, d. h. zur Zeit des Beginns einer hiſtoriſchen Aufſammlung und Aufzeichnung der Traditionen und Volkserlebniſſe, von Prieſtern, begeiſterten Sängern und ſchriftgelehrten Dichtern niedergeſchrieben wurde, war noch theilweiſe vom Mythus umfangen und trug daher bis zum gewiſſen Grade nothwendig noch das Gepräge der myſtiſchen Darſtellung. Ja ſelbſt noch in einer verhältnißmäßig viel ſpätern hiſtoriſchen Zeit hat ſich ganz beſonders die Prieſterwelt und die eigentliche Schriftgelehrtenſchaft von den Eingebungen ihrer religiöſen Phantaſie, in der noch immer Elemente des mythiſchen Proceſſes nachwirkten und fortlebten, nicht ganz loszumachen verſtanden. Der ſtrenge Hiſtoriker hat daher ein Recht, gegen alle diejenigen Aufzeichnungen als Quellen ganz beſonders vorſichtig zu ſein, die von prieſterlichen Händen gefertigt, oder doch von Schriftgelehrten und Dichtern niedergeſchrieben wurden, die nachweislich von religiöſer Begeiſterung und hoher Phantaſie belebt waren. — Nur erſt ganz allmählich konnte ſich die unbefangenere Geſchichtſchreibung von der mythiſchen und allegoriſchen Auffaſſungsweiſe der Thatſachen und Erlebniſſe befreien.

Die eigentliche Geſchichtſchreibung iſt, wie wir demnach erſehen, nur erſt ein verhältnißmäßig ſehr ſpäter Gewinn des Schriftproceſſes.

Betrachten wir nun genauer die urſprünglichen Einwirkungen, die das Schreiben auf den mythiſchen Proceß und die Cultur im allgemeinen ausübte. — In den mythiſchen Proceß griff in der That die Schrift gleichſam, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen,

wie mit Schleusen ein, seine immer höher gehenden Wogen begannen sich mehr und mehr zu sammeln und konnten so allmählich zur Ruhe kommen. Jeder local ausgebildete Cultus irgendeiner Gottheit, der sich an seine bestimmte Tempelstätte oder an einen andern heiligen und geweihten Ort anknüpfte, hatte sich zugleich in einen bestimmten Sagenkreis gehüllt. Diese Sagen, die sich in unsicherer und flüssiger Form bewegten, fristeten bisher nur ein schwankendes, stets veränderliches Dasein, und nur wenige Kernpunkte, die durch bestimmte symbolische Handlungen oder durch ein charakteristisch aufgestelltes Idol tiefer fixirt waren, konnten sich dauernder erhalten. Nunmehr aber, da sich die Priester der Schriftkunde bemächtigten, fühlten sich dieselben alsbald unwillkürlich angetrieben, den ihnen heilig erscheinenden und mit ihrem Cultus verbundenen Sagenkreis *aufzuzeichnen*, d. h. durch bestimmte Schriftworte für ihre Nachfolger möglichst zu fixiren. Damit war nun der *ursprünglich* bewegliche Fluß des mythischen Processes im wesentlichen gehemmt, denn es kam hiermit ein festeres, haftbares Element, an dem die Treue der Erinnerung eine Stütze fand, in die mythischen Ueberlieferungen. So, sehen wir, wurde die Schrift für den Mythus und seine ausschweifende Bewegung ein nützlicher Hemmschuh. Erst jetzt unter dem Einflusse der Schrift konnten nun die Sagen eine genauere charakteristische Gestalt gewinnen, die sich um die nunmehr mit größerer Treue bewahrten und niedergeschriebenen Kernpunkte krystallisirte.

So waren also mit den aufbewahrten und heilig gehaltenen Aufzeichnungen, die nach Art der frühesten Bildschrift nur den eingeweihten Kennern lesbar waren, und die also für die Volksmenge noch ein Mysterium bildeten, festere und bestimmtere Mittelpunkte gewonnen, die dem einzelnen Cultus eine consolidirtere Gestalt und festeres Gepräge gaben wie bisher. Und so geschah es, daß der Cultus nach manchen Seiten hin hiermit überhaupt einen Aufschwung erhielt, und zwar um so mehr, als die jetzt im Lapidarstil

aufgezeichneten Ideen und niedergeschriebenen Sagen, die sich auf den Cultus bezogen, den Priestern im Grunde weit mehr als bloße heilige Ueberlieferungen waren. Die Mythen waren den Priestern der Urzeit, die ja, wie wir sahen, nicht nur Vorsteher des Opferwesens, sondern dabei auch Heilkünstler und Naturkundige waren und die vorzugsweise als Seher, Propheten und Wahrsager auftraten, wie wir wol zu bedenken haben, nicht etwa nur freundliche Märchen, Dichtungen und bloße Sagen, sondern es waren ihnen heilige, hochgehaltene Ueberlieferungen, in deren mystischen Kernpunkten sie einen tiefen religiösen Sinn aufzusuchen sich bemühten, an welchen sie anknüpften, um zu lehren und zu weissagen. So wurden die mythischen Erzählungen und die Göttergeschichten, welche in Rücksicht auf die zauberisch betriebene Naturkunde und die kosmische Anschauung der Urzeit so wunderlich nach physikalischer Seite hin ausgesponnen worden waren, ein reicher Schatz für mystische Sinnsprüche und Satzungen, an welche sich die dichtende und lehrende Priesterwelt der Urzeit anlehnte und deren Form man weiter ausprägte und niederschrieb. Die hieraus geschöpften Lehren, Sinnsprüche und Weissagungen aller Art bildeten in ihrer mystischen und ursprünglich nur dem Schriftkenner zugänglichen geschriebenen Form freilich ein Mysterium, in das einzudringen nur den Priestern vergönnt war. Aber es war die Aufgabe der Priester als Weise, diese geschriebenen mysteriösen Satzungen zu studiren und neue Schüler in dieselben einzuweihen. So, sehen wir, führte die Schrift den beweglichen mythischen Proceß, indem sie ihn bis zum gewissen Grade hemmte, gleichsam zu einem Krystallisationsproceß, durch welchen sich Satzungen erzeugten, welche mehr und mehr *den Mythus zur Lehre umbildeten*. Der Mythus bestand ja, wie wir gesehen haben, in seinen Grundelementen aus Traditionen nebst Beimischung physikalischer Betrachtungsweise, und bildete so in seinem Material eine treffliche Grundlage, an welche die nach sinnreichen Lehren strebenden Priester und Sänger nach allen Seiten anknüpfen konnten.

So entstanden mit Hülfe der Schrift allerlei sinnreiche Satzungen, Lehren und Gesänge, und was dem Charakter der Urreligion, die sich so innig an das geheimnißvolle Zauberthum anschloß, ganz besonders entsprach, auch Geheimlehren. Primitive Naturkunde, d. h. physikalische kindliche Betrachtungsweisen der Wirkungen der Naturkräfte, sinnbildlich dargestellte moralische und religiöse Lehren, nebst Orakeln und Weissagungen, die geheimnißvoll vorgetragen wurden, bildeten im wesentlichen die ursprünglichen Grundlagen zu den meisten solcher Mysterien.

Die Schrift, die ursprünglich von der Priesterwelt fortgebildet und geübt wurde, mußte auch das Priesterthum heben und ihm einen ganz besondern achtbaren Anstrich verleihen. Priesterstand und Culten mußten sich daher in jenen Ländern, in denen die Schrift ein ursprüngliches Priestermonopol war, ganz außerordentlich neben der Staatsgewalt emporschwingen. Kein Land ist besser geeignet, uns diese Wahrheit vor Augen zu führen wie Aegypten. Ein inniger Wechselverkehr der ganzen Priesterwelt begann sich jetzt auszubilden, ein Verkehr, dem der Austausch der niedergezeichneten Mythen und Sagenkreise die Grundlagen eines bisher in dem Maße nicht gekannten Interesses verlieh, durch welches zugleich ein höherer Gedankenaustausch befördert wurde. Mehr und mehr begann man die im Lande bestehenden Localculten und Mythen zu vergleichen und dichterisch fortzuspinnen, die nahe liegende Vergleichung forderte dabei auf, das Aehnliche zusammenzufassen, und so konnte es allmählich geschehen, daß die untereinander in näherer Verbindung stehende Landespriesterschaft die Localculten verknüpfte, die Götter und Göttinnen zusammenstellte und die ohnehin oft schon verwandten und miteinander verwachsenen Mythen zu einem ausdrücklichern System vereinigte. In diesem so entstehenden polytheistischen Göttersystem wurde nun derjenigen Gottheit die allgemeine Herrschaft zuerkannt und derjenige Cultus mithin in den Mittelpunkt gestellt, welcher am häufigsten im Lande und vom gemeinschaftlichen Volke zugleich

am höchſten und in den in dieſer Hinſicht bedeutendſten Orten verehrt wurde. Um dieſe höchſte Landesgottheit gruppirten ſich alsdann die übrigen Gottheiten in den verſchiedenſten Formen. Wir werden nicht verkennen, daß hiermit das Weſen der einzelnen Localculten allmählich eine Schmälerung erlitt; aber noch viel weniger dürfen wir überſehen, daß unter den Einflüſſen der Schrift nun ein neuer höherer Zug durch die den Mythus pflegende Prieſterwelt ging, der zu erhabenern Anſchauungen führte und die Geiſter bewußter, als das bisher der Fall geweſen war, dazu vorbereitete, die Götterlehre unter einem einheitlichern Geſichtspunkte zu betrachten. Nicht ſowol in Aegypten als auch beſonders unter den Griechen läßt ſich während der Schriftperiode nunmehr das Streben nach einer bewußtvollern einheitlichern und zugleich damit erhabenern Gottesanſchauung deutlich verfolgen, wenngleich, wie bereits früher bemerkt, dieſes Streben nach Erhabenheit nicht in dem Grade unter dieſen Völkern ausgeſprochen hervortrat wie unter dem auserwählten Volke Gottes, d. h. unter den Iſraeliten. So brachte, wie leicht zu überſehen, die Schriftperiode ein höheres religiöſes Streben und eine höhere, überſichtlichere und erhabenere Anſchauungsweiſe der Dinge überhaupt mit ſich. Der Ueberblick erweitert ſich und die jetzt leichter überſehbare und beherrſchbare Reihe der Mythen und Sagenkreiſe gibt die Fäden an die Hand, vermöge deren ſich ſogar bereits die primitive Speculation zu regen beginnt, um einen Knoten zu ſchürzen, der als Mittelpunkt dient zu einem Syſtem, das, wenn auch noch tief mythiſch in ſeiner Art, doch den erſten Wegweiſer bildet zu weitern ſpeculativen Forſchungen über die herrſchenden höchſten Götter und ihre Stellung zum äußern Syſtem der Natur und zum Weltall überhaupt. Stand die Prieſterſchaft bisher völlig abhängig unter dem mächtigen Fluſſe des mythiſchen Proceſſes, ſo beginnt ſie jetzt, da durch die Schrift der Proceß eine mehr feſte Geſtalt gewinnt, ſich über die natürlichen urwüchſigen Bewegungen des Mythus zu erheben, d. h. die Prieſter fangen an, die Bildung und Fortbildung

des mythischen Processes selbständiger in die Hand zu nehmen. Priesterliche Dichter und Sänger, die an den jetzt gefestigten traditionellen Grundlagen eine sicherere Handhabe vorfinden wie bisher, spinnen die blütenreichsten Fäden an die Kernpunkte der Mythen. Und wenn das auch bereits früher ebenso schon bis zum gewissen Grade vor dem Schriftwesen gewesen war, so erhöht sich jetzt jedoch dieser freie willkürliche Proceß dadurch, daß viele der auftretenden priesterlichen Sänger ihre Hymnen und dichterisch mythischen Ausmalungen niederzuschreiben und zu verewigen wußten. So ging erst jetzt nach Erfindung der Schrift der Mythus einer großen Wandlung entgegen, einer letzten Phase, während welcher sich allmählich freilich auch seine Zersetzung und Auflösung vollzog.

Neben diesen mächtigen Anregungen, welche die Schrift dem geistigen Entwickelungsleben, wie wir hieraus ersehen, ursprünglich darbot, wollen wir bei dieser Gelegenheit zugleich auch auf die Schattenseiten hinweisen, welche mit allen großen Erfindungen, so auch mit der Schriftausbildung sich früh verknüpften. — Wir dürfen nämlich nicht verkennen, daß die mit der Schrift verbundenen Schattenseiten in der That sehr störend für die Entwickelung der Menschheit werden können, wenn die Aufgabe außer Acht gelassen würde, dieselben möglichst zu beseitigen.

Der Buchstabe rief ähnlich wie früher die Sprache eine neue Gedankenwelt ins Leben. Gestützt auf die Dauer und Festigkeit der Schrift, wird das so unterbaute Gedankenmaterial gleichsam in ein neues Licht der Betrachtung gerückt, das zu höherm Nachdenken aufforderte. Allein vergessen wir nicht im Hinblick auf den großen psychologischen Vortheil dieser merkwürdigen Erfindung, daß alle die Anschauungen, Vorstellungen und Gedanken, die wir künstlich durch die Schrift fixirt haben, gegenüber dem Fortfluß der darüber hinausschreitenden Zeit mit ihrem fortwährenden Wechsel leicht versteinern und verknöchern. — Auch die Sprache hatte ihre Schattenseiten mit sich gebracht; zwar hatte sie die Geistesthätigkeit un-

abſehbar gehoben, den Ideenaustauſch und die Mittheilungsfähigkeit begründet; aber mit dieſer Mittheilungsfähigkeit war auch dem Anhänger der Lüge und der Täuſchung ein neues großes Operationsfeld geöffnet worden, und nur zu häufig wurde die Sprache dazu gemisbraucht, die Gedanken zu verbergen. Die durch die Schrift auf dauerndem Material gefeſſelte Gedankenwelt ſchien eine Stiftung für die Ewigkeit zu ſein. Allein ſo vortheilhaft dieſe Feſtlegung der Gedanken iſt, ſo unbequem und gefährlich kann ſie dem Ideenſtrome einer ſpätern Zeit werden. Die Zeit iſt einem Strome vergleichlich, dem die Schrifttafeln einer veralteten Gedankenwelt unter Umſtänden zu Felsſtücken werden, an denen ſich der nothwendige Abfluß der Gewäſſer ſtaut und die fortrollenden Wogen in ſtörender Brandung ſich gehemmt finden. Hüten wir uns, die ſteinernen Schrifttafeln der Vorzeit unzeitig zu zerbrechen; denn ſie reden oft goldene Worte und ſind der einzige Faden, der uns mit der Vorzeit continuirlich verknüpft; aber hüten wir uns ebenſo, halsſtarrig und eigenſinnig an Gedanken und Anſchauungen feſtzuhalten, welche, durch eine kindliche Vorzeit feſtgelegt, in Widerſpruch gerathen ſind mit den Fortſchritten der Zeit; denn es iſt die Schattenſeite der Schrift, daß ſie, wie alles Menſchliche, nicht nur die Wahrheit, ſondern mit ihr vermiſcht auch den Irrthum und die Täuſchung als einen Fluch für die Nachwelt feſtzulegen und zu verewigen die Hand bot. Das, was das Kind niederſchrieb, erklärt ſich, aber belächelt in vieler Hinſicht nothwendig oft das reifere Alter. So tritt mit dem Schriftproceß die Aufgabe an den Menſchen heran, ſich mit doppeltem Eifer der Erkenntniß des Fortſchrittes zu widmen, um mit Rückſicht auf das vor Zeiten Geſchriebene richtig zu urtheilen über den Werth deſſelben, und wenn es noththut, die Feſſeln zu löſen, die den Sinn durch den Buchſtaben belaſten. — Dieſe Feſſeln aber ſind wir nur zu löſen im Stande, wenn wir trotz des Buchſtabens und der gefeſſelten Form den Sinn alter

Schriften mit den neuen Anschauungen vergleichen, um sie dem Neuen und seiner Wahrheit anzupassen und mit ihm zu verschmelzen.

Was die Mysterien betrifft, so sind deren viele nur während des Schriftprocesses fortgebildete Culten, die sich oft an Gebräuche anschlossen, denen nichts anderes zu Grunde lag als die Feier eines bestimmten Jahresabschnittes mit seinen Erscheinungen und Gaben in der Natur. So schlossen sich die eleusinischen Mysterien beispielsweise an das Frühlings- und Erntefest und die Weinlese an. Freilich ist unsere Kenntniß über die Mysterien in mancher Hinsicht immer noch lückenhaft, und das ist leicht erklärlich; denn den Mysten gebot die Gottheit Stillschweigen. Als Quellen hierüber besitzen wir daher nur spätere Schriftsteller, und unter ihnen bekanntlich meistens Kirchenväter, deren einseitige dem Heidenthum nicht immer geneigte Darstellung sehr oft deutlich durchleuchtet. Den Mittelpunkt des ganzen eleusinischen Geheimdienstes bildete Eleusis mit seinen Heiligthümern und den dazugehörigen erblichen Priestergeschlechtern, wenngleich diese letztern ihren Wohnsitz in Athen hatten. Wir finden in Eleusis ein völlig gegliedertes und organisirtes Priestercollegium, wie sonst nirgends in Griechenland, und es gab hier theils männliche, theils weibliche Aemter. Die oberste Stelle nahm der Hierophant ein, diesem kam die Aufgabe zu, die Priester einzuweihen in die Geheimnisse, ihm allein kam es zu, die Heiligthümer zu zeigen und das Allerheiligste zu enthüllen. Sein Amt war erblich im Geschlechte der Eumolpiden, d. h. „der Schönsänger", wahrscheinlich mußte er auch die Hymnen zu Ehren der Gottheit singen und die Gebete verrichten. Neben dem Hierophanten ragt der Fackelträger hervor, der besonders während des 12 Tage dauernden Herbstfestes bei dem stets veranstalteten Fackelzuge und in der nächtlichen Ceremonie des Fackelsuchens (in welcher in Eleusis der Localsage nach die verlorene Demetertochter wiedergesucht wurde) eine große Rolle spielte. Dem Hierophanten und dem Fackelträger zur Seite trat der heilige Herold, dem es oblag, von priesterlicher Seite die äußere Ordnung und die Haltung der Gemeinde zu leiten. Als vierter in dem Rathe dieser Hohenpriesterschaft wird endlich noch der Altarist genannt, dem das Opferwesen wahrscheinlich anheimgegeben war. Diesen Priestern, welche zusammen einen heiligen Rath bildeten und in Sachen der Mysterien eine selbst vom Staat anerkannte Gerichtsbarkeit übten, standen zugleich Priesterinnen zur Seite, die beim

Feste geschmückt waren mit Kränzen vom heiligen Baume der Demeter. Was die Zulassung zu diesen Mysterien betraf, so galt als wichtigste Bedingung die echt griechische Abkunft. Wer sich durch Mord oder andere Uebelthaten aber im Lande entweiht hatte, durfte nicht den Heiligthümern nahen. Nicht auf einmal wurde man in alle Tiefen der Geheimnisse eingeführt, sondern es gab zwei verschiedene Grade, den niedern, der während des Frühlingsfestes bei den kleinen Eleusinien ertheilt wurde, und den höhern, der das vollkommene Schauen hieß und beim Hauptfeste im Herbst den Mysten enthüllt zu werden pflegte. Die eleusinischen Feste zerfielen nun in eine öffentliche Volksfeier und in eine Geheimfeier. Das Volk wurde in großen Zügen und Wallfahrten unter Opfern und Gesängen umhergeführt, wobei zugleich neben den religiösen Feierlichkeiten für weltliche Belustigungen aller Art gesorgt wurde, sodaß namentlich das Herbstfest eine der bedeutendsten Landesfestlichkeiten überhaupt war, dem jeder gern mit beiwohnte. Die Geheimfeier wurde in dem großen mächtig gebauten Tempelgebäude vorgenommen, das der eleusinische Palast hieß und dessen umfangreiche Grundmauern noch heute ein ganzes daraufgebautes Dorf tragen. — Wir wissen nun nicht mit Bestimmtheit, worin die Weihen der hier im Innern des Tempels vorgenommenen Geheimfeierlichkeiten bestanden, da die alten Schriftsteller abergläubisch zurückschreckten, sobald sie nahe daran waren, hierauf Bezügliches zu berühren. Allein aus einer Reihe von indirecten anspielenden Andeutungen, namentlich bei Aeschylus und andern, ersehen wir, daß hier ein seltsamer Cultus getrieben wurde, der sich zusammensetzte aus Gesängen, orakelhaft und höchst mystisch gehaltenen Predigten und Lehren, begleitet und gestützt durch lebende Bilder religiös-mystischen Inhalts und effectvolle, zauberhaft ins Werk gesetzte sinnbildliche Erscheinungen, in denen Feuer- und blendende Lichtwirkungen, welche das Elysium charakterisiren sollten, mit den unheimlichsten Scenen der Finsterniß, die den Hades repräsentirten, abwechselten. Todes- und Unsterblichkeitsvorstellungen, angeknüpft an die Erscheinungen von Licht und Finsterniß, und alle hiermit verschlungenen Zauberideen der alten Weltanschauung der Feuerperiode wurden hiermit gleichsam zusammengebraut in einem mystischen Hexenkessel, an welchem die Priester und Priesterinnen standen und die wunderlichsten Lehren ertheilten, um die Mysten damit in Angst und Erhebung zu weihen.* Man kann annehmen, daß die an andern Orten und auch die in Aegypten ausgebildeten Mysterien alle ähnlicher Art waren.

---

* Vgl. zugleich A. Baumeister, „Culturbilder aus Griechenlands Religion und Kunst" (Mainz 1865).

Was die im Texte erwähnten Anregungen zu einer einheitlichen Auffassung der zerstreuten Localculten und den damit verknüpften Zug zu einer erhabenern und einheitlichen Gottesanschauung während der Schriftperiode anlangt, so läßt sich dieser Zug namentlich deutlich bei den Griechen verfolgen. „Wenn wir sehen", schreibt Ed. Zeller*, „wie sich der Glaube an die Einheit des göttlichen Wesens bei den Griechen aus der Vielgötterei entwickelt hat, so werden wir denselben Glauben gleichfalls bei andern Völkern begreiflicher finden, mag er auch bei diesen in anderer Weise und unter andern Bedingungen aufgetreten sein; und wenn das Christenthum eine bestimmte Form dieses Glaubens auch im hellenischen Bildungsgebiete schon vorfand, so werden wir uns um so leichter erklären können, wie es nicht blos diesen Theil der alten Welt in verhältnißmäßig kurzer Zeit erobern, sondern wie es selbst auch das, was es ist, werden konnte. Die griechische Religion war ursprünglich bekanntlich wie alle Naturreligionen Polytheismus. Aber bei der bloßen Vielheit göttlicher Wesen kann sich der menschliche Geist nicht lange beruhigen. Der erfahrungsmäßige Zusammenhang aller Erscheinungen und das Bedürfniß einer festen sittlichen Weltordnung nöthigt schon früh, jene Vielheit irgendwie zur Einheit zu verknüpfen. Wir finden daher in allen Religionen, die sich nur einigermaßen aus dem ersten Rohzustande herausgearbeitet haben, den Glauben an eine oberste Gottheit, einen Götterkönig u. s. w." Allerdings hat das emporblühende Schriftwesen unter den Culturvölkern außerordentlich viel dazu beigetragen, den ersten Rohzustand der Religion zu besiegen. Die Localculten, die sich in sehr früher Zeit, jedenfalls mehr als wir das heute noch ahnen, unter den Völkern einander den Rang streitig machten, wurden in ihrer Macht jetzt völliger wie bisher gebrochen, und mußten allmählich zu Gunsten eines bestimmten, im Lande am höchsten anerkannten Cultus und einer allgemeiner verehrten Gottheit abdanken. So verloren die Localgottheiten ihre Selbständigkeit, die sie während der ersten und zweiten Phase des mythischen Processes noch recht wohl zu behaupten wußten. Erst jetzt, als, gestützt auf die Schriftzeichen, die Priesterwelt den mythischen Proceß zu beherrschen anfing und ihn mit bewußter Selbständigkeit fortleitete, trat auch das Bestreben nach Einheit deutlicher wie bisher geschehen hervor. Diese größere und selbständigere Beherrschung des mythischen Processes traf zugleich zusammen mit der sich mehr und mehr steigernden Beobachtung der Himmelserscheinungen, und man wird nicht verkennen

* „Die Entwickelung des Monotheismus bei den Griechen" („Vorträge und Abhandlungen geschichtlichen Inhalts").

dürfen, daß ſich hiermit das Bedürfniß nach einer einheitlichern und erhabenern Anſchauung der Gottheit vermehrte. Wie die Sonne unter den Himmelslichtern am meiſten hervorragte, ſo mußte unter den Göttern auch ein Götterkönig alle übrigen Götter beherrſchen in der Weiſe, wie es ja mehr oder minder beſtimmt auch das politiſche Bewußtſein des Volkes bereits mit ſich brachte. Geſtützt auf das politiſche Volksbewußtſein, das ſich, wie uns die Urgeſchichte lehrte, von Urſprung an gewöhnt hatte, einen hervorragenden Mittelpunkt anzuerkennen und auszuzeichnen, mochte ſchon früher der Verlauf des mythiſchen Proceſſes darauf hingeſteuert haben, in curſirenden Sagen und Geſängen einen Götterkönig hervortreten zu laſſen; allein die vielfach ſich durchkreuzenden Traditionen und die verſchiedenen ſich vermiſchenden Sagen ließen in dieſem noch unſtet hin- und hergetriebenen Proceſſe das Einheitsbewußtſein auf dieſem Gebiete noch nicht ſo klar und bewußtvoll hervortreten. Wir können uns daher nicht wundern, daß während einer noch ſehr frühen Periode des mythiſchen Proceſſes (eine Periode, die freilich ſo früh fällt, daß unſere heutigen Ueberlieferungen ſelbſtverſtändlich nicht mehr ſo weit reichen) die Localculten durchaus nebeneinander ihr Recht behaupteten und buntſcheckig, einheitslos, wie unter den Völkern, die nur Fetiſchismus treiben, durcheinanderwucherten. Erſt allmählich alſo, und zwar nicht ohne weſentliche Mithülfe des Schriftproceſſes, vollzog ſich eine Reinigung unter dieſen wild umherwuchernden Mythen und Culten. Das Streben nach einem hervorragenden und höchſten Cultus machte ſich nun immer geltender, und die Prieſter, die zugleich mehr und mehr den mythiſchen Proceß zu beherrſchen anfingen, kamen dieſem Triebe entgegen. Freilich traten die Schwächen, die an den Göttervorſtellungen noch in ſinnlicher Beziehung klebten, in greller Weiſe auch an dem Götterkönige hervor, ſodaß der Keim einer höhern Auffaſſung nicht ohne tiefgreifende Veränderung zur Entwickelung kommen konnte. „Auch in den Myſterien, welche man in der neuern Zeit nicht ſelten für die Schule eines reinern Gottesglaubens gehalten hat, war dieſer ſicher nicht zu finden, wie es denn an und für ſich ſchon eine ſeltſame Vorſtellung iſt, daß bei der Verehrung der Demeter oder des Dionyſos eine monotheiſtiſche Dogmatik hätte mitgetheilt werden können. Eine höhere Bedeutung für das griechiſche Volksleben erlangten dieſe Geheimdienſte ohnedem erſt ſeit dem 6. Jahrhundert, d. h. ſeit der Zeit, in welcher die allmähliche Reinigung des Volksglaubens und ſeine Annäherung an den Monotheismus eben begann."

„Dieſe Reinigung vollzog ſich nun (in Griechenland) auf zwei Wegen: einestheils dadurch, daß die Vorſtellungen über Zeus und ſeine Weltregierung geſteigert und geläutert wurden und daß ſo aus dem Polytheismus ohne

Verrückung seiner Grundlagen das monotheistische Element, welches in ihm lag, herausgehoben, das polytheistische jenem untergeordnet wurde; andererseits durch Bestreitung der Vielgötterei und der Menschenähnlichkeit, mit welcher der Volksglaube die Götter umgeben hatte. An dem ersten von diesen Wegen haben die Dichter zugleich mit der Vollendung der Mythologie auch an ihrer Verbesserung gearbeitet; die Philosophen verbanden damit den zweiten, und aus dieser Verbindung ist jene geistigere Glaubensweise hervorgegangen, welche, seit Sokrates und Plato in immer weitern Kreisen sich ausbreitend, noch vor dem Auftreten des Christenthums überall, wohin der Einfluß des hellenischen Geistes reichte, zur Religion der gebildeten Volksklassen geworden ist." *

* Vgl. Zeller, S. 4.

5.

Die beginnende Himmelsſpeculation in Form der Aſtrologie und die auf Maß, Eintheilung und Berechnung ſich gründende klare Erkenntniß.

Rückblick auf das bisherige Wachsthum der Anſchauungen. — Die ſich durch die Sterndeutung unwillkürlich einführende Berechnung und Wiſſenſchaft der Geſtirne und des Makrokosmus. — Die Aſtrologie als Appendix des mythiſchen Proceſſes. — Das Beſtreben zur Aufſuchung eines feſten objectiv hervorragenden Stützpunktes zur Maßnahme der Beobachtung und zur Grundlage klarer und übereinſtimmender Erkenntniß. — Die Anknüpfung aller Entwickelung an einen hervorragenden Mittelpunkt zur übereinſtimmenden Sammlung der Bewegungen. — Nachweis der Gültigkeit dieſes Geſetzes in Bezug auf die Entwickelung der Außenwelt und Innenwelt. — Das Siebengeſtirn als Mittelpunkt und Orientirungspunkt der Geſtirnbewegung in den Anſchauungen der alten Völker. — Die Vorſtellung des ewigen Wechſels und die Apperception des Begriffs der Ewigkeit. — Das in der Vorſtellung Endloſe und Unerfaßbare gegenüber dem Begriff der wahren Unendlichkeit und Unvergänglichkeit. — Der klare Erkenntnißanfang und die Erkenntnißgrenzen der Vorſtellung. — Die Grenzvorſtellungen der Raumleere oder des Chaos und der Zeitleere. — Die höchſte und niedrigſte Erkenntnißgrenze und die Vorſtellung vom Weltanfange im Chaos.

Die Urgeſchichte hatte uns gelehrt, wie unterſtützt durch hervorragende Erfahrungen auf dem Gebiete der Natur, unterſtützt beſonders durch die Kenntniß des Feuers, deſſen Wirkungen die ſich urſprünglich mit Zauber beſchäftigende Prieſterwelt in der geheimnißvollſten Weiſe zu betrachten ſich gewöhnt hatte, die aufmerkſame religiöſe Betrachtungsweiſe ſich den leuchtenden Himmelserſcheinungen

zugewandt hatte. Was ehedem sich innerhalb einer noch thierischen „Apperceptionsenge" dem dauernden Interesse entzog, hatte sich seit langer Zeit unter dem Einflusse der zauberthätigen Priester und der fetischistischen Betrachtungsweise der Dinge mit einem heiligen, Ehrfurcht einflößenden Nimbus umkleidet. Hatte sich doch an dem Hintergrunde jener jetzt mit so ganz andern Augen betrachteten hehren makrokosmischen Lichterscheinungen sogar eine eigenthümliche umfassende Weltanschauung gebildet, in der Licht und Finsterniß, Wasser und Feuer und Himmel und Erde eine hervorragende Rolle spielten. Geschahen die Wirkungen aller dieser Mächte auch vor den Blicken des Betrachtenden noch geheimnißvoll und zauberhaft, so hatte man sich doch bereits gewöhnt, den Blick auf das Ganze zu richten, und es war eine breite Grundlage gewonnen worden, auf der die nach immer größerer Erkenntnißklarheit strebenden Geister fortbauen konnten. Noch freilich lag ein von der Phantasie gewebter Schleier auf allen Objecten, die aus der entfernten Himmelswelt dem Auge herüberleuchteten. Noch schienen die Götter ihre feuerschnaubenden Rosse zu lenken, um den Sonnenwagen heraufzuführen, und Selene war es, die dem nächtlich umherstreifenden Jäger der Urzeit den Pfad erhellte. Die flimmernden Lichter der Sterne waren den Aegyptern, Indern und Chaldäern die Seelen der Tugendhaften, auch Syrer und Perser sahen in den Sternen wandelnde Seelen, und im Buche Henoch heißen die Engel Sterne. Aber während Religion und Mythus alle jene Erscheinungen am Himmel zugleich in das Gespinst der Phantasie einhüllten und die Augen der Priesterwelt mit geheiligtem Sinne auf die Veränderungen am Firmament gezogen wurden, prägte sich unwillkürlich mehr und mehr die Gesetzmäßigkeit der Vorgänge im Makrokosmus dem menschlichen aufmerksamen Bewußtsein ein. Jene stete Regelmäßigkeit im Wandel der Gestirne, jene dauernde Gleichmäßigkeit und Wiederkehr der Erscheinungen am Himmel, welche ehedem, da der Auffassungshorizont und die Interessen des früheſten Ur-

menſchen noch ſehr eng begrenzt waren, nur dazu beigetragen hatten, die ſich im engen Kreiſe bewegende Aufmerkſamkeit für alles Entferntere einzuſchläfern, hatten im Lichte der neuen erweiterten Anſchauungen hingegen ein immer tieferes Intereſſe auf ſich gezogen. Hatte der rege Menſchengeiſt in den Culturländern doch allmählich beobachtet, daß mit dem Maße des Sonnenwandels und der Kürze und Länge der Tage auch die regelmäßige Wiederkehr der Erſcheinungen von Frühling, Sommer, Herbſt und Winter verknüpft war, wie hätte er alſo die Sonne in ihrem Verlaufe jetzt nicht verfolgen ſollen, da er gelernt hatte, das Saatkorn in die Erde zu legen, um an die Ausſaat die Hoffnung einer ſegensreichen Ernte zu knüpfen. So hatte ſich längſt dem Bewußtſein ein gewiſſes, wenn auch urſprünglich noch ganz ungenaues Zeitmaß eingeprägt, das an die Abſchnitte eines Sonnenjahres geknüpft war, die ſich kennzeichneten an dem Blumen- und Blütenſchmuck des Frühlings, des heißen ſonnigen Hochſommers, des früchtereichen Herbſtes und des kühlern Winters. Allein Genauigkeit und Beſtimmtheit erlangten, wie leicht einzuſehen, alle Zeitmaße nur erſt da, als die den Lauf der Geſtirne beobachtenden Prieſter gelernt hatten, Ziffer und Zeichen zur Unterſtützung der Erinnerung heranzuziehen. Nun erſt konnte ſich mit einer beſtimmtern Sicherheit eine Eintheilung der Zeitmaße vollziehen, nun erſt ordneten ſich Tage, Monde und Jahre vor dem immer weiter blickenden Bewußtſein in ein beziffertes, genauer fixirtes Zeitſyſtem, und mit der Feſtſtellung dieſer erſten, der Erkenntniß ſo nothwendigen Zeitmaße begann die Geburtsſtunde der früheſten exacten Wiſſenſchaft zu ſchlagen. An der Hand von Maß und Zahl dämmerte jetzt dem Bewußtſein eine neue Gedankenwelt herauf, in der die Aufmerkſamkeit ſich getrieben fühlte zu ordnen, zu meſſen und mit Sicherheit und Genauigkeit einzutheilen. Raum- und Zeitmaße bemühte ſich jetzt der Geiſt aufzufinden, und während das Suchen nach einem objectiven, allgemein anerkannten Raummaße ſich, wie wir ſehen werden, zunächſt den Körpertheilen, wie

Hand, Finger, Fuß u. ſ. w. zuwandte, mußte ſich das urſprüngliche Zeitmaß anlehnen an den makrokosmiſchen Wandel von Sonne, Mond und Geſtirnen, deren Himmelsbewegungen ihrer religiöſen Erhabenheit halber im Bewußtſeinshorizont des Geiſtes ſo bedeutungsvoll hervorragten.

Allein ſo ſehr auch das Auge, geſtützt auf dieſe neuen Errungenſchaften, ſich einer genauern Betrachtung der Himmelserſcheinungen befleißigte, eine Betrachtung, die zugleich bemüht war, die Bewegungen der Geſtirne nicht nur zu verfolgen, ſondern beſtimmter zu berechnen und untereinander zu vergleichen, ſo irren wir doch, wenn wir meinen, alle dieſe bereits der tiefern Erkenntniß angehörigen Operationen hätten urſprünglich ſchon einem ſtreng wiſſenſchaftlichen Zwecke gedient. Wie lange hat es noch gedauert, bevor die Wiſſenſchaft von der Erkenntniß um ihres eigenen Nutzens willen in bewußter Weiſe zum Selbſtzweck erhoben wurde! Während des Zeitraums der Urgeſchichte war an eine ſolche Erhebung des reinen Wiſſenstriebes noch nicht zu denken. Was auf dem Gebiete der Himmelskunde, welche, wie wir ſahen, dasjenige Gebiet war, das am früheſten eine von tieferer Erkenntniß begleitete Aufmerkſamkeit auf ſich zog, an Reſultaten eingeerntet und gewonnen wurde, das fiel urſprünglich unabſichtlich und nebenher ab bei Gelegenheit gewiſſer Beobachtungen, deren Nutzen ganz anderer Art war. Dieſer Nutzen läßt ſich leicht überſehen, ſobald wir eben nur bedenken, daß die Zeit, in der die Himmelskunde ein Forſchungsfeld für das ſchriftgelehrte Prieſterthum der Urzeit wurde, immerhin noch eine Periode repräſentirt, innerhalb deren ſich der mythiſche Proceß vollzog. Es wäre daher im Hinblick darauf ſeltſam geweſen, hätte die auf die Geſtirne gerichtete Aufmerkſamkeit ſich urſprünglich loszumachen gewußt von den mythiſch-religiöſen Anſchauungen, die, wie wir geſehen haben, in ihrer Weiſe das ganze Zeitalter ſeit dem Aufſchwunge des Magierthums beherrſchten. Wir dürfen uns daher in keiner Weiſe wundern, wenn wir bemerken, daß die

Beobachtungen und Berechnungen der Wiederkehr der Geſtirne, die Feſtſtellung der Sternconſtellationen und die ganze Eintheilung des Himmelsgewölbes urſprünglich nicht zu dem Zwecke geſchah, den Horizont der Erkenntniß und des Wiſſens zu bereichern, ſondern daß ſich die Prieſterwelt nur deshalb dieſem mühſeligen Geſchäft unterzog, um daraus Prophezeiungen und Weiſſagungen herzuleiten. Waren ja doch die Sterne mächtige einflußreiche Seelen, deren Wandel Göttern und Menſchen nicht gleichgültig ſein konnte, ihr Lauf und ihre Stellungen zueinander und zur Sonne mußten daher beſtimmte Bedeutung haben, und eben dieſe Bedeutung zu erforſchen, das war der wichtige Zweck, den das Prieſterthum verfolgte und dem zu Liebe es ſich den ausdauerndſten Arbeiten langwieriger Beobachtung und Berechnung unterzog. Zwar mußten, um dieſe Deutungen auch mit Sicherheit und Genauigkeit vornehmen zu können, Zahl und Maß in gehöriger Weiſe benutzt und es mußte der Lauf und die Wiederkehr der Sterne beſtimmt angemerkt und berechnet werden, aber dieſe Arbeiten von wiſſenſchaftlichem Anſtrich ſtanden nicht im Dienſte des zweckbewußten Wiſſenstriebes. So diente, wie wir ſahen, das Auge des Forſchers der Wiſſenſchaft nur abſichtslos und unwillkürlich; denn noch immer waren die Prieſter Naturforſcher, Aerzte und Sterndeuter in einer Perſon. Noch ahnte man nicht die tiefere rein wiſſenſchaftliche Aufklärung, welche die genauere Beobachtung des Laufes der Geſtirne dem Geiſte zu gewähren im Stande war. Nichts Weiteres wollten die Magier und Prieſter durch ihre Himmelseintheilungen ergründen, nichts anderes durch die aufmerkſame Betrachtung der Conſtellationen der Sternbilder erforſchen, als die Gedanken jener mächtigen leuchtenden, alles erzeugenden Weſen, von denen die uralte Weisheit lehrte, daß ſie von ihrer Höhe herab das Schickſal und die Zukunft alles Irdiſchen, folglich auch die der auf Erden wandelnden Menſchen überſähen, ſodaß ſie, richtig gedeutet, dem Beobachter dieſes Schickſal vorauszuſagen wüßten. So weiſſagten

die Priester in Aegypten aus besonders ausgearbeiteten Constellationstafeln der Gestirne bei der Geburt das Schicksal des Lebens. Bei jedem wichtigen Vorhaben ging das ägyptische Volk die Priester um Rath an, und diese befragten wiederum die Gestirne.* Auch bei den Libyern und Babyloniern konnte die Sterndeuterei sehr früh festen Fuß fassen, da diese für die Rechenkunst besonders begabten Völker auch dafür sehr rasch ein besonderes Interesse gewannen. Die sogenannte Astrologie war, wie wir hiernach sehen, ein Appendix des mythischen Processes in seiner letzten Phase, sie hatte sich angeschlossen und in ihrer Entwickelung abgezweigt aus den physikalischen Elementen, welche mit dem Mythus im Verlaufe der Zeit immer mehr und mehr verwebt wurden.** Wir begreifen daher leicht, daß die Sterndeuterei sich außerordentlich leicht verbreiten konnte, sodaß sie sehr bald nach Griechenland wanderte und später sich auch bei den Römern Eingang verschaffte. Doch geschah es bei ihnen erst, wie uns berichtet wird, zur Zeit der Imperatoren. Trotzdem besaß die Sterndeutekunst zu dieser Zeit bereits viele Gegner, und die Kaiser Diocletian, Maximilian, Konstantius, Konstantinus und Theodosius verboten dieselbe, jedoch wie es heißt ohne Erfolg. Bei Seneca*** lesen wir: „Das Schicksal der Völker hängt von den leisesten Bewegungen der Planeten ab, und Glück und Unglück treffen ein nach dem guten oder schlechten Lauf der Gestirne.“ Durch den Glauben an den günstigen oder ungünstigen Einfluß der Gestirne entstand zugleich der Glaube an glückliche oder unglückliche Tage, ein Aberglaube, der sich lange erhalten hat und bei allen alten Völkern, ganz besonders aber in Aegypten zu Hause war. Daß sich die Astrologen der Urzeit zugleich der Schrift bedienten, um die Gestirne zu merken

* Vgl. Dulk, „Die Cultur des alten Aegyptens“ („Ausland“, Jahrg. 1868, S. 994).

** Vgl. das Kapitel über das Wesen des mythischen Processes.

*** De consolat. c. 18. Quaest. nat., II, 3, 2.

und zu bezeichnen, iſt nach dem Vorausgeſchickten ſelbſtverſtändlich. Schon in der früheſten Zeit finden wir bei den Phöniziern mit A den Mond, I die Sonne, H den Mercur, E die Venus, Ω den Saturn bezeichnet.* Vor A und Ω pflegte man, wie uns berichtet wird, den Sonnenbuchſtaben I zu ſetzen, und ſo entſtand der Gottesname Iaw (Jav), der bei den Bacchikern und Gnoſtikern vorkommt und an den ſyriſchen Gottesnamen Jah erinnert, ein Wort, das wiederum mit dem Gottesnamen Jehovah zuſammenhängt.** Wie innig die früheſte Himmelskunde noch mit der mythiſchen Götterlehre und dem Mythus überhaupt verwachſen war, beweiſen uns am beſten die Auffaſſungen der Babylonier. Die Babylonier nahmen drei Rangordnungen von Göttern an: die fünf Planeten, die ſogenannten zwölf Herren der Götter, d. h. die Zeichen des Thierkreiſes und die 36 berathenden Götter. Sie beſtimmten nächſt dem Thierkreiſe 24 Geſtirne, von denen die eine Hälfte auf die eine Seite trat, die andern 12 dagegen ihren Stand auf der andern Hälfte des Thierkreiſes nahmen.*** So, ſehen wir, begann ſich der Geiſt des ganzen unendlichen Himmelsraumes zu bemächtigen und war bemüht, Ordnung und Ueberſicht in das mit Geſtirnen reichlich überſäete Himmelsbild hineinzubringen, um ſich ein möglichſtes Verſtändniß über die Bahnen und den Lauf der Geſtirne zu verſchaffen. Freilich hatte dieſes Verſtändniß, wie erwähnt, einen ganz andern als rein wiſſenſchaftlichen Nutzen, aber war auch die Bereicherung des Wiſſens nicht die Abſicht des Beſtrebens, ſo war, wenn auch unabſichtlich und unwillkürlich, doch hiermit die Pforte zum Gebiete des Wiſſens und der Wiſſenſchaft geöffnet worden; denn der Geiſt war begierig geworden nach Kenntniſſen, die einen nur relativ praktiſchen Werth hatten, oder im

* Vgl. „Die Götter Syriens", S. 161.

** Vgl. Friedreich, „Die Weltkörper in ihrer ſymboliſch-mythiſchen Bedeutung", S. 17.

*** Vgl. Münter, „Die Religion der Babylonier", S. 13.

Grunde richtiger doch nur einem idealen Zwecke dienten. Nicht um der Mittheilung und Verständigung selbst willen hatte der Mensch ursprünglich sprechen gelernt; nicht der Erweiterung des religiösen Gefühls halber hatte er sich Erfahrungen und Entdeckungen von geheimnißvoll erscheinenden Kräften im Gebiete der Natur angeeignet, die eben dieses religiöse Gefühl später hinausleiteten in die entlegensten Kreise der Schöpfung; nicht um des bessern Gedächtnisses und der klarern und genauern Erinnerung und Vorstellung selbst willen endlich hatte sich die ursprüngliche Bildschrift entwickelt; denn die bildliche Nachahmung von Naturgegenständen geschah gleichfalls ursprünglich als etwas noch halb Unwillkürliches. In allen diesen, für die menschliche Entwickelung so wichtigen Processen trat die Absicht und die Willkür anfänglich zurück; denn die sich hier ursprünglich abspielenden Bewegungen dienten andern Zwecken und vollzogen sich absichtslos und instinctiv. Aehnlich, sehen wir, verhält es sich hier jetzt mit dem Proceß des Wissens und der Erkenntnißerweiterung. Im Dienste eines andern Nutzens vollzog auch sie sich absichtslos und unwillkürlich, und nur erst später war es dem einsichtigen Menschen beschieden, auf diese Erkenntnißerweiterung selbst zu merken, um deren Bedeutung und Nutzen für die Bildung des Geistes überhaupt einzusehen und so dahin zu gelangen, die Wissenschaft um ihrer selbst willen zu fördern. Doch wenn sich auch nach geraumer Zeit die Himmelskunde dem Dienste des Zaubers und der Wahrsagerei entzog, wie lange ist sie noch später die Magd einer finstern Religion geblieben, und wie lange sollte es selbst noch während der geschichtlichen Zeit dauern, bevor sie im Stande war, auch diese letzten Fesseln von sich abzustreifen, um frei und selbständig dazustehen. Und dennoch ist es merkwürdig, wie weit die Himmelskunde, obwol sie umfangen war von Zauberglauben und mystischer Wahrsagekunst, ursprünglich trotz dieser Einflüsse von den priesterlichen Sterndeutern gefördert wurde. Nicht nur den Auf- und Niedergang der Gestirne, ihre Wiederkehr

und ihre Stellungen zueinander hatten die prieſterlichen Sterndeuter beobachten und berechnen lernen, ſondern, was mit dieſer Berechnungsweiſe aufs engſte verknüpft war, die Forſcher hatten ſogar am unendlichen Himmelsgewölbe, das ſich ihnen dauernd mit ſeinen unzähligen Sternhaufen um die Erde zu bewegen ſchien, nach einem conſtanten Ruhepunkte gegenüber der Erde im Makrokosmus ſich umgethan, um eine objective Stütze für die klare Erkenntniß zu gewinnen und die genaue Berechnung zu ermöglichen. In der That iſt ja die Berechnung nichts weiteres ihrem Weſen nach wie erweiterte exacte Erkenntniß. Aber eben dieſe klare Ueberſicht und Erkenntnißerweiterung am ſcheinbar unentwirrbaren Sternenknäuel des ſich um die Erde bewegenden Nachthimmels bedurfte eines objectiven conſtanten und hervorragenden Anlehnepunktes, und wirklich haben dieſen ſcheinbar ruhenden Punkt im Makrokosmus die Sterndeuter der Urzeit und des grauen Alterthums verhältnißmäßig früh gefunden. Das ganze Himmelsgewölbe mit ſeinen lichten Schwärmen, glaubten die Sternkundigen der Urzeit, drehe ſich um die ſieben Sterne des Bärengeſtirns. In dieſer herrlich erſcheinenden Sterngruppe glaubten die früheſten Himmelsforſcher den Mittelpunkt des ganzen Makrokosmus gefunden zu haben, hier erblickten ſie die feſtſtehende Stütze und den um ſich ſelbſt kreiſenden Pol in der Flucht der Erſcheinungen. Es wiederholt ſich auf dem Gebiete der innern Erkenntnißentwickelung, was ſich als Thatſache in der ganzen geiſtigen Entwickelungsgeſchichte überhaupt als Geſetz darſtellte. Die Erweiterung gewiſſer Anlagen und Fähigkeiten und ihre allgemeine dauernde Fortbildung beginnt nur erſt dann und hat nur erheblichen Fortgang, ſobald ſich äußerlich ein objectiv hervorragender und allgemein anerkannter möglichſt feſtſtehender Mittelpunkt gefunden hatte, auf den ſich die Aufmerkſamkeit von den verſchiedenſten Seiten unwillkürlich concentrirte. Erſt dadurch alſo, daß die innere Aufmerkſamkeit eine äußere und überein-

stimmend anerkannte Stütze gewinnt, die allen Gliedern gleichsam zum festen Stabe und als hervorragender Mittelpunkt zur Sammlung dient und zum Führer wird, gelingt es, die allgemeine Uebersicht zu erweitern und den „objectiven Entwickelungsproceß" (bei dem sich innere und äußere Factoren gleichzeitig zu unterstützen haben) in Fluß zu bringen. Diese Erscheinung, die uns bei jeder Gelegenheit der äußern organisatorischen Entwickelung klar entgegentritt, wiederholt sich wunderbarerweise auch auf allen innern psychologischen Gebieten, und so dürfen wir uns nicht wundern, daß sich uns hiermit ein Grundgesetz der allgemeinen psychologischen Entwickelungsgeschichte überhaupt enthüllt. Kurz ausgedrückt lautet dieses Gesetz: *Ueberall wo regelrechte Differentiirung der Anlagen und Kräfte eintreten soll im Sinne einer sich ausbildenden Organisation, bedarf es eines objectiv hervorragenden Mittelpunktes, der als constanter Krystallisationspunkt der organischen Gestaltung dient.* Im Bereiche der äußern Natur haben die Forscher dieses Gesetz längst erkannt, hier handelt es sich darum zu zeigen, daß ebendasselbe Entwickelungsgesetz auch auf den Gebieten des psychologischen Innenlebens eine ganz gleiche Geltung beansprucht. Schon bei der frühesten Ausbildung des Auges und der Wahrnehmung, und bei den dabei auftretenden reflectorischen Bewegungen läßt sich deutlich beobachten, wie die genauere Regelung und Ausbildung (bezüglich der Sammlung und Differentiirung) der Reflexvorgänge, die das Sehen und das geordnete deutliche Wahrnehmen vermitteln, nur dadurch zu Stande kommen, daß im Auge selbst ein *fester Beziehungspunkt*, gleichsam ein hervorragender, sammelnder Mittelpunkt sich als Spitze herausbildet, um als Führer für die Orientirung im Raume zu dienen. Dieser Leitepunkt ist zunächst die hervorragende Stelle des deutlichsten Sehens auf der Netzhaut. Es ist dieser Punkt im Auge gleichsam für das innere subjective, psychologische Schlußverfahren der Seele, das die räumliche Wahr-

nehmung im Gehirn zu Stande bringen hilft, ein äußerer, objectiver und conſtanter Regulator, durch deſſen hervorragende Mithülfe unwillkürlich die feinere Nuancirung in der Schätzung und Unterſcheidung der Raumdiſtanzen gefördert wird, ſodaß das Raumbild nicht chaotiſch verfließt, ſondern die Reize nebeneinander geordnet, klar und überſichtsvoll gegliedert aufgefaßt und verſtanden werden können. Bei der weitern Ausbildung der wahrnehmenden Erkenntniß wiederholt ſich das nämliche Verhältniß. Es iſt hier das zum Himmel mit ſeinem Sternenchaos emporblickende Auge, das ſich im Drange nach tieferer und erweiterter Erkenntniß unwillkürlich innerhalb der kreiſenden Bewegungen und Verſchiebungen aller Geſtirne nach einem äußern hervorragenden Mittelpunkte als objectivem Regulator umthut, auf welchen es alle dieſe Bewegungen conſtant zurückbeziehen und vergleichen kann, um ſie einzeln deutlich zu ſondern, zu vermerken und damit das Sternenchaos verſtändnißvoll und berechnungsfähig aufzurollen und zu ordnen. Dieſen Mittelpunkt hatten die Sternkundigen des früheſten Alterthums, wie erwähnt, im Siebengeſtirn* aufgefunden, und ſie betrachteten dieſen hervorragenden Fleck am Himmel als „den Gipfel des Weltalls", von dem herab man alle Bewegungen und Bahnen der Geſtirne deutlich überſehen könne. — Es iſt leicht einzuſehen, daß es ſchwierig, ja faſt unmöglich war, eine klare und geordnete Eintheilung des Sternenheeres vorzunehmen, bevor nicht eben dieſer ſcheinbar ruhende Mittelpunkt vom Auge am Firmament aufgefunden und feſtgeſtellt war. Hatte ſich bisher der wahrnehmende Blick am nächtlichen Himmel unter den dahinziehenden, ſich gegeneinander mit der Zeit verſchiebenden Sterngruppen nur zu leicht verirrt, wie in einem unentwirrbaren Labyrinthe, ſo war jetzt ein Compaß am Himmel

* Nicht zu verwechſeln mit dem heutigen Siebengeſtirn, den ſogenannten Plejaden. Das Siebengeſtirn der älteſten ſternkundigen Völker war der ſogenannte Kleine Bär mit dem Polarſtern.

gefunden, der die Wahrnehmung und räumliche Uebersicht des Ganzen erleichterte und so durch seine Stütze dazu beitrug, daß sich die Wahrnehmungen in Bezug auf den Himmel mit seinen Sternbildern zur Erkenntniß erweiterten. So früh, sehen wir, war es dem Menschengeiste beschieden, sich eine gewisse Erkenntniß über die Verhältnisse im Makrokosmus zu erwerben, freilich betraf solche nur erst eine rein äußerliche genauere räumliche Orientirung, aber dieselbe war genügend, um auch auf das bisher ausgebildete Zeitbewußtsein zurückzuwirken. Konnte sich doch jetzt erst, nachdem sich die wachsende Erkenntniß mehr und mehr im Himmelsraume mit seinen Bildern und Objecten bewußtvoller orientirt hatte, allmählich die Idee der Unendlichkeit und Ewigkeit als höchster Erkenntnißwerth, wenn auch anfänglich noch unklar, aufdrängen. Das darf uns nicht auffallen; denn solange die Himmelsforscher nur ein ganz unklares Gewebe von sich stets verschiedenen Bildern und Vorstellungen am Firmament vor sich hatten, über das nur bei Tage die Sonne hinüberfuhr, deren Lauf man nicht immer gleichmäßig verfolgen konnte, unterlagen ihre Eindrücke einem unklaren übersichtslosen Wechsel. Erst jetzt, nachdem am Himmelsraume ein fester, objectiver Anhaltepunkt entdeckt war, der als Stütze weiterer Vergleichung und zur genauen Feststellung aller Sterngruppen und Punkte diente, konnte sich ein feststehenderer continuirlicher Hintergrund für das umfassende Zeitbewußtsein bilden, auf den hinblickend der Geist sich aus dem Wechsel der Vorstellungen emporheben konnte zur Vorstellung des „dauernden Wechsels". Nun erst war dem erweiterten Zeitbewußtsein die objective Stütze geliehen, vermöge deren es die Vorstellung des continuirlichen und maßvollen Wechsels und der ewigen Dauer völlig klar ins Bewußtsein zu heben im Stande war. Nicht ohne die Stütze eines der Erkenntniß zugänglichen Maßes (Grenzwerthes) konnte sich folglich die Idee der ewigen Dauer und somit die Begriffe von Ewigkeit und Unendlichkeit überhaupt ins Bewußtsein heben; denn das an sich Maßlose und

Unerfaßte iſt nur das Endloſe, das keiner Erkenntniß und gar keiner Vorſtellung zugänglich iſt. Der noch maß- und hiermit erkenntnißloſe Wechſel der unzähligen, ſich allnächtlich in jeder Stunde verſchiebenden Sternbilder war dem Himmelsforſcher nur ein Labyrinth, ein unentwirrbares Chaos von lichten Punkten, das keiner wahrhaften Auffaſſung zugänglich war. Es verhielt ſich mit dieſem auffaſſungsloſen Wechſel der Verhältniſſe um nichts beſſer, wie mit einem etwa eintretenden plötzlichen abſoluten Stillſtand aller äußern Objecte und Erſcheinungen. Auch ein ſolcher abſoluter Stillſtand wäre (wenn überhaupt denkbar) im entgegengeſetzten Sinne für die Auffaſſung und die Erkenntniß völlig werthlos. Denn hiermit wäre das Vorſtellungsleben zu einer *unerträglichen Eintönigkeit und Gleichförmigkeit*, d. h. zu einem wahren Stillſtand, gewiſſermaßen zu einer völligen Leere verurtheilt, ſodaß der Geiſt in *endloſer* Erlebnißloſigkeit, in Langeweile und Zeitleere verkommen müßte, ein Zuſtand, dem zu entgehen derſelbe jede Anſtalt treffen würde. Dort im Chaos die unentwirrbare Ordnungsloſigkeit, die labyrinthiſche, keinem Maßſtabe zugängliche Raumleere, hier dagegen die abſolute Langeweile und Zeitleere, beides Verhältniſſe, welchen ebenſowol das wahrnehmende Auge wie dem entſprechend die vorſtellende innere Erkenntniß nothwendig zu entgehen ſuchen. Wie der geſittete Staat der Anarchie und die ganze unendliche Weltordnung dem abſoluten Chaos zu entgehen ſuchen, ſo ſtrebt das nach Erkenntniß ringende innere Auge des Geiſtes nach geordneter Ueberſicht der Erſcheinungen, indem es ſich an alle diejenigen conſtanten Punkte anklammert, die ihm entgegentreten unter den Eindrücken. *Der klare Erkenntnißanfang* beginnt alſo erſt da, wo das Chaos der Eindrücke ſich gruppirt und ordnet um die herausgegriffenen conſtanten Punkte, wie die Staatsglieder um den organiſatoriſchen Führer und Lenker. Erſt indem die Erkenntniß dieſe conſtanten leitſamen Punkte der Außenwelt jedesmal herausfühlt und an ihnen feſten Fuß zu faſſen ſucht,

wie der verſchlagene Schiffer auf einer Felſeninſel, um von dieſem geſicherten Orte die Wogen der Eindrücke zu überſehen, erſt da beginnt das ſich nach Maß, Ordnung und Ueberſicht ſehnende Auge die Erkenntniß zu bilden und zu erweitern.

Mit dem Beginne der klarern Erkenntniß aber heben ſich von neuem die Schwingen des Geiſtes, denn neue Vorſtellungen werden in ihm rege, und neue Fragen beginnt ſich die Seele aufzuwerfen. Noch freilich war die ſoeben in einen Wachsthumsproceß getretene Erkenntnißfähigkeit, die ſich an der Himmelskunde zuerſt erprobte, nicht ſo weit vorgeſchritten, daß ſie die Fragen richtig ſtellte, um auch richtige Wege zu ihrer Beantwortung einſchlagen zu können. Im Gegentheil, wir ſehen den primitiven Proceß der Erkenntniß mit den allerverkehrteſten Frageſtellungen beginnen, ſodaß wir uns über die ſchiefen Antworten nicht wundern dürfen, welche ſich der Geiſt anfänglich ertheilte, zumal dieſe nur mit Rückſicht auf die herrſchende Weltanſchauung beantwortet werden konnten. Es ergeht alſo der beginnenden Erkenntniß wie dem Steuermanne, der im Sturme oft die verkehrteſten Curſe nimmt, um in den Hafen zu gelangen. Aber der ſich entwickelnde Geiſt hatte dennoch die erſten Anker geworfen, er hatte bezüglich der Eindrücke des Himmels feſt dauernde Punkte entdeckt, die ihm als Leitſterne auf den ſchwierigen Entdeckungsreiſen der Erkenntniß dienten.

Hatte die ſich entwickelnde Erkenntniß, wie wir ſehen, die Idee der Dauer und der Ewigkeit ins Bewußtſein gehoben, ſo begannen nun mit Rückſicht darauf die himmelskundigen Forſcher ſehr früh aus ihrer nächſten Umgebung wiederum diejenigen Erſcheinungen ins Auge zu faſſen, welche der Idee der völligen Dauer zu widerſprechen ſchienen. Schien auf der Erde nicht alles einen Anfang zu nehmen, ebenſo wie der Menſch, ſchien nicht jede Pflanze, indem ſie als Saatkorn der fruchtbaren Erde übergeben wurde, einen Anfang gehabt zu haben, und die menſchliche Erkenntniß ſelbſt, indem ſie ſich an feſtſtehenden Punkten des Makrokosmus zu der Vorſtellung

des ewig dauernden Kreislaufes des Himmelsgewölbes um den ſcheinbar ewig ruhenden Pol erhob, mußte nicht auch ſie beginnen von einem ſchöpferiſchen Punkte aus? Wenn aber alles um uns und mit uns (ſo ſchloß der noch kindliche Geiſt) einen erſten Anfang gehabt hat, ſo muß doch auch der Himmel einen Anfang gehabt haben, und indem die noch kurzſichtige Erkenntniß die endlichen Theile und Erſcheinungen mit dem unendlichen ewigen Ganzen vermiſchte, begann ſich der Menſchengeiſt die falſchen Fragen mit Rückſicht auf die herrſchende mythiſche Weltanſchauung unklar und falſch zu beantworten. So konnte es geſchehen, daß die früheſten Antworten der Prieſter auf die Frage, wie und woraus die Welt entſtanden war, dahin lauteten: daß die Götter dieſen Anfang ſchufen, indem ſie vor ſich das geſtaltloſe, maß- und erkenntnißloſe Chaos oder die Leere der Ordnung unterbreiteten. — Nur erſt die früheſte Entwickelungsgeſchichte des Erkenntnißproceſſes iſt, wie ſich im Folgenden genauer noch zeigen wird, im Stande, uns auf die Vorſtellungen hinzuweiſen, welche den Menſchen zum tiefern Nachdenken anregten, um ihn endlich zur Philoſophie hinzuführen, nur erſt ſie iſt ferner im Stande, zu zeigen, weshalb unter dieſen Vorſtellungen zugleich das geſtaltloſe Chaos und die Leere im Gedankenkreiſe der Dichter der Theogonien eine ſo große Rolle ſpielten. Sahen die erſten kosmologiſchen Denker das Chaos doch als den Urſtoff der Welt an, zu welchem die Götter gleichſam erſt die Form hinzutrugen, um das geordnete Weltganze zu bilden, Vorſtellungen, die bekanntlich noch deutlich bis in die Gedankenkreiſe der großen griechiſchen Philoſophen hinüberreichen.

Mit der Beobachtung deſſen, was zum Beginn der klaren Erkenntniß gehört (und wir ſahen, daß dieſes zunächſt die Concentration und Sammlung der unbeſtimmten wirren Eindrücke auf einen äußern conſtanten Mittelpunkt war, der ſich der Anſchauung gegenüber beſtimmt hervorhob

[Null- oder Vergleichspunkt] und so zum allgemeinen Stützpunkt der Vergleichung und klaren geordneten Uebersicht gemacht werden konnte), drängte sich dem Geiste unwillkürlich zugleich diejenige Eindrucksweise im Bewußtsein auf, die eben die klare Erkenntniß hindert. Wir sahen, daß die himmelskundigen Priester sehr bald erkannten, daß dieses die an sich wirre Masse und das gestaltlose finstere Chaos war, sei dieses nun ein Raumchaos als wirre Ordnungslosigkeit, oder eine Zeitleere als ewiger Stillstand alles Geschehenen, d. h. die Zeitlosigkeit. Das gestaltlose Chaos (als Anschauung ohne Begriff) entspricht der Bedeutung der ordnungslosen Raumleere. Die Auffassung der völligen Zeitleere trat genau genommen erst später in der Entwickelungsgeschichte des Erkenntnißlebens auf, ihr entspricht allein die Bedeutung des „Nichts" (als abstracter Begriff ohne Anschauung), insofern hiermit der absolute Stillstand, d. h. die Aufhebung alles Wechsels und Werdens, mit Einem Wort die Leere ausgedrückt wird, und zwar nach dem Satze: „Aus Nichts wird nichts." Das Nichts darf man demnach dem Begriffe nach als die ewig wechsellose, absolut eintönige Zeitleere, als absoluten Stillstand betrachten. Der sonderbare Satz, daß Gott aus Nichts die Welt geschaffen habe, konnte nur erst ausgesprochen werden, als die Auffassungen der Zeitleere, d. h. der Zeitlosigkeit neben der Vorstellung der Raumlosigkeit höher ins Bewußtsein traten. Daß eben diese Begriffe als berichtigende (orientirende) Grenzbegriffe (vgl. Kap. 3, Anmerkungen über den Werth des Nullbegriffs) beim Beginn des Wachsthums der tiefern Erkenntnißfähigkeit eine Rolle zu spielen anfangen, darf uns nicht wundern. (Vgl. zugleich das folgende Kapitel.) Sonderbar ist es, was sich uns im Folgenden genauer zeigen wird, daß man stets diese in der Unterscheidung auftauchenden Grenzwerthe für wirkliche, reale Grenzen des Weltalls hinsichtlich eines wirklichen Anfangs und Endes selbst nahm. Man beachtete nicht, daß das Unendliche keineswegs aufgehört hatte zu existiren, wenn die Dinge und Wesen in ihm die Tendenz zum Chaos oder zur Leere eingeschlagen hatten; denn wie weit sich auch alle Welttheilchen in der Ordnungslosigkeit oder Monotonie der Gestaltung verlieren mochten, der Abstand vom mittlern Grenzwerthe der Ordnung mußte ihnen allen kenntlich und, wenn auch unsicherer, für immer fühlbar bleiben. Der Anfang und das Aufhören der Ordnung im Weltall sind daher selbstverständlich niemals der Anfang des Unendlichen selbst. Allein, was selbst in späterer Zeit den Weltweisen nicht immer vollends klar wurde, das konnte den speculirenden Priestern des Alterthums noch nicht zum Bewußtsein kommen, und so müssen wir es begreiflich finden, wenn wir von ihnen das sogenannte Chaos oder die Leere als

den realen Anfangszuſtand des Weltalls bezeichnet finden. Damit hängt es zuſammen, daß man überſah, daß ſich aus dem Chaos und der Leere überhaupt keine Ordnung ſchaffen läßt, ſofern vorher noch nie eine Ordnung vorhanden war. Denn wir werden im Folgenden ſehen, daß das Chaos und die Leere immer nur an ſich eine mehr oder minder ſtark geminderte Ordnung bleiben. Das Chaos oder die Monotonie könnten ſich daher unter Umſtänden aus Ordnung entwickeln, aber nicht die früheſte Ordnung aus dem Chaos. Innerhalb verſchiedener Bewegungsverhältniſſe können ſich recht wohl unter Umſtänden relative Gleichgewichtszuſtände ausbilden, die wieder in die Tendenz der Bewegung zurückgleiten, aber aus einem abſoluten Gleichgewicht als ewigem Stillſtand reſultirt niemals eine erſte kleinſte Bewegung, es ſei denn, ich rufe einen Deus ex machina zu Hülfe. Weil man indeſſen, wie ſich in der Folge genauer zeigen wird, dieſe Ueberlegungen unterließ, geriethen die Prieſter eben nothwendig auf den Deus ex machina und auf die Götter als Schöpfer außerhalb aller Welt. Es iſt von beſonderm Werth in pſychologiſcher Hinſicht, zu bemerken, daß ſich der Nachweis hiermit an die Hand gibt, daß ſich mit dem Beginn der klaren und tiefern Erkenntniß auch die gefährlichſten Irrthümer, welche ſich ſo lange in der Erkenntniß behaupten ſollten, ausgebildet und feſtgeſetzt haben. — Das im Text erwähnte pſychologiſche Erkenntnißgeſetz, dahin lautend, daß ohne Sammlung und, was damit zuſammenhängt, ohne die objective Stütze eines mitwirkenden conſtanten und hervorragenden äußern Punktes, an dem das erkennende Subject dieſe Sammlung vollziehen kann, keine geſetzmäßige geordnete Ueberſicht und Erkenntnißentwickelung möglich iſt, ergänzt ſich zu dem Satze, daß die chaotiſchen Vorſtellungszuſtände als Grenzen die Erkenntnißfähigkeit lähmen und herabſetzen. Wie nachgewieſen hat dieſes Geſetz indeſſen nicht bloße Gültigkeit für das innere Vorſtellungsleben und die klare Erkenntniß, ſondern es läßt ſich in der äußern Natur und Wirklichkeit im Kryſtalliſationsproceß bis tief hinab in die unorganiſche Natur verfolgen und kommt an den organiſchen Gebilden noch viel deutlicher zum Vorſchein. Das äußere ſtaatliche Zuſammenleben der Individuen wiederholt dieſes Bildungsgeſetz gleichfalls, und auch der Sprachproceß ließ ſich dem entſprechend als ein wunderbarer Kryſtalliſationsproceß mit Rückſicht auf fortbildende conſtante Mittelpunkte nachweiſen. So, ſehen wir, wiederholen ſich im Außenleben wie im Innenleben die gleichen Geſetze, wir ſehen ſie wiederkehren in der Morphologie des Mikrokosmus wie in der des Makrokosmus, ſie treten in der Phyſiologie ebenſo wie in der Pſychologie zu Tage, und die Entwickelungsgeſchichte aller Verhältniſſe

der Außenwelt ſtimmt hiernach nachweislich überein mit der Entwickelungsgeſchichte der pſychiſchen Innenwelt, und auch die Bildungsgeſchichte des tiefſten Erkenntnißlebens im Geiſte macht hiervon, wie ſich zeigt, keine Ausnahme.

Die Himmelskunde, mit der das tiefere Erkenntnißleben anfänglich erwachte, hatte ſich merkwürdig früh derjenigen Mittelpunkte bemächtigt, welche ſeiner erſten Ausbildung zur Stütze dienten. Nicht nur, daß man für die zeitliche Tageseintheilung unwillkürlich den jeweiligen Standpunkt der Sonne und den Mond zum objectiven Anknüpfepunkte machte, um hiernach ſchon verhältnißmäßig früh eine gewiſſe Zeiteintheilung des täglichen Lebens zu treffen, ſondern auch in dem ſternenreichen Labyrinthe des Nachthimmels hatten die Forſcher den Faden der Ariadne aufgenommen, um zu einem objectiven conſtanten Ruhepunkte zu kommen, der, wenn er auch blos ſcheinbar war, doch dem Auge als erſter geſicherter Anknüpfepunkt für die Entwickelung weiterer Erkenntniß dienlich ſein mußte. Daß die früheſte genauere Zeiteintheilung noch anfänglich großen Schwierigkeiten unterlag, läßt ſich leicht ermeſſen; ſo war es anfänglich zweifelhaft für die Himmelskundigen, ob man von einem Sonnenuntergange bis zum andern die Tageslänge rechnen und eintheilen ſollte, oder ob man einfach die bloße Tageszeit in Bezug auf Sonnenauf- und Untergang zum Maßſtabe der Theilung nehmen ſollte. Es iſt daher zweifelhaft, wie die erſte Eintheilung getroffen wurde, und es erſcheint wahrſcheinlich, daß man anfänglich Tag und Nacht geſondert für ſich betrachtet hat. Daß ſich das niedere Volk und die Menge noch nicht einer ſolchen genauern Eintheilung, weder der Tage noch der Jahresabſchnitte, bediente, iſt leicht erklärlich. Der Volkskalender der Culturvölker des früheſten Alterthums hatte daher nichts weniger als einen wiſſenſchaftlichen Anſtrich. Das Volk richtete ſich nicht wie die himmelskundigen Prieſter und Weiſen des Landes nach den Sternbildern, ſondern nach den hervorragendſten Erſcheinungen der Natur. So diente das Blühen gewiſſer Gewächſe, das Reifen der Früchte, der Beginn der Ernte und das Erſcheinen der Zugvögel zur Kalendereintheilung. Der Zug der Kraniche mußte die Saatzeit, und wiederum den herannahenden Winter verkünden, und ihr Flug wurde daher in Griechenland ſorgfältig beobachtet. Wenn die Schwalbe im Frühling erſchien, ſo war der Weinſtock zu ſchneiden, und wenn die Schnecken aus der Erde hervorkrochen, ſo war die Ernte nahe. Die Blüte des Scolymus und der Geſang der Heuſchrecke verkündeten den Sommer. Allmählich jedoch wirkten die Sternkundigen dahin, daß auch der Aufgang gewiſſer Sternbilder zum genauern Einhalten des Zeitabſchnitts gewählt werde. So befiehlt Heſiod

beim Aufgange des Orion im Julius zu dreſchen, und wenn derſelbe nebſt dem Sirius inmitten des Himmels ſteht, Arctur aber in der Morgendämmerung aufgeht, ſo ſollte die Weinleſe beginnen. Obwol alſo, wie wir hieraus erkennen, die Bewegungen und Stellungen der Sternbilder zu Zeitbeſtimmungen ſchon früh benutzt werden, ſo rechnete man doch noch vielfach in verhältnißmäßig ſpäter Zeit im großen nach ſogenannten Menſchenaltern, nicht nach einzeln gezählten Jahren. Was das Jahr anbelangt, ſo rechnete man von einem Sommer zum andern, und zählte dieſe zu Menſchenaltern zuſammen; denn anfänglich wußte man noch nicht genau zu beſtimmen, wohin man am ſicherſten den Scheidepunkt des einen Jahres vom andern Jahre zu verlegen hatte. Erſt viel ſpäter, als die Stundeneintheilung des Tages ſchon ziemlich genau geworden, gewann man als Abſchnitt hierzu die längſte Nacht, die in der Göttin Leto perſonificirt wurde. — Hauptſächlich concentrirte ſich ſeit uralter Zeit die Beobachtung der Prieſter auf den Mondwechſel. Die Zeit des Neumondes war bei allen Völkern des Alterthums ein religiöſes Feſt. Daß man den ſynodiſchen Monat von 29 Tagen 12 Stunden und 3 Minuten ſelbſtverſtändlicherweiſe noch nicht ſehr früh berechnen lernte, liegt auf der Hand. Dennoch theilte man die Zeit ſchon ſehr früh ein in Monde, und man begann hierbei *den* Tag als den erſten des Mondes zu ſetzen, an welchem derſelbe zuerſt wieder neu erſchien. Um die Zeit des Erſcheinens verſammelte man ſich auf hohen Bergen, um genau das erſte Hervortreten des Mondes zu bemerken. Bei dieſer Beobachtungsweiſe war es möglich, ungefähr 30 Tage für den Monat ohne Ausnahme herauszubringen. Zwölf ſolche Monde ergaben 360 Tage, alſo nur fünf Tage weniger als das gewöhnliche Sonnenjahr. Indeſſen dieſe Differenz, die ſich bei genauerer Berechnung noch größer ſtellt, kümmerte die alten Völker bei ihren noch geringen Hülfsmitteln nicht. Die Griechen theilten dieſe 30 Tage des Mondes in drei Theile zu drei Dekaden, indem ſie bis 20 aufwärts und von hier an wieder rückwärts zählten, um ſo gleichſam durch den Zählungsact, bezüglich Zu- und Abnahme, dem Monde zu folgen. — Als die bedeutendſten Aſtrologen und Himmelskundigen der Urzeit traten unter den ältern Völkern die Aegypter, Babylonier und Chaldäer auf, beſonders den letztern beiden Völkern kam ein großes Talent für die Auffaſſung von Raum- und Größenverhältniſſen und Gewandtheit im Zählen und Rechnen hülfreich entgegen. — Sonne, Mond und Planeten begann man verhältnißmäßig früh von dem Wandel der übrigen Sternbilder zu ſondern. Den Bogen, den die dem Sonnenſyſtem angehörigen Sterne am Himmel beſchrieben, theilte man in 12 beſtimmte Theile,

welche man der Reihe nach durch Thiere verbildlichte und den Thierkreis nannte. Die berühmten 12 Arbeiten des Herakles wurden ſchon im Alterthum als das Durcharbeiten der Sonne durch die 12 Zeichen des Thierkreiſes angeſehen.* Den Aufgang der Sonne verglich man mit einem Ei, den Untergang mit einem Apfel. Der Apfel war das Bild der reif gewordenen, zur Erde herabgefallenen Sonne. Im weſtlichen Meere, dort wo die Sonne untergeht, ſtand nach altgriechiſchem Mythus ein Baum mit goldenen Aepfeln, welche von den Hesperiden, den Töchtern des Hesperus (Abends) und von dem Drachen Ladon (der Nacht) gehütet wurden. — Was nun die Beobachtung des Fixſternhimmels betrifft, ſo ſahen wir war es von hoher Wichtigkeit für die genauere Betrachtung und Berechnung der Geſtirnconſtellationen, daß die alten Sterndeuter (denn als eigentliche Aſtronomen waren ſie noch nicht zu bezeichnen, ſondern das wurden ſie erſt im Laufe der Zeit) bereits im „Siebengeſtirn“ die „Höhe“ des Weltalls gefunden zu haben meinten. Bei den alten Indern waren die ſieben Sterne Kishis, d. h. fromme Büßer, die, um den Mittelpunkt des Himmels wohnend, beſtändig in die Betrachtung Gottes verſunken ſind. In der Mitte aber thronte Indra.** Auch von den Chineſen wird uns Aehnliches berichtet; ſie ſahen in dieſem Geſtirn den Palaſt des höchſten Gottes und Herrn, des Urgeiſtes Tai-kie, von dem alles Maß und Ziel in der Welt ebenſowol wie ein alles belebender ſchöpferiſcher Einfluß ausging. Selbſt die Finnen wollen in dieſem Geſtirn das Thor erkennen, durch welches alles Leben in die Welt gekommen iſt.*** Die Abiponen ſehen im Siebengeſtirn die Seele ihres Großvaters (großen Häuptlings). Da das Geſtirn in Südamerika in jenen Breiten einige Monate unter dem Horizonte verſchwindet, trauern ſie hierüber und halten den Großvater für krank, wenn er wieder emporſteigt, ſo feiern ſie ein Freudenfeſt.† Die Babylonier ſahen im Siebengeſtirn den Thron ihres mächtigen Blitzgottes.†† Die römiſchen Landleute vergleichen die ſieben Sterne mit ſieben Dreſchochſen (septem triones), da ſie bemerkten, daß dieſes Sternbild ſich ähnlich den Dreſchochſen auf der Tenne ſtets rings im Kreiſe bewegte. Die Phönizier nannten dieſes Geſtirn das redende Dobebe oder Duben und richteten ſich nach demſelben

---

* Vgl. Menzel, „Vorchriſtliche Unſterblichkeitslehre“, S. 13.
** Ebend., S. 44.
*** Vgl. Thomaſſon's „Finniſche Mythologie“, S. 38.
† Dobrizofer, II, 87.
†† Grotefend, „Keilinſchriften“, 1852, S. 21.

auf ihren Schiffahrten. Da dem Ausdruck nach dieſes Geſtirn bei den Phöniziern zugleich Bär bedeutet, ſo ſollen die Griechen das Siebengeſtirn aus Misverſtändniß den Bären genannt haben.* Daß bei ſolcher außerordentlichen Zunahme des Zeitbewußtſeins, wie es durch die Anſtöße der früheſten Sterndeuterei geſchah, auch der Sinn für genaueres Maß und Eintheilung der Raumgrößen wachſen mußte, läßt ſich von vornherein vorausſehen. Doch mußte ſich hier auf dem Gebiete der Geometrie anfänglich ein ähnlicher Proceß vollziehen wie überall, d. h. es mußten ſich vorerſt beſtimmte und conſtante Maßſtäbe allgemeine und objective Geltung verſchaffen, bevor ein übereinſtimmendes Meſſen vorgenommen werden konnte. Es verhielt ſich nun, wie uns berichtet wird, mit der erſten Aufnahme ſolcher Maßſtäbe wie mit der Feſtſtellung der früheſten Zahlbilder. Wie ſich das Zählen halb unwillkürlich des beſſern und leichtern Merkens wegen an die Finger anlegte und die Zahlzeichen mit beſtimmten Hand- und Fingergeberden zuſammenhängen, ſo in ähnlicher Weiſe verhielt es ſich mit den erſten objectiven Raummaßſtäben; um ſie zu gewinnen, lehnte man ſich unwillkürlich an das Nächſtgelegene an. Dieſes Nächſtgelegene war der eigene Körper (der ja unbewußt in ſeiner Größe und ſeinen Bewegungen dem Auge längſt die äußern Anknüpfepunkte zur Schätzung und Vergleichung der Größenverhältniſſe geboten hatte). Vom Körper ſchnitt man daher faſt unwillkürlich alle diejenigen leichtbeweglichen Theile heraus, die zum Meſſen benutzt werden konnten; dieſe Theile aber waren Hand und Fuß. So finden wir beiſpielsweiſe im alten Aegypten zwei Maßeinheiten im Gebrauch, und zwar die große oder königliche Elle, und die ſogenannte kleine Elle, deren Verhältniß 7 : 6 war. Wie war aber dieſer Maßſtab gewonnen worden? Das iſt leicht zu erkennen, ſobald wir uns nur die Art ſeiner Zuſammenſetzung betrachten. Die königliche Elle (Mahi suten) beſtand nämlich aus ſieben Palmen, das ſind Handbreiten, und dieſe wiederum waren aus vier Fingerbreiten zuſammengeſetzt. Die kleine Elle (Mahi nets) beſtand aus ſechs Palmen zu je vier Fingerbreiten, zuſammen aus 24 Fingerbreiten. Sop war die Handbreite zu vier Fingern gerechnet, Teba war die urſprüngliche Fingerbreite (Daktylos). Lepſius nimmt an, daß die große oder königliche Elle urſprünglich in ſechs Palmen getheilt war.** Die Ptolemäer haben in Aegypten die alte Maßeinheit zwar nicht geändert, doch daneben ein ganz neues Maß, und

* Friedreich, „Die Weltkörper in ihrer mythiſch-ſymboliſchen Bedeutung", S. 166.

** Vgl. „Ausland", 1866, S. 391.

zwar den ſogenannten ptolemäiſchen Fuß zu zwei Drittel der königlichen Elle eingeführt. Während die alte Maßeinheit der Aegypter, wie wir ſehen, die Elle war, bediente man ſich in Griechenland und Rom des Fußes. Der Fuß beſtand aus 16 Fingerbreiten. Das Steigen des Nils wurde in Aegypten nach der älteſten hergebrachten Maßeinheit ausgerufen, und obwol der große Nilmeſſer bei Elephantine nach der ſpätern königlichen Elle eingetheilt war, ſo wollte man dem Volke, wie es ſcheint, die Reduction auf das älteſte, eingebürgertſte Maß damit erſparen.

6.

Der Uebergang des mythiſchen Proceſſes in die kosmogoniſche Speculation.

Die letzte Phaſe des mythiſchen Proceſſes. — Rückblick auf die Anſchauungen der Prieſterwelt in Bezug auf das heilende Licht und das unheilvolle Dunkel, ſowie auf die ſich daran knüpfenden Vorſtellungen von Zeugung, Seele, Krankheit, Tod u. ſ. w. während der Feuerzeit. — Die neuen Anſtöße der Himmelskunde in Bezug auf das Erkenntnißleben. — Unterſchied der kosmogoniſchen Lehren von der bisherigen Vorſtellungsweiſe der Dinge und von der ſpäter entſtehenden philoſophiſchen Denkweiſe. — Das Sammelweſen heiliger und mythiſcher Prieſterſchriften. — Die Entwickelung des Prieſterthums in Aegypten und die ägyptiſch-kosmogoniſche Götteranſchauung. — Die Hierarchie und Dogmatik als Hemmſchuh der weitern Entwickelung des Geiſteslebens im Orient. — Griechenland als einzige Stätte der weitern Entwickelung des Erkenntnißlebens.

Wir nähern uns jetzt in der pſychologiſch-hiſtoriſchen Entwickelung des Menſchengeiſtes dem Ende der eigentlichen Urzeit. Blicken wir zurück auf den merkwürdigen Umſchwung, der ſich im Vorſtellungsleben der höher entwickelten (prieſterlichen) Kreiſe des früheſten Alterthums durch die Aufnahme des Schriftweſens vollzogen hatte, und beachten wir den Aufſchwung, den die Entwickelung des Nachdenkens durch die Pflege der Himmelskunde und die damit verknüpfte Erweiterung des Zeit- und Raumbewußtſeins nahm, ſo werden wir es begreiflich finden, wie die Menſchheit, allmählich mehr und mehr geſtärkt durch ſolche Hülfsmittel, aus dem Dämmer-

lichte der Urzeit heraustrat in ein neues Zeitalter, in dem ſie fähig war, ihre Anſchauungen und Erinnerungen aufzuzeichnen und für immer zu bewahren. Wir ſtehen am Anbruch der hiſtoriſchen Zeit; denn der Menſch hatte jetzt den Griffel führen gelernt, mit dem er es verſtand, ſeine Gedanken und Erlebniſſe in Stein und Erz zu graben, um ſie auf ſolche Weiſe dem Gedächtniß der Nachkommen zu erhalten. Eine neue Epoche war gekommen, ein neuer großartiger Umſchwung bereitete ſich vor; denn neue Keime ſammelten ſich, aus denen ſich erweiterte Anſchauungen entwickeln mußten, auf welche wir nunmehr unſer Augenmerk zu richten haben. — Die Blütezeit des Mythus war vorüber, die im mythiſchen Proceſſe liegenden Elemente begannen zu wachſen, zu treiben und ſich zu differentiiren, die gemeinſame Hülle aber wurde zerſprengt. Und wiederum waren es die Prieſter und die mit ihnen in Verbindung ſtehenden Sänger und Seher, die uns als die früheſten Träger dieſer neuen geiſtigen Entwickelungsepoche entgegentreten. Im Prieſterthum der Urzeit allein hatten ſich ja die Keime der Reihe nach geſammelt, die zur geiſtigen Fortentwickelung der Menſchheit dienten, und ſo kann es uns nicht wundernehmen, daß von hier aus der neue Entwickelungsproceß wiederum ſeinen Anfang nimmt. — Faſſen wir die letzte Phaſe des mythiſchen Proceſſes genauer ins Auge, ſo erkennen wir deutlich, wie außerordentlich ſich die phyſikaliſchen Elemente deſſelben in den Vordergrund gedrängt hatten, und das wird uns um ſo weniger auffallen, ſobald wir bedenken, wie es vorzugsweiſe die Natur- und Sternkunde treibenden Prieſter waren, die als die vorzüglichſten Träger des mythiſchen Proceſſes angeſehen werden mußten. Durch hervorragende Erfahrungen auf dem Gebiete des Naturreiches aufgefordert, hatte ſich das urſprüngliche Prieſterthum mit Schamanismus und Zauberweſen entwickelt, und fortan gingen phyſikaliſches Zauberweſen und Religion Hand in Hand. Religion im wahren und echten Sinne pflegten die früheſten

Prieſter als Zauberer, indem ſie das Beſtreben an den Tag legten, Nächſtenliebe und Barmherzigkeit zu üben; denn ſie waren bemüht, ihre gewonnenen Geheimkenntniſſe der Natur zum Nutzen der Menſchheit zu verwerthen, indem ſie lehrend und heilend auftraten, um allenthalben Achtung und Ehrfurcht durch ihre Wunder- und Zaubercuren auf ſich zu ziehen. So war durch den geſchichtlichen Entwickelungsverlauf die Religion auf das innigſte mit der Ausbildung der Naturkunde verwebt worden. Schien das Auge des Prieſters auf die Wunder und Erſcheinungen der Natur gerichtet, um ihr ihre Geheimniſſe abzulauſchen, ſo lebte in ſeinem Herzen jenes menſchenfreundliche religiöſe Gefühl, dieſe Geheimniſſe zum Nutzen der Kranken und Heimgeſuchten auszubeuten. Innig waren daher die Lehren der Prieſter und Propheten der Urzeit mit Rathſchlägen gemiſcht, die ſich auf Heilmittel aus der Natur für Elende und Unterdrückte bezogen, innig lehnten ſie ihre Lehren überhaupt an einen Hintergrund an, der ſich aus den Elementen der moraliſch belehrenden geſchichtlichen Tradition und der kindlichen Naturanſchauung ihrer Zeit zuſammenſetzte, und ſo geſchah es, daß in dem mythiſchen Proceß dauernd und unverwüſtlich ein phyſikaliſches Element fortwucherte. Als ſich nun ſpäter Nachdenken und Erkenntniß erweiterten, als ſich das Raum- und Zeitbewußtſein ausdehnte, und endlich das Auge ſich gewöhnte, den ganzen Makrokosmus möglichſt zu umſpannen, um das die Erde umſchließende Himmelsgewölbe als ein Ganzes, d. h. als das Weltall anzuſehen, da tauchte auch allmählich, angeregt durch die Anſtöße von ſeiten der Himmelskunde, eine Reihe von Ideen und Fragen auf, die den Geiſt anſpornten, alle bisher einzeln behandelten mythiſchen Vorſtellungen in Bezug auf Natur und Welt zu einer Geſammtanſchauung zu vereinigen. Es war das Streben nach Verallgemeinerung, das jetzt auch hier zur Geſammtanſchauung hindrängte, und das ſich durch die Rückwirkungen des Schriftproceſſes auf Mythus und Cultur, wie wir bereits früher geſehen haben, ernſtlicher wie bisher zu

regen begann. Daß ſich dieſer Verallgemeinerungsproceß, mit dem zugleich das Beſtreben Hand in Hand ging, die im hellern Lichte aufgefaßten Erſcheinungen am Faden des Entwickelungsganges kindlich aneinanderzureihen und zu erklären, nur auf dem Hintergrunde der bisher herrſchenden mythiſchen und kosmo-magiſchen Anſchauung vollziehen konnte, leuchtet ein. Allein wir würden den Ausdruck einer kosmo-magiſchen Anſchauung der Dinge, welch letztere mit dem Prieſterthum, wie uns die Entwickelungslehre zeigte, großgezogen worden war, völlig misverſtehen, wollten wir annehmen, daß eben dieſe Anſchauung eine bereits in ſich conſequent zuſammenhängende Weltanſchauung war. Lenken wir bei dieſer Gelegenheit, um uns die Frage zu beantworten, worin denn dieſe Anſchauung der Dinge beſtand, unſere Blicke auf die Entwickelungsgeſchichte zurück.

Die hierher gehörigen Vorſtellungen über die Welt und ihre Erſcheinungen waren nur erſt nach der epochemachenden Erfindung des Feuerreibens allmählich mehr und mehr aufgetaucht, ſie hatten ſich angelehnt an den phyſikaliſchen Zauber, mit welchem die Magier die früheſten Wunder vollbrachten. An das früheſte Zauberweſen hatte ſich eine Reihe zuſammenhängender Anſchauungen angeſchloſſen. Die Zeugung und den ſchöpferiſchen Act des Menſchenanfangs hatte ſich, wie wir ſahen, die Prieſterweisheit früh gewöhnt als eine heilige Feuerreibung zu betrachten, und Phallusdienſt in den verſchiedenſten Formen war mit dieſer Vorſtellungsweiſe ausgebildet worden. Das Weſen der bösartigen Krankheit, das die Prieſter durch ihre Zauberkünſte zu bekämpfen ſtrebten, hatte man früh mit der Finſterniß verglichen, welche die heilbringende Wärme und das reine klare Licht, von dem alles Heil und aller Segen, alle Fruchtbarkeit und alles Gedeihen in der Natur wie im Leibe ausging, zu vernichten beſtrebt iſt. Ja mehr noch, ſo tief wurzelte die Vorſtellung von dem Heile des Lichts und dem Segen der feurigen, erwärmenden Helle, daß man ſelbſt das unheilbringende moraliſche

Böſe und Schadenbringende früh als die Mächte der Finſterniß und des unheimlichen Dunkels anzuſehen ſich gewöhnt hatte. Wie früh hat daher der dem Menſchenherzen ſich unmittelbar aufdrängende Gegenſatz von der Macht und dem Streite des Guten und Böſen ſeine äußere Symbolik in dem Kampfe des reinen Lichts mit dem unheimlichen und unheilbringenden, unreinen Dunkel gefunden! Wir irren, wenn wir meinen, daß der Menſchengeiſt dieſen ſo tiefgreifenden innern Gegenſatz vom Guten und Böſen ſchon in eine innere Beziehung zu dem äußerlich beobachteten Gegenſatz des Lichten und Dunkeln zu ſetzen gewußt hat, noch bevor er aus nächſter Nähe und directerweiſe die nutzbringende Wirkung des erwärmenden und leuchtenden Feuers kennen gelernt hatte, und wir irren ebenſo ſehr, wenn wir meinen, daß nach der Bekanntſchaft der Menſchheit mit dem Feuer es nur erſt Zoroaſter geweſen, der dieſe innere Beziehung herausgefunden und zu Tage gefördert habe.* Wäre es uns möglich, in die Zeiten zurückzublicken, welche die Menſchheit durchlebte von der Epoche der Feuererfindung bis zu derjenigen, da das Schriftweſen ſich geltend zu machen begann, ſo würden wir wol ſtaunen über den Reichthum und die Herrſchaft dem ähnlicher Vorſtellungen unter den orientaliſchen Culturvölkern. Licht und Dunkel wurden hier früh zu dem Hintergrunde einer bewußtvollen Weltanſchauung gemacht, wenn auch nicht früher, als ſich durch die erſten thatſächlichen Erfahrungen dem Menſchen die geheimen Wirkungen dieſer großen Naturkräfte deutlich und handgreiflich offenbarten, nicht früher alſo, als er die lichtſpendende Scheibe der Sonne als eine zauberthätige, heilbringende Feuerflamme aufzufaſſen wußte, die, von mächtigen Händen gezündet, in gleicher Weiſe wie

---

* Die Vorſtellung des Teufels als Machthaber des Böſen, Beherrſcher des Dunkeln, der Unterwelt und der Hölle und Widerpart der lichten heilbringenden Gottheit iſt daher viel älter, als wir zu glauben geneigt ſind. Vgl. Roskoff, „Geſchichte des Teufels“ (Leipzig 1869).

die Opferflamme der Prieſter bald durch zu große Hitze eine verſengende und zerſtörende Wirkung, bald aber durch ſanfte Wärme wohlthuende und heilbringende Gefühle hervorzurufen vermochte. Man bedenke hierbei, daß in den meiſten tropiſchen und ſubtropiſchen Ländern die ſengenden Strahlen der heißen Sonne, die ſogleich nach Aufgang derſelben Menſch und Thier zu peinigen beginnen, ſodaß alles den labenden Schatten aufſucht, als etwas furchtbares und zerſtörendes Unheilvolles angeſehen wurden. Die neue Ideenverbindung jedoch, die aus der Sonnenſcheibe ein flammendes Opferfeuer zu machen wußte, hatte dieſe natürlich begründeten Vorſtellungen der Menſchen jener Länder bald genug völlig umgewandelt und aus den ſengenden unheilvollen Strahlen waren heilbringende gütige Kräfte geworden. An den Mittelpunkt des Gegenſatzes von Licht und Dunkel und heilvoll und unheilvoll hatten ſich alsdann bald andere Gegenſätze angeſchloſſen, welche die naturkundigen Prieſter ſehr raſch auffaſſen lernten und über deren geheimnißvolle heilbringende Beziehungen ſie nicht minder früh nachdachten; denken wir nur in dieſer Beziehung an Feuer und Waſſer, Luft und Erde. War doch ſchon in allerfrüheſter Zeit, wie wir geſehen haben, der Gegenſatz von Leib und Seele dem Bewußtſein an der Hand der Wärmeerſcheinungen vor Augen getreten, und früh, ſehr früh hatte man ſich, wie dargethan, gewöhnt, die Seele als ein glimmendes Feuer im Körper zu betrachten, das beim Tode verlöſcht, während der Athemdampf wie die Rauchſäule zum Himmel emporſteigt, um den Seelenfunken unſterblich davonzutragen. Daher ſchienen den Kindern der Urzeit ſchon ſehr frühe die flimmernden Sterne als die unſterblich leuchtenden Funken der Verſtorbenen, welche die Vögel (Specht und Storch) vom Himmel herniederführten auf die Bäume, aus deren Holz die Gottheit die erſten Menſchen ähnlich dem Feuer hervorgerufen hatte. So ſtammte das erſte Menſchengeſchlecht in den Anſchauungen vieler Urvölker aus dem Holze der Eſche, und es iſt kaum nöthig, an diejenigen Kosmologen zu erinnern,

welche uns dieſe Anſicht vorgetragen haben. Dieſe Vorſtellungen waren nicht ſelbſtändig erdichtet und erfunden von den Weltweiſen, ſondern Sänger und Prieſter ſammelten und verbanden in den Kosmogonien nur, was ſich in gemiſchter und zerſtreuter Weiſe längſt in derartigen Anſchauungen im Munde des Prieſterthums im allgemeinen vorfand. Aber dieſe ſyſtematiſche Zuſammenfaſſung aller derjenigen Anſchauungen, die ſich über die Betrachtungsweiſe der Dinge verbreitet hatten, und ihre Verarbeitung ebenſowol wie ihre Verbindungsweiſe durch die hinzugefügten kindlichen Erklärungen waren ein neuer Eingriff in den mythiſchen Proceß, der dazu beitrug die phyſikaliſche Seite deſſelben ſo bedeutend und gegenüber den andern Elementen ſo einſeitig fortzuentwickeln, daß wir deutlich wahrnehmen, wie von hier aus allmählich die Auflöſung der ganzen bisherigen mythiſchen Weltanſchauung angebahnt werden konnte, um ſie in eine tiefere, erkenntnißreichere und endlich wiſſenſchaftlichere Anſchauung überzuführen. Die Anſtöße zu dieſem ſich vorbereitenden Umſchwunge kamen, wie leicht zu erſehen, hauptſächlich von ſeiten der Himmelskunde; denn ſie regte den Geiſt mehr und mehr dazu an, alle Dinge unter einem umfaſſendern Geſichtspunkte zu betrachten, ſie lehrte mehr und mehr den Geiſt, daß alles, was wir beobachten und erforſchen, zu einem Ganzen, d. h. zum Weltall gehörte und miteinander in cauſaler Verbindung ſtehen müſſe. Durch dieſe Einwirkungen mußte ſich daher der bisherige Mythus wandeln und gewiſſermaßen langſam abklären; denn der Geiſt begann nun die häufig nur oberflächlich zuſammengewürfelten Vorſtellungen zu ordnen, zu prüfen, ſie miteinander zu vergleichen und in einen beſtimmten Zuſammenhang zu bringen. So conſtruirten ſich Prieſter und Sänger aus einer Reihe gegebener mythiſcher Elemente neue zuſammenhängendere und erhabenere Anſchauungen, in welchen ſie verſuchten, die Erſcheinungen im Weltall im Zuſammenhange des herrſchenden mythiſchen Götterſyſtems zu erklären und, was ſelbſtverſtändlich erſcheint, die von der erwachenden Erkenntniß auf-

geworfenen Fragen nach dem Ursprung und dem Anfang der Dinge in zusammenhängender Reihenfolge zu beantworten. So entstanden denn die halb aus mythischen, halb aus primitiv-naturphilosophischen Fäden gewebten Kosmogonien und Theogonien, in welchen sich die früheſten und kindlichſten speculativen Versuche der Menschheit verkörpern sollten. Nichts weiteres waren diese Producte, als ein zusammenhangsvoller und gleichsam krystallisirter Niederschlag aus den Vorstellungen und Anschauungen, welche die Priesterwelt bewegten seit der Zeit der Feuererfindung. Alles was man bruchstückweise über den Zusammenhang der irdischen Naturkräfte mit den himmlischen Göttern bisher ahnte und hier und da wol auch zu einem bestimmtern Ausdruck brachte, das wurde jetzt durch die Dichter zu einer geordneten Gesammtanschauung erhoben, in der die früheſten und kindlichſten Fragen der Erkenntniß nach der Schöpfung und dem Anfange des Weltalls durch die Gottheit zunächſt in den Vordergrund gestellt wurden. Freilich beschränkten sich die Kosmogonien nicht nur darauf, die Schöpfungsfragen zu erledigen; denn sie handelten nicht nur über den Welt- und Menschenanfang, sondern es floß auch eine große Reihe von Mythen, welche den Priestern und Sängern ganz besonders lehrreich und weisheitsvoll erschienen, gleichzeitig bei der Darstellung und Verarbeitung aller hierher gehörigen Anschauungen mit unter. So stellen sich die Kosmogonien dar als Producte, die sich ebensowol aus Mythen und Sagen, bezüglich der herrschenden Götterlehre, als auch aus bestimmten Schöpfungslehren, d. h. Ansichten über den Beginn des Weltalls, zusammensetzten, welche den Trieb der soeben erwachenden Erkenntniß zu befriedigen strebten. Wir werden psychologisch nicht verkennen, daß sich in diesen ersten Erkenntnißtrieben bereits die früheſten Regungen des speculativen Geistes ausgesprochen finden; allein in der That sind es nur erst die ersten Keime, welche Wurzel zu schlagen versuchen. Vergeblich suchen diese Keime hier noch die mythische Hülle, welche sie gefesselt und umfangen hält, zu durch-

brechen; denn noch bleibt die Auffaſſung völlig haften bei den Götteranſchauungen und noch vollziehen ſich vor den Augen der Sänger und Dichter die Schöpfungsacte und Wirkungen völlig myſtiſch und zauberiſch. — Von der bisherigen herrſchenden Anſchauungsweiſe unterſchieden ſich die Kosmogonien und Theogonien dadurch, daß ſie die Vorſtellungen zuſammenfaßten und in gewiſſer zuſammenhängender, erklärender Reihenfolge ordneten, um ſo das ganze Weltall im Hinblick auf die Schöpfungsfrage durch die Götter möglichſt umfaſſend und überſichtsvoll zu behandeln. Allein in dieſer Art waren derartige Producte eben noch keine eigentliche Philoſophie; denn noch ſuchte man hier die Urſachen der Anfänge nicht, wie das die erſten Philoſophen thaten, in kosmiſchen Principien, ſondern vielmehr ausſchließlich und allein in den über und hinter den kosmiſchen Gebilden ſtehenden Göttern. Die Einſicht in den Unterſchied von Gott und Welt vollzieht ſich daher erſt in der Philoſophie, in deren erſten Anſchauungen die kosmiſchen Elemente ſelbſt bildungsfähig und ſchöpferiſch auftreten, ſodaß die Rolle, welche die Götter noch zu ſpielen hatten, eine immer mehr und mehr nebenſächliche und unweſentlichere werden mußte. In den Kosmogonien hingegen ſpielen die Götter vorwiegend die Hauptrolle; in myſtiſcher Weiſe treten ſie überall als die Schöpfer auf, bald führen ſie ſich geheimnißvoll ein in den Cauſalzuſammenhang der Dinge, um ihn zu unterbrechen, bald dagegen verſchwinden ſie auf eine ebenſo myſtiſche Art, und ſo erkennen wir leicht, daß hier von einer genauern und klarern Ueberſicht über den Zuſammenhang von Urſache und Wirkung keine Rede iſt. Noch geht in dieſer Anſchauungsweiſe der Dinge alles zauberhaft und geheimnißvoll zu, noch ahnte man nicht, daß alle Urſachen, Wirkungen und Wechſelwirkungen der Verhältniſſe an beſtimmte Geſetze gebunden ſind, welche die Regelmäßigkeit der Erſcheinungen bedingen. Was ſich indeſſen bereits deutlich in dem Gedankengange der Kosmogonien ausgeſprochen findet, das iſt die Einſicht, daß alles das, was be-

ſteht, Grund und Urſache beſitze und daß man die Erſcheinungen nur dann erſt recht würdigen und verſtehen lerne, wenn man ſie aus ihrem Urſprunge begreife. Allein trotz dieſer Einſicht ſuchen die Dichter und Sänger die Dinge nur aus myſtiſchen Gründen herzuleiten, und überall iſt es die überirdiſch erſcheinende Hand der Götter, welche ſchöpferiſch zeugend im Zuſammenhange der Entwickelung dazwiſchentritt. So, ſehen wir, arbeiten ſich die Dichter der Kosmogonien nur wenig über die mythiſchen Anſchauungen hinaus, und nicht mit Unrecht werden wir dieſe Gebilde daher als die Ausläufer der letzten Phaſe des mythiſchen Proceſſes zu beleuchten haben.

In den Kosmogonien und Theogonien nähert ſich der früheſte mythiſche Proceß und die von ihm ausgehenden geiſtigen Anregungen dem Ende, die klarere Erkenntniß beginnt mehr und mehr zu erwachen und ein allmählicher Uebergang vollzieht ſich zur Philoſophie, durch welche die Einwirkungen und Nachwirkungen des Mythus bekämpft und zurückgedrängt werden.

Neben den Anſtößen und Einflüſſen, welche von ſeiten der Himmelskunde und der Sterndeuterei kamen, um den Geiſt darauf hinzuweiſen, die erſten kindlichen Fragen der erwachenden Erkenntniß ſich zuſammenhängender wie bisher zu beantworten, dürfen wir indeſſen die Anregungen nicht überſehen, die das ſoeben in Aufſchwung gekommene Schriftweſen auch in dieſer Beziehung darbot. Lag es doch im Weſen des Geiſtes überhaupt, nach umfaſſender und erweiterter Erkenntniß und Ueberſicht zu ſtreben und die Erinnerung in Rückſicht darauf zu ſtärken, und war es doch gerade hinwiederum die Schrift geweſen, welche mit ihrem Unterbau der Erinnerung zu Hülfe kam, um ſo den Reichthum der Ueberſicht zu vermehren. Je mehr aber dieſer Reichthum der Erinnerungen und der Gedankenkreiſe wuchs, je mehr ſich der Geiſt dazu aufgemuntert fühlte, umfaſſender zu vergleichen und im Beſondern das Allgemeine aufzuſuchen, um ſo größer mußte auch nothwendig das Beſtreben

werden, das zerstreute Material, das sich während des mythischen Processes angesammelt hatte, zusammenzufassen; und da sich eben dieses Material bereits durch den Schriftproceß zu einer Literatur verkörpert hatte, so wurde jetzt diese letztere vorzugsweise benutzt, um dem Verallgemeinerungsproceß der Anschauung Hülfe zu leisten. Systematisch stellte man die ersten Schriftproducte der Priester und Sänger zusammen, um sie ihrem Inhalte nach zu sammeln und zu ordnen, und gestalteten sich aus diesem, nach einer bestimmten Richtung hin vorgenommenen Sammelwesen von mythischen Schriften nicht immer eigentliche Kosmogonien, so entstanden doch hiermit gewisse heilig gehaltene Mythencomplexe, die in ihrem Sagenkranze ein Buch von heiligen Schriften bildeten, deren Inhalt die Priester sich gewöhnten, als die Summe aller Weisheit hinzustellen. Diese heiligen Weisheitsschriften bildeten zugleich einen Sammelpunkt, an welchen sich sehr früh eine ganze Literatur von weitern Priesterschriften anschloß, welche ihrem Inhalte nach sich stets auf die als Buch der Bücher angesehene Weisheitsschrift zurückbezogen. So zeigt sich, „daß die Erscheinung, daß um einen Kern älterer heiliger Bücher sich eine ganze priesterliche oder gelehrte Literatur über alle Theile des von dem priesterlichen Stande gepflegten Wissens ausbreitet, nicht nur bei den Aegyptern vereinzelt dasteht, sondern sie findet sich bei den meisten ältern Nationen, von denen wir Kunde haben: bei den Juden, Baktrern, Indern. Bei allen diesen Völkern bildet eine kleine Anzahl älterer Schriften den Kern einer ausgedehnten, bändereichen Literatur".* In Aegypten bildeten 42 Bücher den hauptsächlichen Kern der Priesterliteratur; dieser war aus den angesehensten Priesterschriften zusammengesetzt, und an sie schloß sich die übrige Literatur in Form von Commentaren, Erläuterungen und Abhandlungen an.

Waren in der frühern großen Entwickelungsepoche der Urzeit,

* Vgl. Röth, „Geschichte der abendländischen Philosophie", I, 116.

welche ſich an die Feuererfindung anlehnte, ganz beſonders die indo-germaniſchen Völkerſtämme, wie wir ſahen, hervorgetreten, ſo waren es in ſpäterer Zeit die Aegypter, die ſeit der Epoche der Schrift-ausbildung an die Spitze der Culturentwickelung traten. Es wird indeſſen nicht zu leugnen ſein, daß den Aegyptern die Anregungen zu einem höhern bedeutſamen geiſtigen Aufſchwunge erſt von Oſten her mitgetheilt waren.* Allein um alle dieſe von dorther ſtammenden geiſtigen Einflüſſe ſo zu aſſimiliren, daß ſie ſelbſtändiger verarbeitet wurden und zu einem neuen Kerne der Fortentwickelung dienen konnten, dazu bedurfte es einer neuen äußern Stütze, und dieſe Stütze, ſahen wir, war die Ausbildung des Schriftweſens, die in Aegypten einen hervorragend raſchen Fortgang nahm. Dadurch geſchah es, daß das ägyptiſche Prieſterthum ſich ſehr bald auf eine höhere Stufe der Entwickelung erhob, als dies bei den meiſten Nachbarvölkern in der Weiſe der Fall war. Wie außerordentlich ſich infolge deſſen das geiſtige Leben in Aegypten entfaltet hatte, das erkennen wir aus dem Bilde, das uns Clemens Alexandrinus über einen ägyptiſchen Prieſteraufzug erhalten hat. Ein ſolcher Aufzug läßt uns einen Blick in das Wirken und Schaffen des Prieſterthums thun, da ſich bei dieſer Gelegenheit die Würden-träger aller gepflegten Gebietszweige öffentlich dem Volke zeigten.

---

* Hatte ſich die Epoche der Feuererfindung vorzugsweiſe unter den Indogermanen und Semiten zugetragen, ſo war es ſelbſtverſtändlich, daß die eigentliche kosmo-magiſche Weltanſchauung mit ihren mannichfaltigen Vor-ſtellungen ſich von deren Urſitzen aus nach allen Seiten hin, folglich auch von Oſten her nach Aegypten verbreiten mußte. Die kosmo-magiſchen Vorſtellungen waren daher im weſentlichen den Aegyptern zu ihren ältern Vorſtellungen, die ſich an den Leichencultus anlehnten, zugetragen worden. Beide urſprünglich ausgebildeten Anſchauungen der Dinge, d. h. jene der „Vor-“ und jene der „Nachfeuerperiode“, hatten ſich daher in Aegypten verſchmelzen müſſen, und es wäre wol keine unlohnende Aufgabe, die Wurzeln beider Vorſtellungsweiſen genau nebeneinander nachzuweiſen, zumal, wie wir geſehen haben, die An-ſchauungen der „Vorfeuerperiode“ ſich im alten Aegypten ganz beſonders ſcharf conſolidirt hatten.

Vorauf ſchritt bei einem ſolchen gottesdienſtlichen Aufzuge ein Sänger, welcher ein Symbol der Muſik trug, welch letztere ſich, wie alle Künſte und urſprüngliche Kunſtentwickelung überhaupt, was wir im Folgenden noch genauer zeigen werden, eng an Wiſſenſchaft und Religion anlehnte. Dieſer Sänger mußte zugleich alle Dichtungen und Lobgeſänge auf die Gottheit innehaben. Nach dem Sänger folgte der Horoſkopos, der Stundenbeobachter, der die Zeit regulirte und die Wiſſenſchaft der Sternkunde innehaben mußte. Vorzugsweiſe mußte derſelbe die über Sternkunde handelnden Bücher des Hermes auswendig wiſſen. Das erſte dieſer Hermesbücher handelte von der Anordnung der Fixſterne, das zweite von der Erleuchtung des Mondes und dem Lauf der Sonne, die andern aber von den Aufgängen der Geſtirne. Hierauf folgte der heilige Schreiber (Hierogrammateus); derſelbe mußte mit den Hieroglyphen vertraut ſein und vorzugsweiſe raſch und geläufig die Schriften entziffern und leſen können. Auf den heiligen Schreiber folgte der Stoliſtes, der die geſetzlich feſtgeſtellte Elle und das Maß in der Hand trug. Endlich kam der Orakelabfaſſer, d. h. der eigentliche Seher und Oberprieſter, der zugleich die Geſetze handhaben mußte, wobei er die Götter um Rath anging und Offenbarungen aller Art austheilte. Im Zuge vertheilt befanden ſich gleichzeitig die Tabernakelträger, welche bei öffentlichen Aufzügen die Götterbilder trugen, ſonſt aber die niedern Tempeldienſte verſahen, die Reinhaltung des Tempels und das Opferweſen beſorgten, nebenbei aber zauberiſche Arzneikunſt übten. So, ſehen wir, waren die Zweige von Kunſt, Religion und Wiſſenſchaft im Schoſe des Prieſterweſens entwickelt worden. Dichter, Muſiker und Sänger, Sternkundige und Sterndeuter, Propheten, Wahrſager und Richter, ebenſo wie Aerzte und Heilkundige waren hier in der Prieſterwelt vertreten, faſt alle hauptſächlichen Gebietszweige der Wiſſenſchaft waren bereits deutlich differentiirt, obwol einige derſelben, wie die des Richters und Prieſters, hier noch

miteinander verschmolzen waren*; das aber, was die Würdenträger aller Wissensgebiete zusammenhielt, war die gemeinsam mythische Weltanschauung, wie sie in den heiligen Büchern im Hinblick auf die verehrten Gottheiten als System entwickelt worden war. Bei dieser außerordentlichen Entwickelung des Priesterthums in Aegypten nimmt es nicht wunder, daß auch die Anschauungsweise in Bezug auf das Götterſystem hierselbst viel früher wie bei andern Völkern eine umfassendere und allgemeinere geworden war, sodaß wir erkennen, wie schon in der Götterlehre des alten Aegyptens sich deutlich die speculativen Keime Bahn brachen, die, wenn sie auch hier nicht zur weitern freiern Entwickelung kamen, doch schon so viel Triebkraft entfalteten, daß sie andere Völker, wie namentlich die empfänglichen Griechen, fruchtbar anregen konnten. Die von der ägyptischen Hierarchie gepflegte und allgemein anerkannte Welt- und Götteranschauung war ihrem Wesen nach bereits ein System, in welches die kosmogonischen Ideen im wesentlichen mit verflochten waren, während in ihr nebendem deutlich bereits ein gewisses Streben zur mystischen Erhabenheit zum Ausdruck kam. Die Aegypter gingen schon früh in ihrer Vorstellungsweise von einer allgemeinen Urgottheit aus, die zugleich ein kosmisch dunkles, noch unentwickeltes (leeres) und verborgenes Ursein darstellte. Diese geheimnißvolle dunkle Urgottheit nannten sie Amūn, d. h. Verborgen, man stellte sie dar als Sphinx in Widderform, und überall wurde sie am Eingange des Tempels aufgestellt. Zugleich nannte der Aegypter diese Sphinx Neb, d. h. Herr. Allein als verborgene Sphinx konnte die Urgottheit nicht verharren, sie entwickelte, enthüllte und offenbarte sich daher in einer vierfachen Gestalt, und zwar als Kneph, d. i. Hauch, Athem und Seele des Lebens, als Neith, d. i. die kosmische Urmaterie, als Sevech (der ewig fließende

* Die ursprüngliche Verbindung aller der erwähnten Gebietskreise des Wissens im Schoſe des Priesterthums findet sich heute noch bei den Chinesen.

Zeitſtrom) und als Paſcht (ein weibliches Weſen mit der Bedeutung der räumlichen Weite, des Ueberall und der räumlichen Unendlichkeit). Wir erſehen aus dieſen Vorſtellungen, wie hoch ſich die ägyptiſchen Prieſter in der Abſtraction bereits erhoben, und wie ſie ſich die Entwickelung und die Schöpfung des Kosmos vorſtellten. Auf das innigſte waren die Götter noch mit dem Kosmos verflochten, d. h. die kosmiſchen Principien wurden eben noch als thatſächliche Götterweſen erfaßt, die in ihrer Art zugleich über dem geſetzlichen Cauſalzuſammenhange ſtanden. Trotzdem trat bereits die früheſte Erkenntnißfrage deutlich hervor: wie die Welt und ihre weſentlichſten Erſcheinungen aus der Urgottheit entſtanden ſeien, und die Beantwortung dieſer Frage führte die kosmogoniſchen Philoſophen in Aegypten auf die Vorſtellungen der Urmaterie und des lebengebenden Hauchs. Allein dieſe Anſchauungsweiſen blieben inſofern noch völlig unphiloſophiſch und rein myſtiſch, als ſie nicht vollſtändig losgelöſt wurden von dem mit ihnen verſchmolzenen Bilde der Gottheit. So abſtract und in gewiſſer Weiſe zugleich ſpeculativ daher auch die ägyptiſche Götterlehre nebſt ihrer Kosmogonie ausſah, ſowenig dürfen wir im Hinblick darauf behaupten, daß die Aegypter bereits wahrhaft philoſophirt haben. Es wird nicht geleugnet werden können, daß die Kosmogonien der alten Völker bereits die mannichfachſten Elemente einer ſpätern ſpeculativen Betrachtungsweiſe einſchließen, und noch viel weniger werden wir leugnen können, daß gerade bei den Aegyptern dieſe Elemente beſonders hervortraten, allein wir müſſen eben feſthalten, daß die Kosmogonien nur erſt eine Uebergangsform der mythiſchen Auffaſſungsweiſe zum ſpeculativen Proceſſe darſtellen. Wenn dem ſo iſt, ſo erſcheint es in der That wunderbar, daß ſich faſt in keinem Lande und unter keinem der alten Völker der Uebergang von der mythiſchen und kosmogoniſchen Betrachtungsweiſe zur eigentlichen Speculation völlig vollzogen hat. Das einzige Volk des Alterthums, in welchem die eigentliche Philoſophie zum Durchbruch kam,

waren die Griechen. Wie war es möglich, daß es gerade nur dieſer Volksſtamm war, in welchem ſich die Entwickelung des Erkenntnißlebens fortſpinnen ſollte?

Die Antwort auf dieſe Frage ergibt ſich nur dann, wenn wir die Intereſſen und die Herrſchaft des Prieſterthums in den verſchiedenen Ländern vergleichen und die Fähigkeiten der Völker hierbei berückſichtigen. — Faſt alle Völker des Orients, vorzugsweiſe aber die Aegypter, waren einer Prieſterherrſchaft verfallen, die einen bedeutenden Druck auf das geiſtige Entwickelungsleben des Volkes ausübte. Im Schoſe des Prieſterthums waren in der That die geiſtigen Kräfte bisher faſt allein gepflegt worden, in ihm waren die einzelnen getrennten Gebietszweige, wie wir ſahen, zur Entwickelung gekommen, und hier, wo die Schrift zuerſt fortentwickelt wurde, um das Erkenntnißleben zu unterſtützen, mußte ſich daher in erklärlicher Weiſe das Beſtreben kundgeben, die Geſammtbildung des Volkes in Rückſicht auf beſtimmte Grundſätze und Dogmen zu leiten und zu erziehen. Es lag in der Natur der Sache, daß dieſe Dogmen in alleiniger Hinſicht auf das zeitgemäße anerkannte und herrſchende Religionsſyſtem begründet wurden, und da daſſelbe nur im weſentlichen ein mythiſches war, ſo wurde die hierauf bezügliche Anſchauungsweiſe allein als maßgebend anerkannt. Wir würden jedoch ein nicht unweſentliches Moment deſſen, was wir hier unter Dogma zu verſtehen haben, überſehen, ſobald wir unberückſichtigt laſſen, daß ein ſolches Dogma ſeinem beſtimmten Sinne gemäß zugleich nur dadurch ſanctionirt und ein für allemal als bindend erklärt wurde, daß man es in prieſterlicher heiliger Schrift an heiliger Stelle niederſchrieb und hiermit den Inhalt auf möglichſt dauerndem Material für immer fixirte und verewigte. Deshalb ſchrieben die Prieſter die heiligen Satzungen und Gebote anfänglich mit Vorliebe auf ſteinerne Tafeln und auf Tempelwände, ſpäter indeſſen verfertigten ſie heilige Bücher und Schriften, die ſorgfältig aufbewahrt wurden, um als dauernde Grundlage eines durch Buch-

staben festgelegten Glaubens zu dienen. Es ist ein charakteristischer Zug des alten orientalischen Priesterwesens, daß es mit Sorgfalt bestrebt war, das Hülfsmittel der Schrift (zu deren Ausbildung die erfinderische Begabung der Priester so viel beigetragen hatte) zu verwerthen, um ihren Religionsanschauungen Dauer zu verleihen und die darangeknüpften Satzungen als unantastbare Stiftungen zu verewigen. Daß indessen derartige mythische Anschauungen, die zumeist sogar noch mit einseitig entwickelten Priesterspeculationen vermischt waren, in dieser Weise festgelegt, für die Fortbildung des Geisteslebens nur ein Hemmschuh sein konnten, leuchtet dem Unbefangenen ein. In der That wurden diese künstlich verewigten Dogmen nebst der Priesterherrschaft, die unablässig am Buchstaben (der Kern und Schale des Niedergeschriebenen in sich schloß) festhielt, für die Fortschritte des geistigen Lebens der alten Völker eine Fessel, die so fest geschmiedet war, daß alle Entwickelung aufgehoben wurde. Wie glücklich war es daher, daß sich in Griechenland eine Priesterherrschaft ebenso wenig wie eine Dogmatik in der Weise befestigen konnte, wie das in Aegypten und unter andern Völkern des Orients der Fall war. Ungehemmt von bindenden festgelegten Dogmen, ungehemmt durch eine herrschende Priesterkaste überhaupt, konnte daher in Hellas der Strom der geistigen Entwickelung vorwärts eilen, zumal die hohe Begabung und das rege Interesse der Griechen für die Ausbildung der Kunst diesem Strome ein neugeebnetes Bett bereiteten. Angebahnt durch den griechischen Geist mit seinem hohen Sinn für ästhetische Form und künstlerische Gestaltung, sollte daher für die Menschheit jetzt eine neue großartige Epoche der Geistesentwickelung beginnen, die mit der Ausbildung der Philosophie anhebt, deren frühester Aufgang schon mehr und mehr von der hellern Sonne der historischen Zeit beschienen wird.

Die Umformung und Zuspitzung, welche der mythische Proceß durch die sich ausbildende Sternkunde schon verhältnißmäßig früh nach einer Seite hin erfahren hat, läßt sich deutlich nachweisen, nicht sowol in dem Mythenkreise der arianischen Völker als auch in dem der Aegypter. In dem arianischen Mythenkreise ist diese Veränderung doppelter Art, sie besteht erstens in einem immer stärker auftretenden Dienste untergeordneter Gestirne und in dem Ueberwiegen des Gestirndienstes überhaupt, sodaß die Verehrung älterer Gottheiten fast ganz zurückgedrängt wurde; zweitens wurde sie angebahnt durch die förmliche Umgestaltung, welche Zoroaster durch seine kosmogonische und ethische Speculation mit dem ältern Glaubenskreise verhältnißmäßig früh vornahm, und durch welche er einen Haupttheil der ältern Götterverehrung ganz aufhob.* Daß die Anschauungen Zoroaster's, der einer der ältesten und bedeutendsten der kosmologischen Schriftgelehrten war, nicht durch ihn persönlich neu aufgenommen wurden, wurde oben angedeutet. Von einer selbständigen und „willkürlichen" Umdeutung des Mythus durch Zoroaster kann daher nicht, wie Röth thut, geredet werden, doch ist es richtig, daß in der nachzoroastrischen Zeit der mythische Proceß durch die Einflüsse der Himmelskunde sich immer mehr und mehr mit physikalischen Elementen erfüllte und so seiner Zersetzung entgegenging, die in Griechenland durch den völligen Uebergang zur Philosophie beendet wurde.

Behalten wir alle wesentlichen Punkte im Auge, so läßt sich die Frage, ob die Griechen die Anregungen zur Speculation überhaupt aus dem Orient erhalten haben, leicht beantworten. Da die Griechen zu den indogermanischen Volksstämmen gehörten, waren ihnen die Anschauungen „der Feuerzeit" und alle sich hieran anknüpfenden Vorstellungsweisen nicht fremd. Die Ideen Zoroaster's beherrschten im allgemeinen alle orientalischen Völkerkreise so sehr, daß sie auch den Griechen nichts Neues boten. Daß das Schriftgelehrtenthum und die Sternkunde in Aegypten ebenso wie in Babylon viel früher zu einer höhern Entwickelung gelangten wie in Griechenland, kann vom historischen Gesichtspunkte schon deshalb nicht geleugnet werden, weil hier die dem Geiste sehr hülfreiche Schriftentwickelung ursprünglich am meisten voraus war. Die ältesten Kosmogonien haben wir daher in jedem Falle unter den ältesten Schriftvölkern zu suchen. Deshalb werden wir zugleich auch zugeben müssen, daß in Rücksicht auf die Ausbildungen der Kosmogonien die Griechen mancherlei erhebliche Anregungen von ägyptischer Seite ebenso wie vom fernen Osten her überhaupt erfahren haben.**

* Vgl. Röth, „Die ägyptische und zoroastrische Glaubenslehre", S. 102.

** Vgl. zugleich Röth, „Geschichte der abendländischen Philosophie".

Allein in den Kosmogonien beginnen die ſpeculativen Elemente ſich nur erſt allmählich zu ſammeln, ohne daß ſie klar und ſelbſtändig zur Entwickelung kommen. Dieſe Fortentwickelung der ſpeculativen Elemente zum eigentlichen ſpeculativen Entwickelungsproceß iſt jedoch eine den Griechen ſelbſtändig und allein angehörige That. Was ſie zu dieſer hervorragenden That befähigte, haben wir bereits oben im Text erwähnt, es waren vorzugsweiſe zwei Bedingungen. Einestheils die urſprünglich freiere Geiſtesentwickelung, die ſich in Griechenland fortbewegen konnte, ohne durch eine herrſchende Dogmatik gehemmt zu werden*; anderntheils aber war es der hohe künſtleriſche Geſtaltungsſinn, der ſich im Griechenthum ausgeprägt fand und der ſich nicht ohne Rückwirkungen bezüglich des geiſtigen Scharfſinnes überhaupt dauernd geltend machen konnte. Hören wir, wie ſich Zeller hierüber in ſeinem vortrefflichen Werke über Geſchichte der griechiſchen Philoſophie ausſpricht: „Wenn wir die herrlichen Heldengeſtalten der Homeriſchen Dichtung betrachten, wenn wir ſehen, wie ſich alles, jede Erſcheinung der Natur und jedes Ereigniß des Menſchenlebens in ebenſo wahren als künſtleriſch vollendeten Bildern abſpiegelt, wenn wir uns an der einfach ſchönen Entwickelung der zwei weltgeſchichtlichen Gedichte, an dem großartigen Plane ihrer Anlage, an der harmoniſchen Löſung ihrer Aufgabe erfreuen, ſo begreifen wir vollkommen, daß ein Volk, welches die Welt mit ſo offenen Augen und ſo unbewölktem Geiſt aufzufaſſen, das Gedränge der Erſcheinungen mit dieſem Formſinn zu bewältigen, im Leben ſo frei und ſo ſicher ſich zu bewegen wußte, — daß ein ſolches Volk bald auch der Wiſſenſchaft ſich zuwandte, und daß es in der Wiſſenſchaft, nicht zufrieden mit dem Sammeln von Beobachtungen und Kenntniſſen, das Einzelne zu einem Ganzen zu verknüpfen, das Zerſtreute auf einen Mittelpunkt zurückzuführen, daß es eine von klaren Begriffen getragene, in ſich einige Weltanſchauung, eine Philoſophie zu erzeugen bemüht ſein mußte." **

---

* Vgl. Zeller, „Die Philoſophie der Griechen" (3. Aufl.), I, 44.

** Ebend., I, 40.

7.

Fehler, Mängel und Unklarheiten der früheſten kosmogoniſchen Prieſterſpeculationen.

Hinweis auf den Werth der Unterſuchung der urſprünglichen und früheſten Verirrungen des Erkenntnißtriebes. — Die Idee der Unvergänglichkeit und Ewigkeit und die gleichzeitige Apperception der dieſer Idee widerſprechenden Erſcheinungen. — Die Vorſtellung von der Schöpfung des Weltganzen aus dem Chaos durch die formende Hand der Götter und Hinweis auf die Gleichniſſe, deren ſich der kindliche Geiſt bediente, um dieſe Anſchauung vorſtellbar zu machen. — Der philoſophiſche Erkenntnißtrieb verglichen mit dem Kunſt- und Geſtaltungstriebe. — Der Zerſtörungstrieb der Kinder und das erſte Gebaren des Erkenntnißtriebes. — Werth und Unwerth dieſer Thätigkeit bezüglich der Einſicht in den wahren Sachverhalt. — Die Vorſtellung des Chaos als Weltleere und formloſe Zerſtörtheit des Weltalls. — Weshalb dieſe Anſchauung nicht als Anfang und Fundament der Entwickelung gedacht werden kann. — Werthloſigkeit der Frage nach dem Beginn und Ende des Weltalls überhaupt. — Die formloſe Leere und das Chaos gegenüber dem Begriffswerthe der Subſtanz als unvergängliche in ſich klare Weltordnung. — Die Grundregeln der Kunſt und Erkenntniß in ihren gleichartigen Forderungen. — Die Conſtruction des Weltalls als Weltordnung und die chaotiſchen Zuſtände als accidentelle Zwiſchenzuſtände. — Der Proceß der Kunſt und der Erkenntnißproceß in ihrer Aehnlichkeit der Thätigkeit, und ihre Verſchiedenheit der Aufgabe. — Licht und Finſterniß als Gegenſatz der äußern Grundanſchauung, und die Beziehungen derſelben zu dem innern Gegenſatze der geiſtigen Vorſtellungsverhältniſſe. — Das Licht kann nicht aus der Finſterniß ſtammen, ebenſo wenig wie die Weltordnung aus dem Chaos. — Rückblick und nochmaliger Geſammthinweis auf die Entſtehung der mangelhaften Vorſtellungen und urſprünglichen Verirrungen des prieſterlichen Erkenntnißlebens.

Die Kosmogonien waren die früheſten Producte menſchlicher Thätigkeit, in denen das höhere Erkenntnißleben ſich Bahn brach

mit ihnen beginnt die tiefere und umfassendere Entwickelung des menschlichen Verstandes, sie charakterisiren die erste und primitivste Stufe derselben. Wie wichtig erscheint es daher, den Geist auf dieser frühesten und niedrigsten Bildungsstufe des Erkenntnißprocesses zu belauschen, um so eine Reihe von Erscheinungen des spätern Geisteslebens der Menschheit leichter zu begreifen und würdigen zu lernen. Verhält es sich doch im innern Geistesleben nicht anders wie im physiologischen Bildungsprocesse der organischen Entwickelung überhaupt, die Misgriffe und Mängel, die sich ursprünglich in den frühesten Bildungsproceß einschleichen, werden bei weiterer Ausbildung zu Fehlern für den Verlauf der spätern Fortentwickelung, sie treten immer wieder auf und können nur mit Mühe bekämpft werden. Nicht besser können wir daher die Verirrungen des Erkenntnißlebens, wie sie sich in der spätern Philosophie und namentlich in den wissenschaftlich-religiösen Bestrebungen der spätern Priesterwelt ausgesprochen finden, ihrem Wesen nach erkennen, als wenn wir einen Blick in die frühesten Gedankenkreise werfen, aus denen die ersten Fragen auftauchten, welche den Erkenntnißproceß in Fluß setzten, indem sich zugleich der Geist nach möglichst richtigen Antworten umsah.

Das gen Himmel gerichtete Auge der Magier und Sterndeuter, das sich forschend aus dem Labyrinthe der Sternmassen herausarbeitete und sich zum scheinbar feststehenden Mittelpunkte des Himmelsgewölbes emporschwang, um von hier aus nun dem Laufe und den Veränderungen der Gestirne zu folgen und die Lage und Gestalten der Gestirngruppen zu überblicken und festzustellen, lieferte, wie wir sahen, dem Geiste den ersten Fingerzeig zur Idee der Unvergänglichkeit und Ewigkeit. Wie fest und dauernd erschien das Himmelsgewölbe mit seinem Mittelpunkte im kreisenden „Siebengestirn", gegenüber der vergänglichen irdischen Natur, in der die lebendigen Geschöpfe so rasch dahinwelkten und deren Kleid sich in den verschiedenen Jahreszeiten so rasch veränderte. Hier die

Vergänglichkeit, dort oben die ewige Dauer, hier auf Erden die klagenden, hoffenden und hinſterbenden Menſchen, dort oben am Himmel aber die ewigen unſterblichen Götter, die mit ihren flammenden Fackeln immer wieder von neuem die Erde erleuchteten. Die Götter in den Geſtirnen waren daher ſeit uralter Zeit mit dem Begriffe der ſchöpferiſchen Erzeugung und Production im Bewußtſein der Menſchen verſchmolzen worden; denn ſie waren ja im geſchichtlichen Verlaufe als die Erzeuger und hervorbringenden Schöpfer der himmliſchen Feuer urſprünglich appercipirt worden, ſie beſaßen alſo die Macht der Zeugung und die Fähigkeit des Hervorrufens in einer für den Menſchen erhabenen Weiſe; denn vermochten die geweihten Hände des Prieſters das Feuer der Opferflamme zu erzeugen und zu entzünden, ſo beſaßen die Götter erhabener noch die übermenſchliche Fähigkeit, die mächtigen Himmelsfeuer zu entflammen und wieder verlöſchen zu machen. In der früheſten Zeit ſpeculirten die Prieſter daher über dieſes Attribut der Zeugung und erzeugenden Kraft der Gottheit nicht hinaus. Wir finden in den älteſten Urkunden der Inder, bei den Dichtern der Vedalieder, eine Reihe von Andeutungen, die darthun, daß zur Zeit, da dieſe unſterblichen Hymnen geſchrieben wurden, die Völker reif genug waren, um die erhabene Uebermacht der Gottheiten zu begreifen, weshalb man ſie demuthsvoll bittend anrief, aber wir finden nichts Beſtimmtes, was darauf ſchließen ließe, daß man auch nach einem Urſprunge der Götter ſelbſt geforſcht hätte. Die Götter waren dem Volke zeugende Weſen, ob ſie ſelbſt wiederum gezeugt waren, das kümmerte den Geiſt nicht, oder aber man nahm das vielmehr als etwas ſo Selbſtverſtändliches an, daß das Nachdenken darüber nicht in Fluß kam. Hier und da wird uns allerdings die Somapflanze als Urheber der Götter genannt, aber ſelbſt dieſe ſonderbare Andeutung beweiſt dem Forſcher nur, wie naiv der Geiſt noch die Fragen der Zeugung und des erzeugenden Urſprungs mit dem Opfer und der lichtſpendenden Flamme in Verbindung

brachte, denn der Prieſter ſchuf die Flamme, um das Somaopfer in Empfang zu nehmen. Am meiſten blickt aus den Vedaliedern die Anſicht hervor, daß das Weltall aus dem Feuer geſchaffen ſei, da uns häufig die Lichtgötter, wie etwa Feuer und Sonne, als diejenigen unter den Erhabenen genannt werden, welche allen übrigen Göttern Unſterblichkeit verleihen. Die Götter wurden zudem von den Indern im Lichte ſitzend gedacht; denn bald iſt es Indra, der dieſes Licht ausbreitet, bald iſt es das Feuer, welches die Thore der Finſterniß geſchloſſen hat; auch wird uns das Feuer ſelbſt als der Urheber des Himmels bezeichnet. So ſehen wir, drehten ſich die früheſten Vorſtellungen, wie erklärlich, um die Gegenſätze von Licht und Finſterniß. Alle übrigen mythologiſchen Vorſtellungen über die Weltentſtehung entſtammen einer ſpätern Zeit und tragen ſchon ein ſubjectiv gefärbteres Gepräge.* Bevor die Feuer der Geſtirne am Himmel leuchteten, ehe denn die Götter geſprochen hatten: es werde Licht, ſchwebte der Geiſt Gottes über dem Waſſer, da war es dunkel und finſter auf der Welt, da war es öde und leer, nichts war das Weltall in dieſer Zeit, als eine dunkle, bodenloſe Kluft, welche die Griechen mit dem Ausdruck „Chaos“ bezeichneten. In dieſem finſtern Chaos war nichts zu erkennen; da gab es nichts, das räumlich zu betrachten war; denn überall hin dehnte ſich nur eine Wüſte und Leere. Erſt als die Götter das Licht zu zeugen begannen, da bevölkerte ſich die finſtere Leere mit Dingen und Gegenſtänden, welche zugleich die Götter ſchufen. Wir ſehen, der Zeugungs- und Schöpfungsbegriff drängte ſich dem Bewußtſein urſprünglich allein auf, und zwar zunächſt durch den Hinblick auf das menſchliche Schaffen und Hervorbringen. Weil der Menſch einen Anfang im Leben hatte, ſo ſchien es, mußten auch das Weltall und die lichten Opferfeuer der Geſtirne einen ſolchen

* Vgl. Spiegel, „Zur vergleichenden Religionsgeſchichte“, III: „Anfang und Ende der Welt“ („Ausland“, 1872, S. 222 fg.).

durch die zündenden Götter gehabt haben. Aber der Vorſtellung des irdiſchen Anfangs, und der Vorſtellung des Vergänglichen, trat ſehr früh, wie wir ſehen, der Begriff des Ewigen und Unvergänglichen als das Göttliche gegenüber. Schien ſich nicht das Himmelsgewölbe im Hinblick auf den Kreisgang des „Siebengeſtirns" der alten Sterndeuter ewig im Kreiſe zu bewegen, und konnte der Kreis Anfang und Ende haben? War das Firmament nicht überhaupt das Dauernde und Feſte gegenüber den Erſcheinungen der nächſten Umgebung? Hatten die Prieſter und Sterndeuter nicht einen Punkt am Himmel entdeckt, der unvergänglich feſtzuſtehen ſchien? Hatten ſie nicht in dieſen Regionen die Höhe des Weltalls ſuchen lernen? Mußte der in dieſen Höhen wohnende Zünder und Schöpfer als Herr der Heerſcharen nicht ewig beſtehen? So wurden den Sterndeutern und Prieſtern ſehr früh die am Himmel kreiſenden Geſtirne, beziehungsweiſe deren Zünder, die ewigen Güter, die niemals untergingen. Aber woher geht denn nun alles Irdiſche zu Grunde, warum laſſen die ewigen Götter doch Thiere und Menſchen dahinwelken wie die Blumen des Feldes, warum erhalten die Götter die Menſchen nicht ebenſo unvergänglich wie ſich ſelbſt, warum wiſſen die Götter die Sterblichen nicht zu ſich emporzuziehen? Weshalb wurden die Geſchöpfe von den Unſterblichen nicht unſterblich geſchaffen? Waren die unſterblichen Götter nicht ſelbſt hinfällige Weſen, wenn ſie nur Sterbliches zu ſchaffen und zu erzeugen wußten? Und wenn die Unſterblichen nur Hinfälliges zu ſchaffen wußten, mußte alsdann nicht alles Geſchaffene endlich wieder untergehen, wie die Opferfeuer der Prieſter? Und die Prieſter zögerten nicht, dieſe Fragen zu beantworten. War die Schöpfung aus den Händen der Götter hervorgegangen, ſo konnte alles Licht durch ſie hinwiederum auch verlöſchen. Hatten ſie das Dunkel des Chaos erleuchtet, ſo durfte vor ihren Augen auch das Weltall verſinken in das Reich der ewigen Nacht und in den Tartarus. Aber die Götter ſelbſt, was waren ſie noch, wenn alles verſunken war, und

ihre Geſtalten nur über der öden Leere ſchwebten? Ja mehr noch, was waren dieſe Geſtalten überhaupt in jener Zeit, *da noch nicht* die Welt erſchaffen war, ſchwebten ſie nicht damals ſchon in einer Oede und Leere *ohne jeden Halt*? Was iſt jene höchſte Gottheit, die ſich *ſelbſtgenügſam* nur in der Oede und Leere bewegt, bevor ſie ans Werk der Schöpfung Hand anlegt? Wäre die höchſte Gottheit dieſer kindlichen Prieſterweisheit in dieſer Selbſtgenügſamkeit, die ihr kraft ihrer Allmacht als *Schöpfer* zukommen ſoll, mehr als ein unliebevolles Weſen, deſſen Charakter ſich durch Eigennutz und Egoismus auszeichnet? Soll Gott die Liebe ſein, ſo muß er ſchaffen. Wenn aber die unausſprechliche Liebe jener Gottheit ſchafft und weltſchöpferiſch iſt und wirkt, *ſeitdem und ſolange ſie ſelbſt beſteht*, iſt dann nicht *gleichzeitig und im ſelben Moment* Gottheit und Schöpfung, d. h. Gott und das ewige Weltall geſetzt? So wurde ſchon nach dem früheſten Erwachen der Erkenntniß der Menſchengeiſt von Zweifeln gequält, die ſich auf den bemerkbaren Widerſpruch der erſten kindlichſten Fragen über Gottheit und Schöpfung ſtützten. Dieſe Zweifel wurden indeſſen beſchwichtigt und die Widerſprüche, wie es im Urſprunge des Erkenntnißproceſſes natürlich war, von den Prieſtern auf die kindlichſte und falſcheſte Weiſe gelöſt. Wohl meinen wir hätten die himmelskundigen Weltweiſen ſich die Frage vorlegen ſollen, woher es denn überhaupt kam, daß der Geiſt ſich gezwungen fühlte, nach einem Anfange und einem Ende zu forſchen, ſodaß ſich die Erkenntniß ſelbſt im Hinblick auf das Dauerndſte gewiſſen Grenzen zugetrieben fühlt, an welchen angekommen, ſie wunderliche Fragen zu ſtellen beginnt, die mit gewiſſen Begriffen, die für dieſe Grenzen beſtimmt ſind, wunderlich beantwortet werden. Die Frage nach der Grenze, d. h. nach dem erſten Anfange alles deſſen was exiſtirt, ſchien dem Menſchengeiſte alles zu löſen, was ihm räthſelhaft erſchien, und ſo nahm er denn keinen Anſtand, dieſe Fragen ſich durch kindliche Gleichniſſe zu beantworten,

die freilich in der Art ihrer Auffaſſung völlig widerſpruchsvoll und ſich ſelbſt aufhebend waren. Anſtatt daß die früheſten himmelskundigen Weltweiſen ſich einzuſehen bemühten, weshalb die ſchöpferiſchen Götter nicht ohne ihre Geſchöpfe einen Augenblick zu denken waren, ja mehr noch, weshalb die Religion der Nächſtenliebe ſie antreiben mußte, Gott und ſein geliebtes Weſen die Welt zugleich zu denken, griffen dem Geiſte der Zeit gemäß die Prieſter zu einem falſchen Gleichniß, indem man die Gottheit getrennt von der Welt vorſtellte, in gleicher Weiſe, wie die Prieſter vom dunkeln Altare getrennt waren, auf welchem ſie nur die Leere oder das Chaos des Holzſtoßes vorfanden, das ihre geweihten Hände erſt zauberiſch vor der Menge in Brand zu ſetzen hatten. So ſehen wir, wurde die Gottheit vom Weltall getrennt und losgeriſſen durch ein Gleichniß, das nicht religiös erhaben genug erdacht war, da es wol auf das Verhältniß des Prieſters zum dunkeln Feuerzünder, nicht aber auf Gott und deſſen Verhältniß zum Weltall und zu den Geſchöpfen paßte. So geſchah es ferner, daß die Prieſter früh eine abſolute Trennung des Göttlich-Ewigen vom Irdiſch-Vergänglichen durchführten und die Götter kluftartig der Welt gegenüberſtellten. Die Götter durften in dieſer kindlichen Anſchauungsweiſe auch ohne das Weltall beſtehen, obwol ſie doch ohne die Welt nur Phantome ſein konnten; denn wenn die Götter die Schöpfer ſein ſollten, ſo mußten ſie, wie dargethan, vom Urſprunge ihres Daſeins ſchaffen, folglich ſchon ein Stück Welt vor ſich haben, an dem ſie ſich bethätigten, oder ihre Schöpfungsliebe wäre gegenſtandslos geweſen, d. h. ſo ſelbſtgenügſam, daß dieſe Selbſtgenügſamkeit einen unheiligen ſündlichen Egoismus hätte repräſentiren müſſen. Trauten daher ſelbſt die hebräiſchen Prieſter ihrem Jehovah die freie Möglichkeit zu, auch die Schöpfung zu unterlaſſen, ſo ſtellten ſie ihn in dieſer abſoluten Willkür nur als einen ſündlichen Egoiſten hin. Redet man aber heute noch in der Prieſterwelt von einer urſprünglichen „Genugſamkeit" Gottes, bevor er die Welt abſolut frei und

willkürlich erschaffen habe, so bildet man sich hiermit nur ein unheiliges, sündliches Gottesideal. Denn jenes „bevor" hat eben keine Gültigkeit, da Gott und die Welt in keiner Weise voneinander getrennt werden dürfen, somit das Weltall dem Schöpfer nicht hintennach gedacht werden darf. Denn Gott und die Welt gehören zusammen wie Centrum und Peripherie eines Kreises, wer das eine setzt, setzt eo ipso gleichzeitig das andere, eins ohne das andere läßt sich nicht denken. Aber die kindlichen Priester der Urzeit setzten zuerst die Götter, diese machten sie alsdann zu Erzeugern, und da ein Erzeuger ein Etwas besitzen muß, daraus er erzeugt, so helfen sie sich durch den Hinweis auf das Chaos und auf die absolute Finsterniß und die noch im Dunkel liegenden Wasser, über denen der Geist Gottes schwebte. Es schien, als müßte sich der menschliche Geist mit dieser Vorstellung des Chaos als Weltanfang zugleich in einem finstern Labyrinthe befinden, in dem er nicht verbleiben konnte, da hier alles finster und leer war und kein Anknüpfepunkt gegeben war, der als Wegweiser zum Auswege hätte dienen können. Aber, o Wunder, so durfte mit Recht der kindlich-priesterliche Menschengeist ausrufen, in dieser völligen Leere, oder in diesem finstern, unerträglichen Labyrinthe lebten dennoch von Ewigkeit her die Götter, diese aber konnten sich helfen; war auch alles um sie her finster, leer und bodenlos, so waren sie doch die Mächtigen, welche den Zauber zu handhaben mußten, und in der That, ihrem Zauber mußte es, sobald sie danach trachteten, gelingen, Licht in diese finstere Leere, welche sie bewohnten, zu bringen, ihnen konnte es gelingen, auf übernatürlichem Wege die Nebel des Chaos zu zerstreuen, ihnen war es möglich, in dieser finstern, völlig leeren, folglich zunderlosen Welt dennoch Licht zu entzünden. — Wir übersehen, es war der Hinweis auf den Zauber, auf das Uebernatürliche und Wunderbare, was sich in die priesterliche nach Erkenntniß strebende Denkweise durch diese Vorstellungen einschlich, um sich als ein gefährlicher Rest beim Uebergange der bisherigen

rein mythiſchen, unklaren und fetiſchiſtiſchen Anſchauungsweiſe in die neuen Beſtrebungen des Geiſtes nach klarer ſicherer Erkenntniß hinüberzuretten. Ein falſches, nicht erhaben genug erſcheinendes Gleichniß war es zugleich, durch das ſich dieſe im Grunde irreligiöſe Anſchauungsweiſe der früheſten Prieſter erklärt. Mochte man dieſer falſchen Anſchauungsweiſe gemäß die ſogenannten Schöpfer einem Bildhauer vergleichen, dem die Welt urſprünglich wie ein todter, form- und geſtaltloſer Marmorblock gegenüberlag, oder mochte man ſie den Flamines zur Seite ſtellen, welche mit geweihten Händen und erhabenen Worten zu den Dienern des Tempels bei Gelegenheit des Opferzündens ſprachen: es werde Licht, ſo waren alles das nur Trugbilder, welche den Schöpfungsact aus der Leere, aus dem Nichts oder einem Chaos, das früher noch nicht Schöpfung war, nicht begreiflich zu machen im Stande waren. So dachten ſich die Inder in einer ſpätern Periode, die im letzten Buche des Rigveda hervortritt, daß das Weltall von Puruſcha, d. i. Mann, geſchaffen ſei. Dieſer Puruſcha bringt oder läßt ein Opfer bringen, und bei dieſer Gelegenheit entſpringt die irdiſche Welt, die Thiere und Menſchen u. ſ. w. Nach andern Quellen war es nicht das Opfer, das Puruſcha brachte, ſondern das Waſſer war urſprünglich vorhanden, aus dem Waſſer aber entſtand das Weltei, und dieſes wurde von der Gottheit Pradſchapati zur Welt umgeſtaltet. Die Eranier, nach dieſer Seite hin klarer denkend wie die überſchwenglichen Inder, nehmen eine oberſte Gottheit an, die dem hebräiſchen Jehovah ähnlicher iſt als irgendeinem indiſchen Gotte. Dieſe Gottheit hat ohne Beihülfe die Welt geſchaffen, wenigſtens iſt dieſe Beihülfe beſchränkt auf den Befehl, der an die überirdiſchen Wächter gerichtet iſt, die freilich myſtiſch im Hintergrunde ſtehen. Viele ähnliche hierher gehörige, von den Kosmologen gebrauchte Gleichniſſe entſtammen erſt der ſpätern Zeit und ſind in den Einzelheiten oft ſehr ſinnreich ausgeſponnen, ohne daß ſie indeſſen auf andern Grundanſchauungen fußen. Wir aber, die wir vom pſychologiſch-

historischen Gesichtspunkte hier zugleich die Anfänge und Keime des Erkenntnißlebens zu untersuchen haben, müssen uns die Fragen noch von einem tiefern psychologischen Standpunkte vorlegen, wie der kindliche Menschengeist zu einer so falschen Gleichnißweise kam, nach welcher das ganze ursprüngliche Weltall einem völlig leeren, finstern Altarraume oder einem solchen Chaos verglichen werden konnte, innerhalb dessen völlig anbauungslosen Leere selbstverständlich auch die Götter nur widerspruchsvoll und haltlos in der Luft schweben konnten.

Es ist ein sonderbarer Zug unsers Erkenntnißvermögens und Nachdenkens, daß es nur dann erst die Dinge und Erscheinungen klar zu erkennen und beurtheilen zu können glaubt, wenn es diese Erscheinungen nach vorheriger Zerstörung und Vernichtung aus ihren Theilen wieder zusammenzusetzen und aufzubauen versucht hat. Nur dann wähnen wir die Dinge zu erkennen und zu begreifen, wenn wir sie nach völliger Zerstörung wieder aufzubauen und so von Ursprung an zu verfolgen suchen. Aber freilich, dieser Zug und Trieb unsers Erkenntnißvermögens ist ein völlig kindlicher, noch unbeholfener, ja sogar übermüthiger und unartiger; denn er gleicht jenem Verlangen und jener falschen Neugierde der Kinder, die ihr Spielzeug zerbrechen, um in ebendieser übermüthigen Neugierde zu sehen, wie es innen aussieht, und so den ersten kindlichsten Regungen des Erkenntnißtriebes zu folgen. Bedächten jene Kinder, daß ihrem Erkenntnißtriebe nur wenig genützt wird, sobald sie das Spielwerk völlig zerschlagen haben, ja bedächten sie ferner, daß sie unter Umständen oft gar nicht einmal mehr im Stande sind, ebendasselbe Ding in seiner frühern Form wieder zusammenzusetzen, so würden sie einsehen, daß sich mit diesem Beginnen der Erkenntnißtrieb nur kindlich verirrte, da er viel Höheres erreicht haben würde für das Wesen der Erkenntniß, wenn er das Ganze in seiner Form vollkommen erhalten hätte, um es in dieser Vollkommenheit seinem

wahren Werthe gemäß zugleich in allen seinen Theilen und in seinem Zusammenhange zu studiren und hierbei das Einsehen zu gewinnen, daß man das Ganze dieses Werthes und der wahren Erkenntniß halber eben nicht maßlos zerstören und zerschlagen dürfe, sondern der genauern klaren Untersuchung halber wenn auch zergliedern, doch im Zusammenhange dauernd erhalten müsse. Aber eben diese Einsicht bezüglich der Handhabung einer wahren und sichern Erkenntniß war dem kindlichen ungereiften Menschengeiste noch keineswegs gegeben, und so geschah es, daß sich der Erkenntnißtrieb in seiner anfänglichen Unsicherheit völlig verirrte und Bedingungen schuf, die in dieser Weise niemals zur wahren Erkenntniß führen konnten. Anstatt das Gefüge der Theile und Theilchen nur gleichsam in der Zergliederung sorgsam zu lockern, um es mit geschärftem Auge gleichzeitig noch im Zusammenhange mit allen übrigen Theilen seiner Form nach untersuchen und beurtheilen zu können, verfuhr der noch unbeholfene Geist völlig ebenso wie das Kind: er zerbrach und zerstörte in Gedanken künstlich und völlig maßlos, d. h. bis zur völligen Formlosigkeit die vor ihm ausgebreitete Weltordnung von Raum und Zeit, welche in ihrem Gefüge und in ihren Gesetzen die himmelskundigen Magier des frühesten Alterthums in dem von ihnen beobachteten maßvollen und regelrechten Lauf der Gestirne bereits ahnten. Und als der kindlich denkende Geist nach dieser maßlosen Zerstörung und Vernichtung die disjecta membra zum maßvollen Gefüge des Ganzen zusammensetzen wollte, da hätte er zur Einsicht kommen sollen, daß er die Vernichtung ebenso wie das Kind viel zu weit übertrieben hatte und daß er über das Ziel hinausgeschossen war, da ihm in der einen Hand nichts wie die leere Anschauung der völlig in sich zerfallenen raumlosen Welt als das finstere Chaos, oder andererseits gleichsam der leere zunderlose Altar übriggeblieben war, während er hingegen in der andern Hand damit nun die völlig in ihrer heiligen und schöpferischen Erhaltungskraft vernichteten Götter und Zünder hielt, die jetzt auf dem leeren

Altartische nichts zu zünden und zu erhalten vermochten, da zugleich in der Leere und Wüste kein Holz anzutreffen war. So mußte sich denn, um im Gleichnisse zu bleiben, der Geist herbeilassen, den leeren Altar wiederum mit Holz zu belegen, das man im Grunde der Welt entnahm, um damit zu beweisen, daß die göttlichen Zünder ohne den Stoff der Welt dennoch niemals gedacht zu werden vermochten. Aber war denn den Dichtern der Kosmogonien das Chaos nicht eben nur dieser ungefüge Weltstoff und gleichsam der rohe Marmorblock, den die Götter erst zu bearbeiten hatten? Allerdings war ihnen das Chaos dieser Weltstoff, es war ihnen im Grunde jenes Stück Welt, das sich niemals von der Gottheit trennen ließ. *Aber wenn hiernach die Priester selbst bewiesen, daß der ewigen Gottheit ein Stück der Welt anhaften muß*, ist es hiernach nicht ein Widerspruch, der vollkommenen höchsten Gottheit solch einen ungefügen, völlig unbearbeitungsfähigen Weltstoff ursprünglich aufzuhalsen? Stellte man nicht in dieser übertriebenen einseitigen Anschauung, die man als den Anfang und als ersten Grundstein setzte, das Kind neben sein völlig zerbrochenes Spielzeug? Unterbreitete man nicht dem göttlichen Bildhauer hiermit statt eines Marmorblocks einen Block von Erz, den er unfähig war zu bearbeiten? Gab man den Zündern nicht gleichsam hiermit ursprünglich unheilige Reibhölzer in die Hand, die ungeweiht, wie sie waren, nicht zum Zünden geeignet waren? Lassen sich, um vom philosophischen Gesichtspunkte zu reden, Gegensätze, die sich einander ursprünglich ausschließen, einander vereinen? Offenbar nein. Daraus aber folgt: daß ebenso wenig, wie *das ganze Weltall* in Trümmer verfallen kann, auch kein noch so mächtiger Weltbaumeister im Stande ist, *völlig unvereinbare Trümmer*, die niemals zusammengehörten, zu ordnen oder sich in der Leere und im absoluten Chaos anzusiedeln. Will man die Gottheit aber einem Baumeister vergleichen, so mußte ein solcher daher *ursprünglich und von Ewigkeit her* ein wohlgeordnetes,

vollendetes Haus bewohnen. Bringen ihm alsdann Haushälter und Knechte Unordnung hinein, ſo iſt er Herr genug im eigenen Hauſe, dieſe Unordnung nicht ſo weit eingreifen zu laſſen, daß der ganze Bau in Trümmer geht. Aber angenommen, er hätte aus Langmuth ſeine Diener frei ſchalten und walten laſſen und dieſe hätten ihm bösartig das Haus über dem Kopfe verbrannt, ſo wäre der nun von ihm vorgenommene Neubau des Weltalls immerhin noch kein erſter ſchöpferiſcher Aufbau aus der Leere oder dem abſoluten Chaos geweſen; denn dieſe Trümmer mußten erkennen laſſen, daß ſie ſchon ehedem wohlgeordnet beieinander waren. Und dieſer Baumeiſter wäre alſo kein Schöpfer, ſondern immerhin nur ein Erneuerer und Erhalter der Weltordnung. Dieſen wahren Gott als Erhalter und Erlöſer kannten die Dichter der Kosmogonien nicht, denn ſie ſpannen das Gleichniß nicht tief genug durch, oder ſie hielten ſich vielmehr an ein falſches Gleichniß, das nicht im Stande war, den Schwierigkeiten gerecht zu werden. War auch nicht allen Dichtern der Kosmogonien die Gottheit der Weltbaumeiſter im Sinne eines Bildhauers, der in der Leere arbeitete, oder der Geiſt, der über der Wüſte und den finſtern Waſſern ſchwebte, ſo war ihnen allen die Gottheit doch etwas ſchlechthin Erzeugendes. So dachten ſich die Dichter vieler Völker die Götter als menſchenähnliche Weſen, die ſich wie Mann und Weib einander entgegentraten, um damit der erſten Zeugung zu genügen, die nothwendig ſchien, um das All hervorzurufen. So bildeten die Aegypter ſpäter die Raumgöttin Paſcht, der zur Seite Menhai, die Raumleere ging, die von den Griechen Chaos genannt wurde. Dieſen Gottheiten ſtand wiederum Sevek, die Zeitgottheit, ebenſowol wie Chebe, die Zeitleere, gegenüber. Alle dieſe Götter, als erſte Erzeuger und Schöpfer, ſchwebten myſtiſch in der Luft, denn ſie hatten die Welt nicht unter ihren Füßen, weil ſie dieſelbe erſt hintennach erzeugen ſollten. Durch dieſen (kraft eines falſchen Gleichniſſes) aufgenommenen Begriff der

Erzeugung und der erſten Neuſchöpfung hatte ſich aber eine künſtliche Trennung zwiſchen Gott und Welt vollzogen, in welcher die Götter zum Deus ex machina geſtempelt wurden, da das Weltall ihnen gegenüber ſtets ein äußeres, erſt hinterher erzeugtes Machwerk war, deſſen Werth ſie nicht von Ewigkeit her eingeſehen haben konnten, da ſie urſprünglich früher lebten, ohne die Welt zu beſitzen. So hatte ſich der Prieſtergeiſt ſchon in der früheſten Zeit verirrt und auf dem Grunde falſcher Gleichniſſe eine Reihe von Lehren aufgebaut, die Frevel und Hochmuth in manchen Ländern für eine unantaſtbare und unfehlbare Offenbarung ausgab. Da die Prieſter und prieſterlichen Dichter unter den Völkern als die früheſten Denker auftraten, ſo war es um ſo mehr zu beklagen, daß ſich unter ihrem Einfluſſe falſche Anſchauungen über Gott und die Natur des Weltalls ausgeprägt hatten. Während die Wirklichkeit ein in ſich völlig zuſammenhängendes Gebäude darſtellt, ſah ſich dieſe Gedankenauffaſſung innerhalb ihres Kreiſes anfänglich unter Trümmer verſetzt, aus denen erſt ein Weltgebäude künſtlich hinterher im Nachdenken geſchaffen werden ſollte. So fühlte ſich das Nachdenken zum Aufbauen angeregt und meinte damit unwillkürlich auch für die dauernd vollendete Wirklichkeit ſich erſt nach urſprünglichen Weltbaumeiſtern umthun zu müſſen. Der kindliche Menſchengeiſt ahnte nicht, daß er ſeine eigene menſchliche Auffaſſung dem wirklichen Thatbeſtande unterzuſchieben ſuchte. Wir ſehen, das erſte Erkenntnißſtreben des ſich entwickelnden Menſchengeiſtes war im wahren Sinne des Wortes noch blind und unſicher zu nennen. In kindlicher Einfalt hatten die Dichter der Kosmogonien, da ſie ſich in Gedanken das urſprüngliche Abbild der Wirklichkeit als eine Leere oder ein Nichts vorſtellten, nach Göttern geſucht und ihnen den erſten Aufbau des Zuſammenhanges zugewieſen. Aus einer Leere oder aus Trümmern ſollte die Gottheit geſtalten, und zwar aus Trümmern, die ehedem noch niemals im Zuſammenhange beſtanden hatten; denn

es galt, eine abſolute Schöpfung und erſte Erzeugung des Weltalls anzuſchauen. Dieſem wirren, zuſammenhangsloſen Trümmerweſen oder der einſeitigen Leere fühlte ſich, ähnlich dem übermüthigen Kinde, das neugierige, ſoeben erwachte Erkenntnißvermögen unwillkürlich zugetrieben; denn zerſtören und vernichten wollte der Geiſt nach allen Seiten, um von Grund aus erkennend aufbauen zu können. In dieſer Hinſicht glich das erwachende Erkenntnißſtreben thatſächlich dem erwachenden Kunſttriebe, denn es glaubte wie dieſer nur dort klar und unmittelbar begreifen zu können, wo es aus völlig formloſen Theilen ein maßvolles Ganzes aufzubauen im Stande war. Aber der Künſtler ſucht dennoch ſtets nach Theilen, die ſich bilden und bearbeiten laſſen, hier aber hatte ſich der Geſtaltungstrieb offenbar zu weit verirrt; denn er meinte, im völlig leeren, finſtern Chaos und alſo in der abſoluten Formloſigkeit (d. h. einer ſolchen, die früher noch nicht Form war) die formfähigen Bauſteine aufſuchen zu können, aus denen er das erſte Gefüge des Weltganzen aufbauen konnte.

Schien der Erkenntnißtrieb als innerlich geſtaltende Kraft ſeinem Weſen nach auf das innigſte mit dem Kunſttriebe verwandt zu ſein, ſchien auch er (obwol nur innerlich) aufzubauen und zu conſtruiren, um, wenn der Bau mislungen war, ihn wieder völlig umzuwerfen, ſo hatten die früheſten Jünger des primitiven Erkenntnißtriebes, wie wir ſehen, doch gerade die wichtigſten Regeln der Kunſt vergeſſen; denn ſie waren bei der Grundlegung ihres Erkenntnißgebäudes völlig ins Maßloſe (beziehungsweiſe Formloſe) gegangen und meinten, ihr Fundament in einer völlig finſtern Leere, in einem Chaos begründen zu können. Die finſtere raum- und maßloſe Leere, die Formloſigkeit, d. h. das Chaos, ſollte der Beginn des Weltalls ſein, das Chaos ſollte das erſte und urſprünglichſte Fundament ſein, auf dem die Götter zu bauen begannen. Ein Fundament aber verlangt vor allem ein gewiſſes Ebenmaß und genau berechnete formvolle Zuſammenfügungen dauerhafter Grundſteine, das Chaos

und die Leere aber boten von alledem nichts, und von den weltbaumeisterlichen Göttern forderten also die kindlichen Weltweisen, daß sie ins Bodenlose bauten. Aber schien denn, abgesehen von dem Widerspruche, der die Pseudovorstellung des Chaos oder der Leere den weltbaumeisterlichen Göttern völlig kluftartig gegenüberstellt, die kindliche Frage nach dem eigentlichen Schöpfungsanfange und dem Ursprunge des Weltalls wirklich zu lösen? Offenbar nein; denn es ist leicht zu sehen, daß die Frage nach dem Uranfange der Weltordnung ebenso in der Luft hängt wie die von den Sängern und Priestern getrennt von der Welt vorgestellten Götter selbst. Einen *ersten* Anfang der wirklichen Weltordnung konnte es eben nicht geben; denn gäbe es einen solchen thatsächlich im Chaos, oder in der Leere, so dürften wir uns mit Recht getrieben fühlen, auch nach dem Ursprunge des Chaos und der Leere zu fragen, und mit dieser Frage werden wir antworten, sie stammen aus der Weltordnung, und diese wiederum aus dem Chaos, und so ins Unendliche. Die sonderbare Frage nach dem Anfange der Weltordnung dreht sich daher im endlosen nichtigen Cirkel, in den auch die von der Welt getrennten Götter mit hineingerissen werden; denn angenommen, die Magier und Weltweisen hätten dem Epikur später auf seine Frage: woher denn das Chaos sei, geantwortet, es stamme von den Göttern, so hätte Epikur mit demselben Rechte abermals fragen können: woher denn die Götter stammen, und hätten ihm die Priester und Weltweisen wiederum geantwortet: die Götter stammen aus dem Chaos und der Leere, so hätte Epikur offenbar die Leerheit und Nichtigkeit dieser wunderlichen Annahmen der Priester für erwiesen erachten können. Ebenso verhält es sich mit der Frage nach dem Ende der Weltordnung, welche sich die priesterlichen Dichter der Eranier, der spätern Inder, ja selbst der Hebräer* und der Edda

* Spiegel, „Ausland", Jahrg. 1872, S. 226. Man denke zugleich auch an den Jüngsten Tag der christlichen Anschauung.

durch die Vorſtellung eines alles verzehrenden Weltbrandes ausmalten, eine Anſchauung, die im weſentlichen dem Chaos und der völligen Verwirrung und Leere der Dinge wiederum gleichkommt. Wer nach einem wirklichen Urſprunge und nach einem Anfange der Dinge mit Hinblick auf eine ſogenannte erſte Schöpfung zu fragen unternimmt, muß conſequenterweiſe freilich auch nach dem Ende des Weltalls fragen, wenngleich gerade hiermit eben die Unzuläſſigkeit derartiger kindlicher Frageſtellungen dargethan wird; denn auch die Frage nach dem Ende der Weltordnung führt wiederum in die Leere, die ſchon im Beginne des Weltalls angetroffen werden ſollte. Allein dem Epikur blieb noch eine letzte Frage und Schlußfolgerungsweiſe übrig, an welche er leicht genug hätte denken können. Wenn die Magier und Prieſter behaupten, daß das ganze Weltall aus dem Chaos und aus der Leere und Verwirrung ſtamme und ein alles verzehrender Weltbrand es wieder zu eben dieſer Verwirrung und Leere zurückführe, ſo iſt hiernach wol die Verwirrung oder die Leere ſelbſt als das A und O des Weltalls und als das eigentlich Unvergängliche und wahrhaft Unendliche im Weltbereiche aufzuſuchen? Vielleicht hätte aber ebendieſer Einwurf die Prieſter und Magier zur Erkenntniß der Nichtigkeit ihrer Behauptungen gebracht, da ſie hiernach hätten erkennen dürfen, daß das Chaos und die Leere mitnichten den Werth in ſich tragen konnten, den alles das beſitzen muß, was ſich als Ewiges und ewig Dauerndes und Unvergängliches geſtalten und behaupten will. Dieſen Werth beſaß eben eo ipso dieſe finſtere Verwirrung und das Chaos nicht; denn ſie war ihrem Weſen nach eben das völlig Unbeſtimmte, das Ordnungsloſe und Werthloſe, das in ſich Blinde, das Unbewußte und Erkenntnißloſe, mit Einem Worte, um ein ſinnliches Gleichniß zu brauchen, es war die abſolute lichtloſe, nichtige Finſterniß. Das Chaotiſche und das Leere ſind, tiefer betrachtet, das Unklare und Nichtige gegenüber der durch ſich ſelbſt einleuchtenden, niemals ihrem völligen Umfange nach hinfortzudenkenden und den Werth der ewigen Dauer

und bei schlechter Vertheilung und Anlage sogar zuweilen zu sehr in Beziehung zum Ganzen anwachsen können, sodaß sie vom umfassenden Gesichtspunkte die gegeneinanderwirkenden ästhetischen Formen zu stören im Stande sind, so in Wirklichkeit und nicht minder im Gedankenkreise des Nachdenkens; auch hier sehen wir störende Schatten, unästhetische Bildungsformen und dem entsprechend thatsächlich Irrthümer auftreten, die so störend anwachsen können, daß sie Geist und Welt theilweise vernichten und verdunkeln. Aber soweit auch solche störende, accidentelle Größen unter ungesetzlichen, unrechtmäßigen und widerspruchsvollen Verhältnissen, die allenthalben vorkommen können, anwachsen mögen, das Totalbild der gesetzlichen Weltordnung werden sie um des selbstverständlichen Werthes der letztern willen niemals zur völligen Auflösung, d. h. zu einem völligen Chaos oder zur schlechthinnigen Leere verwandeln. So eröffnet sich uns bei Gelegenheit dieser Untersuchungen die schon einmal angedeutete unumstößliche Wahrheit, daß es in der Construction des Makrokosmus liegt, daß sich die Summe seiner Theile nicht völlig in die Extreme ordnungsloser Zustände stürzen läßt, da dieselben Verhältnisse zu widersprechend und zu unerträglich sind, um sich totaliter zu verbreiten oder selbst theilweise für immer dauern zu können. Alle derartigen Zustände, wir dürfen sie im Hinblick auf die Bezeichnungsweise der alten Dichter und Weltweisen mit Recht die leeren oder chaotischen nennen, bilden daher auch kein hypothetisches Fundament und keinen ersten Anfangspunkt einer objectiven Weltbetrachtung, denn die objective Weltbetrachtung strebt unaufhaltsam dahin, das Ewige im wahren Werthe seiner allgemeinen logischen Unumstößlichkeit würdigen und dessen dauernde Erhaltung einsehen zu lernen. Nicht also der vorübergehenden, accidentellen, übersichtslosen Ordnungslosigkeit der Leere oder dem Chaos, sondern nur der Weltordnung mit allen ihren erhebenden ästhetischen Erscheinungen kann eine gesetzliche und objectiv unvergängliche Dauer ihrem wahren Werthe gemäß zugesprochen werden.

Nur der Einzelne oder einzelne Theile des Univerſums ſind den Ausnahmezuſtänden unterworfen, welche die Grundregeln des objectiven Ganzen nicht vertragen können. So mag der Einzelne (als Subject) in dunkle wirre Zerriſſenheitszuſtände gerathen, wie ſie das Seelenleben eines geiſtig geſtörten Idioten widerſpiegeln, unwahrſcheinlich erſcheint es dem Philoſophen, daß der innere Zuſtand derſelben ein objectiver Geſammtzuſtand der Menſchheit oder wol gar des Weltganzen ſein oder werden könnte. Wie weit daher dennoch derartige negative Zuſtände ſich hiſtoriſch im Weltganzen verbreiten könnten, zum Maßſtabe des Objectiven vermag ſie der Logiker niemals zu machen. Dem ſpätern Kunſtleben, dem es beſchieden war, aus dem unmittelbar lebendig, anſprechenden und ſelbſtverſtändlichen Gefühle ſchöpfen zu können, war es vorbehalten, die oben ausgeſprochene und zugleich im ſittlichen Gewiſſen Wurzel ſchlagende Idee über den dauernden Werth der maßvollen, geſetzlichen und ſchönen Ordnung gegenüber der ungefälligen Maßloſigkeit und chaotiſchen Leere durch ſinnbildliche äußere Darſtellungen zur Geltung zu bringen. Hiermit anticipirte die Kunſt gleichſam durch ein unmittelbares tiefes Schauen, was auf andern Wegen und nur auf Umwegen der mit dem Kunſtproceß verwandte, aber ſich urſprünglich gegen die Regeln der Kunſt gerade verſündigende Erkenntnißproceß beſtätigen ſollte. Unmittelbar gibt uns die Kunſt die an ſich ſelbſtverſtändliche Idee an die Hand, daß ſich das Ewige und Unvergängliche in ſeiner Gedankentiefe an das Maß und die Ordnung bindet, die zugleich mit Unendlichkeit aufrecht erhalten werden muß, ſoll nicht eine unerträgliche gleichförmige Leere oder ein wüſtes Chaos entſtehen, denen das äſthetiſche Gefühl dauernd widerſpricht und denen es daher zu entfliehen ſucht.* So iſt alles Chaotiſche und Maßloſe in gleicher Weiſe ein Abfall von der Maß und Geſetz vorſchreiben-

* Vgl. die folgenden Kapitel.

den und ordnungübenden Gerechtigkeit, wie uns das Ueberladene und Unsymmetrische einen Abfall von der Harmonie des Schönen und das dauernd Widersprechende einen Abfall von der wahren Erkenntniß darstellt. Die Logik, welche sich an die Grundgesetze der Erkenntniß gebunden sieht, erkennt daher in den maß- und erkenntnißlosen leeren oder chaotischen Zuständen, sobald sie auftreten, Verhältnisse ohne Substanz und Dauer, die zugleich ihrer plan- und haltlosen Natur halber sich in sich selbst aufheben und zusammenbrechen müssen, noch bevor sie einen überschwenglich großen Umfang gegenüber der bestehenden totalen Weltordnung gewinnen konnten. Indessen der erwachende Menschengeist, der soeben erst vom Baume der Erkenntniß gepflückt hatte, ahnte noch nichts von den spätern Entdeckungen der Weltweisheit, er konnte noch nicht den Werth der wahren Unendlichkeit und Unvergänglichkeit von jener endlosen unschönen und in sich selbst zusammenbrechenden Leere oder dem Chaos unterscheiden, die als Zustände nur einem Solchen den Schein einer ewigen Existenz vor dem endlichen Entstehen der Weltschöpfung durch die Gottheit annehmen können, der die wahren Werthe noch irrthümlich verwechselt, weil er sie nicht unterscheiden lernte. Stützte sich der aufstrebende Kunstproceß mehr und mehr auf ein weitsichtiges Schauen des unmittelbaren Gefühlslebens, so war im Gegentheil der Erkenntnißproceß (soviel Verwandtes seine aufbauende und wieder einreißende, sowie seine sondernde und verknüpfende innere Bethätigungsweise auch mit dem äußern Wesen des Kunstprocesses aufweist) an eine ursprünglich noch äußerst kurzsichtige Betrachtungsweise gebunden, die zugleich sehr vielen Täuschungen, Verwechselungen und Verirrungen ausgesetzt war. Wurde daher die Kunst als Bildnerin des innern Gefühlslebens in ihrer Art sehr bald weitsichtig und schauend, so blieb dagegen die priesterliche Erkenntniß ursprünglich sehr lange noch voller Irrthum. Indessen beide Processe verfolgen die gleichen Aufgaben auf verschiedenen Wegen. Die Kunst, aus

der innern Erfahrung ſchöpfend, ſucht in der äußern Erfahrung und in der Welt der Erſcheinungen das Ewige und Unvergängliche; die innere Stimme, die im Kunſtgewiſſen ſpricht, leitet an, mit raſchem und richtigem Blicke die Geſetze zu finden, die das Edle in der Welt verwirklichen. Mit Hülfe dieſer Geſetze ſtrebt die Kunſt dahin, das Ewige äußerlich zu verſinnlichen und es am Material des Vergänglichen ſymboliſch niederzulegen und feſtzuhalten. Die Erkenntniß dagegen iſt bemüht, die äußere Welt der Erfahrungen und Erſcheinungen zu durchdringen, ſie beſtrebt ſich, die beobachteten äußern Verhältniſſe zu berechnen, und ſucht durch richtiges Zurechtlegen der einander vielfach widerſprechenden Erſcheinungen die äußere Betrachtungsweiſe der innern möglichſt conform zu machen. Kein Wunder, daß beim früheſten Anlaufe das Zurechtlegen und die Erklärung der einander widerſprechenden Erſcheinungen der kindlichen Erkenntniß noch völlig misglückte. Noch war die Hand nicht gewöhnt an das zu bearbeitende ſchwierige Material; denn nicht freiwillig, wie der bildende Künſtler, konnte ſich der erkenntnißtheoretiſch arbeitende Weltweiſe ſein Material auswählen, wie erklärlich daher, daß ihm die zu bearbeitenden Materialien, die er noch nicht beherrſchen konnte, nur ein großer Trümmerhaufen, d. h. ein wirres Chaos ſchienen, in das er nur erſt Ordnung zu bringen beabſichtigte. Und dieſes Chaos, das der nach Erkenntniß ringende kindliche Geiſt vor ſich ſah, ſpiegelte ſich ihm in ſeiner einſeitigen Betrachtungsweiſe (die zugleich die innere Stimme der Kunſt, die in der Weltordnung allein das Ewige und Anfangsloſe ſchauen lehrte, ungehört ließ), als ein ordnungsloſer oder leerer Anfang, der als ein bodenloſer Abgrund vor ihm lag, in dem es völlig finſter oder leer und nichts zu erkennen war.

Es iſt ein ſeltſames und bedeutungsvolles Zuſammentreffen, daß der äußere Gegenſatz von Licht und Finſterniß, welcher den Hintergrund der ganzen äußern Weltbetrachtungsweiſe bildet, zu-

gleich dem pſychologiſchen Gegenſatze von überſichtsfähiger, erkennbarer und geordneter Klarheit einerſeits, und von widerſpruchsvoller, chaotiſcher, erkenntnißloſer, finſterer Verworrenheit andererſeits im innern Erkenntnißleben entſpricht, ſodaß ſich hiermit der erſte äußere Anknüpfepunkt bot für den Grundgedanken des Erkenntnißlebens, daß die äußern Erſcheinungen von Licht und Finſterniß den innern Erfahrungen des Vorſtellungslebens entſprechen und eine Möglichkeit ſich darbietet, beide Verhältniſſe logiſch zu verknüpfen und ſie durch richtige Interpretation conform zu machen. — Die Finſterniß ſchien für den kindlichen Verſtand das zunächſtliegende äußere Abbild der innern Verworrenheit der Vorſtellungen und der erkenntnißloſen gleichförmigen Leere zu ſein; indem die Prieſter aber daran anknüpften, wurde die noch kindliche Erkenntniß zu der falſchen Annahme geführt, daß das unvergängliche Licht als Weltſtoff aus der Finſterniß geboren war. Gleichwie die Prieſter die Opferflamme aus den heiligen noch dunkeln Hölzern entzündeten, ſo auch die Götter, ſie ſollten wie jene das Licht aus der Finſterniß zeugen. So entſtammte nach der Meinung der Magier und Weltweiſen das Licht alſo aus der dunkeln Leere, und dem entſprechend alſo die Weltordnung dem Chaos, und doch war das nur eine Täuſchung und eine Verwechſelung, der ſich die prieſterlichen Weltweiſen hingaben; denn ſie konnten überſehen, daß die Finſterniß nur eine mehr oder weniger ſtark geminderte Helle iſt, und ſie konnten ahnen, daß das Licht in der Finſterniß ſtets nur zerſtreut, nicht aber wirklich vernichtet wird. So alſo hätten mehr wie andere die Prieſter des Lichts erkennen müſſen, daß das Licht das ſtets Bleibende, das Unvergängliche und Ewige, die chaotiſche Finſterniß dagegen nur ein accidenteller, vorübergehender, wechſelnder Zwiſchenzuſtand von verſchiedener Intenſität und Dauer iſt, ein Zuſtand, in welchem ſich das Licht nur zerſtreut hat, um immer wieder zum hellen und ewigen Lichte zurückzuführen, zum Lichte, aus dem allein auch die

Erkenntniß das ewige Leben ſchöpft. Aber die prieſterlichen Weltweiſen, ſo heilig ihnen das Licht war, ſo ahnten ſie doch noch nichts von der wahren Subſtanz des göttlichen weißen Lichts, aus der ſich alle Farben miſchen und aus der auch die Finſterniß und das Chaos folglich hervorgehen mußten, ſobald ſich die unlautern Schatten vereinigten. Die kindlichen Prieſter und Kosmologen hielten ſich an die früheſten kindlichen Erfahrungen, und da ſie dieſe belehrten, daß das Licht aus dunkeln Körpern durch Reibung und Zeugung hervorging, ſo nahmen ſie keinen Anſtand, die Götter, denen ſie die dunkle Leere (das Chaos) gegenüberſtellten, zu Erzeugern des Lichts zu machen, obwol wir nach dem Entwickelten eingeſehen haben, daß die Götter (oder Gott) nicht vom Weltall getrennt werden durften, ſie ſomit die Welt nicht hintennach erzeugten, wie der Prieſter die Flamme, ſondern daß ſie das All nur in ſeiner Reinheit und Klarheit erhielten, wie die römiſchen Prieſterinnen das heilige Feuer der Veſta. Welchen Sinn daher auch die Gottheit hatte, ſie konnte nur eine Erhalterin des Edeln und Guten ſein in der ihr weſensgleichen vollkommenen Welt, ſie konnte nur eine Retterin und Bewahrerin des heiligen Feuers gegenüber auftauchenden finſtern Dämonen darſtellen. So ſehen wir, führten kindliche, nur erſt halb verſtandene Erfahrungen die Prieſter auf dem Gebiete der Natur und der Religion ſehr früh zu Täuſchungen, die ſich in das Erkenntnißleben der Religion einniſteten, um daſſelbe Jahrtauſende hindurch zu beherrſchen. Vielleicht wäre eine ſo lange anhaltende Herrſchaft ſolcher Täuſchungen nicht möglich geweſen, wenn die nach Erkenntniß ſtrebenden Weltweiſen urſprünglich nicht zugleich meiſt Prieſter waren, die ſich, wie wir oben geſehen haben, angewöhnt hatten, ihre erſten Annahmen verſteinern zu laſſen, indem ſie dieſelben hochmüthig zu Dogmen ſtempelten, dieſe aber zugleich in ſteinerne Tafeln gruben und durch Schriftzüge verewigten, um ſo mit Zähigkeit gleichförmig an ihnen

feſthalten zu können. Es verhält ſich mit der wunderlichen Vorſtellung einer Schöpfung des Weltalls und einem erſten Anfange des Univerſums aus dem Chaos oder der Leere nicht anders wie mit der in der ſpätern Entwickelungsgeſchichte des Erkenntnißlebens auftauchenden Frage nach der Umdrehung von Sonne und Erde. Hier wie dort waren es gewiſſe Täuſchungen des äußern Erfahrungslebens, welche auch die innere Erkenntniß urſprünglich zu falſchen Annahmen verführten, Annahmen, welche nur erſt zerſtört werden konnten, nachdem die Menſchen ihren Scharfſinn und ihren Ueberblick in der äußern Erfahrungswelt erweitert hatten. Aber zu welchen Verirrungen auch die ſpeculirende Prieſterwelt ſich hinſichtlich ihrer Anſchauungen über die Weltſchöpfung, und damit im Zuſammenhange über das Verhältniß von Gott und Welt, verleiten ließ, eine wahre Grundidee gab es dennoch, an welche verhältnißmäßig ſehr früh das religiöſe Bewußtſein der orientaliſchen Völkerſchaften anknüpfte. Dieſe Idee bezieht ſich auf den Kampf, in welchem ſich gleichſam wie Licht und Finſterniß die Elemente unſers Planeten ebenſowol wie deſſen Geſchöpfe untereinander anfeinden, um damit geſchichtlich unwiderlegbar die Thatſache zu bekunden, daß ſich alle irdiſchen Verhältniſſe den Zuſtänden der Anarchie des Chaos und des contradictoriſchen Widerſpruchs der Ordnung zugezogen fanden. Freilich das ganze Weltall in ſeiner Totalität konnte nicht in ſolchen ordnungsloſen Verhältniſſen gedacht werden, ebenſo wenig wie es hieraus dereinſt erſchaffen ſein konnte, denn wir ſahen, wohin ſich mit dieſen Annahmen der kindliche Geiſt der Prieſter über die Anſchauungen von Gott und Welt verirrte, aber gewiſſe Theile des Weltalls konnten dennoch recht wohl ſolchen chaotiſchen Aberrationen zuſinken, um damit einen partialen Abfall der durchſchnittlich normalen objectiven Weltbewegung zu bekunden, ähnlich wie unter den phyſikaliſchen Geſetzen des Stoffwechſels und des Lebens Theile und Gliedmaßen des Körpers erkranken können, ſobald ſich eben krankhafte Aberrationen

und Störungen irgendwelcher Art eingeſchlichen haben. Und wie die Selbſterhaltung des Organismus das natürliche Beſtreben geltend macht, Störungen und Schmerzen auszugleichen und zu heilen, ſo auch der organiſche Makrokosmus, auch in ihm werden ſich Bewegungen kundgeben, welche das Maß derartiger Aberrationen an den Theilen inhibiren, auch in ihm wird die langſam aus dem durchſchnittlichen Gleichgewichte geſunkene Bewegung, die in dieſen Theilen mehr und mehr ordnungslos und chaotiſch geworden war, ſich allmählich wieder dieſem frühern Gleichgewichtszuſtande zu nähern ſuchen. Die neuere Geſchichte unſers Planeten thut uns genau beobachtet dar, daß die in ihr ſtattfindenden Bewegungen dahin ſtreben, wiederum einem vollkommenern Gleichgewichte der Kräfte nach allen Seiten hin zuzueilen. Mit dem Auftreten des Menſchen in der Entwickelungsgeſchichte trat ebendieſes Beſtreben deutlicher hervor, und mit der Aufnahme der Cultur und deren Pflege durch Staatslenker und Prieſter wurde daſſelbe allmählich geſchichtlich ſichtbarer. Erklärlich iſt es daher, daß mehr wie die große Menge des Volks, Staatslenker, Religionsſtifter und Propheten in Rückſicht auf die Thatſachen der Geſchichte die Wahrheit in ſich gefühlt haben, daß die ſo früh unter den orientaliſchen Völkern entwickelten religiöſen Ideen vom Abfall und von der Erlöſung einen tiefen ſittlichen Gehalt in ſich tragen, der ſich geſchichtlich beglaubigt und aufs tiefſte bewahrheitet. Doch hierüber Genaueres in den folgenden Kapiteln.

Begann, wie aus Obigem hervorgeht, das urſprüngliche Erkenntnißleben mit Täuſchungen und einer falſchen Verwerthung von ſinnlichen Erfahrungen, die im weitern Proceſſe zu tiefen Irrthümern und Zweifeln führen mußten, ſodaß wir ſpäter im Zweifel ſelbſt ein charakteriſtiſches Kriterium des verlaufenden Erkenntnißproceſſes wiederfinden, ſo war zugleich die äußere ſinnliche Erſcheinung des Verhältniſſes von Licht und Finſterniß zu einer erſten äußern, objectiven Stütze geworden, durch welche

vorzugsweise der bewußte Erkenntnißproceß in Fluß kam. Bot doch eben dieses Verhältniß von Klarheit und Unklarheit, das sich sinnlich in der äußern Erscheinungswelt spiegelte, ein äußeres Abbild dar von dem Kampfe, der auch im innern Erkenntnißleben unter den Vorstellungen seine Herrschaft nur zu deutlich fühlbar übte. Scheint auch diese Analogie, oberflächlich betrachtet, nur sehr äußerlich, so war sie doch hinreichend, um dem beginnenden Keime des bewußten Erkenntnißlebens einen objectiven Stützpunkt zu weiterer Entwickelung zu liefern. Zudem sind wir selbst beim heutigen Stande der Wissenschaft noch nicht in der Lage, über den Werth und die Tiefe dieser Analogie der äußern Erfahrung und des innern psychologischen Erkenntnißlebens zu entscheiden *, und so dürfen wir uns nicht wundern, daß von diesem äußern Anknüpfepunkt aus sich unaufhaltsam das Bestreben geltend machen sollte, die äußern Thatsachen der Natur mit den innern Forderungen unsers Fühlens und Denkens in Uebereinstimmung zu bringen und die Welt des Seins mit der Welt des Denkens einheitlich zu versöhnen. Ohne diese äußere Veranlassung und ohne das merkwürdige Entgegenkommen der Erscheinungen im äußern sinnlichen Naturleben in Bezug auf unser psychisches Innenleben wäre nicht nur nicht das Einheitsbestreben der Erkenntniß, sondern die Erkenntniß selbst ebenso zwecklos wie unerklärlich. — Wozu nützte alle Logik, und was wäre im Grunde der Werth unserer Vernunft, wenn sie äußerlich in ein Labyrinth, in ein Chaos und in eine Leere hineinwirkte, in der sie keine Anknüpfepunkte für die Feststellung ihrer Wahrheiten fände? Aber so verhält es sich eben nicht, die äußere Erscheinungswelt, und hinter ihr „die Dinge an sich", liegen nicht in einem solchen Chaos; denn ein solches wäre eben im richtigen Sinne des Wortes völlig finster und erkenntnißlos, die äußern Dinge sind vielmehr durchgängig geordnet, und in dieser Ordnung erweisen sie sich gleichfalls beziehungsthätig zu unserer aprioristischen Auffassung. So geschieht es, daß selbst die entferntere äußere Natur der innern auffassenden Erkenntnißweise gewisse objective Anhaltepunkte nach und nach sympathisch gleichsam entgegenträgt, an welche die Wechselwirkung der Erkenntniß anknüpft und sich vermittelt, und damit dem Einheitsbestreben der Vernunft den Weg weist, das nicht dulden

* „Die Analogie zwischen dem Geist und dem Lichte, dem Gemüth und der Wärme, dem Willen und dem Feuer wird in allen Sprachen anerkannt.... Der menschliche Geist würde sich dieser bildlichen Ausdrücke nicht bedienen, wenn keine wirkliche Analogie ihnen zu Grunde läge." Vgl. Jessen, „Die Physiologie des menschlichen Denkens", S. 176.

kann, daß die Welt ohne Continuität iſt und in ungleiche Theile auseinanderfällt, die ſich gegenſeitig nicht erkennbar werden und nicht einander durchleuchten.

Gerade die früheſten und kindlichſten Fragen des beginnenden Erkenntnißlebens, ſehen wir, beruhten auf ſinnlichen Täuſchungen und Verwechſelungen, und die Frage nach der Schöpfung ſelbſt konnte nur, wie wir ſehen, aus einer ſolchen Täuſchung über das wahre Weſen des Weltalls hervorgehen. Nun aber war es anfänglich ganz beſonders die Prieſterwelt, welche ſich in die erſten kindlichen Fragen des tiefern Erkenntnißlebens verſenkte und über ſie ſpeculirte, und ſo geſchah es, daß alle jene kindlichen Täuſchungen im weſentlichen in die ſpecifiſche Philoſophie des Prieſterthums übergingen, um hier in ihrer früheſten Form haften zu bleiben und entwickelungslos zu erſtarren. Die Frage nach dem Anfange und der Schöpfung des Weltalls iſt daher noch heute nicht erledigt, da die Prieſterwelt fortfährt in ihrer Art eigenſinnig zu ſpeculiren, ohne ſich durch die allgemeinere Entwickelung des Erkenntnißproceſſes leiten zu laſſen.

Was die nähere Ausmalung des irrthümlich aufgegriffenen Schöpfungsbegriffes anlangt, ſo haben ſich viele der ſpätern Prieſter und Sänger (da ſie der herrſchenden kindlichen Weltanſchauung gemäß alle Begriffe und Anſchauungen zu perſonificiren beſtrebt waren) die Schöpfung ſelbſt, wie ſchon im Text erwähnt, als einen Zeugungsact vorgeſtellt, indem ſie die perſonificirten Götter zu männlichen und weiblichen Geſtalten machten, ſo z. B. die Aegypter, bei denen Sevek und Paſcht zeugend zuſammentraten, und bei Heſiod, nach welchem Nyx und Erebos den Aether, die Hemerea zeugten. Ebenſo machten die Chineſen in ihrer Kosmogonie den lichten Himmel (Yang) zur männlichen zeugenden Gottheit, während ihm gegenüber die dunkle Erde (Yn) den weiblichen, empfangenden und untergeordneten Theil darſtellt. Scheinbar tief und philoſophiſch erſcheint uns die ſpätere Kosmogonie der Inder. Die Inder perſonificirten drei Mächte, und zwar die Macht des Erzeugers und Schöpfers, dargeſtellt durch Indra, den Herrn des Lichts und des Blitzes, ihm zur Seite tritt Varuna, der alles Lebendige und Erzeugte ordnet, leitet und das geborene Leben bewahrt, ernährt und beſchützt, als dritte Macht ſchließt ſich hieran das Vergehen und die alles zerſtörende Todesnacht, dargeſtellt durch Agni, der das verzehrende Feuer der Opferflamme verkörpert. So iſt den Indern das Leben des Weltalls ein ruheloſer, endloſer Kreislauf, den ſie ſich am Leben der Pflanze zu verſinnlichen pflegten. Entſtehen, Beſtehen und Vergehen, dieſe Dreiheit der Begriffe zieht ſich durch die ganze indiſche Gedankenwelt und

kehrt in den verſchiedenſten Geſtalten wieder, ſie bildet zugleich den Inhalt des heiligen Wortes AMU, mit welchem die Inder jedes Gebet beginnen. Es war die Idee des abſoluten Werdens und der Gedanke der raſtloſen Wandlung des Weltalls, in welche ſich die überſchwengliche Phantaſie der Inder einſeitig vertiefte. Alles was von ewiger Schönheit ſchien, war ihnen dennoch nicht bleibend; denn alles wandelte und wechſelte ohne Maß und Ziel, nirgends war in einer Form eine ewige Dauer begründet. So erreichten die Inder nicht jene erhabene Grundform, die ohne allen Anfang und ohne Vergehen bleibt, weil ſie ſich in der Erhaltung ihrer ewig ſchönen und unübertrefflichen Daſeinsweiſe genügt. Die maßloſe Phantaſie der Inder ſpeculirte daher ohne ebendieſe Einſicht in den zielloſen Wechſel, innerhalb deſſen nichts wahre Dauer erreicht. Statt jene wahre Grundform zu poſtuliren, die eine durch ſich ſelbſt einleuchtende Dauer beſitzt, vertieften ſich die Inder daher ins Endloſe. Dieſe maßloſe Endloſigkeit ſtellten ſie ſich zugleich vor als eine ruheloſe Wanderung aller Dinge und Weſen, welche auch die Seelen nach dem Tode anzutreten hatten. Aber indem ſie ſich mit glühenden Farben das Bild dieſer ruheloſen unermüdlichen Wanderung ausmalten, machten ſie ſich dieſen Gedanken zur Folter; denn das Gefühl mußte ſich unbewußt nach einem Maß und Ziel dieſer Wanderung ſehnen, es begehrte auszuruhen von jenem raſtloſen Wechſel und der ins Endloſe ſtrebenden Wanderung, deren Zeitinhalt die rechnenden Prieſter mit Zahlen und Summen faßbar zu machen ſuchten, die ihrem Werthe nach unzählbar und ſchlechthin faſſungslos waren. So ſchien ihnen der geſuchte Frieden der Seele nach dem Tode völlig geraubt zu werden. Kein Wunder daher, daß dem indiſchen Volke, das in jene qualvolle endloſe Ruheloſigkeit ſich nur mit Schauder vertiefte, die Weisheit eines Buddha-Gautama als eine wahrhafte Erlöſung ſchien, da ſeine Lehre den bedrängten Gemüthern den Hinblick auf eine völlige Beendigung ihrer Wanderung eröffnete im Nirvana, in welchem nun, als im entgegengeſetzten Extrem, aller Wechſel und Wandel wieder völlig zu verlöſchen und unterzugehen ſchien. Schien die erſte Vorſtellung die überſchwengliche Einbildung in den leeren und endloſen Wechſel zu führen, in den hineinblickend die Inder ein Schwindel überkam, ſo eröffnete nun das Nirvana einen Einblick in eine todte Ruhe, deſſen Wechſelloſigkeit, da hier alles erreicht ſchien, eine unſagbare Langeweile und Zeitleere nach ſich zog, die nicht minder ins Ewige hinein unerträglich werden mußte. — So gibt uns die uralte Weisheit der Inder zugleich einen Fingerzeig für die Erkenntnißlehre, indem ſie darthut, wie leicht von den Weltweiſen die ſogenannte Endloſigkeit mit dem wahrhaft Ewigen, Unvergänglichen und Unendlichen verwechſelt

wurde, welch letzteres ein beſtimmtes Maß in Bezug auf Wechſel und Verharren der objectiven Erſcheinungen in ſich ſchließt, ein Maß, welches nicht duldet, daß eine oder die andere Erſcheinung maßlos bevorzugt wird, um mit ihr immer von neuem ins Extrem zu gehen und dem Denker hierbei den Glauben vorzuſpiegeln, daß nur das endloſe Verharren des ruhigen Seins das wahrhaft Unendliche ſelbſt iſt (die Eleaten), oder aber vielmehr nur das endloſe Werden das Weſen des Alls (Heraklit) zur Darſtellung bringt. *

* Vgl. das folgende Kapitel.

8.

Die urſprüngliche Entwickelung der Künſte mit Rückſicht auf die Geſetze der Aeſthetik und die Thatſachen der Geſchichte.

Völliger Mangel alles eigentlichen Schönheitsſinnes innerhalb der urſprünglichen Auffaſſungsweiſe des Urmenſchen. — Die Kunſtentwickelung urſprünglich in völliger Abhängigkeit von der aufſtrebenden Religion. — Das urſprüngliche Vorherrſchen des Maßloſen, Unförmlichen und Häßlichen in der früheſten Naturgeſchichte ſowol wie in der Urgeſchichte der Kunſtentwickelung. — Der in der irdiſchen Naturgeſchichte und in der Urgeſchichte des Geiſteslebens unverkennbare Entwickelungsproceß zum Vollkommenern. — Iſt die Idee der Entwickelung vom Unvollkommenen zum Vollkommenen an ſich als objectiv umfaſſend und nothwendig anzunehmen und ſomit auf die Bewegung des Weltganzen übertragbar? — Gründe, die ſich hiergegen geltend machen. — Das Weltganze als das unvergänglich Vollkommene und der Abfall vom Vollkommenen ins Unvollkommene als partiale und accidentelle Phaſe innerhalb des Weltganzen. — Das planetariſche Leben der Erde innerhalb einer ſolchen Phaſe der Unvollkommenheit und das ſich hiermit ergebende Streben zum Progreß auf allen Gebieten des Lebens und der Umgebung. — Die Kunſt in ihrer geſchichtlich raſchern Entwickelung in Bezug auf das Ideal gegenüber der Entwickelung der Erkenntniß und des ſittlichen Willens.

Nicht minder belehrend wie die früheſte Entwickelungsgeſchichte des Erkenntnißlebens erſcheint das erſte Emporkeimen der Kunſttriebe und die beginnende Ausbildung der Kunſt. Ebenſo wenig wie der Menſch der Urzeit ein bereits geiſtvoll gebildetes Erkenntnißvermögen beſaß, ebenſo wenig war auch ſeine Kunſtanlage urſprünglich entwickelt und gebildet. Freilich hatte man es ehedem für möglich

gehalten, daß der Urmenſch urſprünglich auf Erden vollkommener war, als wir ihn im ſpätern Verlaufe der Geſchichte rückſichtlich ſeiner geiſtigen Eigenſchaften antreffen; aber dieſe Auffaſſung bricht zuſammen gegenüber den Thatſachen, welche darthun, daß der unentwickelte Menſch urſprünglich hienieden nicht im Paradieſe wandelte, ſondern, die Ungunſt aller Umſtände mit den Thieren theilend, ſich nur erſt langſam und ſchwierig jenem Drange der Verhältniſſe zu entziehen wußte, um freier aufathmen zu können und die nöthige Muße und Sammlung für die Entwickelung höherer Anlagen zu gewinnen. Wir waren bemüht, dem Verlaufe dieſer Entwickelungsgeſchichte zu folgen, wir ſahen, wie und wodurch die Erkenntniß wachſen konnte, wir thaten dar, welche Phaſen die Entwickelungsgeſchichte der Religion zu durchlaufen hatte, und da es ſich mit der Kunſt unmöglich als Geiſtesanlage anders verhalten kann wie mit dem Proceß der Religion und der Erkenntniß, ſo ſind wir verpflichtet, auch einen Blick in den früheſten Entwickelungsproceß der Kunſt zu werfen.

Da das Auge des Menſchen noch gebannt war in einen engen Intereſſenkreis, und ſein Sinn noch gefeſſelt lag in jenem engern Betrachtungskreiſe, welchen die Pſychologen im Gegenſatze zur innern Bewußtſeinsenge die Apperceptionsenge nennen, da blickte der Urmenſch noch thieriſch blöde in die Welt hinaus. Wild und zuſammenhanglos breitete ſich dieſe Welt vor den Blicken des Betrachters aus; das flüchtig umherirrende Auge fand noch nicht jene ſanften, behaglichen Ruhepunkte, die in der Bruſt melodiſche Gefühle wach rufen; denn die innere Seele ſelbſt war beunruhigt durch die mannichfachen Gefahren, die ſie in ihrer engern Umgebung umlauerten, und ſo mächtig mußte ſie den Druck dieſer Gefahren empfinden, daß ſie noch nicht jene Sammlung gewann, um hinreichendes Intereſſe zu nehmen an Gegenſtänden der entferntern Welt. So blieb die kindliche Anſchauung anfänglich umwölkt, und über die Objecte und Schönheiten der weiten großen Welt breitete

ſich ein Schleier, der nur erſt nach und nach zerriſſen werden konnte. Aber verſtand auch die Seele des früheſten Urmenſchen noch nicht mit entzücktem Auge die Schönheiten dieſer Welt zu genießen, ſo regten ſich doch bereits in der Menſchenbruſt die erſten Keime und Anlagen, aus denen der grüne Lebensbaum der Kunſt allmählich emporblühen ſollte. Schon früh übten ſich die kunſtfertigen Hände der Menſchen, um Waffen und Thongeräthe zu verfertigen; aber das Beſtreben jener früheſten Kunſtfertigkeit war nur angeregt und bedingt durch die Befriedigung der äußern Intereſſen, die ſich dem Urmenſchen aufdrängten, und es wurde zugleich unterſtützt durch die Antriebe der Handgeſchicklichkeit, die ſich unwillkürlich nach Objecten ſehnten, an denen ſie ſich bethätigen konnten.

Wie lange aber hat es noch gedauert, bevor den Kindern der Urzeit der Werth des innern Kunſtideals ahnungsvoll in der Seele aufſtieg, wie viele Jahrtauſende mochten ſie, den primitivſten äußern Kunſtbeſtrebungen hingegeben, noch verbracht haben, ehe ſie die Kunſt um des Werthes ſelbſt willen, und dieſelbe neben Sittlichkeit und Religion ihres eigenen Ideals halber zu treiben begannen? Und doch, wie mächtig ſehen wir im Laufe der Entwickelung dieſe erſten Kunſttriebe unter dem rückwirkenden Einfluſſe der vorſchreitenden Religion und Sittlichkeit bereits wachſen. Wie hätte auch die Begeiſterung von ſeiten der Religion und des Prieſterthums ohne Einwirkungen für das Gefühlsleben bleiben können, das von innerer Seite aus den äußern Kunſttrieben entgegenkam, um ſie zu beleben und allmählich zu verklären. Die Kunſt konnte nur keimen und gedeihen auf dem Boden einer tiefern edeln Begeiſterung, und die erſte Pflegeſtätte dieſer Art von Begeiſterung war allein die Religion. Sie war es, welche das Thun und Treiben der Menſchen erhöhte und ihren Werken einen tiefern, unvergänglichen Glanz ſelbſt da verlieh, wo die Mittel noch nicht hinreichten, den Formen eine vom Kunſtideal angehauchte Geſtalt zu verleihen. Sehen wir von den früheſten Erzeugniſſen ab, welche die menſchliche Geſchicklichkeit

schuf, um, der Nützlichkeit dienend, Waffen und Geräthe für den alltäglichen Hausverbrauch zu verfertigen, so finden wir die Anfänge der Kunst niedergelegt in eine Reihe von Thierzeichnungen, die man auf Rennthiergeweihe eingegraben hatte. Die rohen Linien dieser Bildzeichen beweisen uns, daß der früheste Höhlenbewohner der Rennthierzeit sich angeregt fühlte, die Gestalt der ihn umgebenden Thiere festzuhalten und naturgetreu wiederzugeben. Wir sehen, es war im Urbeginn der Blick in die nächste Umgebung der Natur, der das Auge leitete. Je mehr sich nun aber im Laufe der Zeit die Gedankenkreise des Menschen erweiterten, je mehr er, angeregt durch die Religion, den Blick dem Makrokosmus zuwandte, war es neben der Wiedergabe von Gegenständen des alltäglichen Lebens (man denke an die Sculpturen der Mexicaner und Aegypter) und der menschlichen Gestalt der Zug zum Erhabenen, der diese Wiedergabe zu beseelen und zu leiten begann. So war es die Religion erst, welche den zumeist ursprünglich noch auf kleinliche Interessen gerichteten technischen Kunstantrieben eine Richtung beibrachte, die sie über das Gewöhnliche und Alltägliche erhob. Es kann daher nicht wundernehmen, daß sich die Gräberbauten emporhoben zu einer Höhe, die, unförmlich in ihrer Art, doch schon die Richtung auf das Erhabene deutlich hervortreten lassen; so erhob sich die Redeweise der Sänger und Priester zu einer überschwenglichen und pathetischen Ausdrucksweise, die, unförmlich und schwülstig wie sie gewesen sein mag, dennoch später die Anknüpfepunkte für die auf das edle Maß des Ausdrucks gerichtete gebundene Redeweise und Dichtkunst bot. Die Richtung auf das Erhabene war es, welche die Religion auf die sich entwickelnden Kunsttriebe sehr früh übertrug und vererbte, sie war gleichsam das mächtige und ernste Erziehungsmittel, durch welches die Religion als Lehrerin die Schülerin der Kunst zu bilden bemüht war. Aber so früh wir die Richtung auf das Erhabene in der Kunst lebendig werden sehen, so verlor sich dieselbe doch anfänglich noch völlig ins Maßlose und Unförmliche; denn noch ahnte der

Geiſt nicht klar das Weſen der wahrhaft erhabenen Unendlichkeit und Unvergänglichkeit, welche letztere nicht im Maßloſen und in Unförmlichkeiten, wohl aber in der vollendeten, maßvollen, durchſichtigen und ſchönen Form die ewige Dauer ihres Daſeins begründet. Es war daher im Verlaufe der früheſten vorgeſchichtlichen Kunſtausbildung im Grunde nur der Zug zum Ungewöhnlichen, Abſonderlichen und Unförmlichen, der ſich überall Geltung verſchaffte, wenngleich wir nicht verkennen wollen, daß die Tendenz durchblickte, das Erhabene zu gewinnen. Dieſer deutlich durchblickende Zug zum Koloſſalen und Ueberſchwenglichen wird uns in der früheſten Kunſtentwickelung eben nur erklärlich, ſobald wir beachten, daß es die religiöſen Antriebe waren, die urſprünglich den eigentlichen Kunſtſinn begeiſterten. Religion und Kunſt waren in ihrem Weſen gemeinſam darauf gerichtet zu erheben; allein da ſie die wahre Erhebung noch nicht kannten, ſondern nur erſt erſtrebten, ſo ſchoſſen ſie über das Ziel hinaus ins Ungewöhnliche und Abſonderliche, indem ſie mit beiden über das Irdiſche und Gewöhnliche ahnungsvoll hinausweiſen zu können glaubten. So erklärt es ſich, daß das Auftreten der Magier und Zauberer urſprünglich, im Hinweis auf ihre ſonderlich hervorragenden Künſte, darauf gerichtet war, zugleich durch einen eigenthümlichen Aufputz und durch noch ſeltſamere Geberden dieſen Gegenſatz zum Gewöhnlichen hervorzukehren. Aber eben dieſer Zug zum Ungewöhnlichen und Abſonderlichen wurde von den Schamanen und Zauberprieſtern (wie wir das am beſten an den Zauberern der heutigen Naturvölker noch beobachten können) in einer ganz zügelloſen, maßloſen und unförmlichen Weiſe übertrieben, ſodaß wir uns häßlich davon berührt und abgeſchreckt fühlen. Dieſer oft abſchreckende häßliche Zug, der ſich bei den Zauberern in einer übertriebenen Ekſtaſe, die ſich äußerlich in Grimaſſen, ſchreienden unſchönen Tönen und barocken Sprüngen Luft machte, ſpiegelt ſich ganz deutlich in ähnlicher Weiſe in den früheſten Geſtaltungen des vorgeſchichtlichen Kunſtlebens. So finden wir denn auch hier in

Bezug auf den von der erſten Entwickelung der Religion abhängigen Kunſtproceß dieſelbe Erſcheinung, die uns im letzten Kapitel bei der Betrachtung der früheſten Erkenntnißentwickelung entgegentrat: nämlich den Zug zum Maßloſen, Chaotiſch-Unförmlichen und Uebertriebenen. Erſt nach und nach ſchliff ſich dieſe Ueberſchwenglichkeit nach allen Seiten hin ab und ſchränkte ſich ein zu einer maßvoll ſchönen und erhabenen Form, in der nunmehr das Kunſtideal deutlicher durchblickte. So ſtellt alſo die Bewegung aus dem Unförmlichen und Maßloſen bis zur vollendeten Einſchränkung einer maßvollen, ſchönen und erhabenen Vollkommenheit, wie ſie ſich in höchſter Annäherung ſpäter in den Werken der Griechen ſpiegelt, denjenigen Entwickelungsproceß der Kunſt dar, welcher der Urgeſchichte und vorgeſchichtlichen Zeit angehört.

Ohne Zweifel iſt es für den pſychologiſchen Hiſtoriker eine auffallende und beachtenswerthe Erſcheinung, die ſich auf allen Entwickelungsgebieten wiederholt und der wir daher ſchon mehrfach begegnet ſind, daß nämlich der Urſprung jeder angeſtrebten Entwickelung mit beſtimmten extremen und maßloſen Schwankungen und Bewegungen beginnt, die ſich nur erſt allmählich gleichſam abklären, ſänftigen, zu einer maßvollen Form einſchränken und vervollkommnen. Wir wollen hier bei dieſer Gelegenheit daran erinnern, daß in ſpäterer Zeit Weltweiſe und Philoſophen dieſen Entwickelungsgang vom maßlos Unvollkommenen zum geſetzlich Vollkommenen, der ſich deutlich auch in der kosmiſchen Entwickelung unſers Planeten nachweiſen läßt, für den tiefern, umfaſſenden und geſetzlich nothwendigen Entwickelungsproceß des ganzen Weltalls gehalten haben.* Doch ſo verführeriſch es ausſieht, dieſem

* Bekanntlich war es neben andern auch Hegel, der dieſen Entwickelungsgang für einen nothwendigen, ſomit völlig umfaſſenden Verlauf des abſoluten Weltproceſſes erklärte. Hier aber iſt einzuwenden, daß der Proceß unſers Planeten nicht der des Weltalls iſt. Auch wiſſen wir nicht, ob auf den bisher

Gedanken zu folgen, so wenig erscheint er geschichtlich betrachtet als möglich und berechtigt; denn soll eine gewisse Vollkommenheit erreichbar und nicht völlig unerreichlich, somit ziellos sein, so setzt dieser Proceß auch eine geschichtliche Beendigung voraus. Eine Beendigung aber im erreichten Ziele der Vollkommenheit weist nothwendig auch auf einen frühern geschichtlichen Abfall von diesem wieder zu erreichenden Zwecke hin, da sich sonst die Bewegung des Processes und die Geschichte selbst nicht erklären würden. Nun aber ist leicht zu ersehen, daß sich eben dieser Abfall von der Vollkommenheit und Wahrheit nicht totaliter am Weltall ereignen konnte, es sei denn, wir wagten zu behaupten, daß die ewige Wahrheit ihrem vollen Umfange nach von sich selbst abfallen kann, ein Widerspruch, mit dem sich die Wahrheit in sich selbst aufheben und vernichten würde. Da nun eine solche absolute und nothwendige Vernichtung der Wahrheit nicht gedacht werden darf, hätte sich ohne Zweifel

---

geschichtlich einigermaßen nachweislichen Gang des Fortschritts nicht durch irgendwelche Katastrophe ein Rückgang folgt, ja mehr noch, ob nicht bei zunehmendem Alter unsers Planeten dieser Rückgang fast vorauszusehen ist, in ähnlicher Weise wie bei einem Greise, dessen Kräfte im hohen und höchsten Alter wieder nachlassen und absterben. Alle derartige Betrachtungen läßt die Teleologie, die an den unfehlbaren Fortschritt glaubt, außer Acht. Der Fortschritt zum historisch Bessern und Höchsten ist eine Aufgabe, die sich nur im Kampfe, den die Parteien miteinander führen, verwirklicht, und die außerdem abhängig ist von dem kosmischen Proceß, dem jeder Weltkörper unterliegt. Dieser Proceß aber ist wieder gebunden an die Constellationen der übrigen kosmischen Gestirne und Kräfte. Alle diese zusammenwirkenden Momente erschweren daher die Voraussage für den Fortschritt des Culturganges auf unserm Planeten so bedeutend, daß wir mindestens keine Berechtigung haben, den Fortschritt vom Unvollkommenen zum Vollkommenen für einen Proceß des ganzen Weltalls zu halten. Zudem hat das Weltall keine Jugend und kein Alter wie der einzelne Weltkörper. Die Systeme und Massen des Ganzen folgen einem Gesetze der Beharrlichkeit, die weit über diejenige der Erhaltung des Einzelnen hinausgeht. Diese Unterschiede zwischen dem Individuellen und Ganzen müssen nothwendig festgehalten werden, wenn wir wie Hegel es versuchen mögen, über den Weltproceß zu speculiren. (Vgl. das Genauere über die Philosophie des geschichtlichen Verlaufs in den Aufsätzen des Verfassers in der Zeitschrift „Das Ausland", Jahrg. 1876, Nr. 52.)

auch jener beregte Anfall nur partialiter und accidentellerweise geschichtlich vollziehen können; wie wir diesen Abfall daher auch betrachten mögen, er repräsentirte nur ein accidentelles historisches Zwischenspiel von Theilen im Weltall, ein Zwischenspiel, dessen unnöthiges Anschwellen die Unerträglichkeit des Daseins aller der Geschöpfe zur Folge hat, die in ihnen leben. Die Verhältnisse eines solchen Zwischenspiels in dieser Weise betrachtet, repräsentirten die merkwürdige Erscheinung des Uebels.

Das ganze Universum in seiner Erscheinung als den Inbegriff des Uebels betrachten zu wollen, wie die Pessimisten Schopenhauer und Hartmann das neuerdings thun, erscheint aus logischen und namentlich auch aus ästhetischen Gründen unmöglich. Vorzugsweise die Kunstphilosophie (die sich auf die untrüglichen Erfahrungen des innersten Gefühlslebens stützt) ist es, welche darthut, daß ein völliger, totaler Abfall vom Normalen, vom Vollkommenen und Schönen dem Gewissen der Kunst und dem tiefen gebildeten Gefühle überhaupt etwas zugleich Unerträgliches, Undenkbares und Widerstrebendes ist. Und sonderbar, je extremer und umfangreicher, selbst nur partialiter angesehen, ein solcher sogenannter Abfall vom ewig Schönen auftritt, um so mehr fühlt sich das gebildete Kunstgewissen beleidigt, und um so mehr also muß die Größe der Unerträglichkeit wachsen und der Entschluß und das Bestreben zur Umkehr aus derselben eintreten. — Diese psychologischen Erfahrungen führen uns mit Hinblick auf die Thatsachen der Geschichte daher zu bestimmten philosophischen Anschauungen. Spiegelt nämlich das Weltall und der Makrokosmus der Idee der Kunst und, wie wir sogleich hinzusetzen wollen, den Thatsachen der empirischen Himmelsbetrachtung gemäß die harmonische Weltordnung, so können die daran participirenden ordnungsliebenden Theile einen sogenannten Abfall zur extremen Unordnung nothwendig im größern Umfange und in langer Dauer darin auch nicht dulden; tritt aber dennoch theilweise eine solche Unordnung ein, so muß sich die Bewegung der er-

griffenen Theilchen um ſo eher zur Umkehr getrieben fühlen, je ſchwerer der ſich hieraus ergebende Druck der Unerträglichkeit auf ihnen zu laſten beginnt. Vom Geſichtspunkte der Kunſtphiloſophie ergibt ſich daher die Wahrheit, daß es in der Conſtruction der vollkommenen Weltordnung liegt, daß ſich die mit ihr gegebenen Verhältniſſe nicht dauernd und nicht völlig umfaſſend (totaliter) in die Extreme unerträglicher chaotiſcher Zuſtände ſtürzen laſſen. Was aber ebenſo wenig abſolut umfaſſend wie ewig dauernd im Weltall vorgehen konnte, das vermochte ſich geſchichtlich nicht nothwendig, ſondern nur unter gewiſſen Umſtänden partialiter zu ereignen. Merkwürdigerweiſe iſt es nun gerade unſere irdiſche Schöpfung als Theil des Weltalls, welche bezüglich einer tiefern äſthetiſchen Naturbetrachtung ein überreiches Material darbietet, um die Thatſache zu erhärten, daß wir uns auf Erden geſchichtlich in einem ſolchen Zwiſchenzuſtande befinden, gleichſam einen ſolchen Abfall vom Vollkommenen durchlaufen, aus dem wir uns äſthetiſch und ſittlich gezwungen fühlen wieder zu erlöſen. So erklärt ſich uns denn das, was uns die ganze irdiſche Naturgeſchichte und Geſchichte der Menſchheit zeigt, nämlich der Progreß. Leicht iſt es, dieſen Progreß in der Geologie ſowie in der organiſchen Welt von der Entwickelung der unvollkommenen Thierſtufen bis zum Menſchen hinauf zu verfolgen, und im Menſchenthume ſelbſt wiederum tritt uns die innere Entwickelung der Geſchichte deutlich bezüglich einer ſittlichen und geiſtigen Vervollkommnung entgegen. Aber ſonderbar, was Sittlichkeit und Handlungsweiſe des Menſchen innerhalb dieſer Geſchichte gerade am allerlangſamſten in Bezug auf ihre Vervollkommnung erreichen, und auch der dem Kunſttriebe mannichfach verwandte Erkenntnißtrieb in der Geſchichte noch keineswegs völlig zu erringen wußte, das verwirklichte ſich im Gefühlsproceſſe der Kunſt viel früher, und geſchichtlich in einer verhältnißmäßig viel kürzern Zeit.

Waren es die kunſtſinnigen Griechen, welche im Alterthum die Begründer der eigentlichen Philoſophie wurden, ſo wurden dieſe Völker in gleicher Weiſe auch geſchichtlich die Begründer und Schöpfer einer frühen hohen Kunſtvollkommenheit, denn ſie waren es, die dem ewig feſtſtehenden Kunſtideal, d. h. dem Werthe des Gleichmaßes und der maßvoll ſchönen Ordnung der Verhältniſſe, als Sinnbild der ewig ſchönen Vollkommenheit und wahren inhaltsvollen Unendlichkeit, einen am meiſten lebendigen, deutlichen Ausdruck verſchafften. Mit der deutlichen und durchſichtigen Feſtſtellung dieſes Ausdrucks begann indeſſen, wie bereits erwähnt, die eigentliche Kunſtgeſchichte, während die Vorgeſchichte und primitive Entwickelungsgeſchichte der Kunſt nur denjenigen Verlauf des Proceſſes umfaßt, der von dem urſprünglichen Ausdruck unförmlicher, maßloſer Unvollkommenheit bis zur griechiſchen Kunſtepoche verläuft. Erſt während dieſer Epoche, in der ſich das gebildete Gefühl und der Formenſinn zu einer Höhe erhoben, auf der die Idee der Kunſt klar und durchſichtig wurde, ſchlug die eigentliche Geburtsſtunde der Kunſt, die frühere urgeſchichtliche Zeit gewährt uns nur den Einblick in eine embryonale Entwickelungsperiode.

Nicht geſchichtlich ſo früh wie die Kunſt und das durch ſie gebildete äſthetiſche Gefühl erreichten, wie erwähnt, Wille und Erkenntniß im Geiſte die Höhe dieſes Ziels, ſondern wir dürfen vielmehr behaupten, daß der Proceß der ſittlichen Handlungsweiſe ebenſowol wie der des Erkenntnißvermögens noch heute weit von dieſem Ziele überhaupt entfernt ſind. Was aber die Vernunft verhältnißmäßig ſo früh geſchichtlich im gebildeten äſthetiſchen Gefühle erreichte durch den Hinweis auf die Harmonie, ſollte ſie das nicht auch im ſittlichen Willen und im erkenntnißthätigen Verſtande dereinſt verwirklichen können? Gewiß, ſo dürfte man im Hinblick auf die Idee der unendlichen Weltordnung behaupten, es muß dereinſt eine ſolche Epoche für die Menſchheit hereinbrechen, in der auch die ſittliche Handlungsweiſe der Menſchen dieſen durchſichtigen,

anſprechenden Ausdruck ihrer Bewegungen und Thaten zu finden im Stande iſt, der ſich mit den Geſetzen der harmoniſchen Weltordnung verträgt, wie das Erkenntnißvermögen dereinſt im Verſtande feſt und ſicher den wahren Ausdruck für das Ewige und Unendliche übereinſtimmend feſtſtellen lernen wird. — Wir haben keinen Grund, uns einer hoffnungsvollen und erhebenden Fernſicht nach ſeiten der Zukunft auch in ſittlicher und erkenntniß-theoretiſcher Beziehung völlig zu verſchließen. Uns indeſſen beſchäftigt hier nicht die Zukunft, ſondern die Vergangenheit, und ſo wenden wir denn unſerer Aufgabe gemäß unſere Blicke in die Urzeit zurück, um den früheſten Entwickelungsproceß der Kunſt zu überſehen.

9.

Die Entſtehung der Kunſtidee mit Hinblick auf die empiriſche Anſchauung des Makrokosmus.

Rückblick auf die erſte Ausbildung und Entwickelung der urſprünglichen Kunſtfertigkeit. — Das Unförmliche in der urgeſchichtlichen Kunſt. — Die Leitung der Kunſt durch die Religion, und die erſte Ausbildung der Künſte durch die Prieſter. — Die Kunſtidee, ihre Verwandtſchaft zum philoſophiſchen Princip und ihre Entſtehung und Abklärung durch die Betrachtung des Makrokosmus. — Gefühl, Erkenntniß und Handlungsweiſe, verglichen in ihrer verſchieden raſchen Entwickelung in Bezug auf das Ziel ihrer Bildung. — Die äſthetiſchen Proportionen und Bewegungen innerhalb der Breite des Schönen und die poſitiven und negativen Werthe der Diſſonanzen und unäſthetiſchen Aberrationen. — Die Harmonie und die ſie bekämpfenden Störungen in Bezug auf die Aufgabe des Künſtlers. — Die ſittlich-äſthetiſchen Anforderungen an die Bewegungen der Atome im Weltall des Schönen und Hinweis auf die Entſtehung der Aberration und des Uebels. — Das Kunſtwerk als Sieg der Harmonie über die ſtörenden Conflicte. — Die Gewißheit und Nothwendigkeit in der Wahrnehmung, entſtehend durch den begrenzenden Geſammthinblick auf die ſich empiriſch ausſchließenden Unwahrſcheinlichkeiten. — Hinweis auf den Werth und Unwerth der kleinen und zu großen Diſſonanzen in Bezug auf die ſittliche Aufgabe im äſthetiſch geordneten Weltall. — Spiegelung dieſer ſittlichen Aufgabe in dem harmoniſchen Verhalten der Theile und Theilchen zueinander im vollendeten Kunſtwerke.

Wie ſich der Intellect anfänglich durch das Vehikel der Sprache, die Religion urſprünglich an der Hand des Familienlebens und der ſtaatlichen Gemeinſchaft, ſpäter an der Hand der Naturzauberei und des Mythus, endlich aber, wie wir im Folgenden

noch genauer ſehen werden, an der Hand der von der wahren religiöſen Idee durchdrungenen Sittenlehre entwickelt hat, ſo entfaltete ſich die Kunſt urſprünglich durch die Stütze der Hand und Fingergeſchicklichkeit.

Auch die Thiere zeigen vielfach gewiſſe Fertigkeiten, auch ſie erwerben ſich auf Grund angeborener Geſchicklichkeit und angeborener Organe eine Reihe von Kunſttrieben, mit ihnen um die Wette aber eiferte urſprünglich die Hand des Menſchen. Durch das engere Staatsleben und die mit ihm vorſchreitende Arbeitstheilung gewannen die Kunſttriebe eine fertigere Ausbildung. Der Verlauf der Urgeſchichte lehrt uns, daß ſich ſchon ſehr früh ein ſogenannter arbeitender und kunſttreibender Stand in den primitiven urſtaatlichen Gemeinden abſonderte, ein Stand, der freilich urſprünglich ſehr misachtet und ſklaviſch behandelt wurde; denn zumeiſt waren es die zum herumſtreifenden Jagdleben körperlich Untauglichen, welche ſich mit Arbeit, beziehungsweiſe Kunſtthätigkeit befaſſen mußten.* Allein gerade dadurch, daß die kunſtfertigen Arbeiter der Urzeit durch die Umſtände mit Nothwendigkeit und Ausdauer auf ihr Geſchäft hingewieſen waren, ſammelten ſich in ihnen die geiſtigen Kräfte. Kunſtfertigkeit und Erfindungsgeiſt ſteigerten ſich und der Intellect nahm zugleich einen bedeutenden Aufſchwung. So, ſahen wir, ſollten die früheſten kunſtfertigen Arbeiter der begabteſten Völker zuerſt zu der größten culturbringenden Erfindung, nämlich der Feuererfindung, gelangen. Aus dieſen Arbeitern gingen ſpäter die Flamines hervor, die anfänglich ebenſo ſehr geſchickte Handwerker wie Künſtler waren, welche ſich ſpäter indeſſen zu primitiven Naturforſchern und prieſterlichen Zauberern und Heilkünſtlern umwandelten.

Mit der Epoche, welche das Auftreten der Flamines in der Urgeſchichte der Religion hervorrief, beginnt auch für die vor-

* Vgl. Buch 4, Kap. 2.

geschichtliche Kunst ein neuer Aufschwung. Neben dem uralten Gräberbau entstand nunmehr auch der kunstsinnige Tempelbau, der Bau von Altären und schön geschmückten Opferstätten. Die Plastik, die bisher nur kunstfertig gearbeitete Steinwaffen, einfache Grabdenkmale und vielfache Formen von Thongeräthen aufzuweisen hatte, begann sich jetzt erhabenern Gegenständen zuzuwenden; denn mehr und mehr bestrebten sich die Meister der Bildkunst, die ihnen vorschwebenden Gestalten der Götter zu versinnlichen. So wuchsen die Gebiete der Kunst, und das Streben nach dem Erhabenen trat in den Vordergrund. Aber der eigenthümliche Sturm und Drang, der die Urgeschichte und Vorgeschichte des beginnenden Kunstlebens kennzeichnet, kommt nicht sogleich zu vollendeten Auffassungen des Erhabenen. Statt das Erhabene mit dem Schönen und dem Unendlichen zu vermählen, treibt es den Geist ins Maßlose und unförmlich Schrankenlose, und die Formen werden nicht schön, sondern häßlich übertrieben und verzerrt. Häßliche Misgestalten treten uns entgegen mit dem herausfordernden Anspruch, als das Erhabene gelten zu wollen. Statt eines ehrfurchtsvollen Charakters und eines sittlich strafenden und doch wohlwollenden Zuges, erscheinen die uns aus dieser Zeit entgegentretenden Darstellungen gemein, widerlich und schreckhaft. Die meisten heutigen Naturvölker haben diese früheste und niedrige Stufe der religiösen Bildkunst nicht überschritten, und auch unter den Culturvölkern des frühesten Alterthums gehören nur wenige Denkmale und Bildwerke schon einer höhern Stufe an. Vieles in Aegypten und Mexico zeigt uns nur das völlig Unförmliche und erinnert uns an das berühmte Idol auf den Sandwichinseln und der Osterinsel. Bis zur furchtbarsten Häßlichkeit ausgebildete Formen fand man unter

Idol auf den Sandwichinseln.

Baſaltſtatuen, welche am Fuße des Teokallis aufgeſtellt waren. Es waren Rieſenköpfe von Thierrachen umſchloſſen, welche gierig die Zunge bis zur Bruſt herausſtreckten und im Begriff waren, ein Herz zu verzehren. Aber es ſind nicht etwa nur die Anfänge der bildenden Künſte, welche uns den Eindruck der häßlichen Maßloſigkeit und Zügelloſigkeit verſchaffen, ſondern viel mehr noch wie die urſprünglich rohen Züge der unförmlichen Baukunſt, der Plaſtik und der mit der rohen Bildſchrift beginnenden Malerei, tragen auch die Urſprungsformen der übrigen Künſte ganz das nämliche Gepräge. Nicht minder überſchwenglich, ſchwülſtig und oft völlig maßlos erſcheinen die früheſten Anfänge der eigentlichen Dichtkunſt. Nichts iſt hier von der ſchönen, maßvoll gebundenen Form an den begeiſterten Redewendungen und prophetiſch geſpendeten Lehren und Sinnſprüchen aller der Sänger und Prieſter zu bemerken, obwol wir deutlich durchfühlen, daß ſie mächtig vom Sturm und Drang nach dem Erhabenen durchweht werden. Und nicht anders war es mit dem Beginn der urſprünglich noch eng zuſammengehörigen Ton- und Tanzkunſt. Der Klang der erhobenen Stimme fand noch ebenſo wenig klare melodiſche Formen der Töne, wie die ſich in wilden Sprüngen Luft machende berauſchende Freude ſchon urſprünglich taktvolle und maßvolle graziöſe Formen der Bewegung fand, die nach ſchönem Gleichmaße ſtrebten. Wer Gelegenheit hat, nach dieſer Seite hin unſere heutigen Naturvölker zu beobachten, der erblickt die Reihe dieſer höhern Künſte hier noch in ihren primitivſten Formen. In zügelloſen, unförmlichen Sprüngen tanzen die Indianer nächtlich um das heilige Feuer, begeiſtert regen ſie die Füße zum wilden formloſen Tanze, auch ihre Stimme wird fortgeriſſen von der Begeiſterung, aber die Klänge, die hervorbrechen, ſind noch völlig unmuſikaliſch, die Töne erſcheinen wie ein wildes Geheul, oder wie langſam gezogene unſchöne Klagelaute. Noch wilder und ungemeſſener aber erſcheinen die Tänze der Zauberprieſter, heiſerer und häßlicher noch das Geſchrei ihrer Stimme.

Ebenso wie der Zauber in seiner Art verzerrte formlose Elemente der wahren Religion durchblicken läßt, so verbindet sich in dieser verzerrten Weise auch damit die Kunst. So ist das mistönende Geschrei und die erhobene Stimme des Zauberers noch kein Gesang, seine ausgelassenen bacchantischen Sprünge noch kein Tanz, und das wirre Geräusch seiner Zauberklapper oder seiner Trommel, um das wilde Geschrei zu begleiten, noch keine Musik, aber dennoch sind es die noch formlosen Anfänge aller dieser höhern Künste. Innig gehen ursprünglich Kunst und Religion in dieser Weise noch Hand in Hand, und schwierig wird es, sie in ihren Anfängen zu trennen. Das Element, das in der Religion zur begeisterten Erhebung und endlich zum Erhabenen treibt, reißt die ursprünglich angeborene Geschicklichkeit und die äußern Kunsttriebe mit sich fort, durchgeistigt sie und theilt ihnen mit von dem Feuer der edeln Begeisterung, welche das Streben zum Erhabenen charakterisirt. So verschwistert sich die bildende Technik, die anfänglich nur den gewöhnlichsten äußern Interessen gedient, sehr früh mit der Religion, und wird, von ihrem Lichte angehaucht, zur Kunst verklärt. Die begeisterte Redegabe läutert sich zur Dichtkunst, und die erhobene Stimme als Ausfluß hoher Beseligung wird allmählich zum Gesange, der sich zu verstärken und zu begleiten sucht durch das Anschlagen klangvoller Gegenstände (wie gegerbte Thierhaut, Stein, Metall, Holz, Stierhörner u. s. w.), und die von der hohen Freude getragene Bewegung gestaltet sich zur graziösen Tanzkunst. So stehen alle Künste durch das Moment des Erhabenen und Erhebenden, das sie in sich bewegen, in innigster Verwandtschaft mit der Religion. Und bei dieser natürlichen Verwandtschaft von Kunst und Religion kann es nicht wundernehmen, daß die alten Völker die Kunst überhaupt von den Göttern ableiteten und namentlich die von den Zauberern und Priestern vorzugsweise geübte Tonkunst als ein ganz besonderes Geschenk der Götter ansahen. Gewiß, der so innig zum Gefühl sprechende Gesang und Klang war ganz besonders dazu geeignet,

den Geist zu erheben und zu begeistern, und merkwürdig früh hat sich das Zauber- und Priesterthum dieser Kunsttriebe bemächtigt, um sie zu bilden und im Dienste der Religion zu verwerthen. Aber nicht nur der Tonkunst, sondern fast aller Kunsttriebe haben sich ursprünglich, wie uns die Geschichte lehrt, die Zauberer und Priester (die ja selbst aus dem bildenden arbeitenden Urkünstlerthum hervorgegangen waren) bemächtigt, um sie zu entwickeln und zu üben und ihnen so einen heiligen und geweihten Charakter zu verleihen, und hiervon macht nicht einmal die triviale Tanzkunst eine Ausnahme. Keinem Stande hat daher die erste vorgeschichtliche Ausbildung der Künste so viel zu danken wie dem Priesterthum. Im Schose des Priesterthums ging, so dürfen wir mit Recht behaupten, der erste umfangreiche Bildungsproceß der Künste vor sich, und einige derselben haben sich nur erst sehr spät vom Priesterthume selbständiger emancipirt. Während Baukunst und Plastik sich freilich schon früher verselbständigten und später nur ihre edelsten Formen wieder im Dienste der Religion verwerthet wurden, standen indessen Dichtkunst und Tonkunst verhältnißmäßig noch sehr lange unter dem bildenden Einflusse der Priesterwelt.

Wie sich die Religion in den verschiedenen Phasen, die sie äußerlich durchlaufen hat, verhältnißmäßig nur sehr langsam entwickelte, so anfänglich auch die von ihr abhängige Kunst. Formlos und ungezügelt blieben noch lange Zeit hindurch die ersten bedeutendern Kunstschöpfungen. Wie aber die niedrigsten Völker aus dem Stadium dieser widerspruchsvollen, häßlichen Formenschöpfung sich überhaupt gar nicht herausarbeiteten, so erreichten doch auch die begabtern Culturvölker, die mit ihren Kunstproductionen sich bedeutend höher erhoben, keineswegs alle dasjenige höchste Stadium der Kunst, in welchem der Geist durch seine Schöpfungen zeigt, daß er das Räthsel gelöst und in das eigentliche Geheimniß der Aesthetik eingedrungen ist. Es war daher im Alterthum genau genommen nur einem höher begabten Culturvolke beschieden, ein

tieferes Verständniß für die Kunstwahrheit zu entwickeln, und dieser Volksstamm waren die Griechen.

Wenn es wahr ist, daß der Erkenntnißtrieb in der Art seines innern Verhaltens Verwandtes zeigt mit dem äußern Kunsttriebe, und daß er wie dieser nur auf einem andern Wege und mit andern Mitteln, doch dasselbe Ziel der höchsten ewig schön erscheinenden Wahrheit anstrebt, um in ihr den wahren Ausdruck für das Unendliche und Unvergängliche festzustellen, so kann es psychologisch nicht wundernehmen, daß es die mit dem tiefsten innern Erkenntnißtriebe ausgestatteten Griechen zugleich waren, die auch in der Kunst sehr früh den höchsten Triumph feiern sollten. Als die Schöpfer und Begründer der eigentlichen Philosophie wurden die Griechen daher auch zugleich die Schöpfer der wahren und eigentlichen Kunst.

Allein haben auch die Griechen in fast allen Künsten sich in hohem Maße dem Kunstideale genähert, und schien ihnen vor allen übrigen Völkern die große Aufgabe zuzufallen, den Schleier der Isis in dieser Beziehung zu zerreißen und das Geheimniß der Kunst allgemeiner zu enthüllen, so war die Annäherung und der Uebergang zu dieser höchsten Stufe doch auch bei ihnen nur ein langsamer Proceß, von dem nicht in gleichem Maße und zu gleicher Zeit alle Künste und Kunsttriebe zugleich ergriffen wurden. In diesem Sinne, und zwar nur in diesem, kann man behaupten, daß die Künste als solche nicht alle gleichalterig sind, obwol der Anlage und Aeußerung nach alle Kunsttriebe im Menschen ursprünglich nebeneinander gleichzeitig ausgesprochen erscheinen.

Nicht mit Unrecht hat man die Dichtkunst in diesem Sinne als die erste und älteste wahrhafte Kunst bezeichnet; denn in ihr war bereits deutlich eine hohe Annäherung an das eigentliche Kunstideal zur Entwickelung gediehen, als die übrigen Künste alle noch im Formlosen und Maßlosen umherschwankten. Früher wie in allen übrigen Kunstthätigkeiten bildete sich in der erhabenen und erhebenden

Redeweiſe der religiöſen Sänger und Pſalmendichter jene ergreifende, gebundene, maßvollere und ſchöne Form, in der ein angewandter Accent ſowie Rhythmus und Gleichmaß deutlich erkennen laſſen, daß im Gefühle ahnungsvoll neben dem Erhabenen auch die wahre und richtige Idee des Unendlichen als des ewig Schönen und des dauernd Vollkommenen emporzuſteigen begann. Maßvolle durchſichtige und überſichtliche Eintheilung, Gleichmaß der Verhältniſſe und Rhythmus der Bewegungen erſcheinen ja ohne Zweifel als die Grundformen jener ewig ſchönen und damit allein erhabenen Unendlichkeit, die ſich im Weltall ausgeſprochen findet. Je mehr ſich der Menſchengeiſt in die Wunder des Himmels und die Erſcheinungen des Makrokosmus vertiefte, ſchien ſich ihm der Gedanke aufzudrängen, daß nicht im Chaotiſchen, Maßloſen und völlig Willkürlichen ſich das Weltall dauernd erhalten könne, nicht in die Extreme dieſer unerträglichen Verhältniſſe ſich ſein ganzer Aufbau ſtürzen läßt, ſondern die ſich im Weltganzen bewegenden Theile ſcheinen vielmehr die geſetzliche Ordnung zu ſuchen, und fühlen ſich zur Aufgabe getrieben, dieſe ewig ſchöne, allein wahrheitbringende, ſich harmoniſch und rhythmiſch geſtaltende Weltordnung zu erhalten. Daran reihten ſich weitere Folgerungen. Wie weit ſich auch unter den auf die verträgliche Ordnung geſetzlich hingewieſenen kleinſten Theilchen des Weltalls durch allmähliche Hingabe an kleinſte unnormale Bewegungsdifferenzen (Diſſonanzen) mit der Zeit durch das Anwachſen derſelben Einſeitigkeiten, und vom Geſichtspunkte der ſittlichen Ordnung betrachtet, ſtörende Transformationen und Aberrationen ergeben, wie weit ſich thatſächlich in der Welt durch Anſammlung ſtörender Elemente eine Anarchie unter Umſtänden bis zum gewiſſen Grade verwirklichen vermag, und ſo ſehr ein Chaos demgemäß geſchichtlich wachſen und ſich ausbreiten kann — der Makrokosmus wird nicht müde werden, Widerſtände hiergegen zu organiſiren, um dieſe Diſſonanzen zu bekämpfen. Mit andern Worten, die Majorität der Weſen und

Atome im Weltall, so scheinen die Thatsachen der Ordnung am Himmelsgewölbe zu lehren, mußte stets die Ordnung bewahren und die Minorität der störenden Elemente einschränken und zurückdrängen. Aber dennoch schienen andere Thatsachen zu beweisen, daß die Möglichkeit des Wachsthums auch der Dissonanz und Störung gegeben war, und daraus ergab sich die Aufgabe, daß, um denselben vorzubeugen, dieselben schon im Keime bekämpft werden mußten. Schon vor frühen und zu allen Zeiten hat es Geister gegeben, welche die um sie her vorgehenden geschichtlichen Thatsachen der Störung und des Uebels, d. h. die Erscheinungen des Elends, der Krankheit, der Misgestaltung, der Disharmonie sowie der Anarchie und des Chaos als Formen vertheidigten, die im Weltall (Makrokosmus) sein sollen, weil auch sie, wie man annimmt, zur Harmonie des Weltganzen stimmen und der unästhetische Eindruck, den diese Erscheinungen hervorrufen, nur subjectiver Natur sei. Diese Anschauungen indessen kommen mit der Aesthetik und den Thatsachen in Conflict. Der Umfang der Uebel auf der Erde bildet einen herben Contrast gegenüber der Harmonie der Sphären, die erhaben gestimmte Geister so oft im Anschauen der Wunder des Himmels ahnen wollten. In dem hierbei gefühlten Gegensatze aber haben wir eine Thatsache vor uns, die Pessimisten zu den weittragendsten Folgerungen und Schlüssen berechtigt, und nicht mit Unrecht ist die Frage aufgeworfen worden: ob die Summe der Unlust nicht übergroß ist gegenüber dem geringen Bruchtheile der Lust, die sich unter den organischen Wesen auf unserm Planeten verwirklicht. Unter dem Drucke des Elends und aller moralischen und physischen Uebel seufzen alle Völker; aber alle Menschenstämme von etwas höherer Begabung haben deshalb auch sehr früh zugleich hiermit den Contrast gefühlt, der sich dem fühlenden Menschen darbietet, wenn er die Summe dieser Dissonanzen mit der erhabenen Sphärenharmonie vergleicht, welche der Makrokosmus ahnen und verstehen lehrt. Was am Himmel unmöglich erscheint, ein Einsturz aller Welten,

eine Unſumme von Diſſonanzen und Uebeln, ſchien thatſächlich verwirklicht auf Erden. Damit ſchien dem Menſchen die Weltgeſchichte zu lehren, daß ſich das Uebel, die Anarchie und das Chaos bis zum gewiſſen Grade thatſächlich zu vollziehen im Stande ſind, und die vorgefundenen Verhältniſſe der organiſchen Welt unſers Planeten beweiſen hiſtoriſch, daß ſich Aberrationen der Ordnung oft ſogar in verhältnißmäßig ſehr hohem Maßſtabe verwirklichen können, ſodaß wir ſelbſt im Cultur- und Staatsleben bekanntlich fortdauernd die Mächte *fürchten*, welche ſich jederzeit von neuem zur Anarchie und zu ſocialen Aberrationen gezogen fühlen, um die Errungenſchaften der Ordnung und des ganzen geſitteten Culturlebens in Frage zu ſtellen. Im Weltall herrſchen überall die nämlichen Geſetze, dennoch ſind drei Grundbewegungen und Richtungen möglich für die Summe der Einzeltheilchen, welche daſſelbe umſchließt. Die eine dieſer Richtungen iſt die normale und die geſetzlich vorgeſchriebene, neben und in ihr dagegen treten die Bewegungen von Fortſchritt und Rückſchritt auf; denn die Bewegung iſt geſchichtlich betrachtet *keine abſolute Größe*. In der Natur gibt es überhaupt nichts Abſolutes, und wie wir uns vergeblich bemühen, eine Species in der organiſchen Formenwelt ihrer Erſcheinung nach als abſolut aufzuweiſen, ſo ſtreben wir ebenſo vergeblich nach einem *abſoluten* Maße jener Grundbewegung, welche das Weltall geſchichtlich beherrſcht. Nicht als wenn wir eben dieſe das Weltall durchzitternde Bewegung in ihrer Geſetzlichkeit leugnen könnten, das wäre unmöglich; denn dem Naturhiſtoriker macht ſie ſich bemerkbar in den Kräften, welche den Kryſtall zur Bildung treiben, in den Bahnen, in welchen die Weltkörper das Himmelsgewölbe durcheilen, und in den organiſchen Geſtaltungen; aber wir begingen einen Irrthum, wenn wir für den Ausdruck aller dieſer Bewegungen nach einem allgemeinen Maße ſuchten, deſſen Größe ſo abſolut wäre, daß in ihr auf dem Wege unendlich kleiner Differenzen keine Abweichungen innerhalb gewiſſer Grenzen ſtattfinden könnten. Gäbe es dieſe

Aberrationsmöglichkeit innerhalb des gesetzlichen Causalnexus nicht, so wäre, vom Gesichtspunkte der gesetzlich normalen Durchschnittsbewegung aus gesehen, in der Weltgeschichte kein Fortschritt und kein Rückschritt, d. h. die Geschichte selbst nicht möglich, denn die geschichtliche Bewegung wäre in sich selbst alsdann unbestimmbar, weil der Fortschritt in der Geschichte nur seine erkennbare Bestimmung gegenüber dem möglichen Rückschritt erhält. Die Bewegung des Unendlichen kann aber nicht geschichtslos sein; denn geschichtlich unbestimmt und zugleich ziel- und zwecklos erscheint das Unendliche in seinen Bewegungen nur unter den Formen des ordnungslosen und leeren Chaos. Das Abfallen der geschichtlichen Bewegungen nach seiten dieser negativen Grenzen hin kennzeichnet eben den Rückschritt gegenüber der geschichtlichen Bewegung, die sich innerhalb der normalen ästhetischen und harmonischen Weltordnung abspielt. Aber die gesetzliche Grundbewegung, welche die geschichtliche Weltordnung repräsentirt, sagten wir, ist ihrer Richtung nach keine absolute Größe, welche innerhalb gewisser Grenzen die Aberration ausschlösse, und fürwahr, wie wäre ohne Hinblick auf diese Grundwahrheit die bewegende Kraft in der geschichtlich organischen Welt, deren Transmutations- und Aberrationsfähigkeit nach seiten der verschiedensten Differenzen der größte unserer heutigen Naturforscher thatsächlich nachzuweisen im Stande war, zu verstehen? Mit Rücksicht auf die Thatsachen, welche uns in so reichlichem Maße die geschichtlichen Bewegungen des organischen Lebens bieten, die continuirlich zusammenhängen mit den geschichtlichen Grundbewegungen, welche den Makrokosmus durchbeben, läßt sich allein das Problem lösen, das uns die geschichtliche Forschung hinsichtlich der Begriffe von Freiheit und Nothwendigkeit stellt. — Wir müssen zuerst in Bezug hierauf unterscheiden zwischen dem gesetzlichen Causalnexus (unter dessen Bewegungen sich ausnahmslos alle Erscheinungen im geschichtlichen Weltall vollziehen) und der Richtung, welche geschichtlich der Verlauf des Causalnexus einhält. Vollzieht sich

geſchichtlich alles natürlich und geſetzlich, d. h. alles durch den Zuſammenhang von Urſache und Wirkung, ſo vollzieht ſich der geſchichtliche Verlauf des Cauſalnexus dennoch nicht ausnahmslos teleologiſch nach einer einzigen gegebenen Richtung hin. Denn gäbe es nur eine abſolute, d. h. eine einzige Richtung für die Bewegung aller Theile und Theilchen im Weltall, ſo liefe alles parallel und die phyſikaliſche thatſächliche Wechſelwirkung der Dinge wäre hiermit ebenſo wie alle Geſchichte aufgehoben. Andererſeits, gäbe es gar keine vorgeſchriebene Richtung für die Summe der Theilchen im Weltall, ſo flöſſe alles durcheinander wie im tiefſten Chaos, und auch hier wäre, wie ſchon erwähnt, die natürliche phyſikaliſche Wechſelwirkung ebenſo wie die Geſchichte wiederum aufgehoben. Daraus folgt, daß es im geſchichtlichen Cauſalnexus keine völlig abſolute (rein teleologiſche) und keine völlig diſſolute (poſtulatloſe) Bewegung und Richtung der Theilchen geben kann. Anders ausgedrückt, im geſetzlichen Verlaufe der Dinge kann es keine ſo ſtarre Nothwendigkeit geben, daß wahrſcheinliche Differenzen der Aberrationen der Richtung unter den Bewegungen völlig ausgeſchloſſen ſeien, während andererſeits keine ſolche Richtungs- und Bewegungsfreiheit hierin möglich iſt, daß unwahrſcheinliche Abweichungen oder Sprünge ſich verwirklichten. Somit iſt das, was wir Gewißheit im geſchichtlichen Weltall nennen, mit Hinblick auf die Richtung des geſetzlichen Verlaufs nur der empiriſche Geſammthinblick auf alle unwahrſcheinlichen Abweichungen der Bewegungen, die im Augenblicke denkbar ſind. In der Geſchichte, welche es vorzugsweiſe mit der Beobachtung der Richtung der Bewegungen und Dinge auf dem Grunde des geſetzlichen Cauſalnexus zu thun hat, läßt ſich daher nichts abſolut vorausberechnen, ſondern nur mit Hülfe der Wahrſcheinlichkeitsrechnung ein annähernd richtiger Schluß gewinnen. Denn Rückſchritt und Fortſchritt, Vorwärtsbewegungen und Umwege ſehen wir häufig die geſchichtliche Richtung thatſächlich einſchlagen, und ſo unwahrſcheinlich es in Bezug auf die Geſchichte

des Makrokosmus ist, daß binnen kurzer Zeit das Weltall sich in ein Chaos stürzt, weil uns empirisch die Anordnung und Bewegung der Gestirne eine tiefe, dauernde und unbezwingliche Ordnung erkennen läßt, so wenig hindert dieser empirische Einblick in die unbezwingliche Ordnung des Makrokosmus, daß wir leider andererseits, sobald wir unsere Blicke den Gebieten des Mikrokosmus, d. h. unserer nächsten Umgebung, zuwenden, die obenerwähnte empirische Thatsache wahrnehmen, daß die Ordnung hier geschichtlich nicht überall so gefestigt ist, daß die Anarchie und die Verwirrung der socialen Verhältnisse ebenso unwahrscheinlich sind wie in der Geschichte des Makrokosmus. Im Gegentheil, die Ereignisse unsers geselligen Lebens, ebenso wie die Ereignisse auf dem Gebiete der organischen Schöpfung unsers Planeten beweisen es nur zu deutlich, wie leicht und wie rasch sich ein Umschlag der Richtung hinsichtlich edler Bestrebungen zu vollziehen im Stande ist. Erklärlich ist es hiermit, daß wir im Gemüth so tief den Abstand in der Geschichte des Makrokosmus und unserer engern planetarischen Entwickelungsgeschichte fühlen, und daher unsere innern sittlich-ästhetischen Grundanschauungen nur so schwierig mit den Ereignissen unserer äußern nächsten Umgebung in Harmonie zu setzen wissen. Versetzen wir uns nun in die Geschichte der Urzeit zurück, so lehrt sie uns, daß es damals auf Erden für die Geschöpfe des Schönen und Gefälligen noch viel weniger gab wie heute. Jammer, Elend, bösartige Krankheiten, häufig ausbrechende Hungersnoth traten mit ihren Erscheinungen zunächst in den Vordergrund. Kein Wunder daher, daß die Lieder der Alten voll sind von Anrufungen und Gebeten, daß die Götter und Gestirne am Himmel dieses Elend von ihnen abwehren möchten. — Aber die Grundanschauung der harmonischen Ordnung, der Regelmäßigkeit und des proportionirt gebauten Ganzen, die auf eine schöne und wohlberechnete Eintheilung und auf einen dauernden Frieden hinweisen, fand sie nicht stets der zum Erhabenen gestimmte und sehnsuchtsvoll

emporblickende Menschengeist, trotzdem er um sich her in seiner Nähe noch so viel des Zügellosen und Wilden sah, immer von neuem thatsächlich ausgesprochen in den Erscheinungen am Makrokosmus und in der Harmonie der Sphären, auf welche der regelmäßige Verlauf der Gestirne so deutlich hinwies? Und fürwahr, wie konnte der von der Religion zum Erhabenen gezogene Menschengeist die Erscheinungen des Makrokosmus mit ihrem rhythmischen friedlichen Wandel und ihrer beglückenden Eintracht, die sie in so ergreifender Weise spiegeln, vom irdischen Jammerthale aus betrachten, ohne zugleich erfaßt zu werden von jenem beseligenden Gefühle, das den Sinn nicht nur zum sittlichen Frieden führt und zur Gerechtigkeit stimmt, sondern auch ebenso den Geist zur schönen maßvollen Form hinleitet, an der allein eben dieses Gefühl ein dauerndes Wohlgefallen findet. Wie erklärlich daher, daß die so vielfach zum Himmel blickenden Magier und priesterlichen Sterndeuter der Urzeit auch unwillkürlich Sinn und Sympathie entwickelten für die Regelmäßigkeit der Tempelbauten, der Tonfolgen und des poetischen Wortlauts, um damit allmählich die Pforten des Kunsttempels zu öffnen und dem Kunstideale der schönen, maßvollen und durchsichtigen Ordnung einen ersten hervorragenden Ausdruck zu verschaffen. So war im tiefsten Innern der Menschenseele die Idee der beseligenden Kunst entstanden. Nicht als eine übersinnliche und überirdische Offenbarung eines unbekannten, vielleicht nur erdichteten und erträumten Jenseits war sie eingezogen in die Menschenbrust, um Sinn und Herz zu erheben, sondern sinnlich-empirisch erschaut und thatsächlich erfahren war sie geworden, indem sich der geläuterte innere Menschensinn vermählt hatte mit der Erkenntniß der ordnungsvollen Formen, welche Rhythmus, Bild und Wandel der Gestirne am erhabenen Himmel lehrten. Im Innern des Menschen der erweckte und zum Himmel nach und nach erhobene Sinn, und in der Außenwelt die lebendige Ordnung der Thatsachen des Makrokosmus hatte die Zeugung der Kunstidee und aller Kunstideale im Gefolge. Es

wird sich nicht behaupten lassen, daß es nur erst die Griechen waren, welche die erhebende Redeweise und die von begeisternden Gedanken getragene Sprache zur eigentlichen kunstfertigen Dichtung gestalteten; denn immerhin müssen wir zugeben, daß andere Volksstämme, wie beispielsweise Inder und Hebräer (wir erinnern an die Psalmen), gleichfalls schon sehr früh in Hinsicht auf die Ausbildung dieses Kunsttriebes hervorragende Talente verriethen. Aber es ist sonderbar, daß die genannten Völker in Bezug auf die Ausbildung der in ihnen angelegten und vielleicht bei ihnen sogar früher zur Entwickelung gekommenen Kunsttriebe dennoch nicht jene Stufe erreichten, auf welcher wir mit Recht die Griechen später bewundern. — Nachdem sich ursprünglich das Wesen von Gleichmaß, Regelmäßigkeit und schöner harmonischer Ordnung innerhalb eines Kunsttriebes unter einzelnen hervorragenden Völkern eine durchschlagende Geltung verschafft hatte, da verbreitete sich allmählich nunmehr der Sinn dieser Ideen und Formen auch auf die Reihe der übrigen Künste. Der Gesang wurde gemessener und der Klang in seiner Anwendung rhythmischer, ebenso der Tanz. Die bildenden Künste hingegen arbeiteten sich nur mit Mühe und ganz allmählich aus der Tiefe der Unförmlichkeit hervor, um sich dem wahren Wesen der Kunst anzuschließen. Aber gerade diese Künste, nicht minder wie die andern, haben sich bei keinem Volke in so reiner Weise in dem neuen Lichte der echten Kunstidee verklärt wie bei den Griechen. Mit den Griechen beginnt daher eine neue Epoche der Kunstgeschichte; denn erst hier gewannen die Künste insgesammt jene hohe und eigene Selbständigkeit, durch welche sie sich später neben Religion und Wissenschaft eigenthümlich fortzubilden im Stande waren, erst hier erreichten sie insoweit die Höhe des Ideals, als die ausgebildeten Formen dasselbe durchsichtig machten und klar erkennen ließen.

Doch mit dieser großen Kunstepoche begann auch für den wachsenden Menschengeist, und insbesondere für das

ſich ausbildende Gefühl ein neuer ungeahnter Aufſchwung. Der neu gebildete Sinn für Regelmäßigkeit, Rhythmus und harmoniſche Verhältniſſe führte den Geiſt in ein neues Reich wunderbar tiefer Offenbarung. Schienen doch Gefühl und Empfindung jetzt gefunden zu haben, wonach ſie unbewußt ſich geſehnt hatten, begannen ſie doch jetzt deutlicher den hehren Zweck des Weltalls, den wahren Inhalt des Unendlichen und Unvergänglichen und den Werth des lebendigen Daſeins zu ahnen. Fühlte der Geiſt doch nun unmittelbar, daß im Gleichmaße, in der edeln Proportion, im Rhythmus und in der Harmonie ſich eine unumſtößliche Form der unendlichen Wahrheit ausgeſprochen findet, die ihn bei ihrer Betrachtung und Hingabe begeiſtert und ſittlich veredelt.

Freilich war es nur eine innere unmittelbar ſprechende Stimme, welche dieſe Offenbarung dem Geiſte verkündete, doch dieſe Stimme genügte, um die Kunſt zu fördern und das Gefühl ſittlich und erhaben zu durchgeiſtigen. Aber der volle umfaſſende Menſchengeiſt wurde hiermit noch nicht völlig geläutert, und in Zweifel verſunken, ſchenkte er nicht immer dieſer unmittelbaren Stimme der Kunſt Gehör; denn förderte er auch die Künſte und verwirklichte er in Werken mehr und mehr ihre unendliche Idee, ſo ſchwankte er doch nur zu oft mit ſeinen ſittlichen Thaten, um der äſthetiſch anſprechenden Gerechtigkeit auch im Gebiete des Handelns zu gehorchen. Der Geiſt des Handelns erwies ſich indeſſen noch widerſpenſtig, er war noch nicht ergriffen und gebildet genug, um ſich von der tiefern Offenbarung des veredelten Gefühls, das zur Schönheit ſich gezogen fühlte und das der ſittlichen Gerechtigkeit das Wort redete, leiten und erziehen zu laſſen. Und nicht minder zügellos und widerſtrebend erwies ſich gleichfalls noch der zweifelnde Erkenntnißtrieb, der, ſich mit der Kunſt verwandt fühlend, ahnte, daß er einem gleichen Ideale zur Feſtſtellung der unendlichen unumſtößlichen Wahrheit nachzuſtreben habe.

Aber ſo verwandt das Streben und die Thätigkeit der Er-

kenntniß mit der Kunstthätigkeit war, so sehr waren dieselben in ihren Bewegungen noch unwillkürlich beeinflußt durch die schwankende Bildung des unlautern und widerspruchsvollen Geistes des Handelns. Was das Gefühl ahnte und unmittelbar und gleichsam unbewußt in den Kunstschöpfungen festhielt, das konnte sich noch nicht im Gebiete der nach außen strebenden Handlungen und ebenso wenig im Gebiete der innern Erkenntniß eine volle Geltung verschaffen; denn in der That fühlte sich die Handlungsweise und die Erkenntniß nach außen hin noch beengt, und durch unlautere Widerstände und wahrgenommene Widersprüche in der Umgebung gedrückt. Die Harmonie, die das Gefühl bereits kannte und in Bezug auf den Makrokosmus ahnte und erblickte, stand noch im Widerspruch zu den unsittlichen Vorgängen der engern alltäglichen irdischen Umgebung und den engern sinnlichen Erfahrungen des Lebens. So fand sich die nach außen hin strebende Handlungsweise ebensowol wie die Erkenntniß des Geistes mitten in einem wilden äußern Kampfe, der nur erst nach und nach durch die edle Herrschaft der innern Gefühle und deren Aufklärung bezwungen werden konnte.

Das der Kunst verwandte Erkenntnißvermögen, das beeinflußt ist von den Widersprüchen des handelnden Geistes und denen der nächsten sinnlichen Umgebung, steht psychologisch gleichsam mitteninne zwischen Gefühl und Handlung, es erblickt hier den widerspruchsvollen Kampf der von außen gedrückten Handlungen, und sieht dort die innern Mächte des begeisterten und geläuterten Gefühls; so hat es eine Rolle der Vermittelung zu spielen, die im wahren Sinne des Wortes erziehend wirkt.

Eilte in dem sich entwickelnden Menschengeiste das Gefühl in der Bildung geschichtlich allen übrigen Trieben und Kräften des Geistes voraus, so sucht ihm geschichtlich zunächst die Erkenntniß zu folgen, um endlich durch die Macht der Bildung auch den Geist des Handelns im Sinne der Aesthetik, der Wahrheit und Gerechtigkeit

zu veredeln und ſittlich umzuformen. So wirkt die Offenbarung, die dem Gefühle im Laufe der geiſtigen Entwickelung, insbeſondere durch den Verlauf der religiöſen Entwickelungsgeſchichte (die auf wunderbaren Wegen, wie wir ſahen, den Geiſt angeleitet hatte, den Blick auf das Erhabene und auf die Wunder das Makrokosmus zu lenken, um ihm hier die äſthetiſche Harmonie und den ſittlichen Frieden, der aus ihnen ſpricht, zum Verſtändniß zu führen), zutheil geworden war, unmittelbar aufklärend und beſeligend. Dieſe tiefere Aufklärung bereitete, wie wir im folgenden Kapitel ſehen werden, zugleich geſchichtlich im Geiſte den Boden des Verſtändniſſes vor für die belehrenden und ermahnenden Worte und Thaten der großen Religionsſtifter, welche mit der Kraft ihrer Bildung und ihrem Beiſpiel ſich an die Zügelloſigkeit des Willens und der damit verbundenen unſittlichen Handlungsweiſe wenden, um dieſelbe von ihren Unvollkommenheiten zu erlöſen und ihr den Weg der Regeneration zum Ziele des ſittlichen Ideals gleichfalls vorzuſchreiben.

Betrachten wir nun im Sinne der Kunſtphiloſophie alle einzelnen Künſte und Kunſtformen, ſehen wir zu, wie jeder Kunſttrieb mit Bezug auf das Material, durch welches er dem Ideale Ausdruck zu verſchaffen beſtrebt iſt, nach dem gleichen Ziele ringt, ſo werden wir alle verſchiedenen Künſte gleichmäßig ſchätzen lernen. Strebt jede Kunſtform auch auf ihrem eigenen Wege, ſo führen alle Wege doch zum gleichen Ziele. War einmal das Kunſtideal im Gefühle lebendig geworden, hatte der Geiſt Verſtändniß gewonnen für die anſprechenden Formen von „golden geſchnittenen", d. h. kunſtſinnigen Proportionen, rhythmiſchen Bewegungen und harmoniſchen Klängen, ſo war den Meiſtern der Kunſt der Weg zum idealen Ziele deutlich vorgezeichnet. Dieſer Weg lag vor ihnen in einer maßvollen „Breite des Schönen"; innerhalb dieſer Breite lagen unzählige von erhebenden, ſchönen und anſprechenden Formen, welche den künſtleriſchen Bildungsgeiſt zur Erfindung herausforderten, ihm aber auch zur Aufgabe machten, ſich nicht einſeitig

den Grenzen zu nähern, die von dieser mittlern Schönheitsbreite fortführten nach seiten des Unschönen und Häßlichen. Wohl konnte es innerhalb der „Breite des Schönen" noch feinere Züge von Schatten und Dissonanzen geben, diese mußten sogar bis zum gewissen Grade aufgenommen werden, um durch den zart angedeuteten Gegensatz den Reiz und den unendlichen Werth des Schönen zu erhöhen. Aber mit der feinfühligen Aufnahme dieses nur unendlich zart angedeuteten Gegensatzes war die Möglichkeit eines einseitigen Wachsthums desselben gegeben, das bekämpft werden mußte. Diese fein hineinspielenden Schatten und Dissonanzen waren in ihrer unendlich zarten Andeutung noch positiv störungslos und praktisch daher für die Vollendung des Ganzen von verwerthbarem Charakter, aber sie konnten sich einseitig summiren, verdichten und so einen negativ praktischen Störungswerth annehmen, der das Kunstwerk in seiner Vollkommenheit und Schönheit entstellte. Dieser negative Störungswerth mußte daher bekämpft und überwunden werden, und fürwahr, je mehr die Anlage eines Kunstwerkes in ihrer Großartigkeit beweist, daß dem schöpfenden Künstler die Conflicte mit den sich verdichtenden Dissonanzen und Störungen nicht ganz erspart werden, obwol der Beurtheiler sieht, daß er diese Conflicte trotzdem besiegt und beherrscht im Hinblick auf die Harmonie, welche durchsichtig das Ganze zur Schau trägt, um so erhabener und werthvoller erscheint uns die Kunstschöpfung. So spiegelt uns das echte Kunstwerk den wahren Werth derjenigen Form, in welcher sich das Unendliche als Unvergängliches darstellt. Ahnungsvoll bemerkt in ihm die Erkenntniß, daß die störenden unvollkommenen Dissonanzen (die hervorgehen aus unlautern Conflicten der Bewegungen der Theilchen), sobald sie auftreten, nur von accidentellem Werthe sein können, so sehr sie auch im einzelnen anschwellen und zeitweise den Ueberblick umdunkeln mögen, und nicht minder ahnungsvoll erkennt in ihm der Philosoph, daß es für alle Atome und Individuen eine innere, tiefe, sittliche Aufgabe gibt,

durch welche allen ordnungsliebenden Weſen des Weltalls, ähnlich wie dem Künſtler, zur Pflicht gemacht wird, die unendlich zarten und in dieſer Form noch praktiſch ſtörungsloſen „Diſſonanzen“ nicht zu einer extremen, thatſächlich *ſtörenden* Größe heranzuziehen und anwachſen zu laſſen, in welcher Größe und Summe ſie allein erſt *als Formen des Uebels* auftreten, die, nach phyſiſcher und moraliſcher Seite drückend empfunden, nur zu oft zu unlautern Thaten Veranlaſſung geben, welche die Weſen untereinander zu immer weitern unerträglichen Conflicten führen. So ergibt ſich uns hier, wo wir den ſich entwickelnden Menſchengeiſt begleitet haben, bis zu der Stufe, da er das Auge auf den Makrokosmus richten lernte, um in ſeiner Erſcheinung die Gewißheit der ewig ſchönen und erhabenen Weltordnung zu ahnen und die Höhe der Unwahrſcheinlichkeit zu ermeſſen, welche die Totalität dieſer Ordnung zu ſtürzen im Stande iſt (um freilich ebenſo im Hinblick auf das Jammerthal der Erde nur zu tief den Contraſt zu empfinden, der die Erſcheinungen des Mikrokosmus auf unſerm Planeten von dieſer Ordnung trennt), ein Fingerzeig, von dem aus ſich auch das geſchichtliche Problem über das Uebel mit Hinblick auf die Thatſachen löſen läßt. Wer ſich den Ueberblick über die Geſchichte bewahrt, der wird angeſichts der Thatſachen, wie ſchon oben auseinandergeſetzt wurde, nicht davon zu reden wagen, daß die Erſcheinung des Uebels und des Elends, ſei es moraliſches und ſociales oder phyſiſches Elend, vom tiefern Geſichtspunkte geſehen, nur von relativer und ſubjectiver Bedeutung ſei. Es iſt ſonderbar genug, daß es Philoſophen gegeben hat, welche derartige Anſichten, die ſich hiſtoriſch ſo wenig beglaubigen, zu vertheidigen wagten. Was wäre denn im Hinblick auf die Zuſtände des Elends, welche die Wildheit und Roheit mit ſich führen, das gemeinſame objective Streben nach Cultur in der Geſchichte, wenn ein ſolches Beſtreben ſich nicht geſchichtlich aus der *ganz allgemein getheilten Auffaſſung aller herleitete*, daß wir mit einer höhern Geſittung unerträg-

lichen Verhältnissen und Drangsalen entgehen, denen das uncultivirte gemeine Dasein fortdauernd ausgesetzt bleibt. Hungersnoth und Pestilenz, Erscheinungen, welche in so hohem Maße das noch uncultivirtere Leben der Urvölker heimsuchten und beängstigten, wurden zu allen Zeiten, und selbst von den niedrigsten Völkerstämmen, als furchtbare Drangsale angesehen, denen man durch gemeinsame Maßregeln, wo es sich thun ließ, zu entgehen suchte. Soweit das Leben auf unserm Planeten athmet, mußten ihm diese Grundstörungen und Hemmungen seines Daseins thatsächlich als Uebel erscheinen. Aber wie diejenigen Weltweisen, welche im Hinblick auf die Geschichte das Uebel völlig leugneten und seine Subjectivität behaupteten, ihre Augen den Thatsachen verschlossen, so übersehen andere, denen die Blicke in die Geheimnisse des psychologischen Lebens verschlossen sind, daß nicht alle Formen der Unlust und Hemmung des Lebens schon ein Uebel sind. Denn nie wäre eine Lust nur denkbar, wenn sie nicht durch die sanften Wellen des Schmerzes in ein bestimmtes Licht gestellt würde. Wie das helle Licht nicht ohne die zarten Züge des Schattens, so ist auch die Lust nicht ohne den Schattenflor von sanftern Unlustwellen denkbar. Nicht Unlust und Schmerz in ihren sanften Erscheinungen an sich sind bereits ein Uebel, sondern nur der Sturm, der diese sanften Wellen, in denen sich unser Leben schaukelt, zu schäumenden wilden Wogen zusammentreibt, um die Gefühle aller gleichmäßig hiermit in ein Chaos zu stürzen, erst dieser Sturm bringt das Uebel zur furchtbaren Erscheinung. So wie der Orkan entsteht, so entsteht das Uebel. Anfänglich sind es nur sanfte abwechselnde Wellen von Lust und Schmerz, in denen sich die Wesen wie Lufttheilchen im sanften Winde normalmäßig schwingen, aber als wenn sich diese Theilchen darin gefielen, böswillig einem einseitigen Zuge zu gehorchen, thun sie sich aberrativ zusammen zu einer gleichgewichtslosen, einseitigen, furchtbaren Strömung, und je einseitiger diese Strömung wächst, um so mehr reißt sie andere Theilchen in diese

für alle furchtbar werdende Bewegung hinein, und die gewachſene Maſſe ſchwillt an zum Sturme, und der tobende Sturm, der die Bäume zu entwurzeln beginnt, geſtaltet ſich zum alles verheerenden Orkan, deſſen unaufhaltſame Kraft das Weltall zum Chaos mit ſich fortreißen könnte, hätten ſich nicht inzwiſchen von innen und außen Widerſtände organiſirt, welche den furchtbaren dämoniſchen Fluß der entfeſſelten Maſſe hemmen und zum Austoben bringen. Wie den Theilchen des ſanft und harmoniſch vom Lichte bewegten Luftmeeres, ſo ergeht es den lebendigen Atomen und Weſen des Weltalls, ſie ſchaukeln und ſonnen ſich äſthetiſch in den abwechſelungsvollen ſanften Kräuſelungen von Licht und Schatten, von Luſt und Unluſt, aber wehe, wenn ſie ſich aberrirend einſeitig aus dem normalen Spielraume ihrer Schwingungsweite begeben und mit wachſender Größe zu einer ſtörenden Bewegung ſich zuſammenrotten, um die Ordnung zu entfeſſeln; erſt dann, ungehemmt fortſchreitend in dieſer ſchiefen Richtung, verwirklichen ſie für alle die Erſcheinung des Uebels mit ſeinen Schrecken. In der äſthetiſchen Weltordnung herrſcht ſomit trotz der Wellen von Luſt und Wehmuth das Uebel nicht, es muß und ſoll daher nicht erſcheinen; aber mit der Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit ſeines partialen Auftretens in derſelben erwächſt zugleich allen Theilchen die ſittliche Aufgabe, ſich einer äſthetiſchen normalen Bewegungsrichtung zu beſtreben, um die Harmonie des Ganzen zu erhalten. Und was wäre im äſthetiſch geordneten geſchichtlichen All das Leben aller zur Ordnung gezogenen Atome und Theilchen, wenn dieſe letztern ganz ohne jegliche ſittliche geſchichtliche Aufgabe wären? Müßten ſie in einer Welt ohne jede Aufgabe nicht durch Langeweile umkommen, um im dauernd gleichförmigen Genuſſe jedes edeln Strebens zu entbehren? Sonderbar, ſo lehrt uns die Kunſt ebenſo wie das ſittliche Leben und die Geſchichte die zarten Schatten und Diſſonanzen gleichmäßig ſchätzen; denn dieſelben bedingen nicht nur den ſanften Wechſel des Daſeins, ſondern indem mit ihnen die Möglichkeit ihres Wachs-

thums und ihrer unrechtmäßigen Ansammlung (Aberration) gegeben ist, rufen sie in allen Theilchen das Streben wach, durch ihr sittlich ästhetisches Verhalten die Unwahrscheinlichkeit einer Gesammtstörung so hoch zu machen, daß die Erhaltung des Ganzen als Harmonie zugleich geschichtliche Gewißheit bleibt. Ich unterlasse es, an diesem Orte die Philosophie hierüber fortzuspinnen, und weise nur darauf hin, wie mannichfaltig die Ergebnisse der Kunstphilosophie ebensowol für die Sittenlehre wie für die Erkenntnißtheorie erscheinen, sobald wir uns bemühen, Gefühl, Erkenntniß und Willen im Zusammenhange ihrer geschichtlichen Entwickelung zu betrachten.

Der Sieg des Schönen und der Harmonie über die ihr aufgegebenen Conflicte, die sich aus summirenden unendlich feinen Differenzen, Dissonanzen und Schattenelementen gestalten, der ist es, der uns in den hehren Kunstwerken daher so unendlich tief hinreißt und fesselt. Wie erhebend und herrlich muthen uns in dieser Beziehung die großartigen Bauwerke der griechischen Kunstepoche an! Wie geheimnißvoll und doch beredt spricht zu uns die hier ausgesprochene richtige Proportion der Verhältnisse in der Architektonik der Bauwerke, wie „golden geschnitten" erscheinen uns hier die Eindrücke des Aehnlichen und Unähnlichen, und wie sehr sich auch in zartester Weise die widerstrebenden Elemente als Misverhältnisse angedeutet finden, um eine individuelle Mannichfaltigkeit und Gemischtheit des Eindrucks im kleinen hervorzurufen, der Blick auf das Ganze verkündet uns in mächtiger und erhabener Weise dennoch den Sieg der Harmonie, und in ihr die Vermählung des Erhabenen mit dem wahrhaft Unendlichen. So tritt das Schöne im Bilde wohlerwogener Ordnung als das Ewige, Lichtvolle und Vollendete mit einem mächtigen Uebergewicht in den Vordergrund, um die individuellen Schatten und in ihnen die störenden Elemente nur im Hintergrunde, und freilich auch hier nur bis zum gewissen Grade, ihr freieres unschädliches Spiel treiben zu lassen. Daher gefallen uns alle Formen, welche deutlich

die richtige Proportion des Individuellen im allgemeinen lichtvollen Zuſammenhange erkennen laſſen, mit Einem Worte, wo Licht- und Schattenverhältniſſe richtig gegeneinander vertheilt ſind. Wie wunderbar findet ſich im Aufbau *alles Vollendeten* das Grundverhältniß der ſich im Ganzen ſpiegelnden harmoniſchen Ordnung auch in den Verhältniſſen der einzelnen individuellen Theile zueinander ausgeſprochen. Wie ſorgfältig meidet am vollendeten Organismus die Natur die Stellung des Zugroßen neben das ihm nahe tretende Zukleine. Wie ſehr iſt die organiſche Schöpfung in der Vervollkommnung beſtrebt, in der Proportion der Verhältniſſe dem Weſen jener Grundform zu folgen, die man in der Mathematik mit dem beſondern Ausdruck des „goldenen Schnitts" belegt hat.* Nicht als wenn dieſer Ausdruck überall mathematiſch abſolut getroffen werden könnte, aber die organiſche Vervollkommnung und das Bildungsgeſetz ſuchen dieſen Weg im allgemeinen einzuhalten, um den von dieſem Grundverhältniß *zu extrem abweichenden* Formen zu entgehen, weil ſich die einzelnen ordnungsliebenden Theile den Unvollkommenheitsverhältniſſen der *zu ſehr* voneinander abweichenden Größen in der Zuſammengeſellung nicht dauernd fügen können. Daher durchgängig in der Geſchichte die Thatſache, daß

---

* Daß mathematiſch betrachtet der ſogenannte goldene Schnitt das Weſen der äſthetiſchen Harmonie und tiefer betrachtet die äſthetiſche Grundidee des Weltalls widerſpiegelt, hat zuerſt Adolf Zeiſing erkannt. Ihm folgten neuerdings Fechner (vgl. deſſen Schrift: „Zur experimentalen Aeſthetik, Abhandlungen der mathematiſch-phyſiſchen Klaſſe der königlich ſächſiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften", Bd. 9, Nr. 4) und Konrad Hermann („Das Geſetz der äſthetiſchen Harmonie und die Regel des goldenen Schnitts" in den „Philoſophiſchen Monatsheften" von J. Bergmann, Jahrg. 1871, Heft 1). Zur Frage, welchen Werth das genannte Grundgeſetz auch zugleich in logiſcher Beziehung beſitzt, vgl. Caspari: „Die Grundprobleme der Erkenntnißthätigkeit vom pſychologiſchen und kritiſchen Geſichtspunkte. 1. Abth.: Die philoſophiſche Evidenz mit Rückſicht auf die kritiſche Unterſuchung der Natur des Intellects", S. 244—251. „Bibliothek für Literatur und Wiſſenſchaft" (Bd. 1, Berlin Theobald Grieben).

das Zugroße neben dem Zukleinen zu allerlei krankhaften Ausartungen, unschönen häßlichen Reibereien und unerträglichen Erscheinungen führt, welche eben auf die Dauer unmöglich werden und sich einander aufheben. Doch wunderbar, je mehr wir in die Verhältnisse der Urwelt unsers Planeten geschichtlich zurückgehen, um so deutlicher noch finden sich die extremen und maßlosen Misverhältnisse an allen Bildungen ausgesprochen. Wie misgestaltet und unvollkommen erscheinen uns die Riesen der urweltlichen Thiere neben den übrigen Zwergwesen, welche von jenen, aufgemuntert durch das zu große Uebergewicht ihrer Größe und Stärke, raubgierig vertilgt werden. Wie ungeschlacht und misgestaltet erscheint der wilde zügellose Naturmensch gegenüber dem wohlgeformten ästhetisch gebildeten Griechen, wie vollkommen die Bauart des Menschen als des vollendetsten organischen Geschöpfes auf der Welt überhaupt gegenüber den im einzelnen viel unschönern Thierarten. Unumstößlich tritt uns bei der Betrachtung aller geschichtlichen Verhältnisse und Processe unsers Planeten die Wahrheit vom naturhistorischen und vom ästhetischen Gesichtspunkte entgegen, daß wir uns mit der uns umgebenden Natur in einem Proceß der Entwickelung bewegen; diese Entwickelung bringt es mit sich, daß die Formen sich compliciren, und der rückschauende Betrachter erkennt, daß ein Fortschritt vom Einfachen zum Zusammengesetzten stattgefunden hat. Dem ästhetischen Beobachter aber wird hierbei nicht entgehen, daß mit diesem Fortgange der Vervielfältigung der Bauarten und Structuren der Organismen sich nicht beständig ein Fortschritt der ästhetischen Grundverhältnisse verbunden habe.

Im Gegentheil, das immer greller hervortretende Bild des vernichtenden Kampfes, den naturhistorisch die Arten führten (vgl. Bd. I, Kap. 2 fg.), läßt deutlich erkennen, daß die Zerstörung und Vernichtung gegenüber dem harmonischen Aufbau eher zugenommen haben. Die Mischung der Elemente und Kräfte, welche letztern überwiegend zerstörender (nicht aufbauend harmonisirender) Natur

ſind, erſcheint daher auf unſerm Planeten dem äſthetiſchen Poſtulat gegenüber disharmoniſch und unvollkommen. Laſſen wir eine äſthetiſche Betrachtung überhaupt gelten (und dem empiriſchen Geſammteindruck des Makrokosmus nach liegt kein Grund vor, ſie nicht gelten zu laſſen), ſo iſt dieſe Thatſache nicht zu leugnen. Dieſe Thatſache erfordert aber eine Erklärung, und dies um ſo mehr, als hier zugleich ein ethiſches Problem vorliegt. Es iſt die uralte Frage nach dem Urſprunge alles Uebels, alles Disharmoniſchen und Unerträglichen auf unſerm Planeten. Gedanken und Fragen dieſer Art, welche die früheſten Völker bereits kannten, führten auf die Vorſtellung, daß in äſthetiſch-ethiſcher Beziehung hier ein Abfall vom kosmiſch Vollkommenen zum Unvollkommenen vorliege. Nach dieſer Anſchauung nimmt man an, daß andere Weltkörper in ihren Miſchungen der Elemente und in ihren ſich daran anknüpfenden Verbindungen und Formen des Aufbaues edler, harmoniſcher und verträglicher angelegt ſind, ſodaß ſich auch ihre kosmiſche Geſammtentwickelung äſthetiſcher und harmoniſcher vollzieht wie die unſere. Die kosmiſche Zuſammengeſellung unlauterer und völlig unverträglicher Elemente bei der Planetenbildung wäre dieſer Betrachtung gemäß das Factum des Abfalls. Weiterhin, ſo verſucht nun der Ethiker zu folgern, tritt eine Reaction inſofern ein, als ſich die relativ verträglichen Elemente gegenüber den andern verbinden und zu ſolchen Formen hinſtreben, in denen die weſentlich herrſchenden Uebel mehr und mehr ausgeglichen werden. Der äſthetiſche Betrachter wird zu ſolcher Anſchauung immerhin berechtigt ſein durch ſeinen Hinblick auf die Werthſchätzung aller harmoniſchen Ordnung und wohlthuenden Verträglichkeit geeinigter Elemente. Dieſe Berechtigung erhöht ſich aber, wenn wir beachten, daß er dieſen Hinblick nicht rein erdichtet und erträumt hatte aus der Phantaſie bezüglich der Annahme einer rein jenſeitigen überſinnlichen Welt, ſondern zu ihm vielmehr hingeleitet wurde durch den Verlauf der geiſtigen Entwickelungsgeſchichte.

Diese hatte ihn hingeführt auf die Betrachtung des Himmels und des Makrokosmus, und hier hatten sich seinen Augen in empirischer Weise eben jene ästhetischen Eindrücke der Ordnung, der Regelmäßigkeit und des verträglichen Friedens offenbart, den in ihrer Art die Formen der Kunst in der verschiedensten Weise ebenfalls widerzuspiegeln suchen. Erst die Kunst, welche das Vollkommene unter dem Bilde des Verträglichen als das allein wahrhaft Ewige und Unvergängliche hinstellt, lehrt uns die Verhältnisse um uns her in diesem richtigen Lichte betrachten. Darum wendet sich die Kunst an die Formen, welche die harmonische friedliche Verträglichkeit aufweisen. In der Baukunst sucht der Künstler selbständig diese Form zu verwirklichen, die Plastik aber sucht sich in der Natur in dem vollendeten Bau der Organismen diejenigen Formen auf, in denen die Schöpfung in ihrer Weise diesem Ideal bereits nachkam. So folgen alle Künste unwillkürlich dem Grundgesetze der harmonischen Vollkommenheit, in dem allein nach ewigen Regeln sich das Einheitliche mit dem Mannichfaltigen richtig vermählt. Nicht das Uebergewicht des Zuungleichen (Unverträglichen), nicht das Uebergewicht des Ordnungslosen oder Monotonen (Unerträglichen), sondern die Herrschaft und den Sieg derjenigen schönen Proportionen und „goldenen" Formen erstrebt der Künstler, in denen allein sich die Vollkommenheit und sinnbildlich die schöne harmonische Ordnung verewigt. So sucht der Maler in seinen Gemälden ebensowol das Monotone wie das sich Verwirrende in der Zusammenstellung von Farben und Figuren, die er auf die Leinwand wirft, zu meiden; er folgt den geheimnißvollen Gesetzen des schönen Farben- und Formenspiels, ohne die sanften und gedämpften Schatten, die sich in ihm unwillkürlich verdichten, zu einer unschönen, störenden Größe anwachsen zu lassen. Aber fast mehr noch wie der Maler eifert der Tonkünstler in dem Spiele der Klänge und Töne gegen die Monotonie, und ebensowol gegen die sich im mannichfaltigen Klangspiele verdichtenden Dissonanzen und Klangverwirrungen. Den Sieg

der Harmonie und der von ihr getragenen Melodie über die ſich aufdrängenden disharmoniſchen Tonmaſſen und Abweichungen ſucht der gewandte Componiſt in der Anlage ſeiner Tonwerke dem Gefühle unmittelbar anſchaulich zu machen. In dieſem Sinne ſteht der große Tonkünſtler dem Dramatiker zur Seite, der in ſeinen Kunſtwerken aus dem Leben ſchöpft und den Sieg der poetiſchen Gerechtigkeit durch den dauernden Sieg der ſittlichen edeln Handlungsweiſe und den Triumph der ſittlichen Stärke über die von böſen ſtörenden Gewalten herbeigeführten Conflicte den Zuſchauern zum Bewußtſein führt. Was in der Welt der Farben die den Reiz derſelben erhöhenden zarten Contouren und Schatten, und in dem Reiche der Töne die ſich zart miſchenden und die Accorde eigenthümlich färbenden feinen Diſſonanzen ſind, das ſind, wie bereits erwähnt, in der innern Gefühlswelt dem entſprechend die ſanften Wellen des Schmerzes, die in dieſer noch ſtörungsloſen Feinheit und Andeutung noch keinen eigentlichen Schmerz, wohl aber jene tiefdringende Wehmuth erzeugen, welche die Luſt und den Reiz am Wohlgefühle und der Harmonie nicht hindert, ſondern im Gegentheil dieſelben erhöht, und die verſtändnißvoll die Würze und das Aroma der Kunſt genannt zu werden verdient. — In dieſem Sinne nennt der tiefſinnige Jean Paul die höchſte Luſt ein tief verhülltes Leid. Und was wäre die Luſt ohne jene ſanft hineinſpielenden Wellen der Wehmuth, nichts vielleicht wie ein in Eintönigkeit dahinſterbendes Gefühl; denn was wäre das Licht ohne die zarten Töne der Schatten, welche ſo wunderbar das Farbenſpiel erhöhen, nichts wie eine unerträgliche und erdrückende Helle, und endlich was wäre die Harmonie der Töne ohne die heimlich mitſchwingenden Diſſonanzen, wol nicht mehr als die glühende, erſtickende Helle ohne die lindernde Kühle. Noch ahnen wir kaum, was in der Oekonomie der unendlichen Weltordnung das ſanfte Gewährenlaſſen jener ſpielenden Bewegungen zu bedeuten habe, jener Bewegungen, die mit der Harmonie des Ganzen nur dann unverträglich ſind, wenn ſie ſich

zu sehr verdichten und summiren und in dieser Form ordnungslose Unvollkommenheiten zu Tage fördern, welche das Wesen des vollkommenen Ganzen beeinträchtigen. Aber was wäre wol eine Weltordnung ohne sittliche Aufgabe, nicht mehr wie eine hohle Form ohne Inhalt. Repräsentirt daher das Weltganze eine schöne harmonische Weltordnung, so fällt hiermit den an ihr participirenden ordnungsliebenden Theilen die Aufgabe zu, alle unlautern Verdichtungen und Ansammlungen der ordnungsstörenden Dissonanzen im größern Maßstabe zu verhindern, um so durch einen sittlichen Kampf, der den Reiz des Daseins durch eine tiefere Aufgabe erhöht, zugleich die Ausbildung des Uebels zu besiegen. Dem Künstler fällt das herrliche Los zu, den Werth dieser sittlichen Aufgabe im Gebiete der Schönheit auf Erden erkennbar zu machen. Mitten in die Wogen des bewegten Lebens greift der Dramatiker hinein, um diesen sittlichen Kampf zu schildern und die Conflicte zu kennzeichnen, die sich ergeben, sobald sich die ordnungsstörenden bösen Elemente planvoll zusammengesellen, um das Gute und Edle zu unterdrücken. Doch zu welcher Höhe sich auch die sich ergebenden dramatischen Conflicte erheben, die Peripetie tritt nur um so gewaltiger ein, und mit ihr erleuchtet und zerstreut die Sonne der poetischen Gerechtigkeit durch die Sühne das Dunkel, aus dem die Conflicte sich erzeugten. Was in der sittlichen Welt des Handelns die böswilligen Mächte und unsittlichen Gewalten, das sind im Zusammenklange der Töne und in der Symphonie die im Flusse der Tonwellen sich verdichtenden Dissonanzen, und innerhalb eines größern Musikstückes die gegen die musikalische Grundidee anstrebenden Zwischenspiele. Welche Ausdehnung diese widerstrebenden Disharmonien auch im musikalischen Flusse des Ganzen nehmen mögen, welche Geltung sie sich erobern, nur um so vollklingender und erhebender wird auch in der Symphonie der Componist die Peripetie eintreten lassen, um der Melodie und der musikalischen Grundidee gleich der poetischen Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen. — So steht die Musik, die zu dem Gefühle

ſpricht, dem wirklichen Leben mit ſeinen Conflicten näher, als wir zu glauben geneigt ſind; denn was ſich hier unſichtbar im Reiche der Töne abſpielt, das verwirklicht ſich im Daſein, und was die Muſik wie die Künſte überhaupt in Ausführung ihrer Ideen lehren, das ſind ſittliche Fingerzeige fürs Leben, in dem wir uns bewegen und handeln, das ſind zugleich aber auch Sinnbilder der Grundform des wahrhaft Unendlichen und Unvergänglichen für die zweifelnde Erkenntniß. In dieſem Sinne ſind die großen Meiſter der Kunſt nicht minder hohe ſittliche Führer des Volkes wie die Meiſter der zur Erkenntniß ſtrebenden Weltweisheit und die Religionsſtifter. Bildend und erziehend wirken die Künſte in einem Grade, der noch keineswegs genügend genug neben der Religion gewürdigt wird. Ein Volk *ohne tiefern Kunſtſinn* kann ſich bei andern ſittlichen Anlagen und hoher Erkenntnißbegabung immerhin veredeln; aber das höchſte Ziel freier und vollkommener Entwickelung kann es niemals erreichen. Die Geſchichte des Mikrokosmus und Makrokosmus zeigt uns deutlich auf: den Kampf und die Agitation der Parteien, wie ſie miteinander ſtreiten, um hierbei Plane zu erſtreben, die mit der äſthetiſchen Geſammtordnung verträglich oder unverträglich ſind, je nachdem ſich die Parteien durch den ſittlichen Sinn geſtärkt haben und den Antrieben von Kunſt und Gerechtigkeit Folge leiſten. Siegen die edeln Parteien, mag es erträglicher werden hienieden, ſiegen hingegen *jene*, die Formen erſtreben, in denen eine dauernde Verträglichkeit der Weſen nicht denkbar iſt, ſo gehen Cultur und geſittetes verträgliches Leben mit der Zeit wieder zu Grunde. Wie auf unſerer Weltinſel, die wir die Erde nennen, die Cultur und das Anſtreben ihrer höchſten idealen Formen in Staat, Kunſt und Leben die Errungenſchaft eines Kampfes ſind, der, um die Güter derſelben zu *bewahren*, bis zum gewiſſen Grade als tiefere ſittliche Thätigkeit und Aufgabe für ewig beſtanden werden muß, ſo auch im Weltall überhaupt. Mögen auf andern Weltkörpern Elemente zuſammenwohnen, denen ein ſehr viel leichterer Kampf beſchieden iſt, nirgends

kann ein Zustand gedacht werden, der bis zum absoluten Grade *jede sittliche Agitation* zur Erhaltung des Guten ausschlösse. Nirgends im All besteht jene Pseudoseligkeit, die ein Gut innehat, das festzuhalten sie nicht fortdauernd ihrer Aufgabe und Thätigkeit gemäß bemüht sein müßte. Was wir auf der Erde ästhetisch und ethisch erst erstreben, die Vernichtung von Uebeln mag auf andern Gestirnen bereits *erreicht* sein, doch muß es auch dort, wenn auch in anderer Form eines ewigen Wirkens und Waltens, erhalten und *vertheidigt* werden, und wiederum mag auf solchen Welten, wo der strebsame Sinn dieser Vertheidigung der Güter erschlafft ist und abhanden geräth, auch das wieder völlig *in Verlust kommen*, was wir an Gütern in so hohem Maße erstreben und mit sittlichem Sinne allgemein begehren. *

Der Weltlauf ist nach obigen Andeutungen nicht allerwärts *einem* Ziele zustrebend, er repräsentirt daher nicht den unfehlbaren Fortgang einer zu einem Gesammthöhepunkte hin zielstrebigen geraden Linie (Aristotelische Teleologie). Denn in vielen Systemen und Gestirnen des Alls mögen die sogenannten Ziele erreicht sein, während wiederum in andern Provinzen des Alls entgegenstrebende Parteien durch Uebergewicht von dem Höhepunkte relativ vollkommenster Ordnung (als Ziel) *forttreiben*, um ebenjene sogenannten Ziele abzuleugnen und sinken zu machen. Hiernach wäre der geschichtliche Verlauf im All auch keinerweise eine Art von Kreislinie. Will man sich eines Bildes bedienen, so möge man sich der Meereswellen erinnern, die vom mittlern Durchschnitt ihres ebenmäßigen Wogens bald nach dieser oder jener Seite abweichen, bald zu ebenjener mittlern Schwingung zurückkehren, je nachdem die bewegenden Kräfte und Constellationen derselben das Einhalten der mittlern ebenmäßigen Bahn ermöglichen oder verhindern.

Was nun das in diesem Kapitel angedeutete Problem von Freiheit und Nothwendigkeit anlangt, so sei hier noch Folgendes darüber nachge-

---

* Vgl. die genauern Ausführungen des Verfassers über die sogenannte Teleologie und Philosophie des historischen Verlaufs in der Zeitschrift „Das Ausland", Jahrg. 1876, Nr. 52.

tragen. — Stellen wir die beiden Begriffe von nothwendiger Geſetzlichkeit einerſeits und frei vollzogenem Wunder andererſeits einander gegenüber, und bedenken wir, daß nach dem Begriffe des Wunders der herrſchende geſetzliche Cauſalnexus ſuspendirt und willkürlich durchbrochen wird, ſo unterliegt es keinem Zweifel, daß das ungeſetzliche, weil willkürlich unternommene Wunder als ſolches im geſchichtlichen Weltall ausgeſchloſſen iſt. Richten wir aber unſer Augenmerk auf die Abfolge des geſetzlichen Cauſalnexus unter den Dingen ſelbſt, ſo läßt ſich dennoch innerhalb deſſelben der relative Gegenſatz von Freiheit und Nothwendigkeit in der Bewegung und Thätigkeit alles Einzelnen recht wohl begründen. — Betrachten wir nämlich den Gegenſatz von Nothwendigkeit und Freiheit, wie uns hier obliegt vom Geſichtspunkte der Geſchichte, ſo zeigt es ſich ſogleich, daß ſich der cauſale Mechanismus der Verhältniſſe, in welchem ſich alle Atome und Weſen im Weltall bewegen, inſofern freilich ſtets nothwendig abſpielt, als in allen dieſen cauſal vorgehenden Bewegungen alle ſogenannten Unwahrſcheinlichkeiten ausgeſchloſſen werden. Um das einzuſehen, ſei Folgendes bemerkt. Wenn A eine beſtimmte Bewegung repräſentirt, die auf die Abfolge von B, C, D und E u. ſ. w. gerichtet iſt, ſo iſt es vom Geſichtspunkte der hohen Wahrſcheinlichkeit und ebenſo vom Standpunkte der Nothwendigkeit begründet, daß ſtets auf A B folge und dann erſt C, D u. ſ. w., ganz unwahrſcheinlich und unmöglich iſt es daher, daß auf A D folge. Es begründet ſich alſo hiernach der Satz, daß in der Natur und im Weltall niemals ſogenannte „freie" unbegründete und unbegriffene Sprünge (Wunder) vorkommen, welche letztern ſich eben nicht durch den Werth der Wahrſcheinlichkeit überblicken und erklären ließen. Nun aber kann es dennoch vorkommen, daß auf ein A in einem gegebenen Moment drei Bedingungen und zwar mit gleich ſtarker Anziehung einwirken, und zwar B_1, B_2 und B_3; die Wahrſcheinlichkeit der Direction von A iſt daher unter dieſen Umſtänden nicht ſogleich mit jenem frühern hohen Grade von Nothwendigkeit gegeben, denn ſie hebt A hiermit in einen relativen Gleichgewichtszuſtand, der einen, wie man ganz richtig ſagt, freiern Spielraum der Verhältniſſe einſchließt, innerhalb deſſen erſt hinterher eine neue Bewegung, nämlich die Entſcheidung durch die Eigenbewegung von A vor ſich geht. Wenn ſich nun auch A durch Nothwendigkeit ſeines Charakters getrieben nach B_1 hinbewegt haben ſollte, ſo kann mit Hinſicht auf die Summe aller cauſalen Bedingungen und trotz der höchſten Wahrſcheinlichkeit dennoch vermöge längerer Schwankung des A dieſe Charakterbewegung dahin ausfallen, daß ſich A um ein Unmerkliches dem B_2 oder dem

B_3 genähert hatte. Diese Unmerklichkeit der Abweichung konnte sich also nur ergeben aus der schwankenden Eigenbewegung von A, gegenüber allen seinen Bedingungen, welche es beeinflußten; diese anfängliche Unmerklichkeit kann sich aber bis zur Merklichkeit im oftmaligen Wiederholungsfalle so sehr steigern, daß endlich A nicht wieder auf B_1, sondern sich bei Charakterwandlung auf B_2 oder B_3 zubewegt. Ist die Richtung von A auf B_1 die Normalrichtung und B_2 und B_3 die Aberration, so ergibt sich hieraus der Satz, daß sich Aberrationen und Wandlungen des Charakters ursprünglich stets auf dem Wege des Unmerklichen, d. h. der unendlich kleinen Differenzen herleiten. Geschichtlich betrachtet kann daher, in diesen engen Grenzen eingeschlossen, unter oben angegebenen gesetzlichen Umständen und Bedingungen, sobald sie auftauchen, niemals das Wesen einer relativ freien Charakterwandlung für irgendein mit Eigenbewegung behaftetes Atom und Wesen (und es gibt keine andern im Weltall) geleugnet werden. In diesem richtig betrachteten Sinne hat daher die sogenannte Freiheit innerhalb jedes gesetzlichen Causalnexus ihre begründete Annahme. Und wohin würden wir wol geschichtlich kommen, gingen wir, ohne Rücksicht auf Gesetz und Nothwendigkeit, von einer absolut freien Willkür aller Bewegungen der Dinge im Makrokosmus aus? Offenbar bliebe unter diesen Umständen die Welt mit ihren Erscheinungen eine ganz verständnißlose Anarchie, in der die Geschichte eben völlig untergegangen wäre. Ginge man indessen umgekehrt von einer eng und absolut begrenzten gesetzlichen Nothwendigkeit aller mechanischen Bewegungen und Theilchen im Mikro- und Makrokosmus aus, sodaß in ihr jede Freiheit, d. h. auch die kleinste, durch Eigenbewegungen ausgeschlossen bliebe, so verfielen wir damit in einen prästabilirten Automatismus aller Erscheinungen, und in diesem Sinne in einen hohlen geschichtslosen Fatalismus, innerhalb dessen jede geschichtliche Aufgabe, und damit wiederum die Geschichte selbst, aufgehoben wäre. — Es ist hier nicht unsere Aufgabe nachzuweisen, wie demgemäß die Probleme zu lösen sind, welche nach dieser Seite hin die Physiologie und die Psychologie uns entgegenstellen. Aber andeuten möchte ich, daß wir in diesen Gebieten nur dann zu einer Lösung dieser Fragen gelangen werden, wenn wir jedes Atom als sogenanntes „biologisches Atom" ansehen. (Vgl. des Verfassers Schrift: „Die psychophysische Bewegung in Rücksicht der Natur ihres Substrats.") Das biologische Atom kann nicht wie ein Automat nur von außen getrieben werden, sondern da es in sich selbst voller Leben ist, so geht es innerhalb des Causalnexus seinem eigenen Triebe nach, sodaß es unter Umständen, wo es sich in mechanische Bedingungen verflochten findet,

unter welchen nachweislich von vielen Seiten gleichſtark auf daſſelbe eingewirkt wird, es innerhalb dieſes Gleichgewichts der Anziehungen nur derjenigen folgt, zu der es relativ frei, d. h. ſich ſeinem innern Charakter, d. h. ſeiner ſpecifiſchen Individualität gemäß lebendig getrieben fühlt. Es iſt daher ganz richtig in pſychologiſcher Hinſicht, daß, wenn wir genau den Charakter eines Weſens kennen, wir auch mit hoher Wahrſcheinlichkeit zu beſtimmen im Stande ſind, welchen der gleichmäßigen Anziehungen beſtimmter Motive er Folge leiſten werde. Allein der Charakter eines Weſens und Atoms iſt eben im Laufe der Zeit ſelbſt, wie oben gezeigt, etwas Wandelbares, die Wahrſcheinlichkeit ſeiner Entſcheidung daher nicht für immer vorauszuſehen, und zwar um ſo weniger, als von außen zugleich mit der Zeit die verſchiedenſten ihm unbekannten Lebenslagen an daſſelbe herantreten, welche oft des Zufälligen ſcheinbar für daſſelbe einzuſchließen ſcheinen. Ein Weſen oder „biologiſches Atom", das heute mit hoher Wahrſcheinlichkeit ſich ſtets harmoniſch bewegte, braucht ſich daher nicht für immer ſo zu bewegen oder zu handeln, da es, in immer andere Lagen verſtrickt und verſchieden beeinflußt, mit Wahrſcheinlichkeit ſeine Richtung demgemäß unmerklich oft ändert und ſich ſo allmählich gewiſſen Einſeitigkeiten anpaſſen und hingeben kann, die, ſobald ſie unbekämpft bleiben, gegen ſeinen frühern Wandel verſchieden ſind. Kommt ein ſolches einſeitig handelndes, oder allgemein ausgedrückt aberrirtes Atom alsdann mit andern Atomen in Berührung, ſo kann es durch einſeitige Beeinfluſſung dieſe andern ihm nahe tretenden Atome als Verführer zur Nachahmung anregen und alſo Anſteckung bewirken, ſodaß ſich oft unmerklich auf ganz natürlichem und geſetzlichem Wege, d. h. innerhalb des Ablaufs des mechaniſchen Cauſalnexus, eine Aberration vieler Theilchen gleichzeitig verwirklicht, welche erkennbar wird gegenüber allen übrigen normalen Bewegungen der Nachbartheilchen und der frühern Bewegungen der aberrirten Theilchen ſelbſt. So können unter den ſtrengſten Geſetzen des phyſikaliſch-chemiſchen Lebens im lebendigen Organismus bekanntlich Aberrationen des Orts, der Ausbildung, des Wachsthums u. ſ. w., mit Einem Worte Transmutationen vor ſich gehen, um zugleich unter den Zellen das Weſen der Krankheit zu verwirklichen. Es liegt im Weſen der Sache, daß damit die Aufgabe für die Theilchen eintritt, dieſe merklich gewordenen Aberrationen an ſich und den übrigen zu hemmen und dieſelben zur Rückbildung zu nöthigen. Ganz ähnliche Erſcheinungen gehen im Staatsleben und in der moraliſchen Charakterthätigkeit der Menſchen im Laufe ihres ſocialen Lebens vor ſich. Viele wandeln ſich in ihrem Thun und Laſſen ſo oft und laſſen ſich ſo gehen,

daß wir mit Recht sagen, sie seien charakterlos, andere dagegen zeigen eine sichere Constanz ihres Benehmens, und solche Charaktere loben wir, sie erscheinen uns sogar als sichtlich freier wie diejenigen, welche, vielen äußern Einflüssen zugänglich, rasch zu neuen Schritten hingerissen werden. Am unberechenbarsten, scheinbar am freiesten, aber vielmehr nur am willkürlichsten handelt etwa ein Wahnsinniger, der allen merklichen und unmerklichen Störungen und Einflüssen preisgegeben ist, ohne diese bekämpfen zu können. Der Mikrokosmus der Gedankensphäre eines solchen spiegelt deutlich das Chaos. Fielen alle Wesen in ähnliche Delirien, so könnte sich keine sociale Ordnung verwirklichen, die Anarchie wäre ausgebrochen und die gesetzliche Freiheit in diesem Zusammenhange gestört. In solchen Zuständen herrscht daher krankhafte Willkür, aber keine Freiheit. Freiheit existirt daher nur unter dem Schutze eines zu befolgenden Gesetzes, *das nothwendig sein soll*, ohne daß es den unter seinen Schutz gestellten Theilchen solche absolute Fesseln anschmiedet, wie man das bei Automaten *künstlich* zu vollziehen im Stande ist. *Das wahre Gesetz lebt daher umgekehrt nur in einem gewissen Spielraume lebendiger relativer Freiheit, und die wahre Freiheit nur unter dem Mantel eines sie zart umfassenden Gesetzes.* Diese Freiheit im nothwendigen Gesetze bringt auch die Kunst zur Darstellung. Kein Gesetz hindert im geschichtlichen Weltall, vermöge des Spielraums von Transmutationen (Aberrationen), auf Grund unmerklicher Differenzen das Ausbrechen von Krankheiten und Uebeln. Sehr vielfach bemerkt der schärfere Beobachter im Hinblick auf das fortgehende Wirken solcher unmerklichen Differenzen ein unmerkliches Umgehen der Gesetze. Deshalb aber entsteht im geschichtlichen Weltall kraft der gewährten Freiheit die sittliche Aufgabe, diese Umgehung der Gesetze, sobald sie merklich wird, an sich und an andern zu hindern. Ein Volk ist aber in der Geschichte um so freier, je constanter es sich an seine Gesetze bindet, die in ihrer Form so liberal sind, daß sie dem freien Streben des selbstbewußten Einzelnen keine Fesseln anschmieden. Während die Ansichten Spinoza's über die unbedingte Herrschaft einer eisernen Nothwendigkeit, welchen so viele Philosophen später gefolgt sind, die Erscheinung des Uebels innerhalb des gesetzlichen Causalnexus völlig unerklärt lassen, ist es vorzugsweise der gedankenreiche Leibniz gewesen, der sich hierüber eine Anschauung gebildet hatte, die der unsern verwandt ist. Dieser Anschauung gegenüber sind wir verpflichtet, die unsere abzugrenzen. Leibniz setzt in seinen „Essais de Théodicée" auseinander: „daß wir ein dreifaches Uebel zu unterscheiden haben, und zwar ein metaphysisches, ein physisches und endlich ein moralisches." Das

metaphyſiſche Uebel leitet Leibniz im allgemeinen aus der Vielheit und Leidensfähigkeit der Monaden überhaupt ab. Da viele Monaden ſind und jede eine paſſive Seite hat, ſo muß ſie auch neben der Luſt das Leid erfahren, und neben den Wellen der Harmonie, von denen ſie getragen wird, muß ſie abwechſelungsweiſe auch von Diſſonanzen nothwendig ergriffen werden. Wir haben ſchon früher gezeigt, daß die Weſen und Atome im Weltall gleichſam umkommen müßten in der abſoluten Glut eintöniger Helle, wäre dieſelbe nicht zart abgedämpft durch ſich leiſe dazwiſchenſchiebende Schatten. Auch ließe ſich eine Harmonie ohne dieſe zart mitſchwingenden Diſſonanzen, gegen welche ſich dieſelbe erhält, gar nicht denken. Nach unſerer Anſicht ſind daher die paſſiven Seiten der Monaden und das Beſtehen einer Vielheit von Monaden, welche eine paſſive Seite derſelben bedingt, überhaupt kein Uebel, es fällt ſomit das metaphyſiſche Uebel als ſolches fort. Der Autor, der nun eben dieſes durchfühlt, knüpft hieran indeſſen ſogleich Folgerungen. Leibniz ſucht nämlich, wozu er berechtigt geweſen wäre, nicht nur die pſychologiſche Diſſonanz einer ſanften Wehmuth gegenüber der einſeitigen Luſt an allen Weſen mit Hinblick auf ſeine Annahmen von der „beſten Welt" zu rechtfertigen, ſondern anknüpfend hieran vertheidigt er ſogar auch die umfangreichern Diſſonanzen, die ſich mit ihren Rückwirkungen in der ſocialen Welt und im praktiſchen Geſammtleben der Geſchöpfe oft als grauenvolle Uebel abſpielen. So führt Leibniz aus, um den Schöpfer zu rechtfertigen, daß alle (ſelbſt die furchtbarſten) Uebel in der Welt zugelaſſen ſeien, um als Strafen und Beſſerungsmittel der Geſchöpfe zu dienen, eine Anſicht, die, mittelalterlich in ihrer Art, von ſpeculirenden Theologen oft genug wiederholt wurde. Dieſe Anſicht geräth offenbar in die allergröbſten Widerſprüche, da die Weisheit, Güte und Allbarmherzigkeit des Schöpfers ſich niemals mit einer Zulaſſung ſo übergrauſamer Strafverfahren vereinigen laſſen wird. Die Entſtehung derartiger übergroßer Diſſonanzen, unter denen ſich eben oft ein Theil der Geſchöpfe im Weltall verblutet, bleibt daher zu erklären. Leibniz hat uns dieſe Erklärung nicht gegeben, und doch bietet die richtig gefaßte Monadologie immerhin eine geiſtvolle Baſis, um die Anſchwellung der Diſſonanzen zu unnormalen Größen genügend zu erklären, ſobald wir auf die oben gegebenen Ausführungen über die Entſtehung der Aberration (Transmutation) und die Wandlungen der Motivationen der Weſen und ihre pſychologiſchen Folgen innerhalb des geſetzlichen Cauſalnexus achten. Daß auch hier bei den pſychiſchen Charakterwandlungen die unmerklichen Differenzen Leibniz' die richtige Grundlage der pſychologiſchen Erklärung bieten, haben wir oben gezeigt. Leibniz

vermochte diese Erklärung nicht zu finden, da er sich durch die Annahme der prästabilirten Harmonie verwirrt hatte. Nach dieser Ansicht war nämlich jede äußere Wechselwirkung der Wesen aufgehoben; denn alle Wesen glitten hiernach harmonisch in einer gegebenen Richtung.* Von mechanisch-psychologischen Wechselwirkungen unter den Monaden konnte Leibniz im Grunde daher gar nicht reden. Wie sich für die Monade in Wechselwirkung mit andern in gegebenen Momenten ein Gleichgewicht der bedingenden Motive ihrem Charakter gegenüber ausbilden konnte, um so die lebendige und eigene Charakterbewegung (d. h. die nicht-automatische) der Entscheidung einer Monade einsehen zu lassen, lernte Leibniz in diesem Falle nicht mehr einsehen. Wie aber die Charakterwandlung und die Aberration der Wesen zu Stande kam gegenüber der normal zu verfolgenden Laufbahn und Kreisbahn derselben im harmonischen Weltall, und wie durch fortgesetzte Aberrationen die Harmonie völlig gestört und die zarten noch störungslosen Dissonanzen (vgl. oben Text) in wirklich objective Störungswerthe und übergroße, unerträgliche Dissonanzen verwandelt werden konnten, das mußte Leibniz, obwol er den Werth des Unmerklichen so geistvoll behandelt hatte, dennoch verschlossen bleiben. Nachdem wir uns so über die Erklärung der in der Geschichte auftretenden Dissonanz und des Uebels unterrichtet haben, kehren wir zur Kunstentwickelung zurück, um in Bezug auf das im Texte Gegebene noch einige Zusätze nachzutragen. Zeichneten sich Inder und Hebräer sehr früh in Bezug auf die Dichtkunst aus, so waren es die Inder gleichfalls, nebst den Chinesen, die sich verhältnißmäßig sehr früh um die Entwickelung der Tonkunst hohe Verdienste erwarben. Diese Völker erfanden früher als andere brauchbare Klanginstrumente, auf denen sie eine Reihe von Tönen hervorbringen konnten. Durch eine besondere Begabung für die Klangformen waren Inder und Chinesen mehr wie andere Völker der Tonkunst zugethan, und so ist es begreiflich, daß wir bei den letztern schon in altersgrauer Zeit ein Tonsystem von 12 Tönen antreffen. Bedenken wir aber, wie nur mit großer Aufmerksamkeit und Berechnung die feinern Intervalle der Tonleiter geschieden und gefunden wurden, so müssen wir den bevorzugten Erfindungsgeist dieses Volkes für die Musik außerordentlich bewundern. Was die Fixirung der Einzeltöne anlangt, so haben wir Grund anzunehmen, daß sich aus dem Klanggewirre der noch ungeschiedenen Töne zuerst das Verhältniß des Grundtons zur Quinte bestimmter aus-

* Vgl. Caspari, „Leibniz und die Begriffe von Kraft und Stoff".

geprägt und feſtgeſtellt habe; es bilden dieſe Töne die Grenzen der Breite des mittlern Regiſters der menſchlichen Stimme, in welchen ſich ohne Schwierigkeiten die Bewegungen des Muskelapparats vollziehen können. Nicht die Octave war der vom Grundtone zunächſt unterſchiedene Folgeton, denn die Octave iſt nur die höhere Wiederholung des Grundtones, ſondern die Unterſcheidung blieb eben des beſtimmten Contraſtes halber bei der Quinte ſtehen, und ſo erklärt es ſich, daß das Quintenverhältniß in der früheſten Entwickelungsgeſchichte der Tonkunſt eine ſo große Rolle zu ſpielen begann. Nachdem das früheſte Tonverhältniß zwiſchen Grundton und Quinte einmal fixirt war, liegt es nun nahe anzunehmen, daß ſich die Stimmen unwillkürlich der Terz und der Secunde u. ſ. w. zuwandten, und in der That iſt dies ſo geſchehen. Die ſo unterſchiedenen Töne wurden von den Prieſtern mit beſtimmten Namen belegt, und die Chineſen nannten beiſpielsweiſe den erſten Kung, Kaiſer, den zweiten Aſchang, Miniſter, den dritten Kio, das gehorchende Volk, den vierten Tſche, Staatsangelegenheit, den fünften Yu, Geſammtbild aller Dinge. Von den Indern wiſſen wir, daß ſie ganz dieſelbe Tonleiter erfanden; im „Soma" wird erzählt, daß ſie ihre Tonleitern nach den Provinzen des Reichs nannten und hiermit durch die Namen Máravì, Dhangàſi, Bhairaſi, Mhedhyamadi u. ſ. w. bezeichneten. Die Töne waren den Indern liebliche Nymphen, und die Tonleitern Nymphenfamilien. Die Inder erfanden zugleich eine überaus große Anzahl von verſchiedenen Tonarten, und zwar werden im heiligen „Soma" deren 960 erwähnt. Freilich waren von dieſen Tonarten nur die wenigſten brauchbar; aber dennoch bedienten ſie ſich deren 22. Von dieſen 22 brauchbaren Tonarten ſtimmten ebenſo viele zur Freude wie zur Trauer. Nachdem ſich verhältnißmäßig ſehr früh der Rhythmus und das Versmaß in der erhebenden Sprache eine künſtleriſche Geltung erobert hatten und die prieſterliche Redeweiſe hiermit zugleich Würde und Nachdruck angenommen hatte, kann es nicht wundernehmen, daß die Takteintheilung und der Rhythmus auch auf die Tonwelt übertragen wurde; denn der Geſang war ja im Grunde nichts weiteres wie die zur höchſten Begeiſterung geſtimmte Sprache, oder doch die zur höchſten Wirkung erhobene Stimme. Da nun die Prieſter ſich dem Geſange mit ganz beſonderer Vorliebe hingaben und ihre rhythmiſchen Redeweiſen gern mit Geſang begleiteten, war die Uebertragung des Rhythmus und der Zeiteintheilung auf die Tonfolgen zu nahe gelegt, als daß ſie hätte unterbleiben können. Aehnlich verhält es ſich mit der Tanzkunſt, die zur Muſik in inniger Verwandtſchaft ſteht und auch nur den Ausdruck einer tiefen freudigen oder geſpannten Bewegung ſpiegelt. Daß ſich neben dem wachſen-

den Sinne für die Zeitordnung auch der Sinn für die Raumordnung und für schöne Proportion und Symmetrie ausbilden mußte, ist psychologisch selbstverständlich, und so sehen wir denn auch die auf die Raumeintheilung sich begründenden Künste nach und nach einer Veredlung entgegengehen. Immerhin werden wir anzunehmen haben, daß die sich auf ebenmäßige Zeiteintheilung begründenden Künste, die Dichtkunst sowol wie Ton- und Tanzkunst, früher den Ausdruck echter Kunstform angenommen haben als Baukunst, Plastik und Malerei. Obwol alle Künste gleichberechtigt sind, da sie auf ihrem Wege und mit Rücksicht auf das ihr zukömmliche Material ein gleiches Ziel anstreben, so findet man nicht selten die Dichtkunst und Tonkunst als die edelsten Künste angegeben. Es wird sich diese Meinung indessen niemals in Rücksicht auf das Ideal und die Kunstidee rechtfertigen lassen; auch von dem edlern und unedlern Material wird sich nicht reden lassen; denn überall redet die vollendete Kunstidee als solche in Bezug auf das gebildete Gefühl mit gleich erhabener Zunge. Dennoch liegt ein Anhaltepunkt für die große Bevorzugung der Musik und Dichtkunst in der Entwickelungsgeschichte begründet. Betrachten wir nämlich die Künste zugleich als bildende und veredelnde Erziehungsmittel, so kann es nicht wundernehmen, weshalb das so tief einschneidende Wort, und also die Sprache, sich am frühesten durch den Nachdruck der veredelnden Kunstform verklärt hat, während erst die Welt der Töne und endlich die übrigen Künste diesen zugleich sittlich wirkenden Nachdruck von der gehobenen Rede entliehen haben. Als bildende Erziehungsmittel angesehen sind die beiden redenden Künste im engern Sinne die höchsten, und Dramatiker und Tondichter sind nicht ohne Grund gewöhnt, sich im Volke am höchsten gestellt zu sehen. — Nicht alle Völker besaßen in Bezug auf die Kunsttriebe eine gleiche Begabung, und namentlich verschieden erschien diese Begabung in Bezug auf die Musik. Nicht alle Culturvölker wußten in dieser Kunst schon früh etwas zu leisten, im Gegentheil erscheinen neben den alten Indern und Chinesen, deren Verdienste sich indessen nur auf die Anfänge der Musik beziehen, nur die Aegypter, die Hebräer und Griechen später hierin wahrhaft hervorragend. Während die alten Aegypter mehr Sinn für die melodiöse Gestaltung besaßen, legten die Hebräer und Griechen mehr Werth auf die Accentuation. Die Aegypter hatten sehr früh gewisse musikalische Leistungen aufzuweisen, sie liebten die Harfe und Lyra, und gebrauchten die Flöte und Trompete. Ganz besonders war es die Flöte, welche von den dem Serapis geweihten Spielern zur Begleitung der im Tempel gesungenen Lieder verwendet wurde. In besonders hohem Ansehen stand in Aegypten die Kesselpauke, deren 45 zum Zeichen der obrigkeit-

lichen Gewalt den Königen voraufgetragen wurden. Neben den Aegyptern waren es beſonders die Hebräer, welche viel Sinn für die Muſik entwickelten. Bei den Juden fand daher die Muſik ſchon ſehr früh und urſprünglich eine ausgedehnte Anwendung beim Tempeldienſt. Daß die Kunſt der Muſik eine hervorragende Beſchäftigung des alten Prieſterthums war, wurde bereits im Texte erwähnt. Keine Kunſt iſt wol in hervorragendem Maße neben der Dichtkunſt von Prieſterhänden ſo gepflegt worden wie die Muſik, es erklärt ſich das nicht nur in Rückſicht auf den Urſprung dieſer Kunſt, ſondern auch dadurch, daß die der Muſik angehörenden Gefühlswirkungen die Idee der Kunſt beſonders lebendig vor Augen führen und hiermit eine ſittlich veredelnde Einwirkung auf Herz und Gemüth ausüben. Bei den tiefreligiöſen Juden fand die Muſik im Stamme Levi nach dem ausdrücklichen Gebote des Moſes die eifrigſten Fortbildner. David theilte die Leviten in Prieſterdiener, Thürhüter, Sänger, Muſiker und Richter. Im Tempel war für die Sänger eine Sängerbühne (Douſhan) angebracht, die ſich gegenüber der Bundeslade erhob. Hauptſächlich waren es Pſalmen, welche den Sängern zu den verſchiedenſten Zeiten vorgeſchrieben waren. So lehrt uns die Geſchichte, daß es vorzugsweiſe die dem Erhabenen zugeneigte religiöſe ſchwermüthige Hingabe der Hebräer war, welche ſie hervorragend muſikverſtändig machte. Mehr wie viele andere Volksſtämme konnten daher die Hebräer den tiefmuſikaliſchen Sinn in ſich lebendig erhalten, und begreiflich iſt es daher, daß noch heute die Compoſitionen der Juden neben denen der Italiener und Deutſchen unter den in der Tonkunſt wetteifernden Völkern einen hohen Rang behaupten. (Vgl. dem gegenüber Richard Wagner, „Das Judenthum in der Muſik“.) Den tiefſten Sinn für Muſik offenbarten indeſſen im Alterthum wiederum die kunſtſinnigen Griechen. Der allem Schönen und Melodiöſen zugängliche Sinn der Hellenen faßte das Weſen der Muſik ſo tief, daß ſie in ihrem geiſtigen Entwickelungsgange oft nahe daran waren, ihre Erkenntnißweiſe völlig mit der muſikaliſchen Anſchauungsweiſe zu verſchmelzen. Wir werden im Folgenden genauer zu erwähnen haben, daß es die Pythagoräer waren, welche von dem tiefen Hauche dieſer Gefühlsoffenbarung durchdrungen waren, eine Offenbarung, die in ihren Rückwirkungen ſelbſt noch einen Plato ſo tief erſchütterte, daß er in der unendlichen Idee der Ordnung eine göttlich klingende Muſik zu erblicken glaubte. So hingeriſſen waren die Hellenen von der Offenbarung der Muſik, daß ſie Orpheus als einen göttlichen Heros anſtaunten, der zu den Weiſeſten des Geſchlechts gezählt wurde. Wer in die Tiefe der griechiſchen Philoſophie hinabtaucht, und wer den Werth der Grundbegriffe von Maß und Verhältniß ermißt,

wer ferner zugleich überblickt, wie sich die Griechen durch ihren klaren plastischen Formensinn und ihr anschauliches Darstellungsvermögen über die abstracten Zügellosigkeiten der orientalischen Priesterphilosophen und der Dichter der Kosmogonien erhoben, der wird das Wort Strabo's, daß die Griechen alle Bildung und allen Geist der Musik verdanken, völlig verstehen. Und in welchem Volke hätten Maß und Eintheilung, melodische Formen und rhythmische Klänge sich tiefer eine Geltung im Geistesleben verschaffen können als bei den Griechen, deren Sprache von Natur aus zur Melodie hinneigte und deren Accentuation sich fast unwillkürlich dem Rhythmus anpaßte. Rhythmus und Symmetrie in Form der Sprache wie in Form künstlerischer Thätigkeit, und dazu Ueberblick und Klarheit in der Philosophie, das ist es, was wir bei den Griechen gleichmäßig bewundern. Daß bei einer solchen tiefen Kunst- und Erkenntnißanlage alle Kunsttriebe sich in sehr hohem Grade veredeln konnten, und unter den Händen dieses kunstbegabten Volkes auch die Baukunst und Plastik sich ihrer bisherigen unbehülflichen Formlosigkeit entäußern mußten, wird uns leicht erklärlich. So war es denn den Griechen beschieden, in allen Hauptkunstzweigen das Kunstideal in höchster Weise zu verwirklichen, und mit diesem Volke beginnt daher nicht nur eine neue Epoche der Kunstgeschichte, sondern eine neue höhere Culturgeschichte. — In uralter Zeit waren es die Pelasger und Thraker, und zwar besonders die letztern, deren Sinn für Musik und Tanz ganz außerordentlich begabt und hervorragend war. Zur Verherrlichung der Demeter sangen sie religiöse Lieder, begleitet von Tanz und den Klängen einer schalmeiartigen Rohrflöte. In keinem Volke hat der urwüchsige Volksgesang eine so heimische Stätte gefunden wie in Griechenland. Priesterliche Sänger und Dichter traten unmittelbar und frei aus den Reihen des Volkes hervor, um am Altare der Götter ihre Begeisterung kundzuthun. Hymnen wurden gesungen, um die Feste der Götter zu feiern, und fast unwillkürlich gestaltete sich die melodiöse Sprache zur rhythmischen Strophe, und die Tonfolgen des begeisterten Gesanges zur taktmäßigen Musik. Früh waren die Griechen bestrebt, ihre ursprünglichen einfachen Instrumente zu vervollkommnen. Die Tonarmuth der einfachen Flöte genügte ihnen nicht, und so erfanden sie bald die Doppelflöte (Syrinx), und um die Tiefe und Höhe der Töne schneller wechseln zu können, stellten sie viele Flöten aneinander, und so entstand die Panflöte, aus der sich später unsere Orgel entwickeln sollte. Pauke, Klapper und Becken waren bei den Griechen früh im Gebrauch, und ihre lärmenden Töne wurden ganz besonders in den wilden Festen des Dionysos und der Kybele verwendet. Mit dem Verfalle der Poesie und des sittlichen Staats-

lebens in Griechenland begann auch der Sinn für die Muſik zu erſchlaffen. Wie die Sophiſten in vieler Hinſicht die Philoſophie in den Staub zogen, ſo geſchah es auch mit der Muſik in ähnlicher Weiſe durch die Techniten und Agoniſten; die Kunſt wurde jetzt nicht mehr um ihrer ſittlichen und künſtleriſchen Idee willen gepflegt, ſondern ſie diente nur noch zur Effecthaſcherei und zum Erwerb. Das Virtuoſenthum nahm überhand und verſtand ſich bei dem geſunkenen Volke einzuſchmeicheln. Es war nicht mehr die innige Hingabe an die tiefergreifende Melodie und das Erhabene in der anſprechenden Ausdrucksweiſe, ſondern nur noch die Technik und die äußere Fertigkeit, die man zu bewundern ſich gewöhnt hatte. Solchen Technikern ſetzte man in einer übertriebenen falſchen Begeiſterung ſpäter in Griechenland Denkmale, und einer fertigen Flötenſpielerin, Lamia, errichtete man zu Athen ſogar einen Tempel. So ſank allmählich die ſchöpferiſche Kraft der Griechen, ebenſowol in der Kunſt wie auch in den übrigen geiſtigen Thätigkeiten, die ein offenes Ohr für die aus der Tiefe des ſittlichen Gewiſſens kommenden Einflüſterungen vorausſetzen. Ausgeſtattet mit einer überaus reichen Kunſtbegabung und mit einem mächtigen Erkenntnißtriebe, fehlte dieſer ſinnlichen und träumeriſchen Nation, was viele Jahrhunderte hindurch dem ihr am meiſten ähnlichen Volke, nämlich den Deutſchen mangelte: die ſittliche Thatkraft und die Energie des Wollens und Handelns. So geſchah es, daß die griechiſchen Stämme politiſch innerlich zerfahren blieben und nur zu bald die Beute mächtiger Nachbarn wurden. Freilich konnte die geforderte ſittliche Thatkraft in Griechenland noch nicht den Boden finden, den ſie zu ihrem Gedeihen nöthig hatte, denn dieſer Boden wird allein durch eine haltbare ſittlich religiöſe Idee geebnet, die den Griechen noch mangelte und zu welcher ſie ſich trotz ihrer großen Begabung nicht emporzuſchwingen verſtanden. Es war im Verlaufe der Entwickelungsgeſchichte andern Völkern vorbehalten, eine haltbare ſittlich-religiöſe Idee zum Durchbruch gelangen zu laſſen, wenden wir uns daher im folgenden Kapitel, unſerer Aufgabe gemäß, dem früheſten Entwickelungsverlaufe der geiſtigen Beſtrebungen auch nach dieſer Seite hin zu.

10.

Das Weſen der religiöſen Idee und die Religionsſtifter.

Religion, Kunſtſinn und primitives Erkenntnißleben in ihrer Verwandtſchaft und Wechſelwirkung untereinander. — Recapitulation der urgeſchichtlichen Religionsentwickelung. — Das Streben nach ſittlicher Vollkommenheit und die pſychologiſche Entſtehung der Erlöſungsidee. — Das Auftreten der Religionsſtifter in den ſubtropiſchen Ländern als dem Haupttheater der religiöſen Entwickelungsgeſchichte. — Die Lehre Zoroaſter's als urſprünglicher Brennpunkt der Entwickelung der moraliſchen Idee im Religionsleben der Urvölker. — Confucius, der Verkünder der Erlöſungsidee in China. — Die Erlöſungsidee in Indien. — Die religiöſen Eigenſchaften der alten Hebräer und die hiſtoriſchen Schickſale dieſes Volkes. — Die Hebräer werden der Knotenpunkt der höhern religiöſen Entwickelungsgeſchichte des Orients. — Das Auftreten Chriſti. — Das Beiſpiel ſeines Lebens als Zielpunkt ſittlicher Handlungsweiſe. — Die Unfähigkeit der Willenstriebe, ſich zur Höhe eines reinen Handelns zu erheben, und das Zurückbleiben der ſittlichen Entwickelung gegenüber der Entwickelung der Kunſtanlagen. — Die Vermittelung der Erkenntniß und die Wechſelwirkung aller geiſtigen Entwickelungsfactoren. — Das zukünftige Geiſtesleben.

Die Urgeſchichte und Entwickelungsgeſchichte des urſprünglichen Geiſteslebens fanden wir, wie unſere Betrachtungen hinreichend gelehrt haben, auf das innigſte verknüpft mit dem innern Aufſchwunge des religiöſen Lebens. Religion und Nächſtenliebe erhöhten den Menſchenſinn und bereiteten den Boden vor, ſodaß nach dem erſten äußern Anſtoße der Geiſt die thieriſche Auffaſſungsenge und Betrachtungsweiſe völlig überſchreiten und ſeinen Geſichtskreis erweitern konnte. Mit dieſer Erweiterung aber wuchs der Intellect, und

nicht minder der tiefere Kunstsinn. Ursprünglich feierten Religion, Kunstsinn und primitives Erkenntnißleben einen engen, innigen Bund, der sich nur erst im Laufe des weitern Entwickelungsprocesses nach und nach lösen sollte, indem sich alle diese Anlagen und Triebe des menschlichen Geistes schärfer differentiirten und gegenseitig emancipirten. Aber so hoch auch die Selbständigkeit aller dieser Geistesanlagen in der Folge wachsen sollte, so blieben sie doch miteinander verwandt, und so verschieden sich die Wechselwirkung dieser Triebe in den verschiedenen Völkern und Individuen entwickeln sollte, so blieb die Wechselwirkung als solche doch unter ihnen bestehen. Während diese Wechselwirkung aber in den niedrigsten Völkern keinen tiefern und bedeutendern Aufschwung nahm, hob dieselbe das Geistesleben unter den begabtesten Völkern, und unter ihnen wiederum das der begabtesten Individuen, zu jener Höhe, für die wir stets Bewunderung an den Tag legen.

Wir haben im Laufe der urgeschichtlichen Entwickelung des Geisteslebens den religiösen Proceß durch alle Phasen verfolgt. Vom psychologischen Gesichtspunkte war uns die Aufgabe gestellt worden, die Spuren der religiösen, entwickelungsfähigen Gefühlsanlagen schon in den Thieren nachzuweisen; nachdem wir diese Aufgabe erfüllt, betrachteten wir der Reihe nach alle äußern Anstöße und Stützen, die als Vehikel dem religiösen Leben einen entwickelungsfähigen Aufschwung ertheilten. — Wir sehen, wie Ehrfurcht, Familienanhänglichkeit, und mit ihr Wohlwollen, Nächstenliebe und Dankbarkeit in der durch Arbeitstheilung sich staatlich gliedernden Urgemeinde einen erhebenden Aufschwung nahmen, wie sich die Sitten vergeistigten und sich die erste Anschauung der Welt vor den noch blöden Augen des Urmenschen ausbreitete. — Nach der Entdeckung des Feuerzündens und dem begeisterten Auftreten der Flamines erweiterte sich der Erfahrungskreis des Menschen in Bezug auf die äußere, entferntere Natur; der Geist überschritt die ursprünglich angeborene Apperceptionsenge, und es bildete sich eine

neue, tiefere und umfangreichere Weltanschauung, welche zugleich die Wunder des Makrokosmus in das Bereich der religiösen Betrachtung zog. Mit der dauernden und aufmerksamen Beobachtung der Erscheinungen des Makrokosmus begann aber eine neue großartige Entwickelungsepoche des Geisteslebens. Kunstsinn und Intellect begannen sich deutlicher zu entfalten, und rascher wie alle andern Triebe eilte der Kunstsinn und das nach Vollkommenheit in der Anschauung strebende innere Gefühl einer Stufe hoher Veredlung entgegen. Weniger rasch folgte das Erkenntnißleben, und am weitesten zurück blieb verhältnißmäßig gegenüber dem Gefühl in der Vervollkommnung und Veredlung die sittliche Willenskraft und Handlungsweise. Gewiß, es dürfte wunderbar erscheinen, daß das gebildete Gefühl bezüglich seiner Schönheitsbestrebungen so früh einen gewissen Sieg der Veredlung und Vollendung feiern konnte, während Wille und Erkenntniß von diesem Ideal auf ihren Gebieten noch heute weit entfernt sind. Aber der Verlauf dieser sonderbaren innern und äußern Entwickelung kann im Grunde dem Psychologen nur begreiflich sein; denn der Wille und in gleicher Weise die nach anschaulicher Klarheit und Vorstellung ringende Erkenntniß streben mit der Wahrnehmung nach außen und kommen somit mit den ihnen fremdesten, unfügsamsten Mächten und den widerstrebendsten Erscheinungen in Berührung, während dem gegenüber das innere lebendige Gefühl die Wohnstätte seiner Bildung nur im innern Organismus aufgeschlagen hat und sich nur im innern wohlgeformten adäquaten Körper durch Empfindungen reflectirt. Die Wohnstätte des innern Gefühls besitzt daher einen engern wohlorganisirten, harmonischen und adäquaten Resonanzboden, und das menschliche Gefühl genießt zudem den Vorzug, daß es seine innere Bildungsstätte in demjenigen Organismus aufschlagen durfte, der auf Erden als der vollkommenste und wohlgebildetste erscheint. So geschieht es, daß sich die tiefern Empfindungen des innern gesunden, wohlgeformten und vollkommenen Organismus durch den

Einfluß von Seele und Körper viel früher bilden und veredeln und zu einer vollendetern Stufe emporſteigen, während der nach außen ſtrebende Wille oft die Beute fremder unlenkſamer, äußerer Mächte wird, mit denen er äußerlich unterhandeln muß, um hierbei auf Widerſtände zu ſtoßen, die er nicht immer im Drange der Umſtände zu beſiegen im Stande iſt. Möge daher der Wille des einzelnen noch ſo ſittlich und ſein Zweck noch ſo edel ſein, er dringt nicht durch, ſobald er um ſich her niedriger ſtehende Genoſſen und Weſen antrifft, die ihm fremd und widerſtrebend entgegentreten. Aehnlich ergeht es dem Erkenntnißtriebe; auch dieſer ſieht ſich häufig äußerlich ſinnlichen Täuſchungen und Misgriffen anheimgegeben, denen er oft nur auf Umwegen erſt auf die Spur kommt, ſodaß es ihm nur nach und nach gelingt, ſich vor Verwechſelungen und Verirrungen zu ſchützen. So, ſehen wir, durchlaufen die Triebe der Erkenntniß und des Willens pſychologiſch und geſchichtlich einen viel ſchwierigern Entwickelungsgang als das ſich veredelnde innere Gefühlsleben, auf dem ſich der Kunſtſinn aufbaut, und während der letztere mehr und mehr ahnt und klar fühlt, was er erſtrebt, findet ſich der Geiſt der Erkenntniß und mit ihm der Wille oft den tiefſten Zweifeln und einer unklaren Verwirrung hingegeben, und beide wiſſen im Drange der widerſtrebenden Umſtände nicht das Rechte zur Anerkennung zu bringen. Neben den erziehenden und voranleuchtenden Meiſtern der Kunſt, den Heroen der Erkenntniß, den naturkundigen Weltweiſen und Himmelskundigen, muß die Geſchichte daher in gleicher Weiſe auch auf den Gebieten des ſittlichen Handelns ſehr früh hervorragende Perſönlichkeiten hervorbringen, welche zu Knotenpunkten der Fortentwickelung der hier ſo ſchwierigen geſchichtlichen Bewegung dienen konnten. Ja, das Bedürfniß nach Kryſtalliſationspunkten ſittlicher Erziehung auf dem Gebiete des Willens und Handelns mußte ſich pſychologiſch ſogar viel eher als auf den übrigen Gebieten des geiſtigen Entwickelungslebens einſtellen. Dies erforderte die Aufgabe der hier geſchichtlich zu

besiegenden Schwierigkeiten und der äußere Drang der Verhältnisse, in welchen sich die ursprünglich noch ungesittete und zügellose, rohe Handlungsweise im Kampfe um Leben und Dasein zu vertiefen genöthigt sah. Führte doch dieser äußere Kampf um die Erhaltung unter den Völkern oft zu einem unerträglichen äußern Elend und zu einem Drucke furchtbaren Jammers, von dem sich das rein innerlich nach Veredlung strebende Gefühlsleben eher befreien konnte. Nicht wunder kann es unter diesen Umständen nehmen, wenn wir wahrnehmen, wie fast alle begabtern Völker ursprünglich schon deutlich den Zwiespalt durchfühlen und sich zum Bewußtsein führen, der zwischen den ästhetischen Anforderungen des Gefühls und Gemüths und den sich in ihrer äußern Umgebung zutragenden und widersprechenden Ereignissen sich erhob. Innen in der Seele die edeln Triebe, die nach klarer, reiner Erkenntniß und wohlklingendem Gefühle ringen, und dort außen die irdische Umgebung mit ihren Schäden, ihrem Elend und ihren oft so unerträglichen jammervollen Misklängen und Uebeln. Welch ein greller Contrast! Im Innern des Geistes der Drang nach ästhetischer Vollkommenheit, in der Außenwelt dagegen, in welche die Handlungsweise eingreift, der widerspruchsvolle Kampf des Lebens mit seinen Trivialitäten, seinen Uebeln und störenden Unvollkommenheiten. Je deutlicher in den Culturvölkern die Entwickelung zur Kunst zur Geltung kam und der Sinn für das Erhabene und Vollkommene zu wachsen begann, um so deutlicher mußte der angedeutete Contrast zwischen Gemüth und Leben zum Bewußtsein kommen, und um so höher mußte in der Seele der Mismuth steigen über das Elend und die Verkommenheit, die dem Auge allenthalben nur zu häufig begegneten. Unter dem Einflusse dieses Mismuths und unter den Stimmungen einer tiefen berechtigten Wehmuth tauchte daher psychologisch im sittlich gebildeten Gefühlsleben der begabtern Völker geschichtlich die tiefe, unauslöschliche Vorstellung von der Erlösung auf. Erlösen wollte der tief fühlende, sittlich ringende Geist sich und die Menschheit,

befreien und erretten wollte er sich von der Gewalt jener Unvollkommenheiten, die ihn als Fluch der bösen That fortdauernd von Bösem zu Bösem zu treiben schien. So, sehen wir, mußte unter allen Völkern, die in ihrer innern Gefühlsentwickelung nach dem Erhabenen und ästhetisch Vollkommenen strebten, in dem wirren Getriebe des Lebens geschichtlich nothwendig die Idee der Erlösung erwachen. Nicht etwa nur die Hebräer, sondern in demselben Grade auch die Inder, Chinesen und Perser und andere orientalische Völkerschaften wurden von dieser tief sittlichen und religiösen Idee ergriffen, ja so naturgemäß war diese Idee, daß sie im Grunde *keinem* mit Kunstsinn begabten Volke gänzlich fehlen konnte, und es lassen sich daher mehr oder weniger deutlich Spuren dieser Vorstellung bei fast allen höhern Völkern, ja in Andeutungen selbst bei niedrigern Völkern nachweisen. Wenn es wahr ist, daß der Contrast zwischen dem reinen ästhetischen Ideal und den beobachteten Unvollkommenheiten der näheren Umgebung, in welche sich Sinnes- und Handlungsweise versetzt sehen, geschichtlich nothwendig die Idee der Erlösung und der sittlichen Befreiung auftauchen machte, so werden wir es begreiflich finden, daß diese Idee bereits mit der früheſten Kunst- und Religionsentwickelung Wurzel schlagen mußte. Mit dem Aufdämmern der erweiterten Weltanschauung, die nach der Epoche der Feuerentdeckung im Geiste platzgriff, beginnt daher geschichtlich die Erlösungsidee bereits eine deutliche Gestalt zu gewinnen. — Die erste Gelegenheit hierzu bot der tiefgreifende Gegensatz von Licht und Finsterniß, der sich der beginnenden Erkenntnißentwickelung aufgedrängt hatte und der zugleich Gelegenheit bot, den innerlich gefühlten Contrast von klarer, reiner Vollkommenheit und unklarer Unvollkommenheit sinnlich zu veranschaulichen. Was die Seele innerlich durchlebte und fühlte, das suchte sie unwillkürlich auch äußerlich im Spiegel der Natur, und es schien, als wenn der Makrokosmus mit seinen Erscheinungen dieser innern Vorstellungsweise gewissermaßen entgegenkam. Licht und Finsterniß,

sahen wir früher, bildeten den allgemeinen Hintergrund der spätern kosmo-magischen Weltanschauung, welche zur Zeit die Völker beherrschte, und angezogen durch diesen Gegensatz, glaubte der Geist unwillkürlich darin ein äußeres Abbild jenes Zwiespaltes zu erblicken, der in ihm in Hinblick auf seine sittlichen Ideale gegenüber den Ereignissen der rauhen Wirklichkeit lebendig war. Schien es doch dem kindlichen Menschengeiste, als sei es das Licht, als das Edle, Reine und Vollkommene, das sich zu erlösen und zu befreien strebte von den bösen, unreinen Mächten der Finsterniß, jenen sich stets verdichtenden, dunkeln Schatten, die fortdauernd feindlich gegen das Licht wirkten. Eine wunderbare innere Stimme war es, die dem Herzen zuflüsterte, daß das Licht als das Reine, Durchsichtige und ästhetisch Vollkommene allein den Sieg erkämpfen müsse, um hiermit die widerstrebenden Mächte der Bosheit, des Schadens und des Uebels zu vernichten. — Das Licht, so sagte sich der sich ästhetisch entwickelnde Menschensinn, ist die siegreiche, unauslöschliche, unbezwingliche und ewig schöne Macht, vom Lichte geht alles Leben aus, und von ihm, dem himmlisch Reinen, muß auch alle Erlösung und Befreiung kommen. — Wie früh haben die tiefer begabten Culturvölker der alten Welt unter dieser Einkleidung die Idee der Erlösung und Befreiung vom Bösen und vom Uebel in sich aufgenommen und ausgebildet! Und wie wenig seltsam erscheint uns das, sobald wir nur ins Auge fassen, wie das mit Licht und Feuer so innig verknüpfte medicinische Zauberthum der Urgeschichte und die sich daran anschließende culturbringende Prophetie der frühesten Priesterwelt, der tiefern Idee gemäß, keine andern Aufgaben hatten, als durch barmherzige Nächstenliebe die im Elend versunkene Menschheit von Krankheit und allerlei Uebeln zu befreien, mit Rath und That Beistand zu leisten und durch hervorragend sittliche Handlungsweise ein Beispiel der sittlichen Veredlung zu geben. So fühlte sich die von höherer Begeisterung getragene Nächstenliebe fortgerissen auf dem Wege aufopfernder und edler Handlungsweise, und die

ſittlich hervorragenden Führer der Menſchheit ſchlugen damit geſchichtlich den Weg zur Erlöſung ein, indem ſie als Religionsſtifter die religiöſe Grundidee durch eine hervorragende, edle, ſittliche Handlungsweiſe, durch beiſpielgebende That, ſowie durch Lehren und Gleichniſſe einleuchtend machten. So geſchah es, daß ſich durch den ganzen Verlauf der urzeitlichen Religionsgeſchichte die Idee der Erlöſung und Befreiung tief in die Gedankenkreiſe der Culturvölker für ewig einlebte. — Erwartungsvoll blickten die Völker des Orients in die Zukunft, ahnungsvoll ſchauten ſie zum Himmel, um die Sterne zu deuten und ſich der Zeit zu vergewiſſern, in der ihnen der Meſſias erſcheinen würde.

War die Meſſiasidee im Verlaufe des geiſtigen Entwickelungslebens erwachſen, hatte ſie Boden gefunden unter allen höher denkenden und tiefer fühlenden Völkern, ſo mußte ſie an Inhalt ſich bereichern und an Werth gewinnen, ſobald ſich der Druck der Uebel durch den Verlauf der geſchichtlichen Ereigniſſe und durch die Misſtände äußerer Verhältniſſe vermehrte. Die urſprüngliche Entwickelungsgeſchichte der Culturvölker, die, wie wir ſahen, innig verknüpft war mit dem Aufſchwunge des religiöſen Lebens, und deren Hauptſchauplatz das ſüdliche Aſien und nordöſtliche Afrika war, iſt überreich an Thatſachen und tiefgreifenden Ereigniſſen, welche geeignet waren, den Druck gefährlicher, unerträglicher und unſittlicher Uebel nach allen Seiten hin fühlbar zu machen. — Werfen wir Blicke zurück auf die furchtbaren Raſſenkämpfe der Urzeit, ferner auf die Kämpfe, in welche die Culturvölker des Orients durch die nach weltlicher Herrſchaft ſtrebenden Prieſterkaſten in ſo früher Zeit verwickelt wurden, und nehmen wir dazu die dauernde Streitſucht und Unverträglichkeit unruhiger Völkerſtämme überhaupt, ſo entrollt ſich uns mit Hinblick auf das Theater des urgeſchichtlichen Entwickelungslebens der Culturvölker ein Bild tiefen Jammers und troſtloſen Elends. Mehr wie anderswo auf der Erde hatte ſich hier im Herzen der Cultur- und Entwickelungsgeſchichte, wo ſich am tief-

greifendsten alle diese Kämpfe abspielten, und wo zudem ein heißes Klima das Fleisch und den sittlichen Willen der Völker erschlafften, eine sittenlose Versunkenheit eingeschlichen, welche das Mark der Stämme verzehrte. Ein Heer von Uebeln und aufreibenden Krankheiten nebst häufig ausbrechender Hungersnoth * durchzogen als Geisel alle diese südlichen warmen Landstriche des Orients, und alle diese Erscheinungen machen uns mit Hinblick auf die damaligen politischen Zustände den allgemeinen Aufschrei des Jammers nach Besserung und Erlösung unter allen morgenländischen Völkern hinreichend erklärlich. Kein Wunder daher, daß unter der Sonne der subtropischen Länder, in denen sich die Urgeschichte der religiösen Entwickelung vorzugsweise abspielte, auch die Erlösungsidee ihre höchsten Blüten trieb, und zugleich in den morgenländischen Gefilden alle berühmten Religionsstifter auftraten, welche durch ihre Lehren und ihr Wirken eben dieser tief sittlichen Idee einen sprechenden unvergänglichen Ausdruck verliehen.

Die Geschichte hat uns über die vorzeitlichen Religionsstifter verhältnißmäßig nur wenige Namen aufbewahrt; denn sie erinnert heute nicht mehr genau an alle jene Zauberpriester, Wunderthäter und Propheten des Orients, welche in hervorragender Weise direct oder indirect auf die Erlösungsidee hinwiesen, da die historischen Urkunden nur bis zu jener Epoche zurückreichen, in welcher die Schrift bereits Anwendung fand. Die wenigen Namen aber, welche über diese Epoche hinausreichen, bieten wenig Verlaßliches, und schwieriger Untersuchungen bedarf es, um die hierher gehörigen Persönlichkeiten historisch genau festzustellen. Wie dem sei, in jedem Falle haben wir in den Propheten und hervorragenden Priestern der Vorzeit die ersten bedeutendern Krystallisationspunkte des urgeschichtlichen religiösen Entwickelungslebens zu suchen. Als solche dürfen wir unter den früheſten morgenländischen Religionsstiftern

* Vgl. „Ausland", Jahrg. 1869, S. 410.

mit Recht Zoroaſter, Moſes, Confucius und Buddha betrachten. Einer ſchon hiſtoriſchen Zeit gehören ſodann Chriſtus und Mohammed an.

Sehr früh hervorragend unter allen erſcheint uns in der Urgeſchichte der Feuerprieſter und Magier Zoroaſter. Wie weit auch der in der Urgeſchichte ſtets lebendige Mythus das Leben und die Perſönlichkeit des Zoroaſter mit luftigen Phantaſiegebilden ſpäter ausgeſtattet hat, immerhin haben wir in hiſtoriſcher Hinſicht anzunehmen, daß von einem hervorragenden Manne und Propheten Irans eine Lehre als eigene Deutung und Zuſpitzung der unter den Völkern herrſchenden kosmo-magiſchen Weltanſchauung ausging, welche urſprünglich zum Brennpunkte der Entwickelung der moraliſchen Idee im Religionsleben der orientaliſchen Culturvölker werden ſollte. Der endliche Sieg des Wahren und Guten über die angewachſene, ſich verdichtende Macht des Böſen, und die Erlöſung und Befreiung, welcher das von den böſen Mächten umgebene und gedrückte Menſchenthum entgegengehen ſoll, das war der tiefe philoſophiſche Kern jener ſeltſamen Lehre über den Streit von Licht und Finſterniß, der Kern jener merkwürdigen Anſchauung über die heilbringende Macht der geheimnißvollen Schwingungen des ätheriſchen Lichts, die ja noch heute ahnungsvoll unſern forſchenden Sinn von wiſſenſchaftlicher Seite in Anſpruch nehmen. Der Sieg und Triumph des Guten über die ſchwarzen lichtzerſtörenden Mächte der Bosheit, das war die Verheißung, die unter den Völkern des Morgenlandes ſich weiter und weiter ausbreitete, das war der Hinweis auf die Erlöſung vom Uebel, dem die geängſtigten Völker freudig entgegenjauchzten. Erwartungsvoll harrten ſie der Zeit, auf welche alle ihre Propheten hinwieſen, und mit religiöſer Hingabe erwarteten ſie die Stunde, da der Erlöſer als ein befreiender Fürſt in himmliſchem Lichte erſcheinen würde. — Schon früh trat unter den Chineſen Confucius mit ſeiner Weiſſagung hervor, welche deutlich mit Hinweis auf die Lichtlehre die Idee der Erlöſung durchblicken

läßt. „Die Völker erwarten den Heiligen, wie die welke Pflanze nach dem Thau lechzet", so lehrte ein Schüler des Confucius, Meng-tseu. „Hundert Chi, d. i. 3000 Jahre, sind nach den Büchern der Chinesen in der Erwartung des heiligen Mannes verflossen. Confucius war der erste, der seine Erscheinung im Westen voraussagte und ihn als Wiederhersteller des Reiches der Tugend am Ende der Tage bezeichnete. Er ist der von Anfang der Zeiten Ersehnte, fort und fort erwartet ihn das Volk und nennt ihn in vorausverkündender euphemischer Weise darum auch seinen Beherrscher, den Sohn des Himmels." * Hat sich die sittliche Idee der Erlösung, wie wir hiernach sehen, tief nach Ostasien hin verbreitet, so ist es begreiflich, daß auch die Inder diese Lehre tief in sich aufgenommen haben. Als christliche Missionare in späterer Zeit zum ersten mal mit der Botschaft von der Erlösung Christi zu den Indern kamen, erstaunten sie, daß diesem Volke die große Kunde des Evangeliums nichts Neues sei. Wohl aber waren die indischen Brahmanen erstaunt, daß die christlichen Priester nur von einer einzigen erlösenden Menschwerdung Gottes zu berichten wußten, während ihnen die Noth und das Elend der Menschen so groß erschienen, daß sie mit Festigkeit an eine sich oft wiederholende Erlösung und Menschwerdung Gottes zum Heile der Menschheit glaubten. Die Brahmanen erklärten ferner mit Stolz, daß Chrischna, d. i. in ihren Augen Christus, der Gesalbte, zu ihnen bereits einige Jahrhunderte früher gekommen sei wie zu den Juden, und alles, was ihnen die Christen von seinem heiligen Lebenswandel zu erzählen wußten, war ihnen im Grunde nichts Neues. Die christlichen Missionare waren verwundert, ohne zu ahnen, daß das Märtyrerthum, wie es Christus erlebte, in der Geschichte derer, die mit heilbringenden Erlösungsideen auftraten, ein tragisches Geschick ist,

* Vgl. Sepp, „Das Heidenthum und dessen Bedeutung für das Christenthum", III, 73.

das ſich leider nur zu häufig in einer ähnlichen Weiſe auch anderswo wiederholen konnte. Kämpft ja doch jeder Träger einer großen und neuen Offenbarung einen Kampf, um zum Siege auf dem Wege der Aufopferung und des Duldens und Leidens vorzudringen. Und wie der Kampf um neue fruchtbare Ideen den Geiſt nur zu häufig in tiefe Leiden ſtürzt, ſo erzeugt andererſeits eine Reihe von ſchweren Prüfungen, Erfahrungen und tiefeingreifenden Leiden oft neue heilbringende Ideen und erlöſende Offenbarungen. Und fürwahr, der Gedanke der Erlöſung ſelbſt gewinnt nur erſt wahrhaft an Werth und Bedeutung, je mehr wir im Kampfe um Leben und Daſein dulden und den Druck unvollkommener Verhältniſſe hinreichend erfahren. — Wol kein Volk des Alterthums hat den ſittlichen Werth der Erlöſungsidee ſo tief durch ſeine geſchichtlichen Erlebniſſe erkannt und erfahren wie die Hebräer. Alles ſchien ſich bei dieſem Volke in pſychologiſcher und hiſtoriſcher Hinſicht vereinigt zu haben, was den Boden für die Saat und das mächtige Wachsthum der Erlöſungsidee vorbereiten konnte. Innige Familienanhänglichkeit, fromme und liebreiche Hingabe der Einzelnen an die Stammgemeinſchaft, ein mächtiger Sinn für das Erhabene, der den hebräiſchen Charakter nicht nur demüthig, ſondern im Hinblick auf trübe Erfahrungen oft ſogar kleinmüthig ſtimmte, konnte angeſichts einer vielbewegten erfahrungsreichen Geſchichte dieſem Volke die Idee der Erlöſung und Errettung näher wie andern vor Augen führen. Mehr wie andere Völker gewannen daher die Hebräer, rückſichtlich ihrer pſychologiſchen Naturanlagen, jenen mitleidsvollen, ſchwermüthigen Blick für das Elend, Mitgefühl für die Wunden ihrer Brüder und Verſtändniß für die Geſchichte ihrer Leiden. Nicht hervorragend kriegeriſch geartet, waren die Hebräer früh von andern Völkern unterjocht und elend gedrückt worden, und als ihnen dieſer Druck im ägyptiſchen Lande zu unerträglich wurde, da entſchloſſen ſie ſich, geführt durch Moſes, zur Auswanderung. Aber das langjährig unterjochte Volk war im Laufe der Zeit ſchwach geworden,

überall, wohin es zog, wurde es von stärkerer Gewalt siegreich abgewiesen, und zu vierzigjähriger Wanderung verurtheilt, lernte es, den Kelch des Elends bis zur Hefe leerend, nicht nur den Werth sittlicher Nächstenliebe und Barmherzigkeit schätzen, sondern gewann auch jene innere Familienanhänglichkeit, die für die Entwickelung des sittlichen Pflichtgefühls und der tiefern Pietät, wie uns die Urgeschichte lehrte, vom Standpunkte der Religion von so hoher Bedeutung ist. In keinem Volke des Morgenlandes konnte daher die Prophetie in Bezug auf den Messias eine solche Höhe und Bedeutung gewinnen wie unter den Hebräern, und kein Volk war wie dieses geeignet, aus sich so tief sittliche und religiös hervorragende Charaktere hervorgehen zu lassen.

So erklärt es sich, daß die Geschichte der Hebräer schon in früher Zeit zum Brennpunkt der religiösen Entwickelungsgeschichte erhoben wurde; denn kein anderes Volk hatte sich im Laufe der geschichtlichen Entwickelung die Fähigkeiten angeeignet, welche nothwendig waren, das sittliche Ideal zu verwirklichen. Was die Griechen für die Entwickelungsgeschichte der Kunst, das wurden die alten Hebräer für die Entwickelung des religiösen Processes. Aber so wahr das ist, so wenig sollte sich dieses hervorragende Volk, das einst der Stimme eines Moses gehorchte, dauernd an der Spitze des religiösen Entwickelungsprocesses behaupten. Wunderbar, zu eben der Zeit, als die erworbenen religiösen Eigenschaften in höchster Potenz in einem Wesen gipfelten und in einem erhabenen Charakter zum Ausdruck kamen, der uns durch seine Handlungsweise und seinen Lebenswandel ein unvergängliches Beispiel gegeben, ein Beispiel, das so erhaben war, daß allen Völkern an ihm deutlich der Werth aufopfernder Nächstenliebe und hiermit die sittlich-religiöse Grundidee überhaupt erkennbar wurde, da waren die Eigenschaften dieses Volkes und die nach sittlicher Unfehlbarkeit ringenden Fähigkeiten der Priesterwelt bereits wieder gesunken. Es ist das eine für den Historiker höchst beachtenswerthe Erscheinung; denn es legt

uns dieselbe zur Evidenz klar, daß ein früher auserwähltes und berufenes legitimes Priesterthum mit der Zeit im Kampfe mit den feindlichen Mächten völlig entarten und die ursprünglichen Fähigkeiten zu seinem Berufe wieder einbüßen kann. Als der Messias erschien, war eine solche Entartung des legitimen, einstmals berufenen hebräischen Priesterthums thatsächlich eingetreten, es war zu einem hochmüthigen „Phariſäerthum" ausgeartet, in welchem sich der heilige Geist Gottes in seiner Reinheit nicht mehr verständlich machen konnte. Deshalb geschah es, daß Christus fernab von diesen dereinst berufenen Priestern als selbständiger Lehrer auftreten mußte, um sogleich mit den sogenannten Unfehlbaren der damaligen Zeit einen Kampf einzugehen. So lehrt uns die Geschichte des Religionslebens, daß kein noch so sehr ursprünglich berufenes geheiligtes Priesterthum in seiner Leitung vor dem Fluche der Entartung in das Phariſäerthum geschützt ist. Verwickelt in den Kampf, in dem alle Mächte sich befinden, in den Streit mit den unlautern bösen Gewalten dieser Welt sinkt nur zu leicht auch das ursprünglich mit den besten Waffen begabte Priesterthum, um sich zu entweihen, und gegen eine solche unbewußt eingreifende Entweihung schützt keine Annahme eines sogenannten Unfehlbarkeitsdogmas. Die Geschichte lehrt klar, daß jedes Priesterthum und seine Leitung im Kampfe mit der Sünde und den bösen Mächten *sinken und steigen kann*. Ist es gesunken, wie dereinst die berufenen Priester des „auserwählten Volkes Gottes", so knüpft die Geschichte der Erlösung oft seitab an ein scheinbar unberufenes Wesen an, das sich erst später durch geistigen Erfolg in der Geschichte beglaubigt. So mußte Christus in einem Stalle geboren werden, abseits vom Palaste des auserwählten Hohenpriesters, ebenso mußte, als wiederum die Leitung des dereinst berufenen christlichen Priesterwesens sich befleckt hatte, ein Nachapostel Christi (Luther) in einfacher Mönchsgestalt erscheinen, um den neuen Brennpunkt der heiligen Erlösungsgeschichte der Menschheit zu bilden und auf den Reinigungsproceß

hinzuweisen, den die heilige Kirche in sich vorzunehmen hatte, wollte sie sich ihrer Entartung wieder entziehen. Schien sich in Christus die höchste und vollkommenste Blüte am Baume des althebräischen Religionslebens entfaltet zu haben, so war zu ebendieser Zeit, da der Geist Gottes in Christus leuchtete, der Sinn dieses Volkes ebenso wie seine berufenen Priester bereits entsittlicht und die wahre Religion in ihnen bereits untergraben. Als die Blüte vom Baume fiel, sollte die Frucht daher am selben Baume nicht mehr reifen. Die Fähigkeiten und Eigenschaften, die sich in den Hebräern in sittlicher Beziehung ursprünglich so reichlich angesammelt hatten, schienen verderbt und nicht mehr auszureichen, die herrliche Frucht jener Blüte zu schützen und zur vollkommenen Reife gedeihen zu lassen. Tragisch und herzzerreißend wurde mit dem Auftreten Christi der Faden der religiösen Entwickelungsgeschichte in diesem erhabenen Volke zerrissen. Von neuem gerieth damit der sittliche Proceß in tiefe Schwankungen, und neue Brennpunkte mußten an andern Orten und unter andern Völkern entstehen, um der Fortentwickelung der Religion zu neuen Ansatzpunkten zu dienen. Aber immer von neuem sollte in ähnliche Schwankungen der geschichtliche Entwickelungsproceß der religiösen, sittlichen Handlungsweise hineingerathen. War auch mit dem Beispiele und der sittlich hervorragenden Handlungsweise Christi ein für allemal ein sicheres Ideal für das Streben der Sittlichkeit gewonnen, so errang die Menschheit und mit ihr die Priesterwelt im Laufe der Jahrhunderte dennoch nicht die Fähigkeiten, sich dieser eminent sittlichen Handlungsweise in dem Maße allgemein zu nähern, wie es dem Ideale gemäß zu fordern war.

Unabläßig ringen noch heute alle Völker im sittlich-politischen Leben nach einer edeln und reinen Handlungsweise, die sich in ihrer Reinheit dem möglichst anschließt, was wir hinsichtlich unserer ästhetischen Bildung nach Seite des Gemüths so deutlich empfinden und in der Kunst erheben, versinnlichen und zum Ausdruck ge-

stalten. — Und dieser Kampf, den wir mit uns selbst und dem Leben in sittlicher Beziehung kämpfen, ist auch dem Erkenntnißleben nicht erspart, wenngleich wir auf diesem Gebiete, im Hinblick auf die bisherigen Leistungen und Errungenschaften, bereits eher hoffen dürfen, uns allmählich einer Stufe zu nähern, auf der die Zweifel mehr und mehr schwinden vor der deutlichen Erkennbarkeit der höchsten und erhabenen Idee, die wir von dieser Seite suchen im wahren Inhalte des ewig Unvergänglichen und Unendlichen. Erst dann, wenn es gelungen ist, diese Höhe der Erkenntniß im Geiste zu gewinnen, wird sich dieselbe mehr und mehr dem ihr ursprünglich verwandten Kunsttriebe ähnlich zeigen. Von neuem verschwistert, werden Kunst und Erkenntniß alsdann im Glanze eines neuen Lichtes Hand in Hand gehen, um mit vereinten Kräften auf die noch immer ungeläuterte Handlungsweise zurückzuwirken, und so auch sie zur Höhe ästhetischer Durchbildung heranzuziehen. Erst dann, angekommen auf diesem erhabenen Gesichtspunkte, werden sich auch im sittlich-politischen Leben alle diejenigen Ideale wahrhaft verwirklichen lassen, die wir heute nur erst ahnen und deshalb bisjetzt nur so unvollkommen anstreben.

Was wir in den letzten Abschnitten unserer Aufgabe gemäß zu entwickeln hatten, war die Urgeschichte und die Entwickelung des geistigen Lebens, aber der Verlauf dieser Entwickelung lehrte uns, daß dieser Proceß im wesentlichen zusammenfiel mit dem Aufschwunge des religiösen Lebens in der Menschheit überhaupt. Das religiöse Leben war ja die Wurzel, aus der sich die übrigen höhern Geisteskräfte als Triebe deutlicher differenzirten und sich selbständiger loslösten. Aber so weit sich alle in ihrer Entwickelung betrachteten verschiedenen Geistesanlagen voneinander trennen mögen, ihre Wechselwirkung in der einheitlichen Seele des Individuums dürfen sie ebenso wenig wie im Leben des ganzen Volkes völlig verlieren. Je inniger aber in Zukunft diese Wechselwirkung unter allen Entwickelungsfactoren in den Völkern hergestellt ist, je mehr

das ästhetisch gebildete Gefühl durch die geläuterte Erkenntniß Rückwirkungen auf die noch unsichere sittliche Handlungsweise ausübt, und je vollständiger zugleich die nach allen Seiten hin gespannten Kräfte in dieser Beziehung ins Gleichgewicht gesetzt werden, um so reicher und reiner wird sich das Geistesleben der Menschen zukünftig in seinem Glanze und seiner Schönheit überhaupt entfalten.

Wie im Texte bereits erwähnt wurde, sind es hauptsächlich die subtropischen Länder des Orients, in denen die Religionsstifter der Reihe nach auftraten. Hier in diesen Landstrichen hatte sich die Fülle des Stoffs angesammelt, der zur Unterlage der Entwickelung des religiösen Processes diente. Erst der Verlauf der Urgeschichte beantwortet uns die Frage: weshalb gerade diese Länder die vorzüglichsten Krystallisationspunkte zur Fortentwickelung des religiösen Processes hervorbrachten. Im Rückblick auf die Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechts überhaupt erklärt es sich leicht, daß in der Zone der subtropischen Landstriche, wo die Brennpunkte der alten Cultur lagen und wo das Haupttheater des geistigen Aufschwungs überhaupt gesucht werden mußte, auch die Knotenpunkte der religiösen Entwickelung gefunden werden. Denn der primitive geistige Aufschwung, das zeigte sich uns, war innig verwachsen mit der Ausbildung des religiösen Lebens. Allein wir werden nicht verkennen dürfen, daß es nicht nur der bloße politische und historische Entwickelungsgang der Ereignisse war, der die Anregungen zu dem Aufschwunge des geistigen und religiösen Lebens nach einer ganz bestimmten Richtung hin (und zwar zur Messiasidee) darbot, sondern daß hierzu auch entferntere Factoren hinzukamen, die wir in dem Charakter der bestimmten Weltgegend, und also im Klima und der Natur des Himmelsstrichs aufzusuchen haben. Wir werden diese Factoren nicht ganz zu übersehen haben, ohne daß wir so weit zu gehen haben, wie das Buckle mit seiner lebendigen Phantasie zu thun versucht. „Geben wir ihm Gehör", sagt Oskar Peschel *, „so wäre nichts einfacher und faßlicher als die Rückwirkungen des Wohnorts auf die Erscheinungen der Gemüthswelt. Da wo die Natur mit großen Schreckmitteln den Menschen beängstigt, wird die Einbildungskraft stärker entwickelt werden als der Verstand, und dort

---

* Vgl. „Einfluß der Ländergestalten auf die menschliche Gesittung" („Ausland", Jahrg. 1869, S. 407).

wird der Wunderglaube üppiger ins Kraut schießen. Italien, Spanien, Portugal, sagt Buckle, werden unter allen Ländern in Europa von Erdbeben am meisten heimgesucht, Erdbeben schüchtern das menschliche Gemüth ein, und folglich hat sich bei ihren Bewohnern mehr als anderwärts der Glaube an Eingriffe übersinnlicher Mächte in die physische Weltordnung zäh erhalten. — Daß Portugal unter die erdbebenreichsten Länder gezählt wird, mag die schwere Katastrophe, welche Lissabon vor mehr als hundert Jahren betraf, einigermaßen rechtfertigen, obgleich sie in ihrer Großartigkeit vereinzelt steht, aber Spanien, obgleich nicht gänzlich verschont, gehört doch nicht unter die vorzugsweise oder nur streng heimgesuchten Länder. Japan, welches so oft unter dem Dreizack des Poseidon erzittern muß, wird von einem heitern, zu Schelmerei und Kurzweil stets aufgelegten und in religiösen Dingen sorglosen Menschenschlag bewohnt. Rußland wiederum ist fast gänzlich frei von Erdbeben; aber von einem Exorcismenspuk, wie er in der griechischen Kirche noch vorherrscht, ist Italien doch schon längst gereinigt.

„Ueben die Drohungen und Beängstigungen, welche mit irgendeinem Wohnort verknüpft sind, über die Gemüther einer Bevölkerung jene Herrschaft, die ihnen Buckle zumuthet, so müßten die Holländer viel wundergläubiger sein als die Belgier. Ihnen droht beständig, und ganz vorzüglich zur Zeit der Syzygien des Mondes, ein Gegner, der so wenig Erbarmen kennt wie das Erdbeben, nämlich das Meer, das sie als Bewohner unterseeischer Fluren um ein Erbstück geschmälert haben. Oft genug schon hat sich die verdrängte Macht gerächt, wie damals, als der Zuydersee und der Dollart durch plötzliche Einbrüche sich füllten und alle Ortschaften sammt ihren Bewohnern hinabschlangen." Schlagender wol sind alle derartigen Ansichten, welche ohne weitere psychologische und historische Einsicht von vornherein bedeutende Einflüsse der Außenwelt für die innere Entwickelung des Geistes, und besonders der Religion, constatiren zu können meinen, nicht zu widerlegen. Nur erst dann, wenn wir den Werth der psychologischen Grundlage geprüft und den historischen Entwickelungsgang der Erweiterung ebendieser Grundlage genau erkannt haben, kann es gelingen, den Einfluß entfernter physischer Factoren auf den Aufschwung, resp. den Verfall der Gesittung und des Geisteslebens genügend zu begreifen. Nur erst dann bewahrheitet sich das tiefe Wort A. von Humboldt's: „daß das Wesen und der Naturcharakter verschiedener Weltgegenden mit der Geschichte des Menschengeschlechts und mit der seiner Cultur auf das innigste verknüpft ist", und desgleichen der nicht minder wahre Ausspruch des nämlichen Autors: „Der Einfluß der physischen Welt auf die moralische, das ge-

heimnißvolle Ineinanderwirken des Sinnlichen und Außersinnlichen, gibt dem Naturstudium, wenn man es zu höhern Gesichtspunkten erhebt, einen eigenen, noch zu wenig erkannten Reiz." Nichts ist aber geeigneter, diesen Reiz zu erhöhen, als das Studium der Urgeschichte und der ursprüngliche Verlauf des geistigen Entwickelungslebens, der in Bezug auf obenerwähntes geheimnißvolles Ineinanderwirken, wie wir gesehen haben, so viele wichtige Data an die Hand gibt.

Was die im Orient entstandenen Messiassagen anlangt, so sei hier bemerkt, daß in China die Bücher Likiyki einen Helden ankündigen, der alle begangenen Verbrechen der Welt sühnen und die verderbte Welt wieder in ihren frühern Stand zurückbringen werde. Ferner heißt es, Tien-gien wird der Gottmensch sein, er wird unter den Menschen wohnen, obwol sie ihn nicht kennen, und man wird ihn geiseln und schlagen. Fast könnte man vermuthen, daß diese Anschauungen der Bibel entlehnt seien, und doch liegt hierzu nicht der geringste Grund vor, denn alle diese Ideen über das Märtyrerthum des Gottgesandten sind ebenso wenig entlehnt und der Heiligen Schrift entnommen wie Platon's Schilderung des Gerechten, von dem es heißt: „Tugendhaft bis zum Tode wird er für einen Ungerechten und Verkehrten gelten und als ein solcher gegeiselt, gemartert und zuletzt ans Kreuz geschlagen werden." Gewiß, diese Worte sind psychologisch wahr, und deshalb sind sie prophetisch, sodaß Rousseau in seinem „Emile", I, IV, leicht bekennen durfte: „Wenn Plato in seinem Bilde von dem Gerechten diesen, der aller Belohnungen der Tugend würdig ist, mit aller Schmach des Verderbens bedecken läßt, so malt er Zug für Zug Jesum Christum." Wir sehen, es liegen psychologische Gründe vor, welche von allen Seiten, d. h. unter den verschiedensten Völkern die Weissagungen über das Schicksal des Messias ähnlich lautend ausfallen ließen. Die wahre, moralische und religiöse Idee der Geschichte hat sich daher auf psychologischem Wege viel weiter verbreitet, als das engherzigen Priestern glaublich erscheint, welche nur meinen, auf dem Wege wunderlicher Dogmatik diese allgemeine Verbreitung erzielen zu können. Was aber der Verbreitung des Christenthums unter vielen Völkern am meisten entgegensteht, ist nicht etwa das Unverständniß für die Auffassung des tiefsten edeln Kerns und der eigentlich religiösen Grundidee, sondern gerade eben nur die Art und Weise der bestimmten dogmatischen Einkleidung, die, oft unpsychologisch in vieler Hinsicht, sich unter andern Völkern keinen psychologischen Boden erringen kann. Dies ist aber namentlich bei denjenigen Völkern der Fall, welche die Messiasidee sehr früh in sich aufgenommen und in eine eigene Form eingekleidet haben, die, gleichfalls von Priesterhand herrührend, sonderbar

in ihrer Art der Geſtaltung genannt werden muß. Hier tritt denn hinſichtlich der Verbreitung eine orthodoxe ſpeculative Prieſterdogmatik der andern gegenüber, beide ſuchen ſich für immer auszuſchließen, denn beide leiden an gleichen Mängeln, und keine will einlenken auf den pſychologiſchen Weg der Verſtändigung, um die allein wahre und höchſte pſychologiſch-religiöſe Grundidee zu retten. Man kann daher mit Recht behaupten, daß ſich die Idee des wahren Chriſtenthums nur erſt dann unwiderſtehlich allgemeiner ausbreiten wird, wenn im Laufe des geiſtigen Entwickelungsproceſſes durch Bildung von allen Seiten das Beiwerk einſeitiger Prieſterſpeculation wieder beſeitigt worden iſt.

Wie bereits oben angedeutet wurde, war es urſprünglich die Zoroaſter'ſche Lehre, welche der pſychologiſch-religiöſen Grundidee den erſten deutlichern Ausdruck verlieh und die den Anſtoß zur weitern Entwickelung des hierher gehörigen Gedankenkreiſes unter den morgenländiſchen Völkern gegeben hat. Die Lehre Zoroaſter's iſt verhältnißmäßig viel älter, als gemeinhin angenommen wird. Duncker datirt ihren Urheber 13 Jahrhunderte vor Chriſtus zurück, und nach den neueſten Forſchungen von Martin Haug haben wir Grund, die Entſtehung dieſer Lehre noch um ein Jahrtauſend weiter zurückzuverlegen. Das Weſentlichſte der uralten Lehre Zoroaſter's iſt die thatſächliche Anerkennung einer dem Guten feindlichen Macht, die im Stande iſt, ſich zu behaupten und eine gewiſſe Herrſchaft zu gründen, deren Anhänger vernichtend und zerſtörend gegen die Segnungen des Heiligen und Wahren und Guten verfahren. Trotz aller Anerkennung der geſchichtlichen Herrſchaft der Uebel und aller derjenigen böſen Kräfte, die daſſelbe in unſerer Umgebung verwirklichen, prophezeit Zoroaſter jedoch den endlichen Sieg des Guten und gibt Vorſchriften, wie der Menſch handeln ſoll, um des Guten und Reinen theilhaftig zu werden. Daß dieſe Ideen ihren Anſtoß erhielten durch den äſthetiſchen Effect, den die in der Natur ſich entgegentretenden Eindrücke von Licht und Finſterniß auf unſer Gemüth ausüben, haben wir im Text bereits angedeutet, indem wir ſchon an frühern Orten leiſe daran erinnerten, in welch eine ſeltſame geheimnißvolle Beziehung die kosmiſchen Erſcheinungen von Licht und Finſterniß zu unſerm Gemüth überhaupt treten, ſobald ſich eben das Gemüth thatſächlich im Menſchen nur erſt bis zum gewiſſen Grade entwickelt hatte, ſodaß der Geiſt ein tieferes Verſtändniß und dauerndes Intereſſe für die Wunder des Makrokosmus gewinnen konnte. Denn das war das Reſultat unſerer pſychologiſchen Ausführungen, daß die äußern Erſcheinungen nur erſt dann zu uns in eine wahrhaft tiefe Wechſelwirkung treten, und alſo nur dann erſt zu unſerer Seele deutlich zu reden be-

ginnen, sobald der Geist durch Bildung, Entwickelung und Reife innerlich selbst sein Entgegenkommen durch erworbenes Verständniß zu beweisen im Stande war. — Nachdem sich Gemüth, Auffassung und Geist durch die der Reihe nach nachgewiesenen empirischen Anstöße entwickelt hatten, da waren die Ausführungen und Lehren Zoroaster's um so näher liegend, als alle Elemente derselben bereits, wie wir sahen, in den Einzelanschauungen der kosmo-magischen Gesammtanschauung nach der Feuerepoche zerstreut lagen, sodaß es nur eines geschickten prophetischen Mundes bedurfte, um diese Theile folgerichtig zu sammeln und lehrreich zu verwerthen. Daher können wir uns nicht wundern, daß selbst in Amerika ganz deutliche Anklänge an die Zoroaster'sche Grundansicht bei den Mexicanern wiedergefunden werden. Mögen diese Anklänge nun ein psychologischer Fingerzeig sein für ein ähnlich geartetes Nachdenken und Auffassungsvermögen der amerikanischen Culturvölker mit den Culturvölkern der Alten Welt, oder mögen sie (durch ihre Mythen, aus denen sie stammen) zurückdeuten auf eine uralte Verbindung des Ideenaustausches unter diesen weit getrennten Völkern, oder endlich mögen sie (weil sie nach der Aufnahme der kosmo-magischen Weltanschauung zu nahe liegend waren) hier selbständig erzeugt worden sein, immerhin ist es von Interesse zu bemerken, daß selbst die mexicanischen Völker von gleichen und doch sehr ähnlichen Grundlehren befangen waren. Bei den amerikanischen Culturvölkern war Quetzalcoatl der Urheber alles Guten und Reinen und der ewige Freund des Friedens, ihm zur Seite stand Tetzkatlipoka, der Lebenschaffende und Lebenerweckende (also das Licht*), ihm gegenüber trat Huitzilopochtli, d. i. der Schreckliche und Verderbenbringende. Knüpft sich an die erste Gottheit das Moment der Liebe und des Wohlwollens, so kommt hier im letztern das Moment der Furcht vorwiegend zum Ausdruck. Der Huitzilopochtli hat mannichfache Bedeutungen angenommen. Er wurde anfangs durch den Mythus zum Gott der Fruchtbarkeit erhoben, auch wird von Huitziton gesagt, er habe die Azteken auf ihrem Auswanderungszuge Feuer reiben gelehrt.** Wie dem sei, es mischte sich später mit den Vorstellungen des Huitzilopochtli nicht sowol die Macht des Lebengebens, als

---

* Genauer das Feuer; denn Tetzkatlipoka heißt der rauchende Spiegel. Dieser Gott führte als Hauptattribut zwei rauchende Fackeln, und sein Bildniß war aus schwarzem Stein gefertigt, der von den Einwohnern „der göttliche Stein" genannt wurde. (Vgl. Müller, „Geschichte der amerikanischen Urreligionen", S. 613.)

** Clavig., I, 178; Müller, S. 596.

auch die des Lebenverderbens und des Zerſtörens. Deshalb wurde er der Grauſame und Schreckliche. Ihm brachten die Mexicaner die großen Menſchenopfer, die ſich nach ſpaniſchen Berichten jährlich auf 20000 Häupter beliefen, auch wurden ihm die Kinder geweiht, indem man dieſelben an Leib und Bruſt durch Einſchnitte zeichnete. So, ſahen wir, nahmen die Mexicaner eine aufbauende, bejahende Gottheit und eine zerſtörende Gottheit an, der Gegenſatz aber, der ſich hieraus ergab, erſchien ihnen ebenſo wenig wie dem Zoroaſter als dauernd möglich, und ſo lehrten ſie denn ähnlich wie jener, daß Quetzalcoatl als Fürſt des ewigen Friedens den Kampf zwiſchen Tetzkatlipoka und Huitzilopochtli ausgleiche, um als Meſſias endlich ein Reich des Glücks und der ewigen Wohlfahrt zu begründen. — Es iſt alſo auch hier der durchgefühlte Kampf zweier disharmoniſcher Mächte und deren Einflüſſe, welcher der religiöſen Weltanſchauung dieſer von den Culturvölkern der Alten Welt ſo weit abſeits ſich entwickelnden Amerikaner zu Grunde lag.

Werfen wir nun zum Schluß noch einen flüchtigen Geſammtrückblick auf die Geſchichte der Religion, ſo zeigt ſich, daß wie die Religion im einzelnen Menſchen ihre Wurzeln in der Geſinnung und im Herzen hat, im weitern vorzugsweiſe ihre Heimſtätte im Staats- und Familienleben zu ſuchen iſt. Auch das entſtehende Prieſterthum konnte ſich nur begründen und erhalten im Staate und im wohlgeordneten Gemeindeleben. Das eigentliche Prieſterthum, deſſen Beſtrebungen wir die früheſten tiefern geiſtigen Errungenſchaften verdanken, indem es zugleich Nächſtenliebe und moraliſche Geſinnung mit der Religion verbreitete *, fand nicht nur bis zum gewiſſen Grade geſchichtlich bereits ein recht wohlgeordnetes Staatsleben unter den Völkern, ſondern zugleich einen bereits beſtimmt entwickelten religiöſen Fonds vor, und ohne dieſen vorgefundenen geebneten Boden wäre die culturgeſchichtliche Miſſion des entſtehenden Prieſterthums unausführbar geweſen. Es iſt daher, von ſeiten der heutigen Leitung des katholiſchen Prieſterthums geſchichtlich betrachtet, im höchſten Grade ungerecht, daß ſie die göttliche Aufgabe der weltlichen Macht und deren erziehungsthätigen Einfluß auf das ſociale Leben ſo gering anſchlägt, daß ſie dieſe Macht ſich unterzuordnen beſtrebt iſt, während man doch im höchſten Falle nur berechtigt wäre, mit Rückſicht auf die Geſchichte die Miſſionsarbeiten von Kirche und Staat einander zu coordiniren, da ja der Staat bereits in ſeiner Weiſe, ehe noch an die Begründung einer eigentlichen Kirche irgendwie gedacht werden konnte, eine hohe Aufgabe mit göttlichem Beiſtande

* Vgl. Buch 5, Kap. 3.

erfüllt hatte. Mag man sich daher drehen und wenden wie man will, die Kirche als solche ist immerhin nur die Tochter des Staats, denn auf dem Boden seines fruchtbaren Mutterschoses konnte dieselbe allein erst in vollendeter Gestalt zur Geburt kommen.* Will man daher im geschichtlichen Sinne etwa eine Unfehlbarkeit im Missionsleben der am meisten zur Erlösung der Menschheit beitragenden Kirche gelten lassen, so könnte sich höchstens dieselbe aus dem Zusammenwirken der beiden durch Gott zur Erziehung der Menschheit berufenen Factoren, nämlich aus Staats- und Kirchenleitung ergeben, niemals aber einseitig und absolut in einer Hand liegen. Hiermit würde sich daher immer wieder die auch von berühmten Vertretern der katholischen Kirche vertheidigte Ansicht feststellen, daß die Unfehlbarkeit überhaupt nur einem richtig zusammengesetzten Concil zugesprochen werden könne, in welchem aber auch, wie hinzuzusetzen, die berufenen Staatsleiter gleichwerthige berathende Stimmen besitzen. Die katholische heutige Hierarchie übersieht den Werth dieser Beistandsleistung von seiten begabter Staatsleiter, sie tritt dem Staate, sich selbst einseitig überhebend, entgegen, und es bleibt dem Historiker nur übrig, in Bezug hierauf zu antworten: „Wer sich selbst erhöhet, wird erniedrigt werden, wer sich selbst erniedrigt, wird erhöhet werden." Aber selbst ein regelrecht zusammengesetztes Concil wird sich nicht früher eine Unfehlbarkeit vindiciren können, als die Vorsehung durch den Erfolg der Geschichte im Laufe der Jahrhunderte seine Entschlüsse thatsächlich beglaubigt hat. Der sogenannte unfehlbare Sieg der sittlich-religiösen Grundwahrheit und des sittlichen Fortschritts in der Geschichte, an welche wir alle wol festhalten, ist als Anticipation, innerhalb „des schweren Kampfes", in welchem sich hienieden die Wahrheit (und die Kirche) mit den Mächten der Lüge, der Bosheit und der sündlichen Gewalt noch fortdauernd befindet, sittlich betrachtet eben so jesuitisch hochmüthig wie lächerlich. Es erinnert eine solche Anticipation des Sieges an das eitle Siegesgeschrei, das wir bei den Franzosen schon vor dem Kampfe zu hören gewöhnt sind und das sich schon so oft gestraft hat. Die wahre Kirche Christi hat, will sie den Kampf mit Sünde und Bosheit in dieser Welt tief genug würdigen, keinen Grund zu solchem Hochmuthe, mit dem ja der Teufel bekanntlich zugleich stets in der Geschichte die Obern, besonders die Kirchenobern und Priester (Pharisäer) geblendet hat, wenn er sie ver-

* Oder, was auf das Gleiche herauskommt, der heilige Geist Gottes wählte sich die früheſten und ersten Werkzeuge zu seinem Erlösungswerke unter den hierzu befähigten weisen Staatslenkern.

derben wollte. Die wahre Kirche Chriſti ſoll in ſich ſelbſt froh und innerlich ſiegesbewußt, aber nach außen hin demüthig und beſcheiden ſein, ſie ſoll ihre Unfehlbarkeit des Sieges daher bezüglich jener Welt innerlich ahnen und glauben, nicht aber durch Feſtſtellung als Dogma in dieſer Welt bereits zum anticipirten Wiſſen erheben. Nur erſt am Ende des Kampfes, im Rückblick auf den gewonnenen Sieg, könnte die ſogenannte Unfehlbarkeit hienieden als Product der Geſchichte ſich enthüllen, jede Anticipation in Form eines wiſſentlich ausgeſprochenen Dogmas in dieſer Hinſicht iſt dem chriſtlichen Dulderthum und ſeinem Kampfe in dieſer Welt völlig fremd. Das Weſen unſers chriſtlichen Schaffens und Handelns liegt eben im Kämpfen um die ſittlichen Ziele, wüßte ein Kämpfer aber im voraus, daß er unfehlbar ſiegen würde und müßte, ſo wäre ſein Kampf als ſolcher nur eine unwirkliche Farce, die ſinnlos wäre, da der Kampf ſelbſt hienieden, wie es Chriſtus am Oelberge bewieſen, thatſächlich nur ein relativ wahrſcheinliches Hoffen, nicht aber ein abſolutes unfehlbares Wiſſen des Ausgangs vorausſetzt. So gewiß wir in religiöſer Hinſicht den endlichen Sieg der ſittlich-religiöſen Wahrheit in dieſer Welt der Lüge und des Irrthums erhoffen und mit Wahrſcheinlichkeit erſtreben, ſo wenig ſind wir im Stande, mit abſoluter Gewißheit, und eine ſolche ſchließt eben eine Unfehlbarkeit in ſich, in ebendieſer Welt darüber zu reden und von hier aus zu urtheilen. Alle derartigen Anſichten, zu denen ſich der Jeſuitismus verſtiegen, beruhen auf Unkenntniß des Problems über relative, freie (wahrſcheinliche) und abſolute, das heißt eben unfehlbare Bewegung des Fortſchritts in der Geſchichte. (Man vgl. die auf den letzten Punkt bezüglichen Ausführungen S. 407 fg. und 423 und 424 dieſes Buches.)

11.

Die Pythagoreer.

Die Förderung der urgeſchichtlichen Prieſterbeſchäftigungen, insbeſondere die hervorragende Förderung von Muſik, Himmelskunde und Mathematik durch die Pythagoreer. — Die Verſchmelzung der Grundideen von Kunſt und Wiſſenſchaft und Religion in der pythagoreiſchen Weltanſchauung und der Hinweis auf die Idee des Kosmos.

Der Menſch hatte Himmel und Erde durchforſchen lernen, und das ins Unendliche blickende Auge hatte ſich in ſeiner Kraft erweitert und der Geiſt veredelt. Wir haben im Laufe der Entwickelungsgeſchichte die Gründe kennen gelernt, die unſer Augenmerk rückſichtlich der tiefern geiſtigen Entwickelung vorzugsweiſe auf die Griechen lenkten. Alles ſchien ſich unter dem heitern Himmel Griechenlands vereinigt zu haben, was die Triebe des Geiſtes, die unter den hier eingewanderten Völkern ſo üppig wucherten, zu einer vollendetern Blüte entfalten konnte. Kunſt, Wiſſenſchaft und Religion hatten ſich hier nebeneinander hoch entwickelt, und obwol deutlich voneinander geſchieden, feierten dieſe geiſtigen Triebe dennoch hier in vollendeter Wechſelwirkung einen tiefern Bund der Eintracht. In keiner philoſophiſchen Schule kam die Eintracht dieſer geiſtigen Entwickelungszweige indeſſen ſo früh und ſo vollendet zum Ausdruck wie in der der Pythagoreer. Die Pythagoreer bildeten eine Geſellſchaft, welche zunächſt durch religiöſe ſittliche Uebungen ihre Glieder veredeln und dem griechiſchen Ideale der Tugend gemäß bilden wollte.* Aber

---

* Zeller, „Abhandlungen", S. 38.

dieſe ſittlich-religiöſen Beſtrebungen wurden getragen durch die Bildung des Gemüths und Gefühls vermöge der Einflüſſe der Kunſt. Vorzugsweiſe war es die Muſik, die recht eigentlich als diejenige Kunſt bezeichnet werden konnte, welche die religiöſen ſittlichen Gefühle bilden half, und welche daher, wie wir ſahen, ſeit früheſter Zeit durch Prieſterhand gefördert und gepflegt worden war. So geſchah es, daß die Pythagoreer auf die natürlichſte Weiſe die Muſik zur Hand nahmen, um die ſittliche und religiöſe Bildung zu befördern, ſie folgten hiermit nur unwillkürlich einem Antriebe, dem die ganze Prieſterſchaft der vorzüglichſten Culturländer, welche ſich ja um Erfindung und Entwickelung der Muſik ſo hohe Verdienſte erworben hatte, in der gleichen Weiſe gefolgt war. Aber der griechiſchen Sekte der Pythagoreer war es vor allen übrigen beſchieden, durch ihre hervorragende Begabung dieſe alte Prieſterkunſt, wie wir ſie in hiſtoriſcher Hinſicht wol nennen dürfen, am meiſten zu fördern. Dieſe Förderung hatte zugleich noch einen andern Grund, der uns von neuem an die Beſchäftigungen des alten Prieſterthums erinnert. Die Pflege der Himmelskunde und der Aſtrologie nämlich waren es, die, wie wir geſehen haben, vorzugsweiſe dazu aufforderten, auch die mathematiſche Wiſſenſchaft zu fördern. Zahl, Maß, Eintheilung und Berechnung bezüglich der Himmelserſcheinungen waren nothwendig geworden, um tiefere Orakel ſpenden zu können, wie ſie in ſpäterer Zeit in den Culturländern des Orients verlangt wurden. Wie früh waren daher in den Prieſtergemeinſchaften die mathematiſchen Künſte und Hülfsmittel zur Geltung gekommen, wie weit hatten es hierin die Babylonier, die Chaldäer und andere begabtere Völker des Orients gebracht! Wie nahe aber lag es daher, daß eine ſich in Griechenland bildende Sekte mit ſittlich-religiöſem Grundcharakter ſich mit um ſo größerm Fleiße dieſen alten hiſtoriſch überlieferten Prieſterbeſchäftigungen hingab, als deren Mitgliedern zugleich eine ganz beſondere Anlage zukam, dieſe Thätigkeiten mit philoſophiſchem Geiſte tiefer zu durchgeiſtigen. So erklärt es ſich auf die einfachſte

Weise, daß sich im Hinblick auf die Musik und im Hinblick auf die Himmelskunde der damaligen Zeit eine philosophische Anschauung ausbilden konnte, die Zahl, Maß, Verhältniß und endlich die Harmonie überhaupt zur Grundlage ihrer ganzen Weltbetrachtung machte. Es liegt nicht mehr in dem Bereiche unserer Aufgabe, historisch den genauern Zusammenhang aufzusuchen, der durch das Leben und die Erlebnisse des Pythagoras, als Stifter der nach ihm benannten Gemeinschaft, mit den Anschauungen und Beschäftigungen einzelner Priesterschaften anderer Länder des Orients bedingt sein könnte. Wie viel oder wie wenig von dem Leben des Pythagoras auch vielleicht zu beglaubigen ist: daß die Pythagoreer Anklänge in ihren Beschäftigungen und vielen andern Einzelheiten an die Priesterschaften des Orients verrathen mußten, würde sich ohnehin auf die natürlichste Weise erklären. Daß indessen die Wissenschaft der Priester, nämlich die Himmelskunde, im Hinblick auf die alte Priesterkunst der Musik und im Hinblick auf eine tiefere mathematische Grundanschauung, somit die Zweige von Kunst und Wissenschaft zu einer tiefern philosophischen Gesammtanschauung verschmolzen wurden, um einen erhabenen Hintergrund zu bilden, an dem sich die sittlich-religiösen Antriebe der gestifteten Gemeinschaft erheben und erbauen konnten, das bleibt ohne Zweifel das eigene Verdienst der Pythagoreer. In diesen letztern Bestrebungen trat eben jener philosophische Zug zu Tage, der die Griechen den übrigen Priestergenossenschaften anderer Völker gegenüber so hervorragend charakterisirte. Daß sich Dichter, Sänger und Priester der frühesten Zeit in ihren Hymnen auf die Götter und den Kosmos in Griechenland oft in Anschauungen ergingen, welche hier und da mit den Producten von Priestern anderer Länder im Einklange waren, wird kaum zu bezweifeln sein, aber schon die frühesten Erzeugnisse der eigentlichen Philosophen in Griechenland tragen den Charakter eines freiern Geistes an sich, der sich weit über die Anschauungen des Priesterthums hinaushob. Nicht den außerweltlichen, über und hinter dem Kosmos stehenden

Göttern geſtand ein Thales von Milet die Macht zu, die kosmiſchen Kräfte zu bilden, ſondern vielmehr innerhalb des Kosmos ſelbſt, nämlich im Waſſer, glaubte er thatſächlich dieſe ſchöpferiſche Grundkraft aufſuchen zu müſſen. Die früheſten griechiſchen Sänger und Philoſophen, die Waſſer, Luft und Feuer u. ſ. w. zur Grundlage ſolcher früheſten philoſophiſchen Betrachtungen machten, waren aber in gewiſſem Sinne noch unvollendete naive Materialiſten. Dieſen gegenüber war es allerdings den Pythagoreern beſchieden, den tiefern Grund zu einer idealern, umfaſſendern Weltanſchauung zu legen, denn nicht in den bloßen Stoffen ſelbſt, ſondern in den Formen und Verhältniſſen derſelben zueinander ſuchten ſie die Grundlage ihrer Betrachtung. Es war der Grundbegriff der Ordnung, nach welcher alles in harmoniſcher Gliederung zueinander ſtehen ſollte, wie es die Kunſt der Muſik zunächſt nahe gelegt hatte, der die Pythagoreer begeiſterte und ſie dahin führte, das Weſen deſſen, was wir Κοσμος oder Weltordnung nennen, tiefer zu begreifen. Unverkennbar war es alſo die Grundidee der Kunſt, die hier das Wiſſen bereits zu beherrſchen begann, oder ſich doch tiefer mit ihm zu verbinden ſuchte. Mit dem Hinweis auf die Pythagoreer ſchließt das Bereich der Urgeſchichte ab; wir haben mit dieſem Hinweiſe auf die früheſten philoſophiſchen Beſtrebungen der Griechen ſogar das Gebiet der Geſchichte bereits berührt. Was bei den Pythagoreern in einer freilich noch unvollendeten Weiſe im Beginne der geſchichtlichen Zeit zum Ausdruck gekommen war, nämlich die innige Verſchmolzenheit von Kunſt, Wiſſenſchaft und Religion in der tiefern Weltbetrachtung, das bleibt in einer höhern, vollendetern Weiſe offenbar das geſchichtliche Ziel aller tiefern geiſtigen Beſtrebungen.

12.

Rückblicke und philoſophiſche Ergebniſſe.

Kant's Anſicht über die Natur der „Dinge an ſich". — Die Veränderung der Anſchauung durch den fortſchreitenden Wechſel des innern Geſichtspunktes. — Rückblick auf die Thatſachen, welche dieſen Wechſel in der Geſchichte des Menſchengeiſtes zu Stande gebracht haben. — Der Verlauf der äußern hiſtoriſchen Ereigniſſe zwingt die Seele zur Anknüpfung an hervorragende Stützen, welche die Körperwelt bietet, und dieſe werden zu Vehikeln der geiſtigen Entwickelung. Die äußern Stützen ſpielen gleichſam die Rolle einer Stufenleiter. — Der geſchichtliche pſychologiſche Entwickelungsproceß lehrt eine tiefere Wechſelwirkung zwiſchen Innen- und Außenwelt, und Mikrokosmus und Makrokosmus. — Iſt dieſe Wechſelwirkung Zufall? — Leibniz und der Gedanke der Harmonie. — Die Thatſachen unſerer nähern Umgebung widerſprechen der Harmonie. — Auch Herder erblickt überall Harmonie, ohne indeſſen den Umfang der Uebel im naturgeſchichtlichen Entwickelungsproceß genügend zu überſehen. — Die Harmonie offenbart ſich nur im Hinblick auf die Geſammterſcheinung des Makrokosmus, ſpricht ſich im reinen Gefühl und in der Kunſt aus, ſteht indeſſen in zu hohem Contraſt gegenüber den Unvollkommenheiten des äußern Lebens und den Uebeln der nähern Umgebung, in welche Handlung und Erkenntniß eingreifen. — Der geſchichtliche Zug zur Erlöſung und die ſittliche Aufgabe. — Die Wechſelwirkung des Zufalls herrſcht nur im Chaos, die der geforderten völligen Conformität dagegen nur in der vollkommenen Harmonie der Weltordnung. — Wir ſtehen auf der Umgebung unſers Planeten in einem Proceß, in welchem die Cauſalität noch nicht frei iſt vom Drucke widerſpruchsvoller, hemmender Mängel, die disharmoniſchen, unvollkommenen und geſunkenen Zuſtänden angehören. — Das Problem des Kriticismus und das geſchichtliche Entwickelungsleben des Geiſtes. — Die Entſtehung des Widerſpruchs iſt der Aufgabe des heutigen Kriticismus gemäß geſchichtlich *zu erklären*. — Der Widerſpruch iſt im Rückblick auf die geſchichtlichen Thatſachen weder objectiv *nothwendig* (Hegel und die Idealiſten), noch ſubjectiv illuſoriſch (Herbart

und die Realiſten). — Nur erſt der geſchichtliche Entwickelungsproceß des Geiſteslebens gewährt eine klare Einſicht in die geheime Wechſelwirkung zwiſchen Seele und Körperwelt, ſowie zwiſchen Mikrokosmus und Makrokosmus. — Hinweis auf den hohen Aufſchwung des Geiſteslebens durch die Erkenntniß des Makrokosmus. — Schlußbetrachtung.

„Daß alle unſere Erkenntniß mit der Erfahrung anfange, daran iſt gar kein Zweifel, denn wodurch ſollte das Erkenntnißvermögen ſonſt zur Ausübung erweckt werden, geſchähe es nicht durch Gegenſtände, die unſere Sinne rühren und theils von ſelbſt Vorſtellungen bewirken, theils unſere Verſtandesfähigkeiten in Bewegung bringen?“ Vielleicht mehr wie jede andere pſychologiſche oder empiriſche Betrachtung war der Verlauf der behandelten Entwickelungsgeſchichte des urſprünglichen Geiſteslebens dazu geeignet, uns die Wahrheit dieſer bedeutungsvollen Worte Kant's vor Augen zu führen. Auf Schritt und Tritt folgten wir der Ausdehnung und Erweiterung des Erfahrungskreiſes, und wir ſahen, wie demgemäß das Erkenntnißvermögen wuchs und immer entferntere Gegenſtände in den Horizont der genauern und dauernden Beobachtung traten. Kant war es indeſſen vorzugsweiſe, der ſchärfere Zweifel gegen das Verhalten und die Natur dieſer uns afficirenden äußern Gegenſtände erhob, er behauptete, daß ſie uns ihrem Weſen nach völlig unbekannt ſeien, und nicht ganz mit Unrecht; denn in der That, die Auffaſſung und der Werth dieſer äußern Objecte geſtalteten ſich nur innerhalb unſerer innern Anſchauung, und ſobald ſich dieſe Anſchauung verändert mit der Stellung und dem Geſichtspunkte, den wir ſelbſt einnehmen, um ſie zu betrachten, ſo ſcheinen ſich auch die Objecte demgemäß umzuformen. Dem Thiere, das ſich mit ſeinen dauernden Beobachtungen ſtets in jenem engern Betrachtungskreiſe der Umgebung bewegt, den wir in pſychologiſcher Beziehung die Apperceptionsenge nannten, blieben die Erſcheinungen des Makrokosmus nur lichte Punkte, die ihm dauernd kein aufmerkſames

Interesse abnöthigten. Dies geschah nicht nur deshalb, weil dem Thiere der Sinn fürs Erhabene noch völlig mangelte, sondern weil ihm die Erfahrung noch keine geeigneten Beziehungen bot, die zur Anknüpfung dauernder Interessen für entlegene Gegenstände überhaupt hätten dienen können. Wir hatten es uns zur psychologischen Aufgabe gemacht, ebensowol den innern geistigen Entwickelungsgang sowie die ins Gewicht fallenden Erfahrungen historisch und empirisch zu verfolgen, welche der Reihe nach Anknüpfungen boten für Ideenassociationen, die geeignet waren, die natürliche und ursprüngliche vom Menschen mit auf die Welt gebrachte Apperceptionsenge zu durchbrechen, damit er nach diesem Durchbruch die engere Welt und Umgebung des Mikrokosmus mit den entferntern Objecten und Erscheinungen des Makrokosmus durch bestimmte haften bleibende Beziehungen dauernd und folgerichtig zu vermitteln im Stande war. Die Geschichte hatte uns gelehrt, daß es dem Menschengeiste im Laufe der Entwickelung vergönnt war, von der thierischen Stufe der Auffassung einen merkwürdig hohen geistigen Aufschwung zu nehmen, einen Aufschwung, durch welchen er den Erfahrungskreis unabsehbar erweiterte und eine Reihe von entlegenen fernen Objecten in einem ganz neuen, früher nicht gekannten Lichte erblicken lernte. So hatte sich im Laufe der Entwickelung die Außenwelt vor den Augen des Menschen in merkwürdig hohem Grade verändert, der Geist hatte im Wachsthum wechselnde Gesichtspunkte eingenommen, und siehe da, mit jedesmaligem innern Wechsel des Standpunktes erschienen ihm die äußern Gegenstände in einem neuen Gewande. — Aber wie war in psychologischer Beziehung diese innere Vervollkommnung und Erhöhung des Gesichtspunktes zu Stande gekommen? Hatte der Geist für sich allein oder etwa in lockerer Wechselwirkung mit andern Wesen und Geistern seiner Gattung diese Erhöhung gewonnen; oder aber hatte die lose Wechselwirkung der Geister unter sich noch nicht vollends genügt, diesen merkwürdigen hohen Aufschwung seines Wesens zu bewirken? — Jetzt am Schlusse dieses

Abschnitts sind wir im Stande, mit Rückblick auf den Verlauf der Geschichte diese höchst wichtigen Fragen zu beantworten. — Nein, so dürfen wir antworten, nicht für sich allein, auch nicht einmal im lockern Verbande der sogenannten Heerdengenossenschaft waren Geist und Seele im Stande gewesen, den Werth aller dieser Güter zu erringen, sondern nur erst die geschlossene Einheit des Staatszusammenhanges mit seiner fein durchgeführten Arbeitstheilung konnte den ersten tiefern Grund zum Aufschwunge aller organischen Geistesentwickelung legen; denn nur im engern organischen Verbande, sahen wir, hoben sich die Anlagen der Sprache zur tiefern Mittheilungsfähigkeit, die von so unabsehbaren Rückwirkungen auf das Geistesleben war. Und doch müssen wir, belehrt durch den Entwickelungsverlauf des ursprünglichen Geisteslebens, gestehen, daß auch hiermit nur erst der Boden geschaffen war, auf welchem eine noch viel weiter reichende Wechselwirkung sich entwickeln sollte. Nicht die engere organisch-staatliche Wechselwirkung der Geister unter sich genügte vollends, um den Menschensinn zu der Höhe zu heben, auf der er weiter schreiten sollte, nein, der Verlauf der Ereignisse selbst brachte neue Stützpunkte herbei, auf deren Gerüst sich die Wechselwirkung mit der Außenwelt erheben sollte. Denn neue Fühlfäden entwickelte jetzt gleichsam der Geist, um mit ihnen in das dunkle, geheimnißvoll verschleierte Bereich des Makrokosmus hineinzutasten. So entwickelte sich eine Wechselwirkung, welche die Thiere nicht mehr erlangten, und nun erst trat erhaben die Vernunft — die menschliche Vernunft — aus dem Schatten hervor, der sie bisher umdunkelte. Jetzt war es dem Menschengeiste gestattet, ausgerüstet mit den nöthigen Hülfsmitteln, auf der Bahn eines höhern Geistesfluges jenen Aufschwung zu nehmen, von dessen Höhe wir fast mitleidsvoll auf das niedere organische, thierische Dasein herabblicken, indem wir kaum noch begreifen, daß nicht ursprünglich und ewig die Kluft, die einen Hiatus für den Unbefangenen einzuschließen scheint, vorhanden war.

Es war unsere Aufgabe gewesen, der Reihe nach alle diejenigen äußern Stützen und Hülfsmittel im äußern Erfahrungskreise genau festzustellen, die jedesmal als äußere Vehikel für den Aufschwung der innern Geistesentwickelung dienten. Wie einen Schwimmenden, der auf trügerischen Wellen einem Ziele zustrebt, sehen wir den sich geschichtlich entwickelnden Menschengeist im Laufe der Ereignisse nach allen denjenigen Stützen greifen, die zu seinem Aufschwunge dienten und die ihm gleichsam zum Seil und Gerüste werden, an dem er sich in die sonnigere Höhe hob. Aber wo fand der Geist diese Stützen, entwickelte er sie aus sich selbst? Nein, denn ausdrücklich lehrt die Geschichte, daß sie stets der Verlauf der Ereignisse erst herbeiführte. Auch deutet das Wort „Stütze" auf eine äußere Wechselwirkung hin; denn die Stütze als solche ist ein äußeres Object, das der Seele als ein Etwas gegenüberliegt, an dem sie sich eben vermitteln und festhalten kann. Diese äußern Stützen, die als Hebel der Wechselwirkung dienten, waren es eben, welche wir sorgfältig empirisch aufsuchten und innerhalb jedes einzelnen Entwickelungsprocesses betonten. So hob sich, sahen wir, der Intellect ursprünglich durch das nicht der Seele selbst, wohl aber dem Körper angehörige Instrument des sprachfähigen Kehlkopfes und der Sprachfähigkeit, und ebenso der Kunstsinn durch die äußerliche, dem Körper angeborene Geschicklichkeit der Hände und Finger. Mit diesen körperlichen Stützen ausgerüstet, strebte der Geist äußerlich aufwärts, und immer mehr gelang es ihm, sein engeres Erfahrungsgebiet zu erweitern. Neue Ideenassociationen erzeugten sich, und neue Gedankenkreise erschlossen sich ihm; mit mächtigem Schritt erhob er sich von Stufe zu Stufe. Und als endlich der allmählich erfinderisch gewordene Menschengeist an dem äußern Material von Holz und Stein das helle Feuer zünden lernte, da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen; denn neue Fühlfäden gewann der Blick, neues Verständniß und neue Interessen erwachten, und der ahnungsvolle Geist trat in geheimnißvoller

Weiſe in Verkehr mit den entfernten lichten Mächten des Himmels. Die Wunder des Makrokosmus erſchloſſen ſich, und welch eine Fülle von unvergänglichen Gedanken riefen die mit ſo hehren, erhabenen Zungen redenden Mächte und Erſcheinungen des Firmaments in der ſtaunenden Seele hervor!

Und blicken wir jetzt zurück auf den Verlauf der Ereigniſſe, wie wunderbar erſcheinen uns da alle jene äußern Anſtöße, die, rein körperlicher oder empiriſcher Natur, dem innern Geiſte die Stützen in die Hand ſpielten, um ſo gleichſam die Rolle einer Leiter zu ſpielen, auf welcher der Menſch emporſtieg, einmal, weil er den innern ſittlichen Willen und eine gewiſſe Anlage beſaß, die Sproſſen zu erfaſſen, und andererſeits, weil die Wechſelwirkung ihm unſichtbar gleichſam entgegenkam, um ihn die Sproſſen auch ſicher erfaſſen zu laſſen. Aber, um auf Kant zurückzukommen, wenn dieſer unſterbliche Weltweiſe wol nicht unrecht hatte zu behaupten, daß die Außenwelt mit ihren „Gegenſtänden an ſich“ uns völlig unbekannt ſei, ſo lehrt uns dennoch der Verlauf der Geſchichte der geiſtigen Entwickelung und die Wechſelwirkung des Geiſtes mit den äußern Gegenſtänden überhaupt, daß der uns ſo fremd erſcheinenden Außenwelt eine verwandtſchaftliche Beziehung hinſichtlich der Beſtrebungen des Geiſtes innewohnen muß; denn wie wäre ſonſt im Verlaufe der Ereigniſſe das gleichſam ſympathiſche Entgegenkommen körperlicher Hülfsmittel erklärlich, durch das gewiſſermaßen der ſtrebenden Seele die erſten Sproſſen auf der Stufenleiter der Entwickelung entgegengetragen wurden? Gewiß, das ſchöne Wort Goethe's: „Wär' nicht das Auge ſonnenhaft, wie könnte es das Licht erblicken“, bewahrheitet ſich am tiefſten durch die urſprüngliche Entwickelungsgeſchichte des Geiſtes; denn dieſe lehrte uns eben zuſehen, wie nach und nach das menſchliche Auge wahrhaft ſonnenhaft wurde, und indem wir dieſem Proceſſe folgten, bemerkten wir deutlich, wie die Factoren der Außenwelt zu unſerm Innern nicht ohne Echo bleiben. Die ganze pſychologiſche Ent-

wickelungsgeschichte, wie wäre sie denkbar ohne jene geheimnißvolle Wechselwirkung von Innen- und Außenwelt, die sich fortspann bis zu Knotenpunkten, die in der auffälligsten Weise stets der Seele bemerkbar machten, daß sie in Beziehungen zur körperlichen Außenwelt verwickelt ist, welche sie umfangen halten und zu Anknüpfungen zwangen? Indem aber die Seele diesen Anknüpfungen folgte, geriethen ihre Kräfte in einen mächtigen Aufschwung, und dieser letztere ließ durch seine wohlthätige Entwickelung, die er herbeiführte, jedesmal erkennen, wie nothwendig eben jene Anknüpfungen waren.

Jene tiefe, geheimnißvolle Wechselwirkung zwischen den Bestrebungen der Seele und der ihr scheinbar fremden Außenwelt, oder, wie wir uns in weiterer Beziehung auch ausdrücken können, die Wechselwirkung zwischen Mikrokosmus und Makrokosmus, beruht sie auf blindem und leerem Zufall, oder repräsentirt sie vielleicht das nothwendige Walten einer Vorsehung, die in wohlweislicher Harmonie die Wirkungen zusammenführt, um sie miteinander nothwendig zu verketten? Wäre diese Wechselwirkung Zufall, woher stammt dann ihre jedesmalige deutliche und sichtbare Wiederkehr im Entgegenkommen an ereignißreichen kritischen Wendepunkten der geschichtlichen Entwickelung? Wenn aber die hier beobachtete Causalität offenbar nicht auf Zufall beruhen kann, so werden wir zu schließen geneigt sein, weist sie auf eine bestimmte und nothwendige Harmonie oder Conformität der sich einander gegenübertretenden und verbindenden Glieder und Kräfte hin. Der Gedanke der Harmonie erinnert uns an einen Philosophen, den wir Deutschen neben Kant ganz besonders hoch verehren: wir meinen Leibniz. Allein Leibniz irrte, indem er den Gedanken über die Harmonie der wechselwirkenden Glieder (die im Grunde hier gleichbedeutend mit einem wohlweislich wirkenden Fatum wäre) äußerte. Denn bestände jene Harmonie für die Entwickelung, warum besteht sie dann nicht allenthalben und für immer? Wie wenig muß doch diese Harmonie im allgemeinen auffällig und sichtbar sein, wenn kurz

nach Leibniz so viele hochbegabte und bedeutende Denker gegen diese so wichtige Thatsache die gewichtigsten und treffendsten Zweifel beibringen konnten! Auch uns, die wir zurückblicken nicht nur auf die ursprüngliche Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geisteslebens, sondern auf die Bildungsgeschichte der ganzen organischen Welt, will es nicht scheinen, als habe innerhalb jenes furchtbaren und herzzerreißenden Kampfes, den die Geschöpfe mit den Bedingungen ihrer Außenverhältnisse zu führen gezwungen sind, der Gedanke der Harmonie einen statthaften und berechtigten Platz. Nein fürwahr, die wahre Einsicht in das noch wüste ungefüge Leben der Urzeit, mit allen seinen Unvollkommenheiten und Furchtbarkeiten, gibt uns nicht den Beweis an die Hand, daß der an sich schöne Gedanke einer Harmonie eine umfassende geschichtliche und unumstößliche Wahrheit sei.

Wie herrlich doch wäre es, hätte der treffliche Herder, der, eingenommen von den Gedanken eines Leibniz, vor nunmehr beinahe hundert Jahren seine berühmten „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" schrieb, Recht mit den so sinnreich klingenden Worten: „Alle Werke Gottes haben ihren Bestand in sich und ihren schönen Zusammenhang mit sich; denn sie beruhen alle in ihren gewissen Schranken auf dem Gleichgewicht widerstrebender Kräfte durch eine innere Macht, die diese zur Ordnung lenkte. Mit diesem Leitfaden durchwandere ich das Labyrinth der Geschichte und sehe allenthalben harmonische göttliche Ordnung; denn was irgend geschehen kann, geschieht, was wirken kann, wirkt. Vernunft aber und Billigkeit allein dauern, da Unsinn sich und die Erde verwüsten." * O, wäre der Kern des hier Gesagten ebenso wahr wie der Nachsatz! Nicht die eigentliche Geschichte, wohl aber die Urgeschichte der Menschheit haben wir durchwandert; aber ein anderes Bild entrollte sich uns, und nichts gewahrten wir von den

* Herder, „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", III, 460.

so beseligenden Anschauungen Herder's. Dieser wohlwollende Forscher kannte nicht die auf der Erde herrschenden Uebel ihrem vollen Umfange nach; noch war die Wissenschaft zu seiner Zeit nicht weit genug gediehen, um ihm vom Gesichtspunkte des Arztes, des Naturforschers und Seelsorgers einen Einblick zu gewähren in das unsagliche Elend und die furchtbaren Verwüstungen, welche der Kampf ums Dasein hinter dem Vorhange des freien Naturlebens verbirgt. Nein, die Erscheinungen der geistigen Urgeschichte und Entwickelungsgeschichte sowie die Entwickelungsgeschichte des ganzen organischen Lebens, ja mehr noch, die zu ungleiche Vertheilung der Kräfte sowie der sich hierauf begründende oft unerträgliche Kampf der Elemente auf unserm Planeten überhaupt bestätigen uns nicht jene dauernde Ordnung und jenes harmonische Gleichgewicht der Bedingungen, von denen Herder mit solcher Begeisterung redet. — Wohl offenbart sich dem Menschengeiste die Harmonie im Hinblick auf die weitab von ihm liegenden Gesammerscheinungen des Makrokosmus, wohl bahnte sich diese beseligende Offenbarung den Weg zur Seele, und hinwiederum die Seele zu ihr, und der von diesen erhabenen Ideen erleuchtete Geist säumte nicht, ihnen Ausdruck in der Kunst zu verschaffen; aber gleichzeitig drängte sich unabweislich dem edeln Gefühle auch der Contrast auf, der zwischen den Ideen besteht, die zur vollendeten Schönheit anleiten, und den Unvollkommenheiten des Lebens und der nächsten Umgebung, welche diesen Ideen und Trieben mächtig widerstreben. So fand sich der Mensch inmitten eines Kampfes, aus dem er sich zu erlösen bestrebt ist. Wir fühlen deutlich den Zug, der uns zu bessern Zuständen durch den Fortschritt hinleiten möchte, wir erblicken sogar in den Knotenpunkten der geschichtlichen Entwickelung deutlich und sichtbar den Arm, der uns gleichsam emporzuheben bestrebt ist, sobald wir ihm nur die Hand entgegenstrecken; aber damit erkennen wir auch, daß eine Harmonie, die wir hier vermissen, nur erreicht wird durch die Erfüllung einer sittlichen Aufgabe, die wir selbst durch eine zum Voll-

kommenen ſtrebende Handlungsweiſe zu vollziehen haben. Laſſen wir ab im Kampfe der Parteien von dieſer Aufgabe, ſo iſt uns jene Harmonie nicht beſchieden, und wir ſinken zurück in ein unerträgliches Chaos, in welchem ſich die Erkenntniß wieder verdunkelt, die Strebungen ſubjectiv durcheinanderwirbeln wie in einer Anarchie, und die Unerträglichkeit der empfundenen Erlebniſſe wächſt. Die Zuſtände unſers Planeten, das Uebergewicht von Erlebniſſen, die mit Unluſt geſättigt ſind, treiben die Weſen, um ebendieſe Zuſtände zu mildern und zu beſſern. Trotz aller Wahrheiten, auf welche ſich der Peſſimismus beruft, brauchen wir aber für die Zukunft unſers Geſchlechts nicht zu verzweifeln. Man denke an das, was uns der Makrokosmus lehrt und zeigt, ein Bild der Ordnung und geſetzlichen Abfolge, ein Bild der geſicherten Regelmäßigkeit, innerhalb deren Verlauf Kataſtrophen und Ereigniſſe, die mit weitgreifendem Einſturz ſehr großer Theile des ganzen Himmelsgewölbes verbunden ſind, nicht vorkommen, und ſelbſt im kleinern Maßſtabe (man denke an das ſeltene Phänomen des plötzlichen Sternaufflammens) nur verhältnißmäßig wenig vorkommen. So, ſehen wir, weiſt alles hin im Makrokosmus auf den Bau der Harmonie, der uns anzupaſſen wir im Irdiſchen beſtrebt ſind. Aber hätten wir ſelbſt im Weltlaufe jene Harmonie bereits wiedererrungen, ſo wäre uns nun zwar die Aufgabe unendlich erleichtert, nicht aber völlig genommen; denn da die Erſcheinungen des Chaos und der Anarchie, welche die Ordnung ſtören, die Gefühle verletzen, den Hinblick der Erkenntniß aber zum Ziele trüben und die Handlungsweiſe entſittlichen, wie uns die irdiſche Geſchichte lehrt, ſich thatſächlich in der Welt jederzeit verwirklichen können, ſo haben in der Weltordnung, welche der Makrokosmus ſpiegelt, alle integrirenden, für die Ordnung geſchaffenen Theilchen Sorge zu tragen, daß ſich jene in ſich haltloſen Zuſtände als zu weitreichende diſſonirende und hemmende Zwiſchenſpiele nicht ereignen, und die extremen Kämpfe, aus denen wir uns immer wieder erlöſen müſſen,

nicht stets von neuem uns und unsere engere und weitere Umgebung in Verwirrung setzen, da uns die Verwirrung physisch und geistig zurückwirft und den Gesichtspunkt erniedrigt. — Nur in der Verwirrung aber kann der blinde Zufall die Wechselwirkung hemmen und regieren, dem entgegen aber herrscht nur in der vollkommenen Welt jene ästhetische Conformität der Wechselwirkung, welche die zur Ordnung gezogenen Theile (die kraft ihrer steten Aufgabe die Harmonie in der Weltordnung verwirklichen) zu erhalten bestrebt sein sollen. Wir Menschen als integrirende Theilchen des Weltalls aber stehen auf unserm Planeten, den Thatsachen gemäß, schwankend mitten in einem wilden Processe von Eindrücken, Bewegungen und Ereignissen, die sich offenbar noch nicht völlig befreit zeigen von dem Druck und den Mängeln jener ungleichen widerspruchsvollen Causalität, die unleugbar verwirrenden, oft unerträglichen und verwerflichen Verhältnissen angehört. Wir befinden uns daher in einer geschichtlichen Entwickelung, die, um Rückfällen vorzubeugen, die Erfüllung einer sittlichen Aufgabe doppelt zur Pflicht macht. Denn ahnen und anticipiren wir auch im reinen Gefühle, und demgemäß in der Kunst, die Harmonie und die edlere Wechselwirkung der Glieder im Makrokosmus und in andern Theilen des Weltalls, so erkennt die Menschheit doch auch in Rücksicht auf ihre bisjetzt noch ungeläuterte Erkenntniß und durchschnittlich noch niedrig stehende Handlungsweise deutlich den Kampf mit der Bosheit, den Irrthümern, den Widersprüchen und naturwidrigen Verhältnissen, und hiermit wird deutlich, inwieweit jene geforderte conforme und harmonische Wechselwirkung zwischen Innen- und Außenwelt, und zwischen Mikrokosmus und Makrokosmus noch gehindert, gehemmt und beeinträchtigt wird. Keine bloße metaphysisch-kritische Betrachtungsweise der reinen Vernunftthätigkeit im Sinne des Kriticismus, wie ihn Kant schuf, und keine rein psychologische Untersuchung des Seelenlebens kann uns daher das Räthsel über die Natur und Thätigkeit der Dinge an sich und über das Verhältniß der Causalität

zwiſchen Innen- und Außenwelt und ihre Widerſprüche vollkommen löſen, ſondern alle dieſe Betrachtungsweiſen und Unterſuchungen, ſo werthvoll ſie an ſich ſind, werden ſich nothwendig zu unterſtützen haben durch den Rückblick auf die Geſchichte, auf die Aeſthetik und die Entwickelung des urſprünglichen Geiſteslebens überhaupt, welche letztere uns die merkwürdige Erſcheinung bietet, daß ſich von früheſter Zeit an die geſchichtlichen Ereigniſſe oft an gewiſſen kritiſchen Wendepunkten ſo zuſpitzen, daß die hinter den Dingen der Außenwelt lebendigen Kräfte gewiſſermaßen tiefer und harmoniſcher zum Durchbruch kommen, um zugleich die Verwandtſchaft zu unſerm innern ſittlichen Willen und dem in uns lebendigen äſthetiſchen Beſtreben deutlich bemerkbar zu offenbaren und die ſich dazwiſchenſchiebenden hemmenden Widerſprüche zurückzudrängen. Nur im Hinblick auf den ganzen hiſtoriſchen Entwickelungsgang des Geiſteslebens überhaupt ſind wir im Stande, den Urſprung und die Erſcheinungen ſowie die Bedeutung deſſen zu verſtehen, was wir auf den Gebieten des ſittlich-praktiſchen Lebens als Verneinung, Widerſpruch und als Nichtſeinſollendes bezeichnen: nämlich das lebenzerſtörende Uebel. Aehnlich wie die hemmenden Uebel in das wirkliche Leben, ſchleichen ſich wie ein Schattenſchleier die Widerſprüche des Gedankens in den Ablauf unſerer innern pſychologiſchen Geiſteswelt, um den geiſtigen Horizont zu umdunkeln und das Nachdenken und die innere Geſammtanſchauung zu Irrthümern und zu metaphyſiſchen Täuſchungen zu verleiten. Fürwahr, Kant hatte recht, die ſogenannten Paralogismen und Antinomien des Gedankenlebens ſind feindliche Größen der Vernunft, mit welchen dieſelbe ebenſo rechnen muß wie das kämpfende Leben mit den lebenzerſtörenden Uebeln. Aber woher, ſo fragt ebendieſe Vernunft, ſtammen urſprünglich dieſe feindlichen Größen? Kant gebührt das erhebliche Verdienſt, das Daſein dieſer Feinde des Erkenntnißlebens für die Forderungen der Vernunft aufs deutlichſte nachgewieſen zu haben. In ſeinen ſpätern Arbeiten bemühte ſich der berühmte

Philosoph, nach einem Mittel zu suchen, diese feindlichen Größen des Erkenntnißlebens aus seiner metaphysischen Gesammtanschauung zu eliminiren. Aber wie diese Eliminirung bewerkstelligen? Hier liegt das tiefere Problem des Kriticismus! Und nun frage ich mit Hinblick auf ebendieses Problem: Lassen sich diese innern Feinde der nach harmonischer Gesammtanschauung strebenden Vernunft besiegen, lassen sich die hemmenden Größen des Gedankenlebens eliminiren, sobald wir uns nicht die ursprüngliche Entstehung und Entwickelung dieser so merkwürdigen Erscheinungen vorerst geschichtlich und psychologisch erklärt haben? Wir meinen nein, und müssen nothwendig zu dem Schlusse kommen, daß ebenso wie ohne Einsicht in die psychologischen Probleme, die hiermit gestellt sind, auch ohne Hinblick auf die Geschichte und deren tiefere Entwickelung das Grundproblem des Kriticismus nicht zu lösen ist. Es leidet gar keinen Zweifel, daß die großen Denker der nach-Kantischen Zeit und der Neuzeit, und Philosophen wie Schelling und Hegel einerseits und Herbart andererseits, deren Weltanschauungen noch immer die Grundpfeiler des heutigen philosophischen Entwickelungslebens bilden, nur deshalb zu so entgegengesetzten Behauptungen über Werth, Dasein und Größe des „Widerspruchs" gekommen sind, weil sie den Einblick in die Geschichte der Philosophie und des psychologischen Erkenntnißlebens nicht zu ergänzen wußten durch die Einsicht in die Thatsachen und tiefern Lehren der Geschichte überhaupt. Nur so läßt es sich erklären, daß sich ein Hegel und seine Schüler in die reale Größe dieses Widerspruchs, der als Uebel Leben und Dasein ebenso hemmt, wie er als Täuschung und Irrthum unsere klare Erkenntniß einschränkt, so sehr vertieften, daß sie diese Erscheinung für völlig nothwendig nahmen und damit ebendiese Größe zu einem nothwendig geforderten Factor der ganzen objectiven mikro- und makrokosmischen „Entwickelung" machten, während dem entgegen Herbart in diesen störenden Größen des Vernunftlebens zunächst

nichts Weiteres erblicken zu können meinte als einen ſubjectiven Mangel unſers innern pſychologiſchen Erkenntnißvermögens, deſſen ſtörende Einflüſſe illuſoriſch gemacht werden können, ſobald wir die metaphyſiſche Erkenntniß durch reinigende Bearbeitung unſerer irrthümlichen Anſchauungen und Begriffe über das reine widerſpruchsloſe Sein abklären, umformen und ſomit erhöhen. Beide tiefſinnigen Denker hatten indeſſen vom hiſtoriſchen Geſichtspunkte betrachtet unrecht; denn das Erkenntnißleben begann urſprünglich nur erſt geſchichtlich zu wachſen mit der Einſicht in die Grundgeſetze der Aeſthetik. Sind Widerſprüche ſtörende Größen, ſo ſind die Uebel die ſtörenden Größen des praktiſch-ſittlichen und des äſthetiſchen Lebens. Wie entſtehen aber dieſe Störungen? Ins Aeſthetiſche übertragen würde das heißen: Wie entſtehen Diſſonanzen? Ferner: Welche Diſſonanzen kann man mitſchwingen laſſen, ohne daß ſie ſtören und im Gegentheil durch feinen Contraſt den Zuſammenklang erhöhen, und wo gehen dieſe Contraſte in unerträgliche Störungen (Verneinungen, Widerſprüche, Uebel u. ſ. w.) über? (Vgl. S. 420 ff. dieſes Bandes.) Aus der äſthetiſchen Betrachtung und Auflöſung dieſer Erſcheinungen ergibt ſich die auch für das Erkenntnißleben wichtige Thatſache, daß die widerſpruchsvolle Unordnung und das Uebel keine objectiv ſtörenden (ſomit nothwendigen) Größen in der Harmonie der Weltordnung werden durften. Aber in gleicher Weiſe lehrten die Thatſachen der Geſchichte und das organiſche Grundgeſetz, daß derartige Störungen und Aberrationen der geforderten Ordnung wenn auch nicht nothwendig, ſo doch thatſächlich objectiv möglich waren. Das Auftreten des eigentlichen Widerſpruchs von der geſchichtlichen Seite betrachtet, war daher keineswegs, wie man andererſeits mit Rückſicht auf Herbart und eine Reihe von frühern Philoſophen folgern dürfte, nur als eine bloße ſubjective Erkenntnißilluſion, d. h. als eine ſich als Täuſchung ergebende falſche Verwerthung von Erfahrungsbegriffen des an ſich widerſpruchsloſen Seins anzuſehen, eine

Täuschung, der man sich durch bloße Umformung und richtige Bearbeitung der Erfahrungsbegriffe etwa völlig entheben könnte. Denn gesetzt, die Metaphysik hätte durch richtige Behandlung die Erfahrungsbegriffe umgeformt und gereinigt, so würde sie mit dieser Reinigung nur erst um so mehr erkennen müssen, inwieweit sich die Erscheinungen des Widerspruchs geschichtlich in der Welt objectiv zu verwirklichen im Stande sind. Nur um so mehr müßten wir daher vermöge der regressiven Methode Herbart's, welche so viele Vorzüge vor der progressiven Hegel's und der Idealisten voraushat, begreifen, wie weit wir auf allen Gebieten mit Ausnahme der Kunst von der Einsicht in das Ziel dieser Reinigung entfernt sind. Der Kunst und ihren innern reinern organischen Bestrebungen war es historisch, wie wir sahen, zuerst im Bereiche der Gefühle beschieden, das Ideal zu ahnen und das reine Ziel möglichst klar auszusprechen und zu verwirklichen. Ihm wollte die dem Kunsttriebe nahe stehende innere Erkenntniß folgen, aber der Erkenntniß war es historisch nicht so früh beschieden, sich dem Ideale der Kunst anzuschließen oder zu nähern. Es ist diese Annäherung noch heute das Ziel des Erkenntnißprocesses der Zukunft. So lastet daher auf den Gebieten der Metaphysik und des Erkenntnißlebens noch heute ein Gewicht von Widersprüchen, das durch Begriffsreinigung und Umformung, trotz eines Herbart, erst in Zukunft zu beseitigen sein wird. Noch tiefer indessen greifen die sich historisch objectiv geltend machenden Widersprüche in das wirkliche Leben und die sociale und politische Handlungsweise ein, um uns hier zu zeigen, wie im ganzen verhältnißmäßig nur wenig das Gute und Edle gegenüber dem Schlechten in der Welt zugenommen haben. Mit keiner philosophisch skeptischen Vorstellungsweise derer, welche so gern leichten Fußes durch metaphysische Sprünge oder mit nicht tief genug erfaßten physikalischen Ansichten über das Wesen der historischen Widersprüche hinweghüpfen, werden daher diejenigen Widersprüche getilgt werden, welche sich uns aufthürmen durch die Probleme der

nichts Weiteres erblicken zu können meinte als einen subjectiven Mangel unsers innern psychologischen Erkenntnißvermögens, dessen störende Einflüsse illusorisch gemacht werden können, sobald wir die metaphysische Erkenntniß durch reinigende Bearbeitung unserer irrthümlichen Anschauungen und Begriffe über das reine widerspruchslose Sein abklären, umformen und somit erhöhen. Beide tiefsinnigen Denker hatten indessen vom historischen Gesichtspunkte betrachtet unrecht; denn das Erkenntnißleben begann ursprünglich nur erst geschichtlich zu wachsen mit der Einsicht in die Grundgesetze der Aesthetik. Sind Widersprüche störende Größen, so sind die Uebel die störenden Größen des praktisch-sittlichen und des ästhetischen Lebens. Wie entstehen aber diese Störungen? Ins Aesthetische übertragen würde das heißen: Wie entstehen Dissonanzen? Ferner: Welche Dissonanzen kann man mitschwingen lassen, ohne daß sie stören und im Gegentheil durch feinen Contrast den Zusammenklang erhöhen, und wo gehen diese Contraste in unerträgliche Störungen (Verneinungen, Widersprüche, Uebel u. s. w.) über? (Vgl. S. 420 ff. dieses Bandes.) Aus der ästhetischen Betrachtung und Auflösung dieser Erscheinungen ergibt sich die auch für das Erkenntnißleben wichtige Thatsache, daß die widerspruchsvolle Unordnung und das Uebel keine objectiv störenden (somit nothwendigen) Größen in der Harmonie der Weltordnung werden durften. Aber in gleicher Weise lehrten die Thatsachen der Geschichte und das organische Grundgesetz, daß derartige Störungen und Aberrationen der geforderten Ordnung wenn auch nicht nothwendig, so doch thatsächlich objectiv möglich waren. Das Auftreten des eigentlichen Widerspruchs von der geschichtlichen Seite betrachtet, war daher keineswegs, wie man andererseits mit Rücksicht auf Herbart und eine Reihe von frühern Philosophen folgern dürfte, nur als eine bloße subjective Erkenntnißillusion, d. h. als eine sich als Täuschung ergebende falsche Verwerthung von Erfahrungsbegriffen des an sich widerspruchslosen Seins anzusehen, eine

Täuschung, der man sich durch bloße Umformung und richtige Bearbeitung der Erfahrungsbegriffe etwa völlig entheben könnte. Denn gesetzt, die Metaphysik hätte durch richtige Behandlung die Erfahrungsbegriffe umgeformt und gereinigt, so würde sie mit dieser Reinigung nur erst um so mehr erkennen müssen, inwieweit sich die Erscheinungen des Widerspruchs geschichtlich in der Welt objectiv zu verwirklichen im Stande sind. Nur um so mehr müßten wir daher vermöge der regressiven Methode Herbart's, welche so viele Vorzüge vor der progressiven Hegel's und der Idealisten voraushat, begreifen, wie weit wir auf allen Gebieten mit Ausnahme der Kunst von der Einsicht in das Ziel dieser Reinigung entfernt sind. Der Kunst und ihren innern reinern organischen Bestrebungen war es historisch, wie wir sahen, zuerst im Bereiche der Gefühle beschieden, das Ideal zu ahnen und das reine Ziel möglichst klar auszusprechen und zu verwirklichen. Ihm wollte die dem Kunsttriebe nahe stehende innere Erkenntniß folgen, aber der Erkenntniß war es historisch nicht so früh beschieden, sich dem Ideale der Kunst anzuschließen oder zu nähern. Es ist diese Annäherung noch heute das Ziel des Erkenntnißprocesses der Zukunft. So lastet daher auf den Gebieten der Metaphysik und des Erkenntnißlebens noch heute ein Gewicht von Widersprüchen, das durch Begriffsreinigung und Umformung, trotz eines Herbart, erst in Zukunft zu beseitigen sein wird. Noch tiefer indessen greifen die sich historisch objectiv geltend machenden Widersprüche in das wirkliche Leben und die sociale und politische Handlungsweise ein, um uns hier zu zeigen, wie im ganzen verhältnißmäßig nur wenig das Gute und Edle gegenüber dem Schlechten in der Welt zugenommen haben. Mit keiner philosophisch skeptischen Vorstellungsweise derer, welche so gern leichten Fußes durch metaphysische Sprünge oder mit nicht tief genug erfaßten physikalischen Ansichten über das Wesen der historischen Widersprüche hinweghüpfen, werden daher diejenigen Widersprüche getilgt werden, welche sich uns aufthürmen durch die Probleme der

ſocialen Fragen und des ſittlichen Handelns, Fragen, die, wie wir ſehen, ſo innig verwachſen ſind mit den Uebeln, die ſich in der ganzen Geſchichte der organiſchen Welt in den verſchiedenſten Formen von Geſundheit und Krankheit widerſpiegeln. Aber obwol uns kein metaphyſiſcher Skeptiker über die ſich hiſtoriſch geltend machenden Widerſprüche des Lebens und Daſeins hinforthelfen wird, ſo iſt die wahre Metaphyſik, die ſich genügend zu reinigen weiß von falſchen ſkeptiſchen Anſichten und die ſich ſtützt auf Principien, die ſich mit den Thatſachen der Aeſthetik und der Geſchichte vertragen, dennoch dazu berufen, Herz und Gemüth zu veredeln, das Kunſtgefühl von neuem zu beleben und eine Verſöhnung anzubahnen zwiſchen den fundamentalen Thatſachen der Geſchichte, der Erkenntniß und der Aeſthetik. Iſt uns das Ziel objectiv nur erſt wieder mit Zurückdrängung kleinmeiſterlicher Skeptiker und Kritikaſter lebendig geworden, ſo wird ſich die Cultur der Menſchheit trotz aller ſich geltend machenden Schwierigkeiten und Widerſprüche dennoch endlich ſiegreich inſoweit zu erheben wiſſen, daß ſie ihr Geſammtdaſein von den läſtigſten Uebeln befreit und in Harmonie zu ſetzen weiß mit der Grundwahrheit des Geſetzes im Makrokosmus, das die Menſchen, wie wir ſahen, ſo früh empiriſch in der Harmonie der Sphären erkannten. Alles was uns die Geſchichte des urſprünglichen Geiſteslebens in früheſter Zeit lehrte, war geeignet, uns die Wahrheit vor Augen zu führen, daß die Harmonie zwiſchen Innen- und Außenwelt keine angeborene feſte Thatſache war. Im Gegentheil, es zeigte ſich, wie ſehr dieſelbe mangelte, aber wie früh dieſelbe geſchichtlich auf allen Gebieten angeſtrebt wurde. Durch den Uebertritt aus dem lockern Heerdenleben in das engere, ſolidariſch alle Glieder gleichmäßig verpflichtende Staatsleben kam geſchichtlich dieſes Streben in früheſter Zeit am tiefſten zum Ausdruck. Hiermit aber läuterten ſich, wie wir geſehen haben, alle innern Anlagen des Geiſtes, ſodaß derſelbe endlich auch die Fäden mit den Wahrheiten, welche die Erſcheinungen des Makrokosmus lehrten,

zugleich anspinnen konnte, um sich höher und höher zu heben. Die Heroen der Kunst, des religiösen Lebens und der Weisheit wirkten als Apostel der Erlösung durch ihre Thaten dahin, diese Hebung zu befördern, beziehungsweise das neue Sinken in die Aberration zu verhüten, und damit, sahen wir, schritt, wenn auch oft in Umwegen und Rückfällen, die Culturgeschichte in der Menschheit vorwärts. Diese Kraft des Fortschritts, die sich seit Jahrtausenden in der Menschenwelt gegenüber dem unsittlichen Stehenbleiben der Thierwelt geschichtlich beglaubigt hat, darf uns allerdings Muth für die Zukunft gewähren. Was auch kommen möge, die Bande der Familie und des Staats werden uns unlöslich tragen, um uns in die rohern Lebensformen der Thierwelt nicht wieder jählings zurücksinken zu lassen. Kein lebendiger Zellencomplex hat wol innerlich eine tiefere Transmutation im Laufe der Jahrhunderte auf der Erde erlitten als das menschliche Gehirn und seine Functionen; an ihm und den Leistungen dieser Anlagen bewährt sich das Gesetz, daß nichts in der Welt völlig stabil ist, wol am deutlichsten. Um wieviel harmonischer hat sich im Laufe der Jahrtausende die tiefere Wechselwirkung aller feinen Gehirntheilchen mit der Seele gestaltet, gegenüber derjenigen im Gehirne der Urmenschen der Steinzeit, welche noch disharmonisch im Kampfe mit den boshaftesten Feinden der Thierwelt wild hin- und hergeworfen wurden. Um wieviel harmonischer aber mag sich das geistige Leben dereinst nach vielen Jahrtausenden in den Köpfen der Menschen spiegeln, wenn ihnen zugleich die fernere Entwickelungsgeschichte unsers Planeten durch Verbesserung der Klimate und der äußern Lage die Mittel zu einer üppigern Bodencultur und Güterproduction überhaupt gewährt hat.* Und wenn

* Bekanntlich muß allmählich die tangential wirkende Kraft unsers Planeten immer geringer werden und durch Reibung am Aether und größere Anziehung der Sonne sich immer mehr dem Lichtleben der Sonne nähern, womit die planetarischen Verhältnisse sowol wie die Geschöpfe einer Umgestaltung durch Anpassung entgegengehen müssen.

uns der heutige, noch halb verstandene Darwinismus die furchtbare Uebervölkerung Chinas als drohendes Gespenst mit allen seinen Schrecken der Hungersnoth und anderer sich daran anschließender Uebel durch die progressiv zunehmende Fruchtbarkeit und Uebervölkerung einer herrschenden Rasse auf der Erde für die Zukunft in sichere Aussicht zu stellen sucht, so weisen wir ihn auf die von uns geltend gemachte Thatsache zurück*, daß die Fruchtbarkeit und Vermehrung der Rassen und der Klassen durch das höhere Wohlleben der Völker sich normaler der gesetzlichen Sterblichkeitsziffer dereinst anpassen wird. So, sehen wir, haben wir zunächst keinen Grund, in Rücksicht auf die Entwickelungsgeschichte der Menschheit zu verzagen, wenn wir daraus Schlüsse für die Bewegung der Zukunft zu ziehen versuchen. Alles aber wird für diese gedeihliche Entwickelung darauf ankommen, daß wir gemeinschaftlich die sittliche Aufgabe ins Auge fassen und uns nicht beirren lassen durch den Geist desjenigen Skepticismus, der überhaupt keine Aufgabe der Menschheit kennt, weil er keine Uebel kennt und gelten läßt und das laisser-aller auf seine Fahne geschrieben hat. Wie es in der Nationalökonomie eine sogenannte Manchesterschule gibt, deren Anhängern alles gleich gut wie schlecht im socialen Leben zugeht, so auch in der tiefern Wissenschaft. Auch in ihr war eine Art von Manchesterschule im Laufe der Jahrhunderte thätig, die den Boden zertreten hat, den es heute gilt wieder zu ebnen. Noch sind die höchsten Wahrheiten bei weitem nicht alle im Leben des Makrokosmus erkannt, aber die Geschichte hatte uns gelehrt, wie viel wir gerade diesen Forschungen für das geistige Entwickelungsleben von frühester Zeit an zu verdanken hatten. Was wäre der sich entwickelnde, aufstrebende Menschengeist gewesen und geblieben ohne die Wunder des Himmels, die sich ihm mehr und mehr erschlossen, und ohne die geheimen Kräfte der Natur, an welche seine Erfahrung

* Vgl. Bd. 1, Kap. 2.

anknüpfte, um von ihnen zu den Erscheinungen des Firmaments hinübergeleitet zu werden. Noch haben sich uns freilich diese Wunder, wie erwähnt, nicht völlig erschlossen, aber rastlos ist unsere Erkenntniß thätig, ihre Forschungen zu erweitern und zu vervollständigen. Je tiefer die Einsicht eindrang in das Reich des Erhabenen, um so höher entwickelte sich auch in der Folge das Geistesleben. In manches Geheimniß ist die Himmelskunde während der geschichtlichen Zeit eingedrungen, und durch die Rückwirkungen dieser Entdeckungen sehen wir neue Epochen herbeigeführt, welche die veralteten Weltanschauungen in Trümmer legten, um den Grund zu dem Aufbau neuer zu legen.

Register.

A.

Aaron, II, 148. Der Stab Aaron's, II, 79.
Aberglauben, II, 64. 65. 92.
Aberration, Wesen derselben, II, 388; Erscheinung derselben in der Geschichte, II, 422. 435.
Abfall, Begriff des, II, 391. 397. 409.
Abhängigkeitsgefühl, I, 306. 307; II, 139.
Abscheidung der Seele vom Körper, II, 132.
Absolute, das, II, 422.
Abstammung des Menschen. Wichtigkeit der vergleichenden Psychologie bezüglich der Frage nach derselben, I, 18; nicht ganz außer Beziehung zu den Affen zu setzen, I, 19.
Abstractionsvermögen, II, 305.
Ackerbau, Entstehung desselben, II, 150 fg.; war uranfänglich nicht möglich, I, 283 fg.
Ackerbauer, II, 108.
Adamiten, II, 220.
Adamsmythen, I, 400.
Adaption, I, 30.
Addition, II, 313.
Adler, Verehrung desselben, I, 413.
Aegypten, Thiercultus daselbst, I, 92.
Aegypter, I, 266; treten an die Spitze der culturgeschichtlichen Entwickelung der Urgeschichte während einer Periode, I, 267; II, 188. 363; Priesterthum derselben, II, 363; Götterlehre derselben, II, 365.
Aeltesten, die, des Volks, II, 181.
Aeschylus, II, 204.
Aesculap, II, 217.
Aesthetische Bestrebungen bei der Zuchtwahl, I, 28.
Affe, lebende Arten derselben nicht Stammältern der Menschen, I, 16 fg.
Afrikanische Stämme, I, 228.
Aglaophtis, II, 83.
Agni, II, 87. 399.
Ahnencultus, II, 123.
Alexandrinus, Clemens, II, 363.
Alfurus, I, 243.
Allerheiligste, das, im Tempel, II, 175.
Allgemeinverständniß, sprachliches, rücksichtlich seiner Ausbildung, I, 187 fg.
Alphabet, II, 298.
Altäre, II, 174.
Alter des Menschengeschlechts, I, 209. 289.
Alwaldi, II, 220.
Ameise, Staatenbildung und Geberdensprache derselben, I, 23. 115; ackerbautreibende Art, I, 285.
Amerika, Nord-, I, 220.
Amerikaner, Vergleich derselben mit den Afrikanern, I, 256; ehemaliger Contact der Mittelamerikaner mit Ostasien, I, 257.
Amulete, II, 207.

Anarchie, Erscheinung derselben in der Geschichte, II, 396. 422.
Angirasen, II, 55.
Anhänglichkeit, Gefühl derselben, I, 304.
Anlagen, Verschiedenheit derselben unter den Rassen, I, 232.
Anthropophagenthum, I, 405.
Apachen, II, 42.
Apperceptionsenge, I, 202; -fähigkeit, I, 293; der Thiere, I, 313; Werth derselben bezüglich der Auffassung, I, 346; Ueberschreitung derselben, II, 95.
Arani, II, 87. 121.
Arbeiterthum der Urzeit, II, 28. 414.
Arbeitstheilung, sich ergänzende, friedlich zusammenwohnender Arten und Individuen, I, 28. 69; Wurzel des Staatslebens, I, 103.
Arimaspen, II, 220.
Aristokratie der physischen Kraft im Urstaate, I, 133.
Armariola, II, 175.
Asen, II, 187.
Asien, I, 221.
Asklepias, II, 78.
Astrologen der Urzeit, II, 348.
Astrologie, II, 385.
Atharwanen, II, 55.
Athem, II, 118.
Atom, II, 445.
Aubin, II, 239.
Auffassungsenge, s. Apperceptionsenge.
Aufgabe, die sittliche, der Wesen im Weltall, II, 431. 441.
Aufrechtgehen, Entstehung desselben beim Menschen, I, 157. 247.
Auftreten, das erste, des Menschen auf der Erde, I, 209.
Ausathmung, Werth derselben hinsichtlich der Sprachbildung, I, 159.
Australien, Fauna dortselbst, I, 218.
Australier, II, 157 fg.
Auswanderung, hervorgerufen durch Ausbeutung im Kampfe ums Dasein, I, 28.
Autochthonentheorie, Widerlegung derselben, I, 212.
Automatische Bewegungen der Zellen, I, 43.
Autorität, Werth derselben hinsichtlich der religiösen Entwickelung, I, 323 fg.

B.

Babylon, II, 312.
Babylonier, II, 313.
Bastian, I, 347. 398; II, 170. 250.
Baukunst, II, 418.
Baumcultus, II, 73.
Baumeister, A., II, 326.
Bautrieb der staatlich lebenden Thiere, I, 112; Entwickelung derselben, I, 251.
Beddoe, I, 416.
Bedeutungslehre, sprachliche, I, 200.
Begabung, verschiedene, der Völker hinsichtlich des Erfindungsgeistes, II, 30.
Begattung, äußerliches Entwickelungsziel der organischen Wesen, I, 33; Anschauung derselben als Feuerreibung während der spätern Periode der Urzeit, II, 128.
Beobachtungssinn, Wachsthum desselben, II, 266.
Berber, I, 266.
Berge, II, 137; Anbetung derselben, II, 174.
Bernhardy, II, 250.
Bernstein, Heilkraft desselben, II, 211.
Beutelthiere, I, 82.
Bhrgus, II, 55. 87.
Bibel, Werth der, kosmogonische Schilderungen in derselben, I, 207; Entstehung als heilige Schrift, II, 362.
Biber, I, 250.
Biene, Staatenbildung derselben, I, 23. 114 fg.; Verehrung ihrer Königin nach dem Tode, I, 407.
Bilderschrift der Mexicaner, II, 58; in Australien, II, 285.

Bleek, I, 197. 416.
Blitz, Gewöhnung an deſſen Erſcheinung, I, 344; ſpätere Verehrung deſſelben, II, 135.
Blumenbach, I, 19.
Borneo, I, 223.
Böſe, das, II, 356.
Bourgeois, I, 220.
Bowler, I, 416.
Braſilianerſtämme, II, 161.
Brehm, I, 305.
Brock, II, 220.
Brockhaus, II, 309.
Bronze und Bronzezeitalter, I, 290; II, 208.
Buckle, I, 348; II, 491.
Buddha-Gautama, II, 400. 464.
Bundeheſch, II, 73.
Buſch, Moritz, I, 405.
Buſchmänner, I, 243.
Butter, II, 70; als Salbe und Heilmittel, II, 76.
Butterſtampfer, II, 75.

C.

Callery, II, 298.
Cantor, II, 309.
Cauſalzuſammenhang, verborgener, der Naturkräfte, II, 46.
Centraliſation, Werth derſelben im Staate, I, 106.
Chabylen, II, 216.
Chaldäa, II, 216.
Champollion, I, 411; II, 293.
Chaos, Begriff des, II, 309. 345; in den Kosmogonien, II, 378.
Charakter des Menſchen, I, 275; Möglichkeit der Wandlung deſſelben, II, 444 fg.
Charakteriſirende Sprachſtufe, I, 169.
Charaktertypus des Menſchen, I, 77.
Charlevoix, II, 195.
Chimaira, lykiſche, I, 410.
China, Häuptlingscultus daſelbſt, I, 398.
Chineſen, I, 226. 263; II, 188; Bildſchriften derſelben, II, 298.
Chriſtenthum, Verbreitung der Idee des, II, 474.
Chriſtus, II, 464. 468.
Clavigero, II, 289.
Cohen, II, 19. 87. 119. 138. 172.
Collectivgenoſſenſchaft, niedrige Organismen als Beiſpiele derſelben, I, 106.
Combination, Weſen derſelben und Beziehung zum Erinnerungsvermögen, I, 274.
Compagnieſchaft, organiſche, zwiſchen Kapitaliſten und Arbeitern, I, 51.
Concurrenz, freie, I, 59.
Confucius, II, 464.
Conſtant, I, 339.
Conſtellationstafeln der Geſtirne, II, 335.
Cook, II, 38, 195.
Creuzer, II, 250.
Cultur, eigentlicher Beginn derſelben, II, 46; geht in ihrem Aufſchwunge mit der Religion Hand in Hand, II, 151.
Curtius, I, 200.
Cybele, II, 74.
Cyklopen, II, 220.

D.

Dachs, I, 250.
Dain, II, 220.
Daktylen, II, 215.
Dämonen, Cultus derſelben, I, 401; Begriff derſelben, II, 120. 171.
Dankbarkeit, Gefühl der, I, 305.
Darwin, I, 20. 27. 29. 297. 305. 349. 353; II, 35.
Darwinismus, II, 500.
Davis, II, 269.
Decibuaten, I, 65; Charakteriſtika der-

selben in psychologischer Beziehung, I, 68.
Delaunay, I, 220.
Delbrück, II, 255.
Demeter, II, 326.
Demotische Schrift, II, 296.
Denken und Sein, II, 398.
Denkmale, II, 286.
Deus ex machina, Begriff des, II, 346. 384.
De Wette, II, 223.
Dichtkunst, II, 246. 405. 416. 419.
Diestel, II, 198.
Differentiirung, I, 102; die bezugsweise, I, 56; die zufällige, I, 57.
Ding an sich, II, 398.
Dionysos, I, 412.
Dissonanz, II, 389. 420; positive und negative hinsichtlich der Harmonie, II, 431 fg. 441.
Divergenz des Charakters, I, 120.
Dobrizofer, II, 132. 269. 349.
Dogma, II, 367. 395.
Donner, Verehrung desselben, I, 344.
Donnerkeil, II, 221.
Doppelwesen von Thier und Mensch, I, 389.
Drachen, II, 194.
Drachen zu Babel, II, 78.
Dramatiker, II, 440.
Dressur, I, 305.
Dryopithecus, I, 220.
Dulk, II, 335.
Duncker, II, 474.
Dunkele, das, im Körper als Krankheit, II, 131.
Dupuis, II, 250.

E.

Eckstein, II, 215.
Eden, II, 74.
Ehrenfeuchter, I, 337.
Ehrfurcht, I, 327.
Ehrgefühl, I, 357.
Eichhörnchen, Verehrung desselben, II, 172.
Einbalsamirung, I, 404; II, 115.
Eisen, I, 290; II, 213. 222.
Eisenerze, Ausschmelzen derselben durch ganz Afrika verbreitet, I, 255.
Eiszeit, I, 221. 282.
Ekstase, II, 48. 406.
Elefant, I, 83.
Elend, Erscheinung desselben in der Geschichte, II, 421.
Eleusis, II, 325; s. Mysterien.
Elfen, II, 211.
Elfenbein, II, 211.
Elysium, II, 326.
Ende des Weltalls, Vorstellung über das, II, 387.
Endlose, Begriff desselben, II, 342.
Engel, II, 120. 331.
Ennemoser, II, 89.
Entschlafene, II, 120.
Entschlafenheit, Auffassung derselben durch die Urmenschen, I, 378.
Entwickelungsgeschichte, Schauplatz der geistigen, I, 230; äußere und innere des Menschengeschlechts, I, 242; Werth der religiösen, I, 348.
Entwickelungstheater der organischen Welt, I, 217.
Epikur, II, 386.
Erblichkeit, I, 30.
Erdbeben, Gewöhnung der Menschen an dasselbe, I, 344.
Erde, II, 73.
Erdhöhlenbewohner, I, 290.
Erfinder des Feuers, II, 20.
Erfindung, II, 12.
Erfindungsgeist, Ausbildung desselben im Rassenkampfe, I, 232; nicht allen Völkern zugleich eigen, I, 237.
Erhabenheit, Gefühle der, I, 310; Entwickelung der, I, 367; Verschmelzung der Momente von Furcht und Liebe in der sittlichen, I, 409; II, 139. 273; in der Kunst, II, 405.
Erinnerungsvermögen, Wirkung des-

ſelben, I, 145; Beziehung deſſelben zur Combination, I, 274; hinſichtlich des Abſtractionsproceſſes, II, 305.
Erkenntniß, Aufſchwung derſelben, II, 45; Täuſchungen derſelben, II, 398; Stellung derſelben in Bezug auf Handlung und Gefühl, II, 429. 458.
Erkenntnißanfang, der klare, II, 342.
Erkenntnißbaum, II, 79.
Erkenntnißgeſetz, das pſychologiſche, II, 346.
Erkenntnißvermögen und Kunſttrieb, II, 385.
Erlöſer, Begriff des, II, 383.
Erlöſung, Idee der, II, 397; Entſtehung derſelben, II, 462; in China, II, 465; bei den Indern, II, 465; bei den Hebräern, II, 466.
Ernährung, regelrechter Werth derſelben für das Zuſammenleben von Organismen, I, 33.
Erſchaffung der Welt nach Calviſius, I, 207.
Erziehung, I, 304.
Ethymologie, I, 200.
Euhemerismus, II, 248.
Europa nicht der urſprüngliche Schauplatz der organiſchen Entwickelungsgeſchichte, I, 220.
Ewald, Arnold, II, 126.

F.

Faden, II, 74.
Familienleben der Thiere, I, 101. 106; lockeres der Raubthiere, I, 108; Werth derſelben bezüglich der Religionsentwickelung, I, 322. 358. 367.
Farbe, II, 101; in Beziehung zur Cultur, II, 126.
Farbenſinn, II, 106.
Farrar, II, 145.
Fechner, II, 436.
Fenrichswolf, I, 410.
Fetiſchismus, I, 340; II, 65; Fetiſchobjecte, die früheſten, II, 55; Entſtehung derſelben, II, 92; Fetiſchhäuſer, II, 174.
Feuer, das, II, 76.
Feuer und Baum, II, 172.
Feuerbach, I, 347.
Feuerbohrer, II, 38.
Feuererfindung, I, 231. 237; II, 5; Zeit derſelben, II, 40; Verbreitung derſelben, II, 51. 83. 152.
Feuergott, II, 27.
Feuermythus, II, 84.
Feuerquellen, II, 32.
Feuerſchlange, II, 50.
Feuerſchmiede, I, 290.
Feuerſteingeräthe, I, 288.
Feuerzündungsmethoden, II, 39.
Fiſche, Gedächtniß und Geſelligkeitsſinn derſelben, I, 11.
Fixſternhimmel, früheſte Beobachtung deſſelben, II, 349.
Flamines, II, 50 fg.
Fleiſch zu Zauber- und Heilzwecken, II, 72.
Flüſſe, II, 73.
Flutſage, II, 197.
Föderation, I, 106.
Forchhammer, II, 250.
Freiheit und Nothwendigkeit, II, 423. 443; und Geſetz, II, 447.
Friedreich, II, 336.
Fruchtbarkeit, normale, gegenüber der Sterblichkeit, I, 26; Ueberſchuß derſelben urſprünglich unter den Arten nicht vorhanden, I, 34; ſehr große unter den Arbeitern, I, 39; Abänderung derſelben gegenüber der Ernährung, I, 39; II, 500.
Fuchs, I, 250.
Führerſchaft, Nothwendigkeit derſelben im Staatsleben, I, 139.
Furcht, Werth derſelben bezüglich der Religion, I, 327.

G.

Gans, die, Anbetung derselben, II, 108.
Geberdensprache, I, 153.
Gebiß des Urmenschen, I, 218; der Affen und Nagethiere gegenüber den Raubthieren, I, 249.
Geburt, II, 116.
Gedenkzeichen, II, 281.
Gefühle, Erweiterung derselben, II, 179 fg.; rascher Aufschwung derselben gegenüber von Handlung und Erkenntniß, II, 429; Erklärungsgründe hierzu, II, 457.
Geheimkräfte der Natur, II, 73.
Geheimlehren, II, 321.
Geier, I, 413.
Geiger, I, 172. 197. 413; II, 162. 174.
Geisterbegriff, I, 349. 367; II, 120.
Gemüth, I, 301.
Generalisationsvermögen, zu weit gehendes, II, 272.
Genesis, II, 86.
Geometrie, II, 350.
Gerland, Georg, I, 284. 399. 416; II, 160.
Germanen, I, 404; II, 147.
Geschichte, Beginn der, II, 316; Bewegungsrichtungen in derselben, II, 422; Freiheit und Nothwendigkeit in derselben, II, 444.
Geschichtschreibung der frühesten Zeit, II, 318.
Gesittung der Thiere, im psychologischen Zusammenhange stehend mit Temperament, Naturell und Charakter, I, 97.
Gespenster, II, 119.
Gestaltungskraft, Werth der innern und äußern derselben, I, 269.
Gestirne, Anbetung derselben, I, 307; II, 86. 105; Wechsel derselben bezüglich der Auffassung des Menschen, II, 316.
Getreidearten, waren sie die ersten Nahrungsmittel der Menschen, I, 281.
Gewißheit, Begriff derselben mit Bezug auf die Erscheinungen in der Geschichte, II, 424.
Gewitter, Verehrung desselben, I, 307; Gewittersturm, II, 73.
Gewohnheit, Werth derselben hinsichtlich der religiösen Auffassung der Erscheinungen, I, 344.
Giganten, II, 198.
Gold, II, 211.
Gorilla, I, 16.
Görres, II, 89.
Goethe, I, 29; II, 488.
Gott und Welt, II, 142. 360.
Götter, II, 142; als Schöpfer und Erzeuger, II, 373.
Götterstab, II, 75.
Göttersystem, II, 321.
Göttertrank, II, 75.
Gottheitsbegriff, I, 338. 341. 364 fg. 368; II, 136. 139; nicht als solcher angeboren, II, 144. 154 fg.; bei den Australiern, II, 160; bei den Brasilianern, II, 166; bei den südafrikanischen Völkern, II, 166; vollendete Ausbildung desselben, II, 169; etymologische Entstehung desselben, II, 173; in den Kosmogonien, II, 373.
Götzenbilder, II, 146.
Götzendienst, II, 148 fg. 274.
Grabcultus, II, 130.
Grabstätten, II, 207.
Greif, I, 410.
Greip, II, 221.
Greis, hinsichtlich sittlich-religiöser Verehrung, I, 362.
Grenzwerthe innerhalb der Erkenntniß, II, 310.
Griechen, II, 369; hinsichtlich der Kunstentwickelung, II, 411. 419; hinsichtlich ihrer sittlichen Thatkraft, II, 454.
Grimm, II, 119. 133.
Grotefend, II, 312. 349.
Guevara, II, 165. 269.

Gunnlöd, II, 78.
Gürtel, II, 75.
Gut und Böſe, II, 356.

H.

Haare, rothe, der Hexen, II, 91. 107.
Häckel, I, 120. 242.
Hai, Verehrung deſſelben, I, 413.
Halbaffen, I, 17; ſpärliche Ueberreſte derſelben, I, 18.
Hamiten, I, 266; II, 31.
Hamſter, I, 250.
Handgeſchicklichkeit, I, 155. 241; Grundlage des Kunſttriebes, I, 250; II, 22.
Handlungsweiſe, ſ. Wille.
Harmonie, Begriffswerth derſelben hinſichtlich der Kunſt und Erkenntniß, II, 428. 435. 489.
Hartmann, Ed., II, 409.
Haſe, Verehrung deſſelben, II, 172.
Haupt im Staatsleben, I, 133; in der Heerde, I, 134.
Häuptling, I, 135; Verehrung deſſelben, I, 364.
Hausknecht, I, 337.
Hebräer, II, 466.
Heerde, I, 108. 358.
Hegel, I, 338; II, 407. 495.
Heilige, das, II, 53.
Heilkräuter, II, 83.
Heilkunſt, II, 90.
Heilkünſtler, II, 55.
Helenos, II, 80.
Helleniſten, II, 254.
Helmholtz, II, 276.
Hephäſtos, II, 187. 215.
Herabkunft des Feuers, II, 85.
Herbart, II, 495.
Hercules, I, 411; II, 75.
Herder, II, 490.
Hering, I, 146.
Herkunft des Menſchen, Frage nach derſelben fällt zuſammen mit der der Deciduaten, I, 87.
Hermann, Konr., II, 436.
Hermes, II, 364.
Herodian, II, 147.
Herodot, II, 125. 147.
Hesperiden, II, 349.
Hexenhammer, II, 91.
Heyne, II, 250.
Hierarchie, II, 177.
Hieratiſche Schrift, II, 296.
Hierogrammateus, II, 364.
Himalaja, Südweſtrand deſſelben als Urſitze der Menſchheit, I, 279.
Himmelserſcheinungen, Anbetung derſelben, II, 137.
Himmelsgewölbe, Verehrung deſſelben, II, 273.
Himmelskunde, II, 347.
Hincks, I, 411.
Hirſchfeld, I, 337.
Höhlenbär, I, 20.
Höhlenhyäne, I, 20,
Höhlentiger, I, 20.
Holz, II, 28; zur Zauberei verwendet, II, 55.
Holzarten hinſichtlich der Feuerzündung, II, 34.
Holzzeitalter, I, 289.
Honig, II, 76.
Horoſkopos, II, 364.
Horſt, II, 65.
Hottentotten, Sprache derſelben, I, 186.
Huber, I, 147.
Humboldt, II, 277. 472.
Hume, I, 338. 341.
Hund, I, 412.
Huxley, I, 19.
Hvelpr, I, 410.
Hyäne, Grund der Anbetung derſelben, I, 413.
Hydra, II, 75.
Hydromeduſe, als Beiſpiel des Staatsverbandes, I, 103 fg.
Hymir, II, 221.
Hyndlulied, II, 220.

J.

Jagdleben, früheſtes, der Menſchen, I, 128; Nothwendigkeit deſſelben im Anbeginn des Lebens der Menſchheit, I, 126.
Jäger, Guſtav, I, 158.
Japaneſen, I, 263.
Javeh, II, 79.
Ibis, Anbetung deſſelben, II, 107.
Idealismus, der früheſte, II, 189.
Ideenaſſociation, I, 199; Aufſchwung derſelben, I, 274. 293. 370.
Idole, II, 148.
Jean Paul, II, 440.
Jehovah, II, 336.
Jeſſen, II, 398.
Ilmarinnen, II, 217.
Indeciduaten, I, 65.
Inder, Kosmogonie der, II, 399.
Indianer, I, 253.
Indiſcher Ocean, dereinſtiges Feſtland in demſelben, I, 242.
Individualität, biologiſche, I, 122.
Indogermanen, I, 266; Hinweis auf die Entwickelungskämpfe dieſer Völkerſtämme, I, 267; die Anlagen derſelben, I, 267; bilden in ihren Erlebniſſen nebſt den Semiten das Herz der geiſtigen Entwickelungsgeſchichte der Urzeit, I, 268; II, 31.
Indra, II, 349. 399.
Industrial partnership, I, 51.
Inſtinct, I, 146.
Intelligenz der Raubthiere, I, 75.
Interjectionsſprache der Thiere und Menſchen, I, 163.
Johanniskraut, II, 83.
Irrlicht, II, 119.
Irrthümer, die früheſten in der Erkenntniß, II, 346.
Iſraeliten, in Bezug auf Erhabenheit und Gottheitsvorſtellung, II, 145.
Jubal, II, 217.
Jungenliebe der Affen und Nagethiere, I, 75.
Jungenpflege, ſorgſamere, im Staatsleben, I, 128. 304.
Iwaldi, II, 220.

K.

Kabiren, II, 218.
Kaffern, I, 409.
Kain, II, 215.
Kaiſer, I, 337.
Kalender, der früheſte, II, 347.
Kampf der Arten gegeneinander ums Daſein, I, 26; Beurtheilung deſſelben vom ſittlichen Geſichtspunkte, I, 28. 358.
Kannibalismus, I, 229. 416; Entſtehung deſſelben, I, 394.
Kant, II, 276. 484. 488.
Kapital und Arbeit, I, 50.
Kapitalrieſen gegenüber den Arbeitern und dem Proletariat, I, 49; unſittliche Herzloſigkeit derſelben, I, 49.
Kaſſandra, II, 80.
Katarrhinen, I, 16.
Kataſtrophe, die, in der geſchichtlichen Entwickelung, II, 260.
Kaukaſier, I, 226; Intellect derſelben, I, 229; den Mongolen gegenüber, I, 263.
Keilſchrift, II, 312.
Kerberos, I, 410.
Kerübe, II, 78.
Keule, I, 289.
Kind, Apperceptionsenge deſſelben, I, 345.
Kleidung der Urmenſchen, I, 292.
Kloakenthiere, I, 82.
Knêph, II, 78.
Knochen, Bearbeitung derſelben, I, 290.
Knochenreſte in Grabſtätten, I, 395.
Kobold, II, 119.
Kochkunſt, II, 52. 72. 131. 194.
Koloſſale, das, in der Kunſt, II, 406.
Konrad von Würzburg, II, 248.
Kooſſa, die, II, 124.

Körperlosigkeit, Mangel dieses Begriffs in frühester Zeit, I, 380; wesentlichstes Begriffsmerkmal der Seele, II, 120.
Körperwanderung, II, 121.
Kosmische Anschauung, II, 109.
Kosmogonien, II, 359.
Kosmogonische Speculation, II, 246.
Krähe, Verehrung derselben, I, 413.
Krankheit, Wesen derselben in physiologischer Hinsicht, I, 28; Anschauung derselben während der Urzeit, II, 128. 355; Möglichkeit der Entstehung derselben, II, 129.
Krankheitsheilung durch Zauberer und Priester, II, 53.
Krause, Ernst, II, 216.
Kriticismus, der, mit Rücksicht auf die Geschichte, II, 495.
Krokodil, Grund der Anbetung desselben, I, 413.
Krüppel bei den heutigen Naturvölkern, II, 42.
Krystallisationspunkte normaler socialer Entwickelung, I, 48. 49.
Kuhn, Adalbert, II, 85. 87. 119. 172. 199. 241.
Kuhn, E., II, 133.
Kunst, II, 33; Entwickelungsproceß derselben, II, 403.
Kunst und Erkenntniß, II, 392. 419.
Kunst und Religion, II, 404.
Kunstgeschichte, Beginn derselben, II, 411.
Kunstideal, II, 404.
Kunstidee, Entstehung derselben, II, 426.
Künstler, II, 55.
Kunstproduct, das erste, II, 75.
Kunstsinn, Anlage desselben bei den Thieren, I, 250; Wesen desselben, I, 265; Werth desselben, II, 442.
Kunstwerk, Idee des vollendeten, II, 431.
Kupfer, II, 211.
Kureten, II, 215 fg.

L.

Laborarii, II, 26; scintillae, II, 50.
Laet, de, II, 165.
Lahmen, die, in den Traditionen der Völker, II, 27.
Lamarck, I, 29.
Lâmek, II, 220.
Lamm, II, 107.
Lange, Alb., I, 51.
Latreille, I, 121.
Lazarus, I, 146. 196.
Leben und Tod als Begriffe, II, 119. 120.
Lebensbaum, II, 79.
Leere, Begriff der, II, 309.
Leguével, I, 400.
Leib und Seele, II, 6.
Leibeswandlung, I, 397.
Leibniz, II, 447. 489.
Leichenfraß, I, 395.
Leichenverbrennung, II, 72. 123.
Leichenverehrung, I, 382. 395.
Leitthier, I, 108.
Lemuria, I, 222.
Lenormand, I, 405. 411.
Lepsius, I, 411.
Leuckart, I, 121.
Licht und Finsterniß, II, 356. 394. 461.
Lichtenstein, I, 253; II, 124. 166.
Lichter am Altar, II, 132.
Lichtzauber (weißer), II, 49.
Liebe und Güte, Werth derselben hinsichtlich der Religion, I, 327.
Liebstadt, von, II, 165.
Lilienfeld, Paul von, I, 62.
Link, I, 281.
Linné, I, 19.
Livingstone, II, 27.
Livius, II, 125.
Localculten, II, 321.
Lotosblume, II, 127.
Lotze, I, 147.
Löwe, Grund der religiösen Verehrung desselben, I, 392. 412.
Lubbock, I, 20. 348; II, 145.

Luchs, Verehrung deſſelben, I, 413.
Luft, II, 72.
Luther, II, 468.
Lyell, I, 19.
Lykanthropie, I, 414.

M.

Madagascar, trümmerhafter Reſt eines ſich von hier nach Java und Hinterindien erſtreckenden Feſtlandes, I, 17.
Magie, Entſtehung derſelben, II, 61; Herleitung des Wortes, II, 89; ſchwarze und weiße, II, 91.
Magier, die erſten, II, 49. 182.
Malaien, I, 215; auf Madagascar, I, 227; verglichen mit den übrigen Völkerſtämmen, I, 263.
Malakka, I, 215.
Malthus, I, 30.
Mammuth, I, 20. 292.
Mancheſterſchule, II, 500.
Manen, II, 120.
Mannbarkeit, II, 117.
Mannbarkeitserklärung der Jünglinge bei niedern Völkern, I, 367.
Mannhardt, Wilhelm, I, 9; II, 73.
Marcgrav, II, 165.
Marſchallſtab, II, 75.
Martius, II, 161 fg.
Marty, Anton, I, 205.
Maſchia und Maſchiâna, II, 73.
Maß und Gewicht, II, 313.
Matariçvan, II, 87.
Materialismus, früheſter, I, 380; II, 115. 189.
Mathematiker der Urzeit, II, 313.
Medicinmänner, II, 55.
Medietät, II, 314.
Meiners, I, 337. 404. 405; II, 122. 125.
Melampus, II, 79.
Melqart, I, 411.
Menſchenfraß, I, 395; bei den Braſilianern, II, 164; vgl. Anthropophagenthum.
Menſchengeſchlecht, die Krone des Geſchlechtsbaumes, I, 90.
Menſchenopfer, I, 395; II, 124.
Menzel, II, 349.
Mephiſtopheles, II, 219.
Merx, II, 299.
Meſſiasidee, II, 462.
Meſſiasſagen, II, 473.
Metallarbeit, II, 90.
Metalle, Gewinnung derſelben, urſprünglich für farbige Steine gehalten, II, 210; Vorſtufe und Stufen derſelben, II, 212. 214; Cultur derſelben, II, 217.
Metalle und Metallzeitalter, I, 290.
Mexicaner, I, 263; Werth der Bildwerke derſelben hinſichtlich der Steinzeit, II, 57; Religion derſelben, II, 475.
Meyer, Vona, I, 147.
Midgardſchlange, II, 223.
Milch, als heiliger Unſterblichkeits- und Göttertrank, II, 75. 76.
Militarismus in der Staatenbildung der Ameiſen, I, 116.
Mimir, II, 217.
Miſſionare hinſichtlich ihrer Auffaſſung von Gottheitsvorſtellungen bei Naturvölkern, II, 144.
Mitempfindung, Bedeutung derſelben für Charakter und Verhalten lebendiger Weſen, I, 69.
Mitgefühle, I, 304.
Mohammed, II, 464.
Monarchie, Werth derſelben gegenüber der Republik, I, 107; Regierung in derſelben, I, 140.
Mond, II, 135; Verehrung deſſelben, II, 269.
Mondwechſel, II, 348.
Mongolen, I, 263 fg.; II, 22.
Monotheismus, II, 149; Entwickelung deſſelben bei den Griechen, II, 327.
Moſes, II, 148. 464.
Mulge, II, 216.
Müller, Dietrich, II, 252.

Müller, J. G., II, 163.
Müller, Max, II, 199. 214.
Multiplication, II, 313.
Münter, II, 336.
Musik, II, 217; s. Tonkunst.
Mysterien, II, 325.
Mythenbildung, II, 228 fg.
Mythologie der Ebräer, II, 78.
Mythologische Schule, die veraltete, I, 11.
Mythus, Theorie des, II, 86. 228; Umbildung desselben zur Lehre, II, 231.

N.

Nabbi, II, 220.
Nabe, II, 74.
Nachahmung als psychisches Verbindungsglied zwischen Affe und Mensch, I, 94.
Nachahmungstrieb, Concentration desselben im Urstaate auf den Führer, I, 374; Verbreitung von Erfindungen durch denselben, I, 237.
Nächstenliebe, Werth derselben in Hinsicht auf die Religionsentwickelung, I, 322. 358; der Priesterthätigkeit, II, 54.
Nagethiere, I, 25 fg.
Nahrungsangebot, Mangel desselben und Frage nach ursprünglicher Entstehung desselben, I, 34.
Nahrungsselection der Zellen im gesunden Einzelorganismus, I, 36.
Nahrungsvertheilung, regelrechte, als Grundbedingung normaler organischer Gliederung und Entwickelung, I, 36; im gesunden Organismus, I, 36.
Nashorn, I, 20.
Nativismus, I, 351 fg.
Naturanschauung, zauberische, II, 72.
Naturell der Rassen in der Uranlage bereits divergirend, I, 243; sicherstes psychologisches Unterscheidungszeichen der Rassen, I, 244.
Naturforscher, die frühesten, II, 49. 245.
Naturkräfte, unsichtbare, Entstehung des Begriffs derselben, II, 50.
Naturmensch, I, 341.
Naturphilosophie der Griechen, II, 245.
Neanderthalhöhle, I, 76.
Neger Westafrikas, II, 29.
Negerrassen, I, 227.
Nehustân, II, 222.
Nergâl, I, 411.
Neuseeland, I, 214.
Nibelungen, Ring der, II, 217.
Nichts, Begriff des, II, 309. 345.
Nidhöggr, I, 410.
Nindar, II, 217.
Nirvana, II, 400.
Nisrock, I, 411.
Nothfeuer, II, 40.
Null, Entstehung des Begriffs der, II, 309.
Numerationsmethode, II, 309.

O.

Oberpriester, II, 364.
Ocean, Indischer, als Heimat der Halbaffen, I, 17.
Odin, II, 78. 221.
Offenbarung, II, 47.
Opfer, I, 373; II, 72.
Opfercultus, I, 401; II, 124.
Opferkammern, I, 401.
Opferplätze, II, 174.
Opferwesen, II, 192.
Orakel, II, 107.
Orang (Satyrus orang), I, 16. 223.
Ordnung, Begriff der, II, 346.
Organismus, als Beispiel friedlicher Umbildung und Ausbildung zusammenwohnender, verschiedener organischer Individuen; auch die Gesammtreihe der lebendigen Wesen und Arten müßte einen solchen repräsentiren, I, 36.

Organologiſches Grundgeſetz, I, 56.
Ortsbeſchaffenheit, Werth derſelben hinſichtlich der Ausbildung der Völker, I, 253.
Oſyriskraut, II, 83.

P.

Pantheismus, II, 154.
Panther, Verehrung deſſelben, I, 412.
Panzer, II, 213.
Papuanen, I, 243.
Paradies, Sage über die Ausweiſung aus demſelben, II, 199. 403.
Paradieſiſche Wohnſitze der Culturvölker, II, 186.
Paraſitismus, tiefgehende Bedeutung deſſelben in der Pathologie des Social- und Zellenlebens, I, 43.
Perlen, II, 211.
Perſonificirung der Naturgewalten, II, 142.
Peruaner, I, 263.
Pervin du Lac, II, 271.
Peſchel, I, 214. 241. 244. 256. 262; II, 471.
Pfahlbauten, I, 290; in Auſtralien und Amerika, I, 291.
Pferd, Gewohnheit deſſelben an ſeltſame Erſcheinungen, I, 343.
Pfleiderer, I, 342.
Phallusdienſt, II, 122.
Phantaſie, I, 275; Aufſchwung derſelben, II, 94. 179.
Phariſäerthum, II, 468.
Philoſophie, II, 90; Beginn derſelben, II, 368.
Phlegyer, II, 186. 199.
Phonetiſche Schreibweiſe, II, 292.
Phönizier, Schreibkunſt derſelben, II, 299.
Picus, II, 172.
Placentalthiere, I, 65.
Plaſtidüle, I, 56.
Plaſtik, II, 415. 418.
Plato, II, 473.
Plejaden, Verehrung derſelben, II, 269.
Plinius, II, 128. 148.
Plutarch, II, 148.
Polarvölker, I, 263.
Polytheismus, I, 341.
Poſitionsarithmetik, II, 309.
Poterie, de la, II, 271.
Pramantha, II, 122.
Prescott, II, 277.
Prieſter, gegenüber den Zauberern, II, 144.
Prieſterkämpfe, II, 187.
Prieſterkaſte, II, 177.
Prieſterthum, fand in der allerfrüheſten Zeit in der Menſchengemeinde noch keine Entwickelung, I, 373; II, 152; Entwickelung aus dem Schamanenthum, II, 176 fg.; Herrſchergelüſte deſſelben, II, 176. 192; Aufſchwung deſſelben durch die Schrift, II, 323; Philoſophie des, II, 399; geſunkenes II, 468.
Productive Völker, II, 43.
Progreß, Erklärung des, in der irdiſchen Geſchichte, II, 410.
Promethee, II, 204.
Prometheusſage, II, 85. 198.
Pſalmendichter, II, 420.
Pſychologie, ältere, bezüglich der Entwickelung der Religion, I, 309.
Ptah-Sokari Oſiris, II, 27.
Pyramiden, in Amerika, I, 262; in Aegypten, I, 401. 404.
Pythagoreer, II, 479.

Q.

Quellen, II, 73.
Quipu, II, 307.

R.

Rabe, Verehrung deſſelben, I, 413; II, 107.
Radenhauſen, I, 337.

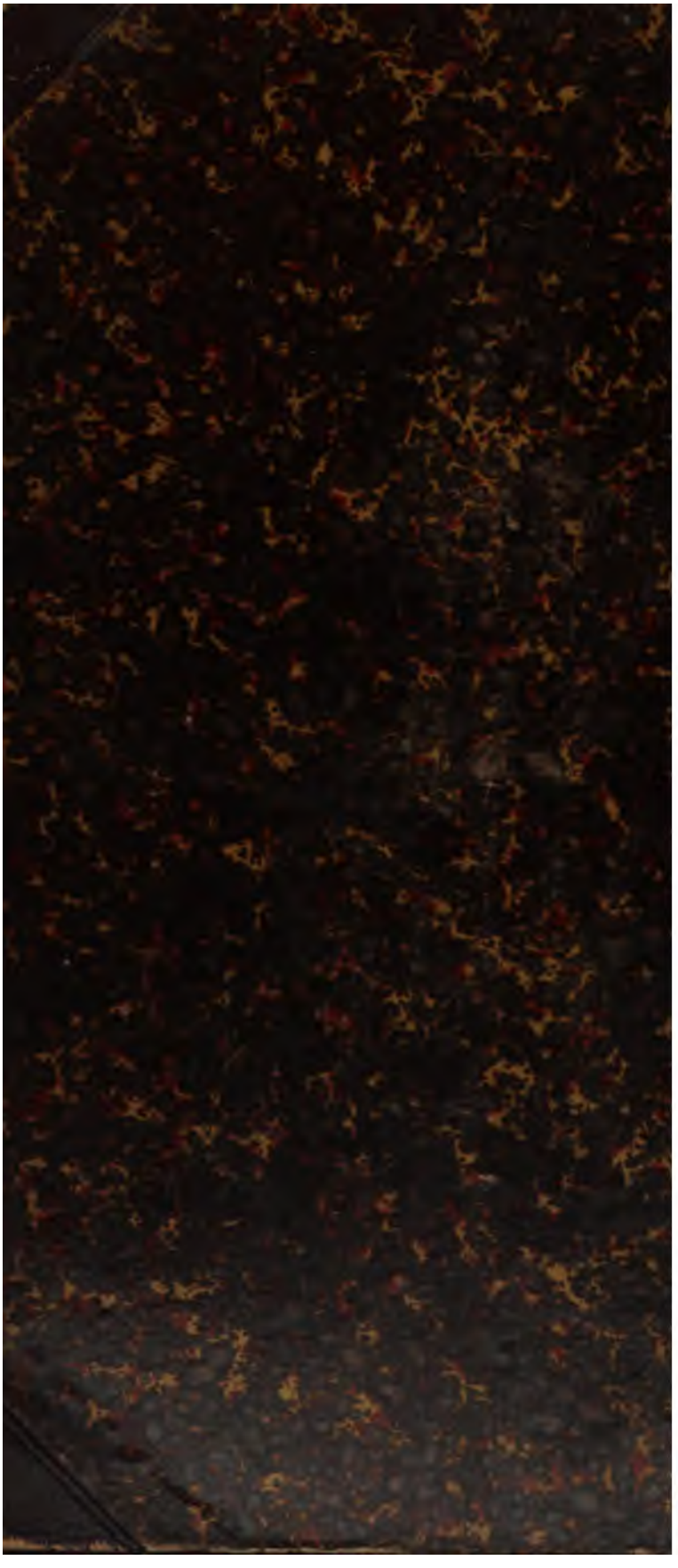
Raſſen, active und paſſive, I, 252.
Raſſenkampf, I, 228 fg.
Raubſucht, Ausbildung derſelben durch den Kampf ums Daſein, I, 30.
Raubthiere, unſittliche Gewohnheiten derſelben, I, 24; Verwandtſchaft derſelben mit den übrigen Deciduaten, I, 66.
Raubvögel, II, 107.
Rauch, II, 73.
Raum und Zeit, II, 275.
Raumanſchauung, II, 267.
Raumleere, Begriff der, II, 345.
Rechenbret, II, 313.
Rechnungskunſt, II, 309.
Rechtsbegriff, Urſprung deſſelben, I, 366.
Regen, Verehrung deſſelben, II, 275.
Regenmacher, II, 275.
Reibung beim Feuerzünden, II, 19. 29.
Reimarus, I, 337.
Reinhard, I, 337.
Reivaspflanze, II, 73.
Religion, inwieweit dem Menſchen angeboren, I, 300 fg.; Spuren derſelben bei den Thieren, I, 303; gegenüber den Naturgewalten, I, 306; Quelle und Entwickelung derſelben, I, 321. 322; Weſen derſelben, I, 332; urſprünglich mit den Triebkräften von Kunſt und Intelligenz verſchmolzen, II, 33.
Religionsſtifter, II, 246. 430. 462.
Religiöſer Entwickelungsproceß, II, 456.
Religiöſer Proceß, I, 274.
Rémuſat, II, 215.
Republik, I, 107. 140.
Rhibus, II, 218.
Rhythmus, II, 420.
Richardſon, I, 414.
Richterthum, primitives, ſich anlehnend an die Häuptlinge und Fürſten, I, 375.
Rieſen, II, 198.
Rieſenhirſch, I, 20.
Rieſenſagen, II, 199.
Ring, II, 207; als Symbol, II, 222.
Rochholz, II, 133.
Roſſäus, I, 337.
Rothkehlchen, Verehrung deſſelben, II, 172.
Röth, II, 362. 369.
Ruſſen, I, 398.

S.

Sahara, I, 281.
Salamander, II, 108.
Sänger, prieſterliche, II, 364.
Savage, I, 16.
Saxo, II, 248.
Scepter, II, 75.
Schädelformen, zur Unterſuchung der Raſſenverwandtſchaften pſychologiſch nicht durchgreifend genug, I, 244.
Schaeffle, Alb. E. Fr., I, 60. 62.
Schakal, Verehrung deſſelben, I, 413.
Schallnachahmung, I, 171.
Schamanen der Urzeit, II, 53; der Naturvölker, II, 55; Schamanenweſen, II, 64; Anſehen derſelben bei Naturvölkern, II, 176.
Schatten als Begriff der Seele, II, 120. 132.
Schatz, II, 80.
Schatzgräber, II, 74. 221.
Schelling, I, 338; II, 495.
Schimpanſe, I, 16.
Schlagworte, II, 238.
Schlange, Verehrung und Cultus derſelben, I, 413; II, 32; Mythus über die, II, 64; vielköpfige, II, 194.
Schlegel, I, 337.
Schleicher, I, 200.
Schleifen der Steine im Steinzeitalter, I, 289; II, 29.
Schmarotzerweſen, Ausbildung deſſelben durch den Kampf ums Daſein, I, 30.
Schmiede, I, 414; II, 90.
Schmiedekunſt, II, 167.
Schmitz, II, 42.
Schnitt, der goldene, II, 436.

Schöne, Idee des, II, 430.
Schöpfer, die Götter als, II, 376.
Schrift, II, 280 fg. 317; Schattenseiten derselben, II, 323; Einfluß derselben auf die mythische Betrachtung der Dinge, II, 361.
Schriften, heilige, II, 362.
Schriftgelehrte, II, 318.
Schriftsprache, II, 283.
Schriftstufen, II, 292.
Schultze, Fritz, I, 338. 345. 406; II, 97. 269 fg.
Schultze, Martin, I, 410.
Schwan, Anbetung desselben, II, 108.
Schwarm, I, 108.
Schwarzkünste, II, 91.
Schwarzkünstler, II, 49.
Schwerter, II, 207.
Sclater, I, 222.
Seele, Mangel des Begriffs in frühester Zeit, I, 380. 397; Bildung dieses Begriffs, II, 7. 115. 268; bei den Brasilianern, II, 162; Beziehungen derselben zur Außenwelt, II, 489.
Seele und Vogel, II, 172.
Seelensitz, II, 171.
Seelenthätigkeit, II, 279.
Seelenwanderungslehre, I, 397; II, 121. 162.
Seher, II, 90. 364.
Sein, Begriff des, II, 309.
Selbsterhaltungstrieb der organischen Zellen, I, 32.
Selectionstheorie, I, 30.
Seligmann, I, 244.
Semiten, I, 266; II, 31.
Semitologen, II, 254.
Seneca, II, 335.
Sepp, II, 465.
Seraphim, II, 79.
Siebengestirn, II, 349.
Sigurdsage, II, 79.
Silber, II, 211.
Silik-mulu-khi, II, 216.
Simrock, II, 197.
Simson, II, 75.
Sindri, II, 220.
Sitte, I, 129; Ursprung derselben, I, 146; religiöse, I, 367.
Sittlich-ästhetische Formen, II, 273.
Sklaven der Gemeinden der Urzeit, II, 26.
Sociale Frage, Einsicht in dieselbe mit Hinblick auf die Lehren Darwin's, I, 31.
Sociales Uebel, causa efficiens desselben in der ganzen organischen Welt, I, 46.
Socialleben, wohlgeordnetes und friedliches, der organischen Zellenwelt, als Bedingung zum Gedeihen der Individuen, I, 31.
Socialwissenschaft in Beziehung zur Naturforschung, I, 41.
Soma, II, 83.
Sonne, Verehrung derselben, II, 269.
Sonnentöchter, II, 211.
Speisung der Todten, I, 401.
Spencer, I, 349.
Sphinxe, I, 391.
Spiegel, II, 87. 241. 374.
Spieltrieb, Wichtigkeit desselben hinsichtlich der geistigen Ausbildung, I, 270.
Spinoza, II, 447.
Spix, II, 161.
Sprache, I, 152; Sprachfähigkeit, I, 152; -wurzeln, I, 178; war keine Erfindung, I, 240; mußte sich nothwendig entwickeln, I, 241; rücksichtlich der Verwandtschaftsbestimmungen der Völker, I, 244; Grundlage des Erkenntnißtriebes, I, 250.
Sprachproceß, Verwilderung desselben in niedern Stämmen, I, 241.
Spring, I, 417.
Staat, seine Unterscheidung von Schwarm und Heerde, I, 110; Entartung desselben bei niedern Völkerstämmen, I, 113.
Staatenbildung, I, 23.
Stab, II, 74.
Stammältester, Verehrung desselben, I, 363.

Stände im urſprünglichſten Staatsleben, I, 125.
Stern, L., II, 296.
Sterndeuterei, II, 335.
Sterne, II, 135; Verehrung derſelben, II, 269.
Stein, II, 29.
Steinhügel, I, 402.
Steinkochen, II, 195.
Steinkreiſe, II, 302.
Steinthal, I, 169. 196; II, 87. 241.
Steinwaffen, Tragen derſelben machten nicht alle Völker gleichzeitig urſprünglich zur Gewohnheit, II, 271; Bearbeitung derſelben hinſichtlich ihrer pſychologiſchen Vorausſetzungen, I, 272. 288.
Steinwaffenarbeiter als Erfinder des Feuerzündens, II, 24.
Steinzeit, I, 288.
Stier, Anbetung deſſelben, II, 107.
Stoliſtes, II, 364.
Storch, II, 107. 133. 172.
Strabo, I, 417; II, 453.
Sturm, Verehrung deſſelben, I, 307; H, 73.
Subſtanz, Begriff der, II, 309. 388.

T.

Tabackrauchen als religiöſe Ceremonie der Indianer, II, 271.
Tabernakelträger, II, 364.
Tabu, I, 399.
Tacitus, I, 404.
Tantièmeſyſtem, Werth deſſelben bezüglich der ſocialen Frage, I, 50.
Tanzkunſt, II, 416.
Tätowirung, II, 286.
Taube, II, 107.
Taube (weiße), als Symbol der Seele, II, 133.
Telchinen, II, 215. 218.
Tempel, II, 175.
Tempelbilder, II, 282.
Teufel, II, 27. 91. 356.
Thiercharakteriſtik, Wichtigkeit derſelben, I, 63. 65.
Thiercultus, I, 382. 402. 405; Erklärung deſſelben, I, 407; Thierſymbolik, II, 106. 162.
Thiere, Verehrung derſelben, I, 5. 319; Apperceptionsenge derſelben, I, 346; urweltliche in äſthetiſcher Beziehung, II, 437.
Thierfabel, I, 414.
Thieriſch-naive Weltanſchauung, I, 380.
Thomaſſon, II, 349.
Thompſon, II, 275.
Thor, II, 221.
Thornton, I, 51.
Thräle, II, 221.
Thrym, II, 221.
Thünen, I, 52.
Tiele, I, 350.
Tiger, Verehrung deſſelben, I, 412; II, 162.
Titanenkampf, II, 187.
Todeserſcheinung, falſche Anſchauung derſelben, I, 293. 378; Thiere hinſichtlich derſelben, I, 379.
Todesvorſtellung, II, 70.
Todtenbuch der Aegypter, I, 411.
Todtendenkmale, II, 282.
Todtengabe, II, 124.
Todtenverehrung, I, 292. 343.
Tonangeber hinſichtlich der Ausbildung der Sprache, I, 182.
Tonkunſt, II, 416; bei Indern und Hebräern, II, 449; bei Aegyptern und Griechen, II, 451.
Traditionen, Werth derſelben bezüglich der Mythenbildung, II, 233.
Trägheit, Geſetz derſelben bezüglich der Raſſenwanderung, I, 223. 224; hinſichtlich des Naturells und der Handgeſchicklichkeit, I, 251.
Transmutation hinſichtlich der Ernährung der Individuen, I, 54. 55.
Traum, I, 377.
Trautvetter, II, 250.